BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

<36614133690013

<36614133690013

Bayer. Staatsbibliothek

ſur

vei. 1033

Oeconomia. Laxira. 18.

~~Oec. gen. N.º 22.~~

Oeconomiſche
Encyklopädie,
oder
allgemeines Syſtem
der
Staats- Stadt- Haus- und Landwirthſchaft,
in alphabetiſcher Ordnung;
von
D. Johann Georg Krünitz.

Neun und fünfzigſter Theil,
von Lahn bis Land-Gut.
Nebſt 27 Kupfertafeln.

Brünn,
gedruckt bey Joſeph Georg Traßler, Buchdrucker, Buch- und Kunſthändler.
1794.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

L. L.

1. Lahn, (der) ein dünn und wie Blech breit geplätterter Metalldraht (*); Fr. Clinquant, Fil glacé. Nach dem die Materie, woraus dieſer Lahn gemacht worden, verſchieden iſt, nach dem bekommt derſelbe auch verſchiedene Namen; als: Goldlahn, Fr. Or en lame, oder Or battu, welcher aus Golddraht, oder aus vergoldetem Silberdraht gemacht wird. Silberlahn, Fr. Argent en lame, oder Argent battu, welcher von Silberdraht verfertigt wird. Lioniſcher Gold- und Silberlahn, oder Meſſinglahn, der aus vergoldetem oder verſilber-

(*) Es ſcheint, daß in dieſem Worte entweder der Begriff der Breite und Dünne, oder auch des Glanzes, zum Grunde liege, weil dergleichen Lahn ſehr glänzend iſt. Im letztern Falle würde es zu glänzen, im erſtern aber zu lein, klein, Leine, u. ſ. f. gehören. Im Schwed. und Isländ. iſt Linda, im Holländ. Lijnd und Lint, und bey dem Ottfried Lahan, eine Binde, ein Band. Siehe Laken. Im Engl. bedeutet lean und im Niederſ. leen, dünne, mager.

derten Kupfer- oder Meſſingdraht zubereitet wird. Alle dieſe Gattungen von Lahn werden theils von den Goldſpinnern auf Seide geſponnen, und ſo verarbeitet, theils ſo, wie ſie ſind, ohne auf Seide oder Zwirn geſponnen zu werden, zur Verfertigung einiger Stoffe, Stickereyen, Spitzen, maſſiver Treſſen, (wo man gar keine Seide darunter ſpinnet, als was zum Aufzuge gehört,) Troddeln und Trangeln an Degen und Hutſchnüren, feiner Cantillen, und anderer dergleichen Arbeiten, die man reicher und glänzender, als gewöhnlich, machen will, gebraucht. Man verkauft ihn in den Gold- und Silbermanufacturen, auf Rollen von 1 bis 2 Loth ohne die Rollen.

Man hat auch Eiſenlahn; ſ. Th. X. S. 661.

Wie der Gold- und Silber-, ſowohl gute oder ächte, als lioniſche oder unächte, Draht gezogen wird, habe ich im IX. Th. S. 468, fgg. beſchrieben. Aller dieſer Draht, wenn er nach ſeinen verſchiedenen Endzwecken zu ſeiner beſtimmten Feine gezogen iſt, wird hernach durch eine eigene Maſchine, welche die Plättmaſchine oder Plättmühle heißt, in einen platt gedrückten Faden oder ſogenannten Lahn verwandelt; denn er möge entweder, ſo wie er iſt, als Lahn gebraucht, oder auf Seide oder Zwirn geſponnen werden, ſo iſt allemal das Plätten nöthig, weil feiner Draht von dieſen Arten niemals rund gebraucht wird. Das Wickeln des Lahnes um Seide geſchieht vermittelſt der Spinnmühle. Durch das Plätten kann der Draht ſo dünn und geſchmeidig aus ſeiner Ründe in das Breite gebracht werden, daß er noch mehr als 3mal ſo viel Seide in ſich faſſet, als wenn er rund geblieben wäre, wodurch die Treſſen und andere Arbeit theils beſſer zu hanthieren ſind, theils nicht ſo hoch im Preiſe kommen, als ehemals, da man ent-

weder nur das Metall mit dem Hammer breit und dünn ſchlug, oder aber die Seide mit runden Gold- und Silberfäden beſpann, oder lauter Maſſivdraht brauchte. Ueberdies bekommt auch ein ſolcher Gold- und Silberdraht durch das Plätten und Ausdehnen ſeinen Glanz, und leuchtet viel ſchöner in die Augen. Es legen ſich daher in rechten Gold- und Silbermanufacturen beſondere Leute auf das Gold- und Silberplätten, die daher auch Drahtplätter, Drahtplättner, Platter oder Plattner genannt werden, ſonſt aber müſſen es, von Rechts wegen, die Gold- und Silberſpinner verſtehen. In Berlin wird das Plätten und Spinnen von Einer Perſon verrichtet.

Die Materialien des Plätters, ſind der Gold- und Silberdraht, nach allen ſeinen Nummern, ſo wie ihn der Drahtzieher dem Plätter vorgearbeitet hat.

Die Werkzeuge des Plätters, ſind: die Plättmaſchine, bey welcher das Hauptwerk auf eine ungemein hell polierte ſtählerne Walze, unter welcher der Draht weggeht, ankommt, und die Polierkeule.

I. Die Plättmaſchine, oder Plättmühle. Fig. 3636 a) ſtellt ſie körperlich dar; Fig. 3636 b) aber iſt ein Durchſchnitt des Gehäuſes durch die Kurbel. In beyden ſtimmen die Zahlen überein. Alle Theile dieſer Maſchine ruhen auf einem Tiſche, und an deſſen Mitte iſt

1. Das Gehäuſe befeſtigt. Dieſes beſteht aus zwey ſtarken hölzernen Wänden, 1, welche 2 Fuß hoch und ½ Fuß breit ſind. Der Zwiſchenraum zwiſchen beyden beträgt 2 Zoll. Beyde ſind oben durch den Kopf, 2, einen ſtarken hölzernen Riegel vereinigt. Dieſe Wände halten zwey metallene Walzen, 3. In der Mitte ſind dieſe Walzen nur von Eiſen, um daſſelbe aber iſt ein ſtählerner Ring, in der Dicke ei-

nes Zolles, angenietet. Man hält dieſe Ringe für eine unbekannte Compoſition, und daher verſtehen die Deutſchen noch nicht die Kunſt, ſie zu verfertigen. Man läßt ſie daher heimlich aus Frankreich kommen; doch werden ſie itzt auch ſehr gut in Neuſchatel gemacht. Ein Paar kommt auf 150 bis 200 Thaler. Vordem wurden ſie auch zu Schwarzenbrück in Sachſen gemacht; die Künſtler ſind aber an dieſem Orte mit ihrem Geheimniſſe ausgeſtorben. Vielleicht kommt es nur darauf an, dieſe Ringe gehörig zu härten, damit der Draht nicht einſchneide, denn ſie haben das völlige Anſehen des Stahles. Auch aus Mailand (*) verſchickt man ſolche Walzen. Der Plätter kauft bloß die ſtählernen Ringe der Walzen, und läßt das Eiſen in ihrer Mitte einſetzen. Sie werden aber nur zuſammen genietet, weil bey einer ſtärkern Zuſammenfügung die Ringe ſpringen würden. Scheint beydes hierdurch noch nicht gehörig verknüpft zu ſeyn, ſo gießt er in die Ritze zwiſchen dem Eiſen und dem ſtählernen Ringe, Häringslake, und verklebt die Ritzen oben mit Wachs; dies vereinigt ſie völlig. Die Stirn der Ringe iſt noch uneben, wenn er ſie kauft, und daher muß er ſie beſchneiden. Er hat zu dieſer Abſicht ein beſonderes Gehäuſe, worein er ſie legt, mit einem Rade bewegt, und mit trocknem Schmirgel, vermittelſt der Polierkeule, ſo wie beym Blutſtein, wie ich weiter unten zeigen werde, abſchleift. Eben dies geſchieht auch

(*) In Mailand ſoll man, wie Hr. Hofr. Beckmann, in ſeiner Ausgabe der von Juſtiſchen Abh. von den Manufakturen und Fabriken, 2 Th. Berl. 1789 gr. 8. S. 261, in einer Anmerk. meldet, ſeit einigen Jahren den groſſen Vortheil erfunden haben, nur die äuſſere Seite des geplätteten Drahtes, der von der Seide abgekehrt iſt, allein zu vergolden. Allein, dieſe Erfindung ſoll itzt nicht mehr genutzt werden, wie Hr. Bar. v. Rieſch, in ſeiner Reiſe I. S. 148, verſichert.

auch, wenn ſich ein Roſt auf einer Walze angeſetzt hat.

Die eiſerne Welle der untern Walze durchbohrt beyde hölzerne Wände des Gehäuſes, und an derſelben ſteckt vorn der Schwängel, oder die Kurbel, 4. Der Durchmeſſer dieſer Walze iſt 7, und ihre Dicke 1½ Zoll. Die obere Walze hat nur 4½ Zoll zum Durchmeſſer, damit ſie deſto leichter von der untern beweget werden könne; ſie iſt aber um einige Linien breiter, als die untere, damit ſie deſto beſſer auf der untern geſtellet werden könne. Ihre Axe läuft in keiner Pfanne, ſondern ſie ruhet bloß auf der untern Walze; und die beyden Wände des Geſtelles hindern, daß ſie nicht auf der Seite ausweicht. Beyde Walzen ſind auf der Stirn nicht eben, ſondern nach einem Zirkelbogen gerundet Fig. 3636 b) zeigt dieſe Rundung der Walzen in ab deutlich. Die Abſicht, daß dieſe beyden Walzen die Geſtalt erhalten haben, als wenn ſie aus zwey Kugeln geſchnitten wären, iſt mannigfaltig. Die ganze Kraft wird bey der Bewegung auf einen Punct eingeſchränkt, und hierdurch der Draht mit mehrerm Nachdrucke platt gemacht. Ueberdem ſind auf dem Drahte noch Ueberbleibſel von dem Wachſe, womit man ihn in der Manufactur beſchmiert. Die Stelle zwiſchen den Walzen, wo der Draht läuft, wird hierdurch bald blind, und dies hindert, daß der feine Draht nicht gehörig platt gedrückt wird, daher muß dieſe Stelle oft abgeändert werden. Wahrſcheinlich würde auch ohnedies der Draht zu oft an Einem Orte laufen, und ihn aushöhlen; allein, durch dieſe Veränderung des Punctes, worin die Walzen ſich berühren, kann man den Draht nach und nach auf allen Puncten der Stirn ſpielen laſſen. Der Plätter nennt den Ort, wo die Walzen ſich berühren, die Bahn, und beſchmiert die Stirn der Walzen mit Baumöhl, um bey der Bewe-

gung zu bemerken, wo die Bahn geht. Bey der Abänderung der Bahn, welche der Plätter ſtellen nennt, bleibt die untere Walze unbeweglich, die obere aber wird auf der einen oder andern Seite hinab gedrückt. Dieſes geſchieht durch folgende Theile der Maſchine. In beyden Wänden ſind ſchmale zinnerne Platten, welche Backen genannt werden, 5, dergeſtalt eingefalzt, daß ſie ſich in denſelben verſchieben laſſen. Sie ſtehen auf der Axe der obern Walze, und man kann dieſe hierdurch auf jeder Seite niederdrücken. Auf den Backen ruhet der Sattel, 6, eine eiſerne Stange, die auf beyden Seiten um einen Zoll vor den Wänden hervor raget. Auf dieſen hervor ragenden Theilen iſt auf jeder Seite eine Feder, oder ein geſchlungenes Eiſen, 7, geſtellt. Vermittelſt einer Schraube, 8, an dem Kopfe oder Querriegel des Geſtelles, über jeder Feder, kann dieſe zuſammen gepreſſet werden. Will der Plätter den Berührungspunct der Walzen oder die Bahn verändern, ſo läßt er die Schraube auf der Seite, wo bisher die Bahn gegangen iſt, etwas nach; dagegen zieht er die Schraube der Seite, wohin er die Bahn verlegen will, an. Die Schraube preßt die Feder zuſammen, die Feder drückt auf den Sattel, dieſer bewegt die Backen; und da die Backen an beyden Seiten auf der Axe der obern Walze ruhen, ſo wird ſie an derjenigen Seite herab gedrückt, wo man die Schraube angezogen hat. Dieſes iſt das Wichtigſte dieſer Maſchine, die Bahn auf alle Puncte der Rundung zu bringen.

Andere ziehen die obere Walze dadurch auf die untere herab, daß ſie um das Ende des Sattels dicke Stricke herum legen, welche bis unter den Werktiſch herab laufen, und daſelbſt ein Paar Breter tragen, welche man mit einem Centner an Bley oder Steinen beſchwert. Siehe Fig. 3636 c)

Auf

Auf der rechten Seite des Gehäuſes befindet ſich der Weiſer, 9, ein gebogenes Eiſen; an ſeiner Spitze iſt ein kleiner Trichter geſchmiedet, und in der Spitze dieſes letztern iſt ein Loch, wodurch man nur den feinen Draht bequem durchſtecken kann. Dieſe Spitze ſteht genau zwiſchen beyden Walzen, und ſein Zweck iſt, den Draht durch ihr feines Loch zu ziehen, und auf die Bahn zu richten. Der Weiſer kann in verſchiedene Schraubenmütter am Boden des Gehäuſes angeſchraubet werden, und wenn die Bahn verändert wird, ſo ändert man auch ſeinen Ort. Das Gehäuſe hindert in der Zeichnung, daß man den Trichter nicht ſehen kann.

Endlich iſt hinter dem Gehäuſe noch ein Schnurrad, 10. Es hat mit der untern Walze eine gemeinſchaftliche Welle, und wird daher zugleich mit derſelben Kurbel bewegt.

2. Dem Gehäuſe zur Rechten, iſt auf dem Tiſche ein Bret, 11, angeſchraubet; auf demſelben ſind zwey kleine hölzerne Säulen, 12, einen Fuß weit von einander, befeſtigt. In jeder Säule bewegt ſich eine Schraube, und beyde halten eine kleine Welle, die Schnecke, welche deshalb auf beyden Enden etwas ausgehöhlt iſt, damit ſie von den Schrauben getragen werden könne, doch ſo, daß man ſie abnehmen kann. Die Welle hat deswegen den Namen Schnecke bekommen, weil an einer Seite ein kleiner Kegel mit parallelen Reifen gedrechſelt iſt, 13. Durch dieſe Reifen kann man die Schnur, vermittelſt welcher die Schnecke von dem Schnurrade in Bewegung geſetzt wird, ſpannen. Auf dieſer Schnecke ſteckt eine kleine Rolle, (Lahnſpule), worauf der geplättete Draht (der Lahn) ſich wickelt.

3. Etwas näher an dem Gehäuſe, ſteht ſenkrecht der Haken, 14, ein ſtarker eiſerner, oberwärts gekrümmter Draht; um deſſen obere Krümmung wickelt

man ein Tuch, welches mit Kreide beſtrichen iſt. Der Plätter leitet den Lahn unter dieſes Tuch, damit er von dem Oehl der Walzen gereiniget werde.

4. Zur Linken des Gehäuſes ruhet der Sporn, 15; er beſteht gleichfalls aus zwey kleinen Säulen, die aber von Eiſen ſind, damit ſie gehörig Widerſtand thun können, wenn die Walzen den Draht von ſeiner Rolle abwickeln. An der einen Säule iſt eine Schraube angebracht; an der andern iſt nur, der Schraube gegen über, eine eiſerne Spitze. Beyde halten auf die Art, wie vorher die Schnecke getragen wurde, das Spornholz, eine kleine hölzerne Welle. Auf dieſem Spornholze ſteckt der ungeplättete Draht. Man ſieht leicht, daß dieſe Schraube ſowohl, als die vorigen beyden, die Abſicht haben, daß man die Wellen, welche ſie halten, mit ihren Rollen abnehmen kann.

5. Zwiſchen dem Sporn und dem Gehäuſe, ſteht die Birn, 16, ein gedrechſeltes Holz, welches dieſe Benennung von ſeiner Geſtalt erhalten hat. In ihrem obern Ende iſt ein Einſchnitt, welcher durch eine Schraube erweitert und zuſammen gezogen werden kann. In dieſem Spalte befindet ſich gleichfalls ein mit Kreide beſtrichenes Tuch. Man läßt den Draht durch daſſelbe ſpielen, wodurch er, ehe er nach den Walzen kommt, von ſeinem Schmutze, welcher die Walze blind machen würde, gereinigt wird.

II. Die Polierkeule, Fig. 3637, iſt ein länglichbreites Holz, hinten mit einem Griff. Die breite Seite dieſes Holzes iſt in der Mitte etwas erhöhet, damit ſie ſich gut an die Walzen der Plättmaſchine anſchließe. Die Stirn der Walzen muß jederzeit eben und glänzend ſeyn, weil ſie ſonſt dem Lahn nicht den gehörigen Glanz geben; und daher muß ſie der Plätter jederzeit polieren, wenn die Bahn auf allen Puncten ihrer Stirn geweſen iſt. Er zerſtößt und durch-

ſiebt

ſiebt in dieſer Abſicht Blutſtein, feuchtet ihn mit Waſſer an, und tunkt die Polierkeule in dieſe Maſſe. Alsdann hält er die Keule zwiſchen beyde Walzen, und bewegt dieſe mit der Kurbel; hierdurch werden ſie glänzend wie ein Spiegel. Anſtatt des Blutſteines kann man ſich auch der Zinnaſche, welche mit Branntwein flüſſig gemacht worden iſt, bedienen. Das erſtere aber iſt beſſer.

Im Sommer muß man die Plättmaſchine bedecken, wenn nicht gearbeitet wird, damit die Walzen nicht heiß werden, denn dies ſchadet ihrer Härte, und der Draht ſchneidet ein. Uebrigens hat der Plätter nicht zu befürchten, daß die Walzen bey der Arbeit ſich erhitzen. Der Draht berührt die Walzen nur auf der Bahn, und der Plätter verändert dieſen Punct ohnedies zum öftern. Daher iſt die Friction nur ſehr geringe, und er kann ohne Gefahr den ganzen Tag mit der größten Geſchwindigkeit arbeiten. Nur bey dem ſtärkſten Drahte trifft es ſich zuweilen, daß er anhalten muß.

Der geplättete Draht wird Gold- und Silberlahn genannt. Num. 1 bis 6 verbraucht man vorzüglich zu Lahntreſſen; Num. 6 bis 11 aber zum Spinnen reicher (Gold- oder Silber-) Fäden.

Der glatte Lahn wird folgendergeſtalt verfertigt. Der Plätter ſtellt eine mit Gold- oder Silberdraht angefüllte Rolle, ſo wie er ſie von der Manufactur erhält, auf die Welle des Spornes, 15, und zieht den Draht durch das Tuch der Bira, 16. Er ſteckt ferner die Spitze des Drahtes durch die kleine vordere Oeffnung des Trichters an dem Weiſer, 9, nachdem er vorher ſeine Spitze genau auf die Bahn der Walzen gerichtet hat. Die linke Hand des Künſtlers

bewegt nun die Kurbel, 4, hierdurch aber zugleich die untere Walze, und das Schnurrad, 10. Dieſe Walze ſchleift die obere gleichfalls herum, denn dieſe ruhet bloß auf der untern. Bey der Bewegung iſt die Richtung der untern Walze rechts; und man ſieht leicht, daß die obere ſich links herum bewegen muß. Durch dieſe verſchiedene Bewegung der Walzen, und durch ihren Druck gegen einander, wird der Draht, wenn ſeine Spitze ſich der Bahn der Walzen nähert, von den Walzen ergriffen, durchgezogen, und geplättet, oder platt gedrückt. Der Draht hatte vorher eine matte oder blaſſe Farbe, allein durch den Druck der glatten Walzen wird er poliert, und bekommt eine hohe Gold- oder Silberfarbe. Der Lahn iſt ungefähr 3 bis 4mal breiter, als der Draht, woraus er geplättet iſt. Dieſer geplättete Faden wird alsdann, ſobald er aus den Walzen heraus kommt, unter dem Haken 14 weg, zu der Schnecke 13 geleitet, und mit Speichel an die kleine Rolle auf dieſer Welle angeklebt. Dieſe Schnecke wird bey dem Herumdrehen der Kurbel vermittelſt des Schnurrades bewegt, und hierdurch der Lahn auf die kleine Rolle der Schnecke gewickelt. Damit aber der Lahn auf der kleinen Rolle ſich allenthalben gleich vertheile, hält und lenkt ihn der Plätter vor der Rolle mit einem Glaſe in der rechten Hand. Dieſes Glas iſt vorn etwas breit, damit der Lahn ſich nicht abſtreife, Es iſt gewöhnlich ein Schaft von dem Fuſſe eines zerbrochenen glatten Weinglaſes.

Der Schlangenlahn wird als Cantille (ſiehe Th. VII. S. 628, fgg.) verfertigt, die aus eiſernem Draht Num. 6 oder 7 gewunden iſt. Der Plätter zieht die Cantille aus einander, und plättet ſie, wie den Draht. Der Bortenwirker braucht ſie zum Einſchlag.

Die

Die ſpaniſche Kette plättet man gleichfalls aus Cantille. Sie wird erſt durch weit aus einander geſtellte Walzen etwas gequetſchet; alsdann zieht man ſie aus einander, doch ſo, daß noch Ringel bleiben, die platt neben einander liegen. Hernach werden ſie auf einer untern Walze, die in der Mitte der Stirn einen kleinen Reif hat, geplättet. Die Hälfte der Cantille liegt beym Plätten in dem Reif, und wird nicht platt gedrückt, die andere Hälfte aber plätten die Walzen.

Die hohen Nummern des Drahtes erhalten durch einmaliges Plätten ſchon ihre gehörige Breite; die ſtärkern aber müſſen wohl 2 bis 3mal zwiſchen die Walzen gebracht werden, und ſie werden alsdann auch dichter zuſammengebracht. Soll aber dieſer ſtarke Lahn zu Cantille angewendet werden, ſo wird er auch nur 1mal geplättet.

Wie weit das Gold auf dem Lahne geſtreckt wird, ſ. Th. XIX. S. 277.

Hierauf wird der Lahn zum Theil auf der Spinnmühle in ein reiches Geſpinnſt verwandelt, wie man im XLI. Th. S. 666—672 ausführlich beſchrieben, und Fig. 2320—2322 abgebildet findet. Siehe auch im IX. Th. S. 473, fgg.

Lahn=Rad, das Rad in einer Spinnmühle der Goldſpinner, welches mitten im Geſtelle derſelben unter der groſſen Schnecke auf einer gemeinſchaftlichen Welle mit dem kleinen Schneckenrade liegt. S. Th. XLI. S. 670.

Lahn=Riegel, nennen die Goldſpinner den um den Seidenfaden ſich umwickelnden Lahn.

Lahn=Ring, Ringe von Lahn, womit die goldenen und ſilbernen Kleiderknöpfe überkleidet werden.

Lahn=Spule, ſ. oben S. 7.

Lahn=Stein, ein Zierrath am Hute, welcher auf folgende Weiſe entſteht. Es wird eine Cantille etwas

aus

aus einander gezogen, daß man Seidenfäden und Lahn zwiſchen die abſtehenden Ringel legen und hierdurch befeſtigen kann. Alsdann biegt man die Cantille aus freyer Hand zu einer Figur, es ſey eine Roſe, ein Kreis oder Stern, und bindet beyde Enden der Figur mit Seide zuſammen. Hernach wird um die Figur dergeſtalt Seide gewickelt, daß der Raum, den die Cantille einſchließt, unten und oben damit ausgefüllt iſt. Wird der Lahnſtein mit Goldlahn überzogen, ſo muß die Seide gelb ſeyn; wird er aber mit Silberlahn überzogen, ſo muß die Seide weiß ſeyn. Die Seide giebt dem Lahnſteine bloß eine Dichte, denn man bedeckt ſie völlig mit Gold- oder Silberlahn. Das Bewinden mit Lahn muß nach der Richtung der Figur des Lahnſteines geſchehen. Um den Umkreis des Lahnſteines werden mit Gold= oder Silberdraht kleine Zähne oder andere Figuren genähet.

Lahn=Treſſe, aus Lahn gewirkte Gold= oder Silbertreſſen. Siehe Treſſe.

2. **Lahn**, **Laen**, bey den Chineſern, ein Gewicht, nach welchem der Werth der Dinge beſtimmt wird. Ein Lahn, in Silber, beträgt 1 ruſſ. Rubel und 40 bis 70 Kopeiken (ungefähr 2 Thl.); ein Lahn, in Gold, wechſelt im Werth von 10 bis 18 Lahn Silber.

3. **Lahn**, ein Fluß; ſ. **Löhn**.

Lähn, **Lehn**, eine Stadt im Fürſtenthume Jauer, in Niederſchleſien, an dem Bober. Sie hat den Urſprung ihrer Erbauung ſowohl, als Benennung, dem unweit davon befindlichen alten Bergſchloſſe **Lähnhaus** oder **Lehnhaus** zu danken. Denn unten im Thale und am Fuße des Berges, wo Lähnhaus ſteht, ſoll vormals ein Birkenbuſch und ein geringes Dörfchen von einigen Fiſcherhütten, Birkenau genannt, geſtanden haben, welchen Buſch Herzog Heinrich

(bar-

(barbatus), der nebſt ſeiner Gemahlinn, der frommen Fürſtinn **Hedwig**, dieſes Schloß oft zu beſuchen, wechſelweiſe zu bewohnen, und hier gewöhnlich die Lehn zu ertheilen pflegte, ausholzen, und an deſſen Stelle die Stadt Lähn 1214 erbauen ließ, die Anfangs, ſo wie das zuerſt hier geweſene Dörfchen, Birkenau hieß, bald darauf aber, wahrſcheinlich um die Zeit, da das Bergſchloß ſeinen erſten Namen Spörner oder Spörnchen, in Lehnhaus (Curia feudalis) verwandelte, **Lähn**, **Lehn** (Feudum) genannt wurde.

Die erſten Einwohner dieſes Ortes waren Tuchmacher, die Herzog **Heinrich**, als Stifter deſſelben, durch Ertheilung vieler anſehnlichen Privilegien von Löwenberg hierher zog; und da die Wollmanufacturen nebſt den Bergwerken damals der vorzüglichſte Nahrungszweig des Landes waren, ſo kam dieſe neue Stadt gar bald in einen ſehr blühenden Zuſtand, worin ſie auch während der Regierung der Schweidnitz-Jauerſchen Herzoge, und einige Zeit nachher, beynahe 200 Jahr erhielt. Damals, beſonders zur Zeit Bolko des Groſſen, muß Lähn auch viel anſehnlicher, als itzt, geweſen ſeyn; denn nun ſteht es mit Nimtſch in ziemlich gleichem Verhältniß, da ehedem Nimtſch nur 2, Lähn hingegen 20 Mark Abgabe gab.

Die Herzoginn **Agnes** machte den Anfang, das von ihren Vorfahren ererbte Schloß Lehnhaus, und folglich auch Lähn, durch Burggrafen verwalten zu laſſen. Die erſten waren **Bernhard** und **Nikolaus** v. Zedlitz, welcher 1378 mit Bewilligung gedachter Fürſtinn die halben Untergerichte dieſer Stadt an den Franz Vogten Sohn daſelbſt verkaufte. Von der v. Zedlitzſchen Familie kam beydes zu Ende des 14ten Jahrhunderts an die **v. Röder**. Darauf beſaſſen

ſaſſen es die v. Zedlitz, Röchlitz genannt, nachdem Hans v. Zedlitz-Röchlitz Stadt und Schloß um 1906 Gulden Ungr. vom Wenzel v. Warnsdorf erkauft, und darüber von K. Georg, d. Prag 1464 am Tage Philippi Jacobi, eine Confirmation erhalten hatte. 1530 brachten die Brüder Hans, Balthaſar, Heinrich, Melchior und Caſpar v. Hochberg-Güttmansdorf das kön. Schloß Lehnhaus pfandweiſe an ſich, welches ihnen Montag vor Laurentii von der königl. Lehnshand aufgelaſſen wurde. Melchior und Caſpar blieben die Beſitzer, von welchen es ſodann abermal pfandweiſe an Cph. v. Röder kam, der vom K. Ferdinand I. einen Brief, d. Prag den 16. Jun. 1536 erlangte, daß er darauf 300 Gulden zum nothdürftigen Bau anlegen durfte. Nach dieſem fiel es wieder an die v. Zedlitz, worunter 1541 Chriſtoph, 1585 Sebaſtian, und hernach Konrad von Zedlitz angemerkt ſind. Letzterer erhielt den 12. Dec. 1605 vom K. Rudolph II. die Gerichtbarkeit über Lähn erb- und eigenthümlich. Endlich erkaufte 1653 Adam von Kühlhans für ſich und ſeine Erben das berühmte Lehnhaus; er bauete auf dem Berge nicht weit von dem alten Schloſſe, welches in den Kriegen des K. Georg mit Matthias ein Raubneſt geworden, und nach dem dreyßigjährigen Kriege zerſtört worden war, einen neuen Rittersitz, und anſtatt der hölzernen Hedwigiskirche ein kleines Gotteshaus, zu welchem ſeine vier Söhne den Grundſtein legten. Er blieb im Beſitz bis 1663, wo ihm ſeine Wittwe Anna Urſula, geb. v. Dobſchütz, und dieſer 1690 Leopold v. Kühlhans folgte, der in gedachtem Jahre der Stadt nicht nur die andere Hälfte von den Untergerichten, ſondern auch die Landvogtey nebſt den Obergerichten für 2000 Thlr. ſchl. verkaufte, wodurch nun Lähn ganz unabhängig von Lehnhaus ward, und die Bür-

gerſchaft bewogen wurde, den letzten von dieſem Dominio angeſetzten Bürgermeiſter mit Gewalt aus der Stadt zu jagen.

Ehedem hatte dieſer Ort viele Privilegien, als: vom Herzog **Bolko** II. von 1357, ohne Galgen richten zu dürfen, und über das Meilenrecht in Anſehung der Handwerker; vom K. **Ferdinand** I., **Maximilian** II., **Rudolph** II., **Matthias** und **Ferdinand** II. und III., und laut der Confirmation vom K. **Ferdinand** IV. d. Wien, d. 17. Sept. 1650, noch verſchiedene andere Freyheiten, wovon aber die Urkunden nach und nach verloren gegangen ſind. Es war hier vor Zeiten alle Mittwoch ein berühmter Salzmarkt, da das Dominium Lehnhaus ſelbſt, als auch die dazu gehörigen Dörfer das benöthigte Salz abnehmen mußten, weswegen 1405 mit **Heinz** v. **Röder** ein Vergleich gemacht wurde (*). Ferner war Sonnabends ein groſſer Wochenmarkt; doch beyde ſind, gleich andern gehabten Vorrechten, längſt erloſchen. Ueberhaupt iſt dieſe Stadt durch die Verwüſtungen des Krieges und allerley Unglücksfälle ſehr von ihrem ehemaligen Flor herunter gekommen.

Die Stadt liegt auf einem ziemlich fruchtbaren Boden, rings umher von Bergen eingeſchloſſen, in einem Thale, 8 Meilen von Jauer, und hat weder Mauern, noch Thore, noch Garniſon. Oeffentliche Gebäude ſind: Die Stadtpfarrkirche ad St. Nicolaum; die evangeliſche Kirche; die katholiſche und die evangeliſche Pfarrwohnung; die katholiſche und die evangeliſche Schule; das Hoſpital; das Rathhaus; das Zollhaus an der Brücke; das Hirten-, das Brau- und Malz-, das Flachs und das Schießhaus. Privat-

(*) Von dieſem Vergleiche rührt wahrſcheinlich der Zins von 18 Scheff. Salz, den die Stadt noch itzt jährlich an das Dominium Lehnhaus entrichten muß, her.

rathäuſer ſind 194. Die Zahl der ſämmtlichen Einwohner war, bey letzterer Aufnahme, 385 Manns- und 425 Weibsperſonen; zuſammen 810 Perſonen. Die jährliche Conſumtion derſelben beträgt: 260 Scheffel Weizen, 2560 Sch. Roggen, 100 Sch. Branntweinſchrot, 240 Sch. Malz, 32 Stück Ochſen, 308 Stück Schweine, 423 St. Kälber, 689 St. Hammel.

Die beſte Nahrungsquelle war in den erſten Zeiten das Tuchmachen; da dieſe aber ſeit ſehr vielen Jahren ganz vertrocknet iſt, ſo nähren ſich die Einwohner nun:

1. Vom Ackerbau, welcher ziemlich anſehnlich iſt. Die Bürger beſitzen nicht nur auf dem ſtädtiſchen Terrein viel Ackerland, ſondern auch unter der kleppelsdorfer Jurisdiction, laut Kauf von 1325, die ſogenannten Huben, und die daſigen Flecken von 1389, vermöge eines Ankaufes von **Konrad von Zedlitz**. Ferner haben ſie noch durch Kauf 1412, mit Einwilligung des Biſchofes **Wenzel**, einige Huben Land aus der katholiſchen Pfarrwidmuth an ſich gebracht. Die Beſitzer dieſer Aecker machen eine Commune aus, und die Eigenthümer der kleppelsdorfer Grundſtücke haben ſogar unter ſich einen eigenen Scholzen, Schöppen, und eigene Schöppenbücher darüber. Sie entrichten an das Dominium daſelbſt einen jährlichen Grundzins, geben bey Kauffällen demſelben das beſtimmte Laudemium, ſind aber von ihm weiter nicht abhängig, noch robothſam, und entrichten die Steuern als eine einzelne Dorfgemeine. Die Aecker auf der Pfarrwidmuth hingegen werden zur Stadt gerechnet, ſtehen unter der Acciſe, und ſind dem Servis unterworfen. Die Commune prätendirt, bey vorfallendem Verkauf der zu den Huben und Flecken gehörigen Grundſtücke, das Vorkaufrecht vor Fremden.

2. Vom

2. Vom Bierbrauen, wovon ehedem der Erwerb ſehr beträchtlich war, indem die Stadt den Ausſchrot auf viele Dörfer hatte. Nachdem aber ſolcher durch die 1694 von den Ständen geſchehene Reluition verloren gegangen iſt, bringt der Brau-Urbar, wozu 63 Häuſer berechtigt ſind, wenig mehr ein, und ſchaffet den Eigenthümern, wegen des ſchlechten Verlages, eher Schaden als Vortheil. Jezt ſteht das einzige Dorf Ernſtberg nur noch unter dem Ausſchrotzwange. Sonſt zeichnete ſich dieſer Ort in vorigen Zeiten auch durch ein beſonderes gutes Märzbier aus, von welchem noch die unter den Scheunen daſelbſt befindlichen Keller herrühren ſollen, in welchen es abgegohren und aufbehalten wurde.

3. Vom Handel, der aber nicht erheblich iſt, und mit Specerey, Garn und Leinwand, nur im Kleinen getrieben wird. Ein ſtarkes Gewerbe macht das werkene Garn aus, welches hier in Menge geſponnen wird. Vor einigen Jahren legte der Seifenſieder **Friedrich** eine Pottaſch-Siederey an, die nun in vollem Gange iſt, und ſtarken Abſatz hat. Desgleichen hat der Goldſchmied und Juwelier **Rettig** einen Seidenhandel etablirt. Der Wochenmarkt am Sonnabend iſt ganz eingegangen. Jahrmärkte ſind ſechs, wovon der ſo genannte Taubenmarkt (*) am meiſten beſucht wird.

4. Von Künſten und verſchiedenen Handwerken. Deren ſind hier folgende: 1 Apotheker, 1 Bader, 5 Bäcker, 1 Barbier, 1 Brauer, 1 Branntweinbrenner, 3 Büttner, 1 Corduaner, 2 Färber, 9 Fleiſcher, 1 Glaſer, 1 Goldſchmied, 1 Handſchuhmacher,

(*) Journal einer Reiſe von Kapsdorf nach Lähn auf den Taubenmarkt, im Febr. und März 1791, von dem kön. preuß. Staatsminiſter, Freyherrn von Zedlitz, ſt. in der berlin. Monathsſchr. Mai 1791, S. 402—414.

macher, 2 Hechelmacher, 3 Hutmacher. 1 Knopfmacher, 5 Kürſchner, 37 Leinweber, 2 Maurer, 1 Nagelſchmied, 2 Orgelbauer, 1 Pfefferküchler, 2 Rade- und Stellmacher, 4 Riemer, 1 Rothgärber, 2 Sattler, 1 Schleifer, 3 Schloſſer, 3 Schmiede, 7 Schneider, 1 Schorſteinfeger, 16 Schuſter, 5 Seifenſieder, 2 Seiler, 1 Siebmacher, 1 Steinmetz, 3 Stricker, 5 Tiſchler, 2 Töpfer, 1 Uhrmacher, 8 Weißgärber, 1 Zimmermeiſter.

Die Stadt-Kämmerey beſitzt etwas Buſch; einen Krautberg, welcher in einzelne Flecke getheilt, von der Bürgerſchaft gegen einen jährlichen Zins genutzt wird; Aecker zu einigen 20 Scheff. Ausſaat; eine Vieh-Weide, worauf die Einwohner bisher ihr Vieh umſonſt hüten durften; einen rothen Steinbruch, deſſen Steine ſehr brauchbar ſind. Man fieng vor einigen Jahren auch an, Bergwerke zu Steinkohlen auf ſtädtiſchen Boden anzulegen, allein die Ausbeute war ſchlecht, und das Werk blieb liegen.

Die Jagd und Bober-Fiſcherey tragen jährlich kaum 20 Rthlr., da der beſte Theil derſelben, die Zuppen-Fiſcherey, meiſt auf die katholiſche Pfarrwidmuth trifft.

Die jährlichen Einkünfte ſind 800 Rthlr. Man ſucht ſolche zu vermehren, indem darauf angetragen worden iſt, daß die Bürgerſchaft für jedes auf der Kämmerey-Trifft weidendes Stück Vieh jährlich 12 Gr. zahlen, für die bisher bey öffentlichen Stadt-Bauten geleiſteten Hand-Dienſte aber ein gewiſſes Geld entrichtet, und auf den Kämmerey-Etat gebracht werden ſoll.

In Kameralſachen ſteht Lähn unter dem Steuer-Rathe zu Liegnitz im glogauiſchen Kammer-Departement

ment; in Juſtizſachen, unter der Oberamts-Regierung zu Breslau.

Der Magiſtrat übt in der Stadt die Ober- und Nieder-Gerichtbarkeit aus, und adminiſtrirt die öffentlichen Caſſen. Das Collegium enthält: 1 dirigirenden Bürgermeiſter, 1 Proconſul und Notarius, 1 Feuer-Bürgermeiſter, 1 Kämmerer, und 2 Senatoren. Bey dem kön. Acciſe- und Zollamte, ſind: 1 Einnehmer, 2 Commis, und 2 Thorſchreiber.

Beyträge zur Beſchreib. von Schleſien, (von Hrn. Zimmermann.) 6 B. (Brieg, 1786, 8.) S. 244—256.

Lähne, ſiehe Lehne.

Lahneck, ein Schloß auf einem hohen Felſen an der Löhne, neben Ober-Löhnſtein, wo die vorüber fahrenden Schiffe den Zoll entrichten müſſen, zum Erzſtift Maynz gehörig.

Lahnſtein, ſiehe Lohnſtein.

Laholm, oder Lageholm, eine kleine Stadt in der ſüdergothländiſchen Landſchaft Halland, wo der Fluß Laga in die offene See fällt. Sie hat guten Lachsfang. Der daſige Lachs wird für den beſten in Schweden gehalten. Das dabey auf einer kleinen Inſel in dem Fluſſe liegende verwüſtete Schloß, iſt zu Zeiten Karl's XI. zerſtöret worden. Auf den Reichstagen iſt ſie die 85ſte Stadt. Nahe dabey liegt ein Domänengut. Der Ort brannte 1764 faſt ganz ab.

Laib, ſiehe Leib.

Laibach, ſiehe Laybach.

Laibitz, ung. Lebitz, ſlaw. Lubitza, ein Marktflecken an einem Bache gleiches Namens, welcher vor Alters eine der beſten und volkreichſten der Sechzehn Zipſerſtädte in dem Königreiche Ungarn, und mehr als 4 Mahl ſo groß war, als er jezt iſt, da er ungefähr 200 Wohnhäuſer enthält. Er iſt inſonderheit durch

Feuersbrünſte verwüſtet worden, dergleichen 1659, 1680 und 1708, hier gewütet haben. Die Einwohner ernähren ſich theils vom Ackerbau, theils und am meiſten vom Holzhandel, indem ſie mit Brennholze, welches ſie nach Käsmark, das nur 1 Meile davon entfernt iſt, ſtarken Handel treiben.

Laich, laichen; ſiehe Leich.

Laie, (der) ein aus dem Lat. Laicus, Griech. λαϊκος, vornehmlich in der römiſchen Kirche übliches Wort, weltliche Perſonen zu bezeichnen, welche keine Ordensperſonen oder Geiſtliche ſind, ohne Unterſchied des Standes oder Geſchlechtes.

Daher: der Laien-Bruder, Frater Laicus, Converſus, eine weltliche Perſon in einem Mönchskloſter, welcher zur Bedienung der eigentlichen Ordensperſonen iſt; einer, der ſich in einen geiſtlichen Orden begiebt, doch ſo, daß er Prieſter zu werden nicht begehrt, ſondern allein des Dienſtes im Kloſter wartet; ſ. Th. XL, S. 693 und 702. Die Laien-Schweſter, Soror Laica, eine weltliche Perſon in einem Nonnen-Kloſter, welche zur Bedienung der eigentlichen Ordensperſonen da iſt; eine Nonne, die nicht mit zu Chore geht, ſondern nur des Dienſtes in dem Kloſter wartet; ſ. Th, XL, S. 710 und 714. Die Laien-Pfründe, eine geiſtliche Pfründe, welche von einem Weltlichen beſeſſen wird.

Weil in den mittlern Zeiten die Geiſtlichen allein gelehrt waren, oder wenigſtens Lateiniſch leſen konnten, ſo bedeutete das Wort Laie auch oft ſo viel als einen Ungelehrten, in welchem Verſtande es ſchon Ap. Geſch. 4, 13. 1 Cor. 14, 16. vorkommt. Ja noch izt bezeichnet es zuweilen eine in einer Sache unerfahrne Perſon. Ein Laie in der Weltweisheit, in den ſchönen Künſten.

Im Schwabenſp. Laige, Lay, des Laigen furſt, der weltliche Fürſt, im Winsbeck Leie, im Niederſ. Leige,

und

und mit einem verächtlichen Nebenbegriffe Laks, Läks, Läke, im Schwed. Lek, Lekman, im Angelſ. und Engl. Layman, im Isländ. Leikman, im Walliſ. Llyg, im Span. Leyo. In der Stadt Osnabrück wird die geſammte Bürgerſchaft in gewiſſe Laiſchaften, d. i. weltliche Geſellſchaften, eingetheilet, und in dem Stifte Osnabrück werden diejenigen Geſellſchaften der Weltlichen, welche die Geiſtlichkeit ehedem hinderten, noch mehr liegende Gründe an ſich zu kaufen, gleichfalls Laiſchaften genannt. Der oberdeutſche Doppel-Laut ai wird nur noch zu Ehren der Abſtammung beybehalten, ſonſt könnte man es auch Leie ſchreiben, wie in den mittlern Zeiten wirklich von Vielen geſchahe.

Laie, ſ. Sau.

Laine, ſ. Wolle.

Laiſchaft, ſ. kurz vorher, auf dieſer Seite.

Laiſchew, Laiſchow, die Kreisſtadt des laiſchewſchen Kreiſes, im ruſſiſchen General-Gouvernement Kaſan, an dem Einfluſſe des Fluſſes Kama in die Wolga, wo die von Permien kommenden Salzſchiffe jährlich anlanden, welche ſodann, durch die hier gemietheten Arbeitsleute, die Wolga hinauf nach Niſchneinowgorod gezogen werden.

Laite, Laiten; ſ. Leite.

Laiteron, *Laitron*, *Sonchus* Linn; Sonchen-Kraut.

Laiton, ſ. Meſſing.

Laitue, ſ. Lattich.

1. Lake, Salzwaſſer, beſonders die ſalzige Brühe von eingeböckeltem Fleiſche oder eingeſalzenen Fiſchen; Fiſch-Lake, Fleiſch-Lake, Härings-Lake. Siehe Bökel, im VI Th. S. 65.

Dieſes Wort iſt aus den niederdeutſchen Seeſtädten zu uns gekommen, und iſt mit Lache, ſo fern es ehedem einen jeden flüſſigen Körper bedeutete, Niederſ. Lake, (ſ. Th. LVIII, S. 159) ein und eben daſſelbe Wort. Daher es vollſtändiger Salz-Lake lautet, d. i. Salz-Brühe. Das Schwed. Laka bedeutet gleichfalls Brühe, Bjorklaka, Birkenſaft, und Sallaka, Salz-Lake.

2. **Lake**, eine Rechen-Münze; ſ. 3 Lack, im LVIII Th. S. 412.

Laken, (das) ein niederſächſiſches Wort, welches Tuch bedeutet, d. i. ſowohl ein feſtes wollenes, als auch ein grobes leinenes Gewebe. Ein ſchönes, ein feines Laken, ein ſchönes, ein feines Tuch. Er hat ſich ein feines holländiſches Laken, d. i. ein feines holländiſches Tuch, zum Kleide genommen. Daher der Lakenmacher, der Tuchmacher. In der Zuſammenſetzung hat Bettlaken, Heulaken, Tiſchlaken, eben die Bedeutung, als Bett-Tuch (ſ. Th. IV, S. 340), Heu-Tuch (ſ. Th. LVII, S. 458), Tiſchtuch. Man verſteht dabey, daß es Leinen ſey, oder man muß die Art des Zeuges ausdrücklich benennen: ein ſeidenes Bett-Laken, u. ſ. w.

Das Wort Laken hat auch allemal eine Beziehung auf größere Stücke; wenigſtens wird es nicht, wie wie das Wort Tuch, von kleinern gebraucht. Man ſagt nicht: ein Halslaken, Schnupflaken, wie Halstuch, Schnupftuch.

Laken hat ſeinen Urſprung von legen, und bedeute eigentlich etwas, was über eine Sache gelegt oder gebreitet wird. Im Oberdeutſchen lautet dieſes Wort Lachen. Bey dem Kero ſchon iſt Lahhan, ein leinenes Tuch und ein Mantel; bey dem Ottfried Lahan, eine Binde, Windel; in dem alten Fragmente auf Karl'n den Groſſen bey dem Schilter Gelach, ein Tuch. Im Dän. lautet dieſes Wort Lagen, im Schwed. Lakan.

Von der Ableitung des Wortes Lackey von Laken, ſ. im LVIII Th. S. 520.

Lakoniſch, heißt, in der Rede-Kunſt, ein kurz gefaßter, zuſammengezogener und oft ſcharfſinniger Ausdruck, der zuweilen noch etwas nachzudenken hinter ſich läßt. Die Benennung rührt von den Lacedämoniern her, welche die Beredſamkeit ſehr wenig trieben, und daher im Reden ſo ſparſam waren, daß ſie faſt

nur

nur in einſylbigen Wörtern redeten. Man nennt daher eine Schreibart, der die Binde-Wörter fehlen, die kurz abgebrochen iſt, lauter trockne einzelne Sätze hat, und mit vielem Witze ſpricht, lakoniſch. Sie wird nicht ſelten räthſelhaft, oder ſpielt mit Worten, und ſchickt ſich alſo für einen Redner nicht wohl, ob ſie gleich rührt, und unwiſſenden auch jungen Leuten ſehr gefällt. Dergleichen kurzen Styl haben unter den Lateinern **Tacitus**, auch zuweilen die beyden **Plinier**, unter den Deutſchen aber **Müller** und **Laſſenius**, geliebt.

Lakritze, (die) in einigen Gegenden ein Name des Süßholz-Baumes, Glycyrrhiza *Linn.*, welcher auch Lakritzen-Baum und Lakritzen-Holz genannt wird. Daher der Lakrizen-Saft, der aus der Wurzel gekochte Saft. Im Schwed. Lakrits, im Holländ. Lakereſſe, im Engl. Licoriſh, im Franz. Liquiriſſe, Regliſſe, im Ital. Ligoritia, im mittlern Lat. Liquiritia, im Böhm. Likorice, alle aus dem Griech. und Lat. Glycyrrhiza, welches eine ſüße Wurzel bedeutet.

Das wilde Süße-Holz, Aſtragalus glycyphyllos, deſſen Blätter an Süßigkeit der Wurzel des Süß-Holzes gleichen, wird von Einigen wilde Lakritze genannt.

Siehe Süß-Holz.

Lakſen, in der niedrigen Sprechart der Bergleute, lauern. Siehe Lugen.

Laland, oder Laaland, auch Lolland, L. Lalandia, eine kleine Inſel in dem Stifte Fünen, in Dänemark, welche gegen Morgen durch den ſchmahlen Guldborg-ſund von der Inſel Falſter abgeſondert, und an den übrigen Seiten mit dem Belt und der Oſtſee umgeben iſt. Von der Inſel Fermern iſt ſie 4 Meilen entfernt. Sie iſt beynahe $7\frac{1}{2}$ Meile lang, 3 breit, und unter allen zur Krone Dänemark gehörigen Län-

ten das fruchtbarſte und reichſte. Der Boden beſteht hier aus einer beſondern, fetten, grauen und zähen Erde, welche über die Maßen an allerley Getreide ergiebig iſt. Beſonders wächſt daſelbſt der beſte Weizen, in ſolchem Uberfluſſe, daß jährlich viele tauſend Tonnen deſſelben nicht nur in die übrigen Provinzen Dänemarks, vornehmlich nach Kopenhagen, ſondern auch nach Deutſchland, Holland und Norwegen, verführt werden; wie auch Rocken, Gerſte und Haber, und man wird nicht leicht reiners und beſſeres Getreide finden, als was aus Laland gebracht wird. Vornehmlich ſind die daſigen grauen Erbſen, und das wie ſüße Mandeln ſchmeckende Manna oder Schwaden, welches auf einem langen und ſchmahlen Halme wächſt, weit und breit bekannt. Ziemlich gutes Obſt iſt hier in Menge. Mit nöthiger Holzung iſt die Inſel auch verſehen, doch mehr an der Oſt- als Weſt-Seite. Auf die Viehzucht legen ſich die Einwohner wenig, weil der Ackerbau vortheilhafter iſt. Weil der Erdboden niedrig und ſumpfig, und das Waſſer ſchlecht, inſonderheit ſehr ſalzig, iſt, ſo muß man eine gute Diät beobachten, wenn man auf Laland geſund bleiben will, welches wohl möglich iſt. Man zählt auf dieſer Inſel ungefähr 34,000 Seelen. Unter allen Einwohnern ſind die Prediger, ihrer guten Einkünfte wegen, vergleichungsweiſe am meiſten beglückt. Der Adel iſt ziemlich zahlreich, und hat zum Theil recht anſehnliche Höfe. Die Inſel hat, nebſt Falſter, einen eigenen Stiftsamtmann, beyde aber ſtehen in geiſtlichen Sachen unter dem Biſchofe von Fünen.

Auf der Inſel Laland ſind vier kleine Städte, als: Nakskow, Marieboe, Nyeſted, und Saxkiöbing.

Lallen,

Lallen, ein Activum und Neutrum, welches im leztern Falle das Hülfswort haben erfordert, mit Einmiſchung vieler unbedeutenden l oder la, unvernehmlich reden, wie Kinder zu thun pflegen, wenn ſie erſt anfangen reden zu lernen; Fr. gazouiller. Auch pflegt man es lallen zu nennen, wenn Manche aus einem Fehler der Natur oder Gewohnheit das r nicht ausſprechen können, ſondern an deſſen Statt ein l hören laſſen. Jmgleichen ohne Worte mit bloßer Wiederhohlung der Sylbe la, ſingen.

Daher vorlallen, einem etwas vorlallen, es in ſeiner Gegenwart lallend vorbringen, damit er es höre.

Schwed. lulla, Engl. lull, Finniſch laulan. Da dieſes Zeitwort den Schall ſelbſt nachahmet, welcher durch die öftere Wiederhohlung des l oder der Sylbe la hervor gebracht wird, ſo iſt es kein Wunder, daß es ſich faſt in allen Sprachen gleich geblieben iſt. Jm Dän. lalle; im Lat. lallare (*). Jm Hebr. iſt יעולל ein lallender Knabe. Jm Griech. hingegen bedeutet λαλειν, reden.

Die Kinder fangen gewöhnlich im 12ten bis 15ten Monathe an, zu lallen. Der Buchſtab, den ſie am leichteſten ordentlich ausſprechen, iſt a, weil man, um denſelben zu ſagen, nur die Lippen öffnen, und einen Ton heraus ſtoßen darf; das e ſetzt eine kleine Bewegung mehr voraus; die Zunge hebt ſich zugleich in die Höhe, indem die Lippen ſich öffnen; bey dem i erhebt ſich die Zunge noch mehr, und nähert ſich den obern Zähnen; das o erfordert eine Erniedrigung der Zunge und eine Schließung der Lippen, die ſich ein wenig verlängern müſſen; das u auszuſprechen, müſ-

(*) JO. GOTTL. GUIL. DUNKEL de verbo Lallare apud *Perſium* et *Hieronymum*, et de Laliſione *Martialis* atque *Plinii* diſceptatioues criticae, ſt. in *Opuſculorum Societatis literariae Duisburgenſis*, *Faſciculo I.* (Duisb. et Duſſeld. 1760, 8.) p. 57 — 64.

ſen ſie ſich noch mehr ſchließen. Die erſten Mit-Lauter, welche die Kinder ausſprechen, ſind ebenfalls diejenigen, welche die wenigſte Bewegung in dem Organ erfordern; b, m, p, ſind am leichteſten auszuſprechen. Zum b und p gehört nur, daß beyde Lippen geſchloſſen, und alsdann ſchnell geöffnet werden; zum m, ſie anfänglich zu öffnen, und alsdann ſchnell zu ſchließen. Das Ausſprechen aller übrigen Mit-Lauter ſetzt mehr zuſammengeſetzte Bewegungen, als dieſe, voraus; und bey dem c, d, g, l, n, q, r, ſ, t, befindet ſich eine Bewegung der Zunge. Zum f wird ein länger fortgeſetzter Ton erfordert. Alſo ſind unter den Selbſt-Lautern a, und unter den Mit-Lautern b, p, m, am leichteſten auszuſprechen. Folglich darf man ſich nicht verwundern, daß die erſten Wörter, welche die Kinder ausſprechen, aus dieſen Selbſt-Lautern und den Mit-Lautern beſtehen, und daß die Kinder in allen Sprachen und bey allen Völkern Baba, Mama, Papa, zu lallen anfangen.

Lama, heißt in dem Königreiche Thibet, und bey einigen dort angränzenden tatariſchen Nationen, ein Prieſter. Als die Chineſer im 12ten Jahrhundert das Königreich Laſſa, im Lande Thibet, eroberten, ertheilten ſie dem Lama, oder Prieſter, Pa-ſſe-pa, den Titel eines Fürſten oder Königs; im Jahr 1426 aber nahmen dieſe Lama's den Titel Dalai-Lama (*), oder Groß-Lama, an. Ihre Nachfolger beherrſchten nun Laſſa als geiſtliche und weltliche Herren, und erkannten, ſo viel man weis, den Kaiſer von China bloß als Schutz-Herrn, ohne ihm weiter irgend eine Lehnspflicht abzutragen.

Der

(*) Lama, heißt, in der mongoliſchen Sprache, ein Prieſter, und Dalai, eine große Fläche oder das Meer. Alſo heißt Dalai-Lama, der Groß-Lama, der allgemeine Prieſter, Hoheprieſter, oder große Ober-Prieſter.

Der Dalai-Lama iſt nicht, wie einige ununterrichtete Schriftſteller erzählen, die Gottheit des Landes ſelbſt, ſondern er wird nur hier ſowohl, als in andern Ländern, welche ſich zur lamaiſchen Religion bekennen, für den Stellvertreter des Gottes Fohe gehalten, der, ihrer Meinung nach, leibhaftig in dem Körper dieſes Hohenprieſters wohnt, und ſich von Zeit zu Zeit, zu Folge des Lehr-Begriffes von der Seelenwanderung, einen andern Körper wieder zur Wohnung ausſucht. Deswegen wird er auch Konſchü, oder ewiger Vater, genannt, ihm die Unſterblichkeit und alle andere göttliche Eigenſchaften, ſo gar auch die Kenntniß der geheimſten menſchlichen Gedanken, zugeſchrieben.

Der Dalai-Lama iſt, von den Ufern der Wolga an, bis Corea und an das Meer von Japan, ein Gegenſtand der Verehrung und Anbetung für viele Völker. In Tonker, der Hauptſtadt von Laſſa, welches der ſüdöſtlichſte Theil von Thibet iſt, wird er für einen Vice-Gott gehalten, und iſt zugleich weltlicher Herr. Seine Anhänger glauben, daß er unſterblich ſey, und alle Dinge wiſſe; wenn er etwas frage, ſo thue er es nicht, um für ſich Unterricht einzuziehen, ſondern bloß die Zweifel der Ungläubigen und Uebelgeſinnten zu heben. Er kann von niemand, als von Prieſtern, bedienet werden; und deren iſt eine ſo große Menge, daß ihrer über 20,000 in verſchiedenen Bezirken um ihn herum wohnen, je nach dem ihr Rang ſie berechtigt, der Perſon dieſes eingefleiſchten Gottes näher zu ſeyn.

Sein Pallaſt oder Tempel in Tonker, in dem er wohnt, iſt 7 Stockwerke hoch. In dem oberſten iſt ein großes dunkles Zimmer, welches mit hangenden Lampen erleuchtet und ſehr prächtig geziert iſt; hier hält er ſich gewöhnlich auf, und ſitzt, wenn er den Abgott macht, und ſeine Anbeter vor ſich läßt, mit

kreuz-

kreuzweiſe über einander geſchlagenen Beinen auf einer Art von Altar, der mit prächtigen Küſſen belegt, und mit köſtlichen Zeügen behängt iſt. Wenn er nun auf dieſe Weiſe Gehör ertheilt, ſo halten alle, die ſich ihm nähern, ihre Hände über die Stirn zuſammen, und werfen ſich in einiger Entfernung von ſeinem Throne zu Boden. Haben ſie in dieſer demüthigen Stellung ihr Anliegen und Gebet angebracht, ſo weichen ſie rücklings wieder zurück, bis ſie ſich ganz ſeinem Geſichtskreiſe entzogen haben. Nicht nur eine zahlreiche Menge Thibetaner aus der Nähe von Tonker, ſondern auch Kalmüken und Tatarn aus den entfernteſten Gegenden, liegen täglich auf beſagte Art vor ihm; und ſolche aus fernem Laude gekommene Pilger machen es ſich dann zu einer Haupt-Angelegenheit, nach verrichtetem Gebete dieſer Gottheit recht viel von den Beſchwerlichkeiten ihrer Pilgerſchaft vorzuſagen, die ſie, aus Andacht und Verlangen das Antlitz ihres Altvaters zu ſchauen, bereits ausgeſtanden haben, und auf der Rückkehr abermals auszuſtehen hätten. Dies iſt eine Beſtechung, damit der heilige Mann deſto geneigter ſey ihre Sünden zu vergeben, und recht erquickende Segnungen über ſie auszuſchütten.

Es geſchieht oft, daß ihm die größten Chane und Fürſten auf gedachte demüthige Art ihre Ehrerbiethung bezeigen. Aber im Gefühl ſeines Gottes, den er im Bauche trägt, empfängt er die Beſuche ſolcher Chane mit eben ſo ſteifer Gleichgültigkeit, als wenn der gemeinſte Kalmüke ſich ihm näherte. Und will er ja einen beſonders auszeichnen, ſo berührt er ſeinen Kopf mit einer Perlenſchnur, die an dem Scepter, das er in der rechten Hand hält, herab hängt.

Bey dem Eingange ſeines Pallaſtes iſt er durch eine Statue vorgeſtellt, die von dem großen Haufen mit

mit eben der Ehrerbiethung angebetet wird, als wenn er es in eigener Perſon wäre. Auch werden ihm auf den Anhöhen der Berge Ehren-Zeichen errichtet, um Menſchen und Vieh ſeinem Schutze deſto angelegentlicher zu empfehlen.

Nach dem Berichte verſchiedener Reiſe-Beſchreiber geht die Verehrnng dieſes After-Gottes ſo weit, daß ſo gar ſein natürlicher Abgang von den ihn bedienenden Lama's oder Prieſtern, gegen anſehnliche Geſchenke, an Chane, Kaufleute, oder andere reiche Privatperſonen, übermacht wird. Was dieſe von der Art bekommen, tragen ſie gedörrt, in Säckchen, als ein Heiligthum um den Hals, und glauben alsdann gegen alles Unglück geſichert zu ſeyn; ſeinen Urin aber miſchen ſie in ihre Speiſen, um allen Krankheiten vorzubeugen.

Das Seltſamſte iſt die vorgegebene Unſterblichkeit des Dalai-Lama, und der Glaube daß er ſich mit dem Monde verändere. Der Grund, warum er für unſterblich gehalten wird, beruhet auf der Lehre von Wanderung der Seele aus einem Körper in den andern. Wenn demnach der alte Lama krank wird, und ſein Tod erfolgt, oder er auch ganz unvermuthet und plötzlich ſtirbt, ſo treten die Prieſter, die um ihn ſind, zuſammen, und wählen aus ihrem Mittel denjenigen, der dem Verſtorbenen an Statur, Geſichte, und dem Barte nach, am ähnlichſten iſt, an ſeine Stelle. Der Körper des Verſtorbenen wird verbrannt (*), und ſeine Aſche als eine Reliquie verbraucht,

(*) Die Beſchreibung der feyerlichen Verbrennung eines kalmükiſchen Lama oder Ober-Prieſters, der Hr. Staatsrath Pallas in der ſareptiſchen Colonie an der Wolga beygewohnt hat, werde ich, nebſt Zeichnung, im Art. Leiche, mittheilen. Auch in St. Petersburg würde im J. 1736 ein Lama verbrannt, wovon eb. daſ. eine Nachricht erfolgen wird.

braucht, und es werden daraus vergläſerte kleine Kugeln, die als Heiligthümer vertheilt werden, verfertigt. Unterdeſſen wird der Neuerwählte mit einem Schlaftrunke betäubet, während des Schlummers entkleidet, mit dem Habit des vorigen Dalai-Lama angethan, und ſodann auf den Thron geſetzt. Bey ſeinem Erwachen ſieht er ſich auf ein Mahl von mehrern Hundert Prieſtern umringt, die ihn verehren und ſeine Befehle erwarten. Hierauf wird kund gethan, daß des Dalai-Lama Geiſt in dieſen neuen gefahren ſey. Und beynahe ſollte dieſer wohl der erſte ſeyn, der dieſes glaubte, da ſeine Verwandlung während ſeines Schlummers vorgegangen iſt. Doch, was er ſelbſt von ſich denkt, iſt gleichgültig; genug, daß er ſich von Stunde an zu einem Abgott erhoben ſieht. Er wirft ſich alſo in die Bruſt, verbirgt ſeine vorige Unwiſſenheit, und giebt ſogleich ſeinen Dalai-Lama-Verſtand durch ein Paar hochtönende Fragen, z. B. wie viel ſo eben Menſchen auf der Erde leben, oder, wie viel ihrer in derſelben Minute, als er rede, geboren werden? u. d. gl. zu erkennen. Es wird hierauf weiter ein Tag angeſetzt, an welchem der neue Dalai-Lama Proben davon ablegen muß, daß er wirklich die Seele des vorigen beſitze. Unter freyem Himmel wird ein groſſes hohes Gerüſt errichtet, um welches herum ſich Tauſende von Menſchen verſammeln. Auf der Bühne ſteht ein groſſer Tiſch, und auf demſelben eine Menge kleiner Glocken. Der Dalai-Lama wird nun ſofort hinauf geführt, und ſetzt ſich unter einen prächtigen Thron-Himmel an den Tiſch, und beſieht eine dieſer Glocken nach der andern, um diejenige darunter zu entdecken, deren der vorige Dalai-Lama ſich bedient hat. Wenn er ſich denn aber auch nicht trifft, ſo nimmt er nach Gutbefinden eine, welche es auch ſey, und fragt mit haſtiger Stimme und zorniger Miene die herumſtehenden

den Prieſter: ob dieſes nicht die verlangte Glocke ſey? Die Prieſter fangen zum Schein einen kurzen Wort-Wechſel an, wobey der Groß-Lama aber zulezt völlig Recht behält, und jene mit öffentlichen Freudensbezeigungen geſtehen, daß er ſeine Probe gut gemacht habe. Und ſo iſt dann der völlige Dalai-Lama fertig. Das ganze Volk wirft ſich hierauf etliche Mahl auf das Angeſicht mit Ausrufungen der Freude.

So oft Neumond eintritt, läßt er ſich in der Folge den Bart abnehmen, und verändert ſeine Kleider, damit, wie ſeine Anhänger glauben, es wirklich ſcheine, als ob er mit dem Monde alt und wieder neu werde.

Die Religion des Groß-Lama iſt ſehr weit verbreitet; auſſer Thibet, ihrem eigentlichen Sitze, erſtreckt ſie ſich auch, obgleich unter etwas veränderter Geſtalt, über ganz Italien, China, und die weſtliche Tatarey, von einem Ende zum andern; und eben ſo weit würde ſich auch die geiſtliche Gerichtbarkeit des Dalai-Lama ausdehnen, wenn ſich nicht die Provinzen von Indien und China, ſeit langer Zeit, ſeiner Hoheit entzogen, und andere Prieſter gewählt hätten, durch welche zugleich die Religion dieſer verſchiedenen Länder ein verſchiedenes äuſſeres Anſehen erhalten hat. Thibet aber und der gröſste Theil der Tatarey ſind ihm noch unterworfen.

Um ſeinen weitläuftigen Sprengel deſto beſſer zu beherrſchen, ſetzt er einen Vicarius, der den Titel Khutuktu führt, und von einem andern Statthalter, Tipa oder Deva genannt, der in weltlichen Sachen des Groß-Lama Perſon, wenigſtens ehedem, vertrat, zu unterſcheiden iſt. Ein ſolcher Khutuktu iſt an keinen Tempel ausdrücklich und für immer gebunden, darf ſich auch nicht bloß auf Thibet einſchränken, ſondern läßt ſich nieder wo er will; allenthalben wird

er

er verehret, mit eben den Ceremonien als der Groß-Lama ſelbſt, und gelangt gewöhnlich durch die Opfer ſeiner Anbeter zu unermeßlichen Schätzen. Er wird aus den ſo genannten Schülern des Dalai-Lama erwählt. Dieſer Schüler ſind zwey hundert. Sie machen das höchſte geiſtliche Gericht in Thibet aus, und ſind die Cardinäle ihrer Kirche. Verſchiedene darunter haben ihre beſondere Sprengel und Diſtricte, in welchen ſie Ober-Geiſtliche ſind, und den übrigen verhältnißmäßig niedrigern Lama's befehlen.

Die Kleidungsfarbe des Groß-Lama iſt roth, und ſeine Mütze iſt mit Perlen und Edelſteinen beſetzt. Die Farbe der übrigen Lama's war vordem gleichfalls roth; nachdem aber der chineſiſche Kaiſer, zu Anfange dieſes Jahrhundertes, Fuß in Thibet gefaſſet, und unter den Lama's zwey Parteyen veranlaſſet hat, tragen ſich diejenigen, die es mit der chineſiſchen Regierung halten, gelb. Ihre langen Röcke mit groſſen Aermeln, in die ſie gekleidet ſind, binden ſie mit einem 2 Finger breiten Gürtel von eben der Farbe um den Leib zuſammen. Haare und Bart laſſen ſie ſich glatt abſcheeren, und tragen Hüte, deren verſchiedene Form den höhern oder niedern Rang eines jeden anzeigt.

Alle Lama's ſind übrigens Mönche, und haben an ſich einerley Gelübde. Weil aber dieſer Regeln zu viele ſind, als daß jeder einzelne Lama die ganze Summe derſelben in Erfüllung zu bringen Luſt haben ſollte, ſo haben ſie, zur Verminderung ihrer Verbindlichkeiten, die Einrichtung getroffen, daß ſie davon gleichſam verſchiedene Portionen gemacht haben, deren der eine dieſe, der andere jene zu ſeiner Nachahmung insbeſondere übernimmt. Der Ehe aber zu entſagen, keine weltliche Aemter und Vorzüge anzu-

zunehmen, iſt Jedem ohne Ausnahme ein unerlaßliches Geſetz.

Lama zu ſeyn, wird für eine ſehr groſſe Ehre gehalten. Verſchiedene vornehme Weltliche in Thibet, die ſonſt gar nichts mit Gelübden und Prieſterpflichten zu thun haben, tragen dennoch die Lamakleidung, um an der Ehre eines Lama wenigſtens einigen Antheil zu nehmen. Auch in China iſt dieſe Würde ſehr geſchätzt; und da ſie nur in Laſſa ertheilt werden kann, ſo reiſen viele Chineſer ihrenthalben dahin.

Gegen den Anfang des vorigen Jahrh. ſchränkte ſich die weltliche Herrſchaft des Dalai-Lama bloß auf die Landſchaft Laſſa ein; das übrige Thibet hatte ſeinen eigenen ganz unabhängigen König. Um das Jahr 1620 aber hörte die bisherige Verfaſſung auf, und die Veranlaſſung war folgende. Tſanxu, der damalige König von Thibet, bewies nicht Ehrerbietung und erniedrigende Demuth genug gegen das Oberhaupt der Religion, den Dalai-Lama. Dieſer alſo, entrüſtet über die vermeinte Irreligion des Tſanxu, forderte die benachbarten Eluther und Kokonor zu Rächern ſeiner Schmach auf. Dieſe beyde tartariſche Völkerſchaften waren auch ſogleich willig, und fielen unter ihrem gemeinſchaftlichen Anführer Kutſchi deſto hitziger über den König von Thibet her, weil ihre Unternehmung die Ehre ihres Abgottes und Religion zum Vorwand hatte. Das Ende der Sache war, daß ganz Thibet eine Beute ihrer Waffen, und Tſanxu ſelbſt ihr Gefangener ward. Der gefangene König wurde umgebracht; Kutſchi aber, anſtatt ſeine Länder für ſich zu behalten, machte, um dem guten Werke vollends die Krone aufzuſetzen, dem heiligen Vater mit der ganzen Eroberung ein Geſchenk, und bat ſich bloß die Ehre aus, ſein Vaſall zu heiſſen, ohne jedoch einmal Regent der eroberten Länder zu ſeyn. Solchergeſtalt ward der Dalai-Lama Monarch.

So lange Laſſa noch allein ſeinen Kirchenſtaat aus⸗machte, regierte er ſelbſt; nachdem aber ganz Thibet ihm zugefallen war, hielt er ſich für zu groß, um ſeine weltlichen Sorgen ferner fortzuſetzen. Er ent⸗ſchlug ſich alſo aller bisherigen Regierungsangelegen⸗heiten, und ordnete einen Statthalter, unter dem Titel Tipa oder Deva, der in ſeinem Namen und Kraft ſeines Anſehens herrſchen ſollte. Bald aber kam es dahin, daß dieſe Statthalter ihre Abhängigkeit vergaſſen, und unumſchränkt regierten. Sie führten Krieg, und ſchloſſen Frieden, ohne im geringſten den Großlama zu fragen. Appellationen fanden zwar zu⸗weilen noch Statt; aber auch dieſe wußten ſie da⸗durch zu vereiteln, daß der Dalai⸗Lama auf ſehr elende Diät geſetzt wurde, und kein anderes Getränk, als Eſſig, bekam, bis er nach ihrem Willen geſpro⸗chen hatte. Bey dem Antritt ſeiner Regierung that ein neuer Deva ebenfalls nichts mehr, als was jeder andere Chan oder Fürſt von der Religion des Da⸗lai⸗Lama zu thun pflegte; er ſchickte Geſandte an ihn mit ſehr anſehnlichen Geſchenken, um ſeinen Se⸗gen zu erhalten, damit die neue Regierung glücklich werden möchte.

Im J. 1730 wurde Thibet von dem chineſiſchen Kaiſer Kang⸗hi erobert; und ob es gleich ſchien, als würde der Groß⸗Lama nun ſeine Rechte wieder erhalten, ſo war es doch bloſſer Schein. Im Grun⸗de bekümmerte ſich Kang⸗hi weder um den Dalai⸗Lama, noch um einen von ihm geſetzten Deva, mehr, ſondern redete und befahl als Oberherr. Die weltli⸗che Macht des Dalai⸗Lama ſteht alſo im geringſten nicht im Verhältniſſe mit ſeinem geiſtlichen Anſehen.

Der chineſiſche Kaiſer ſchickt übrigens einen Ge⸗ſandten an den Hof des Dalai⸗Lama nach Tonker, ſo wie der Dalai⸗Lama einen nach Peking. Jeder die⸗ſer Geſandten muß wechſelſeitig mit Pferden für ſich

und

und ſeine Begleitung von dem Landvolke, wo er hinkommt, verſorget werden. Er bekommt auch Kamele, um ſeine Bedürfniſſe fortzubringen, und alle 5 Tage ſechs Schafe und einen Ochſen.

Lama, bey den Spaniern, die Benennung des im XXXIII. Th. S. 26, fgg. beſchriebenen peruvianiſchen Schafkameles.

Lamantin, ſiehe *Manati*.

Lamaſenſer Gift, Venenum Lamaſenſe und Ticunaſcenſe. Dieſes hat von der Stadt Lamas, welche in der amerikaniſchen Provinz Peru liegt, und den Spaniern zugehört, ſeinen Namen erhalten, weil die Einwohner, auch andere indianiſche Völker, als: die Ticuner, ſich deſſen bedienen, und ſolches aus verſchiedenen ſich windenden Pflanzen, welche die Franzoſen Lianes nennen, verfertigen. Sie ziehen ſolches durch das Kochen aus den Pflanzen, und beſtreichen damit die Pfeile, um den Thieren bey der Jagd eine höchſt tödtliche Wunde beyzubringen.

Ich werde im Art. Pfeil, wo ich mehrere Arten der Vergiftung der Pfeile beſchreiben werde, ausführlicher davon ſprechen.

Lambach, ein Marktflecken, mit einem im J. 1032 errichteten anſehnlichen Benedictinerſtifte, im Lande ob der Ens, im öſterreichiſchen Kreiſe. Die Abtey hat eine Kirche mit vortrefflichen Gemälden von **Sandrart**, eine gute Bibliothek und Archiv, und eine ſehenswürdige Sammlung von Kupferſtichen. Dieſer Marktflecken liegt am Fluſſe Traun, iſt wohl gebauet, und hat gute Nahrung, weil ſowohl das Salz aus dem landesfürſtlichen Salzamte hier durchgeführt wird, als auch die Hauptlandſtraſſe nach Salzburg hier durchgeht.

Ungefähr 2 Stunden von dem Markte befindet ſich der Traunfall, über welchen alles Salz von Gmunden nach Lambach, und dann weiter, verführt werden muß. Der

Ort, wo dieſer Fall iſt, heißt der Stadel; das Einkommen von dieſem Stadel gehört dem Stifte Lambach. Der Fall iſt mit Schleuſen geſperret; und einige Zeit zuvor, ehe ein Schiff kommt, muß es dem Fallmeiſter gemeldet werden; dieſer, ſobald er das Schiff den Schleuſen nahe ſieht, eröffnet dieſe plötzlich, und das Schiff ſchnellt gleichſam mit einer unbeſchreiblichen Geſchwindigkeit durch, und die Schleuſen fallen wieder zu. Ueber dieſem Fall hatte die Fahrt ehemals viele Gefahr; wie ſehr aber dieſe ſich vermindert hat, kann man daraus abnehmen, daß vom Jahr 1733 bis 1742 an 2082 Centn. 90 Pfund Salz, und von 1743 bis 1752 nur 208 Centn. 80 Pfund zu Gründe gegangen ſind.

Lamballe, eine kleine Stadt in Frankreich, im Gouvernement von Bretagne, im Bisthume St. Brieux; ehemals der Hauptort der Ambiliaten, eines Volkes, deſſen bereits Cäſar gedenkt. Die Stadt iſt der Hauptort des Herzogthumes Penthievre; und ob ſie gleich nur einen geringen Umfang hat, ſo wird ſie doch in die Ober- und Unterſtadt eingetheilt. In der erſten trifft man einen groſſen Platz mit einem bedeckten Markte, und in der andern eine ziemlich groſſe Straſſe voll Gärber und Färber an. Es wird auch viel Leinwand verfertigt. Der Herzog von Penthievre hat hier ein Schloß, nebſt dem zum Herzogthum gehörigen Archive, und die vornehmſten Bedienten wohnen auch hier.

Lambeau, der Filzkern bey den Hutmachern; ſiehe Th. XXVII. S. 98.

Lamberts-Nuß, **Lamperts-Nuß**, (der Ton auf der erſten Sylbe) eine Art Haſelnüſſe, welche länglich und dünnſchälig ſind, eine ſüſſere Frucht und rothe Haut um den Kern haben; Corylus ſativa, fructu oblongo rubente *Linn.* Siehe im XXII. Th. S. 204, f.

Lambeſc, eine kleine Stadt, im Gouvernement von Provence, 3 franz. Meilen von Aix, gegen Nordweſten. Sie führt den Titel eines Fürſtenthumes, und ge-

gehört dem Hauſe von Lothringen-Brionne. Hier werden die Landtage gehalten, und man findet hier 2 Klöſter.

Lambrequin, Helmdecke; ſ. Th. XXII. S. 832.

Lambris, ſ. Täfel-Werk.

Lambsheim, ſ. Lamsheim.

Lame, ſ. Klinge.

Lamentieren, ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben; iſt nur im gemeinen Leben, für ſich jämmerlich beklagen, wehklagen, üblich; aus dem Latein. lamentare.

Lamentin, ſ. Manati.

Lami, (das) ein Wort, welches nur in der erſten, dritten und vierten einfachen Endung gebraucht wird. Es wird ein Lami daraus werden oder entſtehen, ein Wehklagen. Es wird ſich mit einem Lami endigen, mit Wehklagen. Es wird auf ein Lami ausgehen oder auslaufen, es wird ein trauriges, klägliches Ende nehmen; es wird ſchlimm, übel ablaufen; der hinkende Bote wird nachkommen; die Sache wird ſich mit Klagen endigen, oder auf Klagetöne auslaufen. Es iſt aus der Muſik, nach der alten Benennung der Töne, oder der muſikaliſchen Noten, mit ut, re, mi, fa, ſol, la (*), entlehnt,

(*) Man hält den *Guido Aretinus*, einen gelehrten Benediktinermönch, welcher um das Jahr 1028 gelebt hat, für den Urheber derſelben; er ſoll ſie bey Abſingung des Hymn. St. Joannis erfunden haben, welcher alſo lautet:

UT queant laxis
REſonare fibris
MIra geſtorum
FAmuli tuorum
SOLve polluti
LAbii reatum.

indem er den ſechs erſten muſikaliſchen Tönen oder Noten die Benennungen der ſechs Anfangsſylben dieſer Zeilen beygelegt hat.

lehnt, und zwar von der aus dem a ins e ſchließenden kläglich klingenden Baßcadenz, wo auf dem erſten Buchſtaben la, und auf dem andern mi, geſungen, und wodurch ein lamentabler Sprung gemacht wird, oder ein jämmerlicher Klang entſteht.

Lamina, ſ. Blech. Klinge.

Laminarius, ſ. Klempner, im XL. Th. S. 345.

Laminatio, ſ. das Folgende.

Laminiren, L. Laminatio, nennt man diejenige mechaniſche Operation, da man metalliſche Körper, um ihnen bey Auflöſungen eine gröſſere Oberfläche zu geben, mit einem Hammer auf dem Amboß zu dünnen Platten ſtreckt, oder zu dünnen Blechen ausſchlägt, (wozu man auch ein kleines Streckwerk, mit zwey glatten ſtählernen Walzen, gebraucht,) um ſie hernach mit einer Scheere bequem zu Röllchen ſchneiden zu können.

Lamium, ſ. Neſſel. (Taube)

Lamm (*), (das) L. Agnus, Fr. Agneau, Dimin. das Lämmchen, im Plural im gemeinen Leben auch wohl Lämmerchen, Oberd. Lämmlein, L. Agnellus, Fr. Agnelet, ein Junges der Schafgattung, ſo lange es noch nicht ein Jahr alt iſt. Einjährige Lämmer führen in vielen Gegenden den Namen Jährlinge.

Lamm begreift beyde Geſchlechter unter ſich; will man ſie unterſcheiden, ſo heißt ein weibliches Lamm ein Kälberlamm, Mutterlamm, oder Schaflamm (Zibbelamm), L. Agna, ein männliches aber ein Bocklamm oder Hamellamm.

Läm-

(*) Bey dem Ottfried und im Tatian Lamp, im Plural Lembir, im Iſidor Lambu, bey dem Ulphilas, im Angelſ. Engl. und Schwed. Lamb, im Dän. Lam. Im gemeinen Leben werden auch die Kätzchen an den Haſelſtauden, wegen einiger Aehnlichkeit in der rauchen wolligen Geſtalt, Lämmerchen genannt.

Lämmer, welche bald nach dem Anfange des Jahres geworfen werden, heiſſen Frühlämmer, oder Frühlinge, zum Unterſchiede von den Spätlingen, welche um Oſtern auf die Welt kommen.

Wenn die Lämmer 1 Jahr alt ſind, (oder nach der erſten Schur,) ſo heißt das Männchen ein Widder, L. Aries, Fr. Belier; und wenn es verſchnitten (caſtrirt) iſt, ein Hammel oder Schöps, L. Vervex, Fr. Mouton; das Weibchen aber ein Schaf, L. Ovis, Fr. une brebis.

Die Jungen der Schafe werden auch Sauger (vulgo Säuger) genannt, nur mit dem Unterſchiede, daß das Wort Lamm allgemeiner iſt, und von allen Jungen der Schafe gebraucht werden kann, ſo lange ſie noch nicht ihre völlige Gröſſe erreicht haben; Sauger hingegen nur ein ſolches Lamm bedeutet, welches noch von der Mutter geſäuget wird, und nicht ſowohl zur Zucht, als zum Schlachten, beſtimmt iſt.

Man kann beydes ſagen: Ein Lammbraten, und ein Sauger- (Säuger-) Braten; ein Lammgekröſe, und ein Saugergekröſe; gebratene Lammköpfe, und gebratene Saugerköpfe, u. ſ. w.

Wenn das Lamm von der Mutter abgeſetzt iſt, heißt es zwar ein Lamm, aber nicht mehr ein Sauger. Die Landleute ſagen: Um Pfingſten aus müſſen die Lämmer beſonders gehütet werden; nicht: die Sauger müſſen beſonders gehütet werden; weil ſie alsdann nicht mehr ſaugen. Ein jähriges Lamm, nicht: ein jähriger Sauger, weil ein Jährling nicht mehr geſäuget wird. Lämmerwolle, nicht: Saugerwolle, weil die Lämmer nicht geſchoren werden, ſo lange ſie noch ſaugen, u. ſ. w.

Ein Lamm, welches zur Zucht beſtimmt iſt, wird ebenfalls nicht ein Sauger genannt. Man ſagt nicht: ein Zuchtſauger, ſondern ein Zuchtlamm; denn man legt die Benennung der Sauger, beſonders den Spätlingen, d. i. denjenigen Lämmern bey, welche zu ſpät fallen, ſo, daß ſie zur Zucht nicht mehr ſo gut zu gebrauchen ſind, indem die zeitigen oder Frühlämmer am beſten dazu dienen.

Dergleichen Spätlinge werden nicht auf die Weide gebracht, ſondern müſſen ſo lange im Stalle von der Mutter geſäuget werden, bis ſie groß genug zum Schlachten ſind.

In der Zuſammenſetzung, hat der Gebrauch etwas Beſonderes eingeführt. Man ſagt z. B. ein Oſterlamm, nicht: ein Oſterſauger, obgleich manches ſaugende Lamm zum Oſterfeſte geſchlachtet wird. Vermuthlich rührt ſolches daher, weil die Lämmer, welche die Juden auf ihrem Oſterfeſte ſchlachteten, eines Jahrs alt ſeyn mußten; 2. Moſ. 12, 5.

Figürlich, ein ſtiller, frommer, ſanftmüthiger Menſch. Dieſer Menſch, dieſes Pferd, dieſer große Hund ꝛc. iſt ſo fromm, (ſo geduldig, nachgebend und unſchädlich, wie ein Lamm, er läßt alles mit ſich machen. Im ſatiriſchen Sinne ſagt man auch von einem allzu gutherzigen Mädchen: cette fille eſt un agneau.

Von der Zucht und Wartung, Hämmelung und Mäſtung der Lämmer, wie auch von ihren Krankheiten, werde ich im Art. Schaf handeln. Hier handle ich bloß von dem Gebrauche und der Nutzung derſelben.

Bey den Jüden wurde täglich ein Lamm früh, und eins des Abends, geopfert; 2 Moſ. 29, f. 3 Moſ. 12, 6. 22, 19. 23, 12. 4 Moſ. 7, 15. 28, 3. 4. 18, 17. 1 Chron. 30, 21. Jeſ. 1, 21. Sir. 47, 3; welches mithin das tägliche Opfer (Sacrificium juge) war. Es wurden aber deren beſtändig ſechs, oder, nach Andern, 8, jedes 4 Tage, in einem Gemache des ſogenannten Beth moked, oder Domus foci; welches mit an dem Vorhofe der Prieſter lag, aufbehalten (*), und es that den Jüden beſon-

(*) *Reland* Antiqu. Vet. Hebræor. P. I. c. 9. §. 7.
Das eine Gemach, welches im innern Vorhofe gegen Abend war, wurde die Lämmerkammer genannt, weil in der-

ſonders wehe, da in der letzten Belagerung, aus Mangel ſolcher Lämmer, das tägliche Opfer aufhören und unterlaſſen werden mußte, welches am 17ten Jul. im J. Chr. 70 geſchahe, (wo doch beym Joſephus nicht ἀνδρῶν für ἀρνῶν zu leſen iſt, wie Einige wollen, welches aber nicht glaublich iſt, weil es allerdings eher an Lämmern in der belagerten Stadt, als an Männern, ſie zu opfern, gefehlt haben kann, zumal auch Prieſter genug bey dem Uebergange der Stadt vorhanden waren (*)). Sonſt aber wurden die Lämmer auch zu verſchiedenen andern Opfern gebraucht.

Hiernächſt wurden die Lämmer auch zum Eſſen gebraucht. Hier iſt beſonders das Oſterlamm merkwürdig, wovon ich in O ausführlich handeln werde. Fette Lämmer werden Amos 6, 4. erwähnt, und unter die Leckerbiſſen der Iſraeliten gerechnet; und wie es ſcheint, ſo ſind auch dieſe Thiere im Morgenlande eine gar herrliche Speiſe. Chardin beſchreibt in einer handſchriftlichen Anmerkung über Amos 6, 4. die Delicateſſe der Lämmer in dem Oriente ſehr lebhaft. Er meldet, „daß daſelbſt an man„chen Orten von den Lämmern, als von einer auſ-

derſelben die Lämmer, die zum täglichen Brandopfer, eins des Morgens, das andere des Abends, geopfert wurden, verwahret, und, ob ſie auch ohne Mangel und tüchtig zum Opfer wären, beſichtiget wurden. Vier Tage mußte ein jedes Lamm in dieſem Gemache ſeyn, ehe es geopfert wurde; daher waren hier immer ſo viel Lämmer, daß diejenigen, die zuletzt hinein kamen, 4 Tage daſelbſt bleiben konnten. R. *Juda Leo* p. 79 ſchreibt, daß immer 6 Lämmer darin deweſen ſeyn; allein, es ſind ohne Zweifel wohl immer 8 darin geweſen. Wenn 2 heraus genommen waren, kamen ſogleich 2 andere in die Stelle; denen folgten die, die am erſten hinein gekommen waren. *Lundii* jüdiſche Heiligthümer. Hamb. 1722, f. B. 2, C. 22, §. 22, f. S. 340.

(*) Calviſ. Chronol. ad A. C. 70.

„ſerordentlich niedlichen Speiſe, geredet wird; daß „man ſelbſt an verſchiedenen Orten in Perſien, Medien und Meſopotamien, einige derſelben, imgleichen Zicklein müſſe gegeſſen haben, wenn man ſich „von der Saftigkeit, von dem Geſchmacke der Delicateſſe und dem Fette dieſer Thiere eine Vorſtellung „machen wollte; und da die morgenländiſchen Völker „keine Liebhaber weder von dem Wildpret, noch von „Fiſchen und Geflügel ſind, ſo ſind die Lämmer und „die jungen Böcklein ihre angenehmſten Leckerbiſſen.“ Dieſe Anmerkung erläutert die Stellen, Richt. 15, 1. 1 Sam. 16, 20. Luc. 15, 29. worin von Ziegenböcklein, als von Leckerbiſſen und Geſchenken, imgl. von guten Mahlzeiten, die von Lämmern zubereitet wurden, die Rede iſt. Man lernt auch daraus das Nachdrückliche der Worte kennen, wenn David von Mark und Fett redet (*). Ein beſonderes Geſetz, welches den Iſraeliten unterſagte, ein noch ſaugendes Lamm zu ſchlachten, findet man 2 Moſ. 22, 30. vergl. 3 Moſ. 22, 17, fgg.

Endlich wurden bey den Jüden die Lämmer auch zur Beſtätigung der Bündniſſe gebraucht (**).

Bey den Heiden dienten ſie ebenfalls zum Opfern mit, und zwar hießen ſie beſonders ein reines Opfer, Hoſtia pura; ſo wie auch Agnus vom Griech. ἁγνός, caſtus, herkommen ſoll (***). Beſonders war dergleichen der Juno heilig, wie auch dem Faunus (****); wurde aber auch gebraucht, wenn man jemanden den Krieg ankündigte, da man es in der Feinde Land laufen ließ (†); ſ. Th. L. S. 202; oder doch, da man

(*) Harmars Beobachtungen über den Orient aus Reiſebeſchreibungen, 3 Th. Hamb. 1779, gr. 8. S. 78, f.

(**) 1 Moſ. 21, 27—29. (***) *Feſtus*, in Agnus. (****) *Alex. ab Alex.* L. 3, c. 12. (†) *Diogenian.* Cent. II. Prov. 69.

man mit dem Feinde eine Schlacht halten wollte, ließ man erſt ein Lamm nach ihm hinlaufen, und ſo bald es jemand auffieng, gieng man auch auf einander los (*).

Die Indier oder Ureinwohner in der von den Spaniern in Beſitz genommenen groſſen Landſchaft Chili in Südamerika, führen zuweilen noch mit den Spaniern hartnäckige Kriege. Nach dem Hafen la Conception begeben ſich die Indier von den umliegenden Gegenden im Dezember, um in Gegenwart des Statthalters den zwiſchen beyden Nationen gemachten Allianztraktat entweder zu erneuern, oder ihn feyerlich zu brechen. Wenn man auf beyden Seiten über die vorgeſchlagenen Artikel einig wird, ſo bringen die Indier ein Lamm hervor, und ſchneiden ihm zum Zeichen des Friedens, den Kopf ab. Kommen ſie nicht mit einander überein, ſo nehmen ſie ihr Lamm lebendig wieder mit, und die Kriegserklärung iſt geſchehen (**).

Was den unter uns gewöhnlichen Gebrauch der Lämmer betrifft, ſo werden ſie geſchlachtet und gegeſſen (***); und ihre Felle und Wolle kommen in den Handel.

Das

(*) *Heſych.* in *Κρυα προβ.* ap. *Pfeiff.* Antiq. Gr. L. 3. c. 24.

(**) Allg. Hiſt. der Reiſen zu Waſſer und Lande, 18 B. Lpz. 1764, 4. S. 465, f.

(***) Aus Reſpekt für Chriſtum, welcher mit dem Oſterlamme verglichen wird, verbietet das Jus Canonicum denjenigen Männern, welche ihren Weibern die eheliche Pflicht geleiſtet haben, an demſelben Tage Lammfleiſch zu eſſen. Die vollſtändigen Worte, wie ſolche, c. 1, ſciatis 33, q. 4. ſtehen, ſind folgende: Sciatis, Fratres chariſſimi, quoniam quicunque uxori debitum reddit, vacare non poteſt orationi, nec de carnibus agni comedere debet. Si panes propoſitionis non poterant ab iis, qui uxores ſuas tetigerant,

Das Lamm hat ein zartes, weiches, leicht auflöſliches und nahrhaftes Fleiſch. Eine Lammbruſt, gekocht oder gebraten, iſt auch für Kranke ein gutes Eſſen. Choleriſchen Perſonen iſt gekochtes Lammfleiſch mit Sauerampfer und Kerbel zu empfehlen. Ein gebratener Lammkopf iſt leicht und geſund. Das Lammfleiſch iſt am beſten, wenn die Lämmer mit den Müttern auf die Weide gegangen ſind, und ſchon mit gefreſſen haben. Werden ſie zu jung geſchlachtet, ſo ſchmeckt ihr Fleiſch allzu weichlich, und die Braten ſind ſo klein, daß ſie nur ſchlecht in das Auge fallen.

Das Lammfleiſch, L. Caro agnina, Fr. de l'agneau, dient zum Sieden und Braten, und kann, wie das Kalbfleiſch, auf mancherley Weiſe zubereitet, auch in Paſteten geſchlagen werden, wie denn überhaupt deſſen Zurichtung mit dem Kalbfleiſche einerley iſt.

Lammfleiſch, en blanc, oder in einer Butterbrühe, ſ. **Kalbfleiſch mit einer Butterbrühe**, Th. XXXII. S. 381.

Lammfleiſch mit Blumenkohl, ſ. **Kalbfleiſch mit Blumenkohl**, Th. XXXII. S. 382.

Lamm⸗

rant, comedi, quanto magis panis ille, qui de cœlo deſcendit, non poteſt ab his, qui conjugalibus paulo ante hæſere complexibus, violari atque contingi? non quod nuptias condemnemus, (hoc enim non dicimus,) ſed quod eo tempore, quo carnes agni manducaturi ſumus, vacare operibus carnis non debeamus. Eben ſo machten ſich auch ehemals und vor den Zeiten des Czars Peter des Groſſen die Ruſſen ein Gewiſſen, Tauben zu eſſen, weil der heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube erſchienen wäre. Dergleichen herrliche Schlüſſe und Beweiſe erinnern mich an diejenigen, welche angefangen haben, Fleiſchſpeiſen ohne Bedenken am Freytage, auf welchen der erſte Chriſttag fällt, zu eſſen, weil zu Anfange des Evangelii Johannis geleſen wird: Das Wort ward Fleiſch.

Lammfleiſch mit Citronenſaft, ſ. Kalbfleiſch mit Citronenſaft, Th. XXXII. S. 383.

Lammfleiſch mit Haferwurzeln, wird eben ſo zubereitet, wie Lammfleiſch mit Peterſilienwurzeln.

Lammfleiſch mit jungem Hopfen. Das Fleiſch muß in mittelmäßige Stücke zerleget, wohl ausgewäſſert, ein wenig blanchirt, alsdann ein wenig weiſſes Mehl gebrannt, das Fleiſch nebſt Salz, Muskatenblüthe und einem Bündchen feiner Kräuter hinein gethan, erſt auf gelindem Feuer wohl durchgeſchwitzt, hernach ein wenig ſiedend Waſſer darauf gegoſſen werden, und damit läßt man es kochen. Den jungen Hopfen ſchneidet man, ſo weit er mürbe iſt, klein, wäſcht ihn wohl, läßt ihn einmal aufkochen, und thut ihn auch an das Lammfleiſch, läßt es zuſammen gar kochen, und macht es mit ein Paar Eyerdottern ſeimicht; oder es wird auch, wann man das Fleiſch heraus genommen und angerichtet hat, ein Stückchen Butter in die Soße gethan, und damit ablegirt, und über das Fleiſch gegeben.

Lammfleiſch mit Kapern und kleinen Roſinen, ſ. Kalbfleiſch mit Kapern und kleinen Roſinen, Th. XXXII. S. 383.

Lammfleiſch mit Klößen und Morcheln, ſ. Kalbfleiſch mit Klößen und Morcheln, Th. XXXII. S. 384.

Lammfleiſch mit Krebſen, Morcheln, Klößen, Spargel, u. d. gl. Alle dieſe Ingredienzien werden abgemacht, wie bey der Lammfleiſchpaſtete, nur daß es nicht in eine Paſtete gethan, ſondern bloß ſo ſauber und ordentlich auf eine Schüſſel angerichtet wird.

Lammfleiſch mit Lactuke, wird, wie das mit Blumenkohl, zugerichtet.

Lammfleiſch mit ſaurer Limonie, wird eben ſo, wie das mit Citronen, zugerichtet, nur daß, anſtatt der Citronen, eingeſalzene Limonien genommen werden.

Lammfleiſch mit Majoran, ſ. Kalbfleiſch mit Majoran, Th. XXXII. S. 384.

Lammfleiſch mit Muſcheln, ſ. Kalbfleiſch mit Muſcheln, Th. XXXII. S. 384.

Lammfleiſch auf niederländiſche Art. Das Fleiſch wird halb geſotten, hernach aus ſeiner Brühe in einen Stollhaſen oder Tiegel gethan, und folgende Brühe darüber bereitet. Man nimmt Zwiebeln, ſchält und ſchneidet ſie, läßt ſie in Waſſer weich ſieden; hernach treibt man ſie mit Fleiſchbrühe durch einen Durchſchlag, und gießt ſie an das Fleiſch, macht es mit Eſſig ein wenig ſauer, würzt es mit Ingber, Pfeffer und Muskatenblüthe, ſchneidet auch, wenn man will, Limonien dazu, und läßt es ſieden. Indeſſen röſtet man würfelicht geſchnittenen Speck in einem Pfännchen, läßt aber die Grieben nicht zu braun werden; ſchäumt dieſe alsdann mit einem Löffel heraus in eine Schüſſel, deckt ſie zu, und behält ſie ſo auf, daß ſie warm bleiben; das Schmalz von den Grieben aber brennt man recht heiß an das Fleiſch im Tiegel, und läßt es ferner damit kochen, bis es gar iſt; hierauf richtet man es in eine Schüſſel an, ſtreuet die Speckgrieben darüber, und trägt es zugedeckt auf einer Gluth zu Tiſche.

Lammfleiſch mit grüner Peterſilie, ſ. Kalbfleiſch mit grüner Peterſilie, Th. XXXII. S. 384, f.

Lammfleiſch mit Peterſilienwurzeln, ſiehe Kalbfleiſch mit Peterſilienwurzeln, Th. XXXII. S. 385.

Lammfleiſch mit gebräunten Rüben und Stockſchwämmen, Man ſchneidet oder hackt das Fleiſch von Keulen, einen Finger ſtark, und klopft es. Hernach

nach ſetzt man in einer Caſſeroſe oder in einem Tiegel Butter auf Kohlen, und läßt ſie braun werden, legt ſodann das Fleiſch darein, und bräunt es ein wenig. Hierauf nimmt man Rüben, ſchält ſie, und ſchneidet ſie würfelicht; ſetzt abermal in einer Caſſerole oder in einem Tiegel Butter auf das Feuer, und wenn ſie braun iſt, reibt man 1 Loth Zucker darein, und ſetzt ſie wieder auf das Feuer, ſo wird der Zucker eine braune Farbe bekommen. Sodann thut man die Rüben darein, ſo werden ſie auch bald braun werden; dieſe müſſen hernach an das Fleiſch geſchüttet werden. Ferner weicht man Stock- oder Nelkenſchwämme, putzt ſie ſauber, und paſſiert ſie ein wenig in Butter, thut ſie auch zum Fleiſche, und würzt es hierauf mit Jngber und Pfeffer. Man nimmt auch braunes Mehl, querlt es mit Brühe ab, und ſeihet dieſelbe hernach an das Fleiſch, ſetzt es auf das Feuer, wirft eine mit Nelken beſteckte ganze Zwiebel darein, und läßt es kochen. Wenn es nun angerichtet werden ſoll, thut man die ganze Zwiebel wieder heraus. Alsdann kann es aufgetragen werden.

Lammfleiſch mit Saffran gelb gemacht. Man kocht das Fleiſch mit Waſſer und Salz ab, legt es in einen Topf oder Tiegel, ſtreuet geriebene Semmel, Jngber, Pfeffer und Muskatenblüthe darein, gießt Brühe, worin es gekocht hat, ſo viel nöthig iſt, darauf, ſetzt es in Kohlen, und läßt es kochen, thut auch Saffran daran, damit es gelb werde, und ſalzet es gehörig. Wenn es nun eine dickliche Brühe gekocht hat, bähet man Semmelſchnitten auf dem Roſte, legt ſie in die Schüſſel, worin angerichtet werden ſoll, richtet das Fleiſch darauf an, gießt die Brühe darüber, und ſtreuet Jngber und Muskatenblüthe oben her.

Lammfleiſch mit gefülltem Salat, ſ. Kalbfleiſch mit gefülltem Salat, Th. XXXII. S. 385, f.

Lamm-

Lammfleiſch mit Sauerampfer, ſ. Kalbfleiſch mit Sauerampfer, Th. XXXII. S. 386.

Lammfleiſch mit Sellerie, ſ. Kalbfleiſch mit Sellerie, Th. XXXII. S. 386, f.

Lammfleiſch mit Semmelſchnitten, ſiehe Kalbfleiſch mit Semmelſchnitten, Th. XXXII. S. 387.

Lammfleiſch mit Speck, ſ. Kalbfleiſch mit Speck, Th. XXXII. S. 387.

Lammfleiſch mit Spinat. Man kocht das Fleiſch in Waſſer und Salz ab, und legt es in einen Tiegel oder eine Caſſerole; nimmt alsdann Spinat, brühet ihn mit ſiedendem Waſſer, thut ihn zum Fleiſche, ſtreuet geriebene Semmel, Muskatenblüthe und Ingber daran, gießt Fleiſchbrühe darauf, ſetzt es auf Kohlenfeuer, und läßt es kochen, bis die Brühe ein wenig dick wird. Alsdann legt man ein Stück Butter daran.

Lammfleiſch mit Trüffeln, ſ. Kalbfleiſch mit Trüffeln, Th. XXXII. S. 388.

Lammfleiſch mit Zuckerwurzeln, ſ. Kalbfleiſch mit Zuckerwurzeln, Th. XXXII. S. 388.

Lammfleiſchetouffade, ſ. Kalbfleiſchetouffade, Th. XI. S. 674, und Th. XXXII. S. 389.

Lammfleiſchfricaſſee. Man nimmt Lammfleiſch von den Brüſten, hackt es in Kochſtückchen, legt dieſe in kaltes Waſſer, und läßt ſie eine Weile darin liegen, damit das Rothe ſich ein wenig heraus ziehe. Hernach blanchirt man es in ſiedendem Waſſer, nimmt es aber gleich wieder heraus, und wäſcht es ſauber aus. Ferner legt man in eine Caſſerole, oder in einen Tiegel ein Stück ausgewaſchene Butter, ſtreuet Muskatenblüthen und Citronſchalen darauf, thut das Fleiſch auch hinein, ſetzt es zuſammen auf ein Kohlenfeuer, paſſirt es mit einer ganzen Zwiebel und etlichen Lorbeerblättern,

tern, und ſieht wohl zu, daß die Butter nicht braun werde. Alsdann gießt man Wein und Fleiſchbrühe darauf, und läßt es ferner kochen, thut auch einen Eß-Löffel voll Wein-Eſſig dazu. Wenn man nun anrichten will, ſchlägt man 4 bis 5 Ey-Dotter in ein Töpfchen, rührt ſie mit ein wenig Wein-Eſſig ab, thut auch ein wenig rohes Mehl darein, zieht die Ey-Dotter mit der Brühe, die am Fleiſche iſt, an, rührt es aber beſtändig, damit es nicht zuſammen laufe, ſchüttet es hernach wieder an das Fleiſch, und rüttelt es, daß es fein dick werde. Endlich richtet man es auf eine Schüſſel an, ſprengt zerlaſſene Butter und Muskatenblüthen darüber, und koſtet es, ob es genug geſalzen iſt.

Lammfleiſch-Paſtete, ſ. Kalbfleiſchpaſtete, Th. XXXI, S. 380—392.

Lammfleiſch-Ragout. Man nimmt ein Lamm-Viertel, zerlegt es in 4 Stücke, ſpickt dieſe, läßt ſie in einer Caſſerole färben, kocht ſie hierauf in Brühe gar, und thut Salz, Pfeffer, Nelken, Champignons und ein Bündchen feine Kräuter daran. Wenn es nun gar iſt, wird ein Coulis von Kalbfleiſch dazu gethan, und es damit angerichtet.

Ein ganzes Lamm zu braten, nimmt man ein Lamm, welches nicht zu groß iſt, ſpreißt es auf zum Braten, und macht es auf dem Roſte ſteif, ſpickt die Keule mit Peterſilie und Salbey und das Vorderſte mit Speck. Alsdann ſchälet man 2 Pfund Kaſtanien, hackt ſie mit Schalotten, 20 abgerührten Eyern, etwas Schweinfleiſch, Salz, Pfeffer und Nelken, miſcht alles unter einander und füllt den Bauch damit, bratet es alſo, und giebt es zu einem Gerichte warm, mit Citronſchale belegt, auf den Tiſch.

Lamm am Spieße zu braten. Die eine Hälfte vom Lamm wird geſpickt, die andere aber mit Sem-

mel-Krumen überzogen. Alsdann werden beyde am Spieße mit Papier umwickelt, damit ſie nicht verbrennen. Wenn ſie gar ſind, kann die eine Hälfte, welche nicht geſpickt iſt, mit Semmel-Krumen, Salz, Pfeffer und gehackter Peterſilie überzogen, alsdann aber einige Mahl am Spieße umgedrehet werden, damit dieſe Hälfte ſich färbe. Sodann richtet man ſie mit Citronen- oder Pomeranzen-Jüs an.

Siehe auch Lamm-Schlägel und Lamm-Viertel.

Lamm-Bruſt gefüllt oder ungefüllt zu braten. Die Lammbruſt wird wohl gewäſſert und gebraten, oben herum die Haut mit einem Finger abgelöſet, und damit an dem Orte, wo man ſie aufzuhängen pflegt, der Anfang gemacht. Hernach macht man folgende Fülle zurecht. Man röſtet ein wenig Peterſilien-Kraut in Schmalz oder Butter, gießt es über geriebenes Weißbrod, ſchlägt 3 Eyer daran, gießt etwas Milch dazu, würzt es mit Muskatenblüthen, Pfeffer, Cardamomen, und ein wenig Saffran, ſalzt es und füllt es in die Bruſt, ſtreicht es oben ſchön gleich aus einander, näht es zu, und ſteckt es an. Man muß aber wohl Acht haben, daß man unten bey dem dünnen Theil zuerſt den Spieß anſetze, und ihn in der Mitte bey den Rippen heraus treibe, alsdann wieder auswendig die Schulter zwiſchen dem Fleiſche recht anfaſſe, damit der Spieß oben unter der Bruſt recht bey dem Beine heraus komme. Hierauf wird die Lamm-Bruſt ſaftig abgebraten, anfangs mit heißer geſchmolzener Butter beträufelt, und hernach immerzu fleißig mit Butter betüpfet. Will man aber die Bruſt ungefüllt braten, ſo kann ſie vorher über und über, beſonders an der Schulter, wenn man will, geſpickt werden.

Lammbruſt farßirt, mit einer Rahmſoße, Morcheln und Piſtacien. Wenn man eine Lammbruſt hiermit füllen oder farßiren will, ſo wird das vordere Viertel genommen, der Rücken mit dem Halſe in die Länge abgehauen, daß die Bruſt etwas breit und zierlich bleibe, ſodann auch der Bein-Knochen über dem Gelenke kurz vor dem Blatte abgehauen, alsdann ein Schnitt in die Länge über das Blatt gethan, der Knochen behend und zierlich heraus gelöſet, das Fleiſch wieder zuſammen geheftet, und hierauf am Ende, wo das Viertel abgeſchnitten iſt, und mit einem langen ſpitzigen Meſſer zwiſchen dem Fleiſche und den Rippen wohl gelöſet; dabey aber muß wohl zugeſehen werden, daß kein Loch, weder oben durch das Fleiſch, noch an die Seite, oder unten durch die Rippen geſtochen werde. Hierauf wird die Bruſt ein wenig ausgewäſſert, und hernach wieder ausgetrocknet; alsdann wird eine gute Farße gemacht, die Bruſt damit gefüllet, und das Loch wieder zugeheftet. Hernach kocht man ſie in einer kurzen Brühe mit ein wenig Salz, ganzen Zwiebeln und Lorbeerblättern, und macht folgende Rahm-Soße daran. Man nimmt ein wenig Butter, Mehl, ein Paar Eydotter, etwas Peterſilie in Waſſer ein Mahl aufgekocht und klein gehackt, ein wenig geſtoßene Muskatenblüthen, und etwas Salz, knetet dieſes zuſammen durch, und rührt es mit ſüßem Rahm ab. Hierauf werden ſauber geputzte und geweichte Morcheln und Piſtacien darein gethan; und wenn man die Lammbruſt anrichtet, wird die Soße darüber gegeben.

Lammbruſt mit Stachelbeeren, ſ. Kalbfleiſch mit Stachelbeeren, Th. XXXII, S. 387.

Die Lammbruſt wird wie eine Krebsbruſt trenchirt und vorgelegt, ſ. Th. XXXII, S. 402.

Um die Lammfüße zu einem Gerichte zu zubereiten, werden dieſelben wohl abgebrühet und gekocht. Wenn ſie gar ſind, nimmt man die Knochen aus der Mitte, und füllt ſie mit einer guten Farße. Wenn ſie gefüllt ſind, werden ſie in geklopften Eyern umgewendet, mit zarten Semmel-Krumen beſtreuet und gebacken, und die Schüſſel wird mit gehackter Peterſilie belegt. Man bedient ſich auch dieſer Lammfüße zu Neben-Gerichten; auch kann eine Potage von Lammköpfen damit belegt werden. Man muß ſie allemahl warm anrichten.

Fricaſſee von Lammfüßen. Die Lammfüße müſſen vorher mit Waſſer, guten Kräutern, Pfeffer, Ingber und Salz, gar gekocht, dann aufgelegt, damit ſie erkalten, hernach ſauber abgeputzt, in der Länge durch- und ferner gliederweiſe abgeſchnitten werden; ſodann thut man ein gutes Stück Butter in eine Caſſerole oder breite Pfanne, und läßt ſie recht gelbbraun werden; ingleichem wird nur ein wenig Mehl, nebſt klein gehackten Zwiebeln, Lorbeerblättern und den Füßen, alles zuſammen hinein gethan, und über dem Feuer fleißig umgeſchüttelt und durchpaſſirt; hierauf ein wenig Fleiſchbrühe, oder, in deren Ermangelung, ein wenig ſiedend Waſſer daran gegoſſen, und damit ein wenig durchgekocht, etwas Champignonpulver, geſtoßene Nelken und Muskatenblüthen, wie auch Citrone und Salz, daran gethan. Wenn nun alles ein wenig zuſammen durchgekocht, und zuweilen umgeſchüttelt iſt, macht man es mit Eydottern, Wein-Eſſig und klein gehackter Peterſilie ab.

Poupeton von Lammfüßen. Die Lammfüße muß man zuvörderſt in Waſſer und Salz gar kochen, hernach in kaltem Waſſer liegen und abkühlen laſſen, ſodann ſauber abputzen, und in Stücke ſchneiden. Man macht hierauf ein wenig weiß gebranntes Mehl mit

etwas

etwas fein gehackten Schalotten oder Zwiebeln, einem Bündchen Thymian, Lorbeerblättern und Peterſilie. Die Lammfüße werden hinzu gethan, und über dem Feuer ein wenig durchgeſchwitzt, etwas ſüße Sahne darauf gegoſſen, Muskatenblüthen und Salz hinzu gefüget, und dieſes alles noch ein wenig gekocht. Die Brühe muß etwas lang darauf ſeyn, weil ſonſt die Lammfüße in dem Umſchlage von Gehacktem zu trocken durch das Backen würden. Sind die alſo vorbereiteten Lammfüße mit ihrer Brühe vom Feuer genommen, und wieder kalt geworden, ſo bereitet man ein Gehäck von in Milch eingeweichter und wieder ausgedrückter Semmel und Eyern, die zu einem ordinären Rühr-Ey, das noch weich iſt, über Kohlen angerührt, und mit geſtoßenen Cardamomen und Muskatenblüthen, Zwiebeln oder Schalotten, Peterſilie, Baſilicum und ganz fein gehackten Citronſchalen, gewürzet werden. Sollte dieſes Rühr-Ey zu dick geworden ſeyn, ſo kann man es mit Sahne oder Milch geſchmeidig machen. Obgedachte Kräuter müſſen auch ganz fein zerhackt geweſen ſeyn, damit von dem Rühr Ey nichts mehr, als ein gelber Teig, zu ſehen ſey. Es kann, nach Belieben, auch ein wenig geſtoßener Coriander, etwas Zucker, und fein gehackter Thymian, mit dem Rühr-Ey vereiniget werden. Man ſetzt nun von dieſem Rühr-Ey den Rand um die Schüſſel, thut die Füße hinein, macht es oben fein eben, und beſtreuet es mit fein geriebenem Brod, belegt es auch überher mit dünnen Scheiben Butter, und bäckt es fein gelb in einer Tortenpfanne. Man kann die Füße auch obenher ganz dünn mit dem Rühr-Ey belegen.

Will man eben dieſen **Poupeton von Lammfüßen mit Reiß ausbacken**, ſo werden die Füße auf oben beſchriebene Weiſe vorbereitet. Der Reiß wird ganz

dick und ſteif gekocht, aber nicht zu mürbe, doch auch ſo, daß er gar ſey. Wenn man ihn vom Feuer abnehmen will, thut man ein Stückchen Butter hinein, rührt den Reiß damit zuſammen, und ſetzt ihn hin, daß er etwas abkühle. Hierauf werden 3 bis 4 Eydotter, ein wenig Salz, Zucker, und geriebene Muskaten-Nuß, dazu gerührt, und man läßt den Reiß nun kalt und ſteif werden. Hiervon wird nun ein Rand um die Schüſſel geſetzt, die zurecht gemachten Lammfüße werden hinein gethan, ſodann rund herum und obenher mit einem warmen Meſſer fein glatt gemacht, fein geriebenes Brod etwas dick darüber geſtreuet, mit Scheibchen Butter belegt, und gebacken. Man kann auch, wenn man will, die Füße mit dem Reiße bedecken.

Um Lammköpfe zu zurichten, werden dieſelben in der Mitte von einander geſpalten, doch ſo, daß es bey dem Maule noch ein wenig zuſammen hält, alsdann wohl ausgewäſſert, mit einem Bindfaden umwunden, und nebſt dem Eingeweide in Waſſer und ein wenig Salz abgekocht. Wenn ſie gar ſind, ſpühlt und kühlt man ſie in kaltem Waſſer ab, hernach ſchneidet man ſie in der Mitte durch, und putzt die Kinnbacken, die Zunge und das Maul ſauber ab, und bricht die unſaubern Knochen heraus. Hierauf nimmt man geriebenes Weißbrod, Salz, Pfeffer und gehackte Peterſilie, menget dieſes alles zuſammen, kehrt die Köpfe in geſchmolzener Butter um, und beſtreuet ſie damit. Alsdann werden ſie auf dem Roſte auf beyden Seiten braun gebraten. Das Eingeweide kann in dünne Scheiben geſchnitten, und ein Fricaſſee, wie man ſonſt von kaltem Braten macht, daraus verfertigt werden; oder man kann es nur mit ein wenig brauner Butter, Pfeffer und Salz abſchwitzen, oder auch ein wenig durchhacken, und mit Butter,

ter, Coriander, Zucker, Weineſſig und etwas Wein durchſtoſen, alsdann anrichten, die Köpfe herum legen, und ſo auf den Tiſch geben.

Lammköpfe zu braten, wäſcht, ſalzt und ſiedet man ſie erſt ein wenig in Waſſer ab; hernach nimmt man ſie aus der Brühe, ſteckt ſie an einen Spieß, beträufelt ſie mit geſchmolzener Butter, und läßt ſie ſo braten.

Lammköpfe auf engländiſche Art zubereitet. Sie werden erſt in ſo viel Waſſer, daß ſie davon bedeckt ſind, nach Belieben mit allerley Gewürzen gekocht, eine dicke Brühe mit durchgeſiebtem Haber-Mehl und Rahm daran gemacht, und ſauber gewaſchene Roſinen und Weinbeeren, auch ein wenig Salz daran gethan. Wann ſie nun angerichtet werden ſollen, thut man etwas ſpaniſchen Wein oder Sect und Zucker dazu.

Siehe auch Lammkopfpotage, unten, S. 57, f.

Potage von einem ganzen Lamme. Man nimmt ein fettes Lamm von mittlerer Größe, und macht es zu braten zurecht; doch muß es an einem Stücke geſotten oder gebraten werden. Hierauf ſpickt man die zwey Hinter Viertel auf das zierlichſte; an den vordern aber füllt man die Brüſtchen ein wenig, beſprengt es hernach mit Salz, und ſteckt es an einen Bratſpieß. Ferner nimmt man eine Serviette, macht dieſelbe in Fleiſchbrühe naß, und umwickelt damit des Lammes Vorder-Theil, (die zwey Hinter-Viertel aber läßt man ſo); legt es zum Feuer, und wenn es eine Weile gelegen hat, begießt man das hinterſte mit Butter, das mit der Serviette verbundene aber mit Fleiſchbrühe, damit die Serviette ſtets naß bleibe; ſolcher Geſtalt kocht es, als ob es in einem Topfe wäre, und wird auch noch weißer. Wenn es nun

gar iſt, zieht man es wieder von dem Spieße, richtet es in einen Potage-Keſſel, die Servietté aber nimmt man herunter, gießt gute Bouillon darauf, würzt es mit Muskaten-Blüthen, Jngber und Citronſchale, legt ein Paar ganze Zwiebeln und ein Bündchen zuſammen gebundene feine Kräuter darein, die aber bey dem Anrichten wieder heraus genommen werden, und läßt es auf Kohlen kochen. Unterdeſſen ſchickt man ſich folgender Maßen zum Garniren an. Man blanchirt und ſchneidet Kalbsmilch zu Stücken, weicht auch Trüffeln ein, und thut beydes hierauf zuſammen in einen Tiegel oder in eine Caſſerole, paſſirt es mit Butter, Muskatenblüthen und Citrone ab, gießt Coulis darauf, nnd läßt es ein wenig kochen. Ferner macht man folgende Garnituren: Man nimmt 4 große Franz-Brode, reibt ſie mit einem Reibe-Eiſen ab, ſchneidet ſie oben, einen Thaler groß, auf, und höhlt ſie ſauber aus, beſtreicht ſie mit Butter, und läßt ſie in einem heißen Ofen ein wenig hart werden. Hernach nimmt man Lammfüße, zerſpaltet ſie, und kocht ſie weich ab. Wenn nun die Brühe, worin das Lamm liegt, eingekocht iſt, gießt man gute Coulis zu; bey dem Anrichten aber ſchneidet man Semmel in die Schiſſel, und gießt gute Bouillon darauf, legt alsdann das Lamm darauf, und gießt etwas von der Brühe, worin das Lamm gelegen hat, dazu, die übrige aber zieht man mit Eydottern ab. Endlich ſetzt man die 4 Franz-Brode ins Gevierte, richtet des Ragout von Trüffeln und Kalbsmilch darein, legt ferner die Lammfüße, eins um das andere fein zierlich zwiſchen die Franz-Brode, und gießt die abgezogene Brühe vollends in die Potage; das Gebratene am Lamm garnirt man mit Citrone, das Gekochte aber beſtreuet man mit Piſtacien, ſo iſt die Potage fertig und kann aufgetragen werden.

Pota-

Potage von Lammköpfen und Lammfüßen. Nachdem die Köpfe nebſt den Füßen mit heißem Waſſer fein weiß gebrühet, mit der Leber und mit Speck in einem Keſſel mit guter Brühe gekocht, und mit Salz, Pfeffer, Gewürz-Nelken, wie auch einem Bündchen feiner Kräuter gewürzt worden ſind, und dieſes alles recht gar gekocht iſt, alsdann kann man Semmel-Rinden mit einer guten Brühe aufkochen laſſen, die Lammköpfe in der Potage anrichten, die Schüſſel mit den Füßen und der Leber ordentlich beſetzen, das Gehirn mit Butter backen, es vorher mit geriebener Semmel beſtreuen, und wenn es eine gute Farbe hat, das Gehirn wieder in die Köpfe thun, endlich ein weißes wohlſchmeckendes Coulis auf die Potage warm anrichten. Dieſes Coulis wird folgender Maßen bereitet. Man nehme Bruſtfleiſch von dem am Spieße gebratenen Feder-Vieh, hacke es, ſtoße 2 bis 3 Dutzend ſüße Mandeln in einem Märſer, thue das Bruſtfleiſch nebſt ein wenig in Brühe eingeweichten Semmelkrumen, und 4 bis 5 hart geſottene Eydotter dazu, ſtoße alles zuſammen recht wohl, ſchütte 2 bis 3 Löffel voll gute Brühe, einige Champignons, nebſt einer kleinen grünen Zwiebel in eine Caſſerole, und koche es einige Mahl auf; alsdann laſſe man das geſtoßene Coulis in dieſer Brühe zergehen, ſeihe es durch ein Haar-Tuch, thue es hierauf in einen Keſſel, damit es warm bleibe, und bediene ſich deſſen zu der Potage von Lammköpfen.

Es kann auch ein grünes Coulis von dem Grünen kleiner Zwiebeln, von Spinat und Semmel-Rinden gemacht, und in einer Caſſerole mit einer guten Brühe, und mit Gewürz-Nelken und Thymian gewürzt, ferner mit Jüs aufgekocht werden, und zwar, wenn man endlich das Grüne von kleinen Zwiebeln mit dem Spinat im Mörſer ſtößt, ſelbiges nebſt dem übrigen

durch ein Haartuch ſeihet, es auf die Potage gießt, kleine grüne Erbſen und Spargel darauf ſtreuet, und Citronenſaft darüber ausdrückt. An ſtatt des Coulis kann man auch dergleichen Potage gute grüne durchgeſchlagene Erbſen thun; und wenn man eine Veränderung daren treffen will, allenfalls ein Coulis von Leber bereiten, und den Rand mit Füßen und Speck beſetzen. Man pflegt auch die Potage mit kleinen grünen Erbſen und eben ſolchem Coulis nach der Jahrszeit zu bedecken. Ein ander Mahl kann man die Lammköpfe ſauber abbrühen, doch muß das Waſſer nicht zu heiß ſeyn, alsdann alle Knochen und die Zunge heraus nehmen, und dahin ſehen, daß die Haut ganz daran bleibe. Dieſe Köpfe nun werden mit einer guten Farße gefüllt, mit Bindfaden zuſammen gebunden, gar gekocht, und in die Potage angerichtet; der Rand wird dann eben ſo, wie vorher angezeigt worden iſt, beſetzt.

Es kann auch eine Potage von Lammköpfen mit gefülltem Kopfſalat gemacht, ſolche damit beſetzt, eine Jüs von Kalbfleiſch darüber geſchüttet, und alsdann warm angerichtet werden.

Einen Lammſchlägel (Lammkeule) zu braten, wird derſelbe rein abgewaſchen, mit Salz gerieben, und am Spieße gebraten; wann er bald gar iſt, mit brauner Butter öfters begoſſen, alsdann mit Rosmarin-Sträußchen beſteckt, noch ein wenig gebraten, und ſo zu Tiſche gebracht.

Ein Lammviertel zu braten, wird daſſelbe gewäſſert, gewaſchen, geſalzen, und wie ein Schlägel an den Spieß geſteckt, beträufelt und allmählich gebraten, kurz vorher aber, ehe es fertig iſt, mit Butter beträufelt, damit es ſchön gäſchtig werde; alsdann

dann ſchneidet man Rosmarin-Sträußchen, wäſcht ſie, beſteckt das Viertel damit, und läßt es noch ein wenig braten.

Lamm-Viertel auf engländiſche Art. Es wird ein Vorder-Viertel vom Lamm am Spieße gebraten, hierauf ein Stück friſche Butter mit gehackter Peterſilie, Schalotten, Zwiebeln, feinen Kräutern, Salz, Muskaten-Nuß, Pfeffer und ein wenig Mehl geknetet; wann das Lamm-Viertel gar iſt, zieht man es vom Spieße, legt es in eine Schüſſel, in welche zuvor 1 oder 2 Koch-Löffel voll gute Brühe gethan, worden, und ſetzt ſie auf ein Kohlfeuer; hierauf werden die Lammſchultern reinlich in die Höhe gehoben, die Butter darunter geſtrichen und umgerührt, damit ſie nicht zuſammenlaufe; alsdann noch Pomeranzenſaft dazu gethan, und zu einem Gerichte angerichtet.

Lamm-Viertel mit Eyern gebraten. Man bratet daſſelbe, wie ſchon gemeldet worden, zerklopft 3 oder 4 Eyer, und gießt nach Belieben Roſenwaſſer daran. Wann das Lamm-Viertel faſt abgebraten iſt, tunke man ein Büſchel Stroh-Aehren in die zerklopften Eyer, und beſtreicht es überall damit; alsdann läßt man es braten, bis es ſchön röſch wird, und richtet es an.

Lamm-Boudinade. Man nimmt ein Vorder-Viertel eines Lammes, löſet die Knochen geſchickt heraus, dehnt das Viertel alsdann auf einem Tiſche aus einander, füllt es mit Würſten von weißer Fülle (von Milch, Kapaunen- oder Hühnerfleiſch), von Fleiſch- und Blutwürſten, wirkt dieſelben geſchickt hinein, bindet alles mit Bindfaden zuſammen, bratet es am Spieß, und begießt es mit geſchmolzenem Speck. Wenn es gar iſt, wird es in einer Schüſſel mit der ſpaniſchen oder gehackten Soße, welche durch ein Haartuch geſeihet worden iſt, angerichtet.

Die

Die Lammfelle, L. Pellis agnina, Fr. Peau d' agneau, werden theils mit ihrer Wolle, theils ohne dieſelbe, in den Handel gebracht.

1. Mit ihrer Wolle, werden ſie von den Weißgärbern und Kürſchnern auf der Fleiſchſeite gar gemacht, und, da ſie ein ſehr warmes Futter geben, zur Fütterung unter verſchiedene Kleidungsſtücke gebraucht. Inſonderheit ſind die Lammfelle, die aus der Tatarey, Perſien und der Lombardey gebracht werden, ein ſehr beträchtliches Stück des Pelzhandels. Es haben nämlich a) die tatariſchen Lammfelle eine ſehr kurze, zarte und weiche Wolle, vollkommen ſchwarz, ſchön glänzend, und eine ſehr ſtarke Krauſe, die ſo lange dauert, als ein Stück daran iſt. Die größten und vornehmſten ruſſiſchen Herren füttern damit ihre Röcke und Mützen, und Viele ziehen ſie den Zobeln und anderm reichen Pelzwerke, wovon in ganz Rußland und den zu dem ruſſiſchen Reiche gehörigen Staten eine ſo große Menge anzutreffen iſt, weit vor. b) Die perſiſchen Lammfelle ſind ganz grau, und haben eine noch kleinere und ſchönere Krauſe, als die tatariſchen; und eben deswegen werden ſie in Rußland auch weit höher geſchätzt, und ſind auch weit theurer, als jene. c) Die lombardiſchen Lammfelle ſind wegen ihrer glänzenden Schwärze ſehr berühmt; ſie werden von den Kürſchnern und Rauchhändlern in kleine Stücke zerſchnitten, welche ſie auf die Hermelinfelle ſetzen, um die weiße Farbe derſelben noch mehr zu erheben, und die Hermelinſchwänze vorzuſtellen.

Die Lammfelle, welche aus Perſien, der Bucharey, Tatarey, Cirkaſſien und andern Gegenden, meiſtens über Rußland in den Handel kommen, werden in Rußland und Pohlen Baranſen (Baranen), Ruſſ. Merlaſchki, genannt. St. Petersburg ſchickt deren jährlich eine große Menge nach Deutſchland, Frank-

reich

reich ꝛc. Im Winter iſt die Stadt Samara, im orenburgiſchen Gouvernement, der Sammelplatz der kaſinofiſchen handelnden Tatarn, welche mit den am Jaik von den Kirgiſen und Kalmüken eingetauſchten Lammfellen ſich hierher begeben, dieſelben ſortiren, von den bey der Stadt ſich einfindenden chriſtlichen Kalmüken (*) gärben, und die Pelze und Tulupen (Pelz = Schlafröcke) zuſammen nähen laſſen, ehe ſie ſolche nach Moskau und andern Orten verführen. Der größte Theil der feinen Lammpelze, welche in Rußland Vertrieb haben, kommen unſtreitig von hier, ſo wie auch die Pfoten der Lämmer hier von den Kalmüken-Weibern, denen man ſie mit zur Bezahlung anrechnet, erſt in Riemen, und hernach in Pelze zuſammengeſetzt und wohlfeil verkauft zu werden pflegen. Man theilt die Baranken in ruſſiſche, welche ſchwarz oder weiß; in tſcherkaſſiſche ſchwarze; in kirgiſiſche; in ukrainer ſchwarze, welche dem ſchönſten Atlaß gleichen; in kalmükiſche ſchwarze, weiße, bunte, braune und rothe; in buchariſche ſchwarze und graue; welche gekräuſelt ſind, und um ſo mehr geſchätzt werden, je lockiger und gleich haariger ſie ſind; in perſiſche graue; und in ungeborne. Die Kirgiſchen bringen eine Menge junger, theils noch ungeborner, Lammfelle nach Orenburg zum Tauſchhandel, welche oft noch ſchöner zu fallen pflegen, als die kalmükiſchen, und auch die größte Anzahl im Pelz-Handel ausmachen. In Orenburg, koſtet ein Tulup, oder ganzer Pelz aus Lammfellen, 20 bis 25 Rubel. In St. Petersburg, koſtet von den grauen Baranken in der Bucharey, das Stück der beſten Gattung, 5 Rubel; von der geringern, nur 3. Schwarze Baranken aus der Bucharey, gelten eben den Preis. Ein Tulup

(*) Wie die kalmükiſchen Weiber die Lammfelle gärben und bereiten, ſ. im XXXII Th., S. 804.

lup aus ſolchen Fellen, wenn dieſe von der feinſten Art ſind, gilt 150 Rubel; von der ſchlechten Art, 50. Graue perſiſche Baranken von der feinſten Sorte, das Stück 2 Rubel; von der ſchlechtern, 1 Rubel 50 Kopeken. Ein Tulup, oder, ganzer Pelz, von ſchwarzen kalmükiſchen Baranken, dem Ausſehen nach wie ſchwarzer ſeidener Atlaß, 50 Rubel; von ſchlechtern ſolchen Baranken, 20 Rubel. Ein ſolcher Pelz von weißen kalmükiſchen Baranken, der feinſten Art, 40; von den ſchlechtern, 10 Rubel. Ein dergleichen Pelz von braunen kalmükiſchen Baranken, 12; von ſchlechterer Sorte, 6 Rubel. Ein Pelz von tſcherkaſſiſchen ſchwarzen Baranken, 16; die geringere Sorte, 10 Rubel. Ruſſiſche ſchwarze Baranken, das Hundert 10 Rubel. Ein Pelz von ruſſiſchen ſchwarzen Baranken, die feinere Sorte, 7; die ſchlechtere, 4 Rubel. Ein großer Sack ruſſiſcher ſchwarzer Baranken, 4 Rubel. Ein Pelz von weißen ruſſiſchen Baranken, 5; von der geringern Sorte, 3 Rubel.

2. Ohne die Wolle, kommen die Lammfelle in dem Leder-Handel mit in Betrachtung. Es werden nämlich dieſelben weißgar gemacht, und ſodann von den Handſchuhmachern verarbeitet. Die Bearbeitung und Zubereitung der Lammfelle, als ein Geſchäft der Weißgärbers, werde ich im Art. Leder-Bereiter beſchreiben.

Die Lammwolle, L. Lana agnina, Fr. Laine agneline, Laine d'agneau, oder d'Agnelins, findet man in allen Ländern, wo es erlaubt iſt, Lämmer zu ſchlachten; vornehmlich aber iſt die ſpaniſche und pohlniſche berühmt. Von der ſpaniſche Wolle hat man unterſchiedene Arten, als; a) gewaſchene ſegoviſche Lammwolle, Fr. Laine d'Agnelins de Segovie lavée; b) Soria Segoviana, Fr. Sor de Segovie; c) unge-

c) ungewaſchene ſegoviſche Lammwolle, Fr. Laine de Segovie non lavèe; d) Soria de Molina, Fr. Sor de Molina; e) Soria de Caſtilla, Fr. Sor de Caſtille; f) Soria de Albarazin. Fr. Sor d'Albaraſin; und g) Soria de Navarra, Fr. Sor de Navarre. Die pohlniſche Lammwolle wird gleichfalls hoch geachtet, häufig aufgekauft, und nach Frankreich verſendet. Die Lammwolle taugt zu den Wollmanufacturen nichts, und es iſt daher in einigen Ländern, als: in Frankreich, verbothen, ſie dazu zu gebrauchen, auſſer nur in den Hutmanufacturen, wo ſie wegen ihrer Kürze ſehr gut, und alſo deren Gebrauch erlaubt iſt.

* * *

In der heil. Schrift wird Chriſtus, als das Gegenbild des ehemahligen Oſter-Lammes, und wegen ſeiner Unſchuld, häufig das Lamm-Gottes, das Gottes-Lamm, Agnus Dei, Fr. l'Agneau de Dieu, oder nur das Lamm ſchlechthin, genannt, als: Jeſ. 53, 7. Joh. 1, 29 36. 1 Petr. 1, 19. Offenb. 5, 6. und in mehrern Stellen dieſes Buches; ein Ausdruck, welcher izt mit Behutſamkeit gebraucht werden ſollte, weil er nach unſern Sitten ein unedeles und niedriges Bild verurſacht.

Der Gottes-Lamm-Orden, Fr. l'Ordre de l'Agneau de Dieu, deſſen in der, im J. 1699 zu Amſterdam in franzöſiſcher Sprache erſchienenen Hiſtorie von den Ritter-Orden, no. 104, Erwähnung geſchieht, hat ſeine Benennung von dem Bildniſſe des Lammes, welches, an einer Kette hangend, das wahre und eigentliche Zeichen des Ordens war, bekommen; aber von deſſen Urſprunge, wie auch von der Ritter-Kleidung und Gelübde, weiß gedachter Schriftſteller nichts zu ſagen. Der Ritter vom Lamm-Gottes, Fig. 3638 a), erſcheint als ein bewehrter Cavalier,

oder Soldat, mit einer ſeidenen Binde um den Leib, und einem kurzen Rocke über der Achſel. Doch bringt Derſelbe aus den ſcotiſchen Jahrbüchern bey, es habe der Scoten König *Johannes*, mit dem Zunahmen Bonus, (der Gute), d. 10 Jul. 1564 bey ſeiner Krönung, einige ſeiner getreuen Unterthanen, ihre Dienſte zu belohnen, aus Dankbarkeit mit einer ſolchen Kette beehrt, wie ſolches Ordenszeichen auf einer damals geprägten Münze zu ſehen iſt. Das Lamm hängt unterhalb einer Münze, die von zwey Engeln gehalten wird. Auf der Münze ſelbſt iſt das Bildniß Chriſti, mit der Beyſchrift: Deus Protector noſter, (Gott iſt unſer Schutz-Herr). Fig. 3638 b), ſtellt die Ordens-Zeichen beſonders abgebildet dar.

Es giebt auch mit einem Lamme bezeichnete Münzen. So kommt z. B. Johannes der Täufer mit dem Lamme auf einem Buche, auf den im XXX Th. S. 553, beſchriebenen, und Fig. 1720, fgg. abgebildeten Münzen vor.

Agnol, oder Aignel, hieß eine mit einem Lamme bezeichnete alte Gold-Münze zu den Zeiten Ludwig's des Heiligen, und Philipp's des Schönen, die damals ungefähr 7 Livr. 10 Sols heutiger Münze galt. Sie wog anfangs 3 Deniers, 5 Grän, nachher aber nur 2 Deniers.

* * *

Bey den Katholiken, iſt Agnus, oder Agnus Dei, eine, einer Medaille ähnliche und länglichrunde Figur aus Wachs, welches von den geweiheten Oſter-Kerzen genommen wird, auf deren einen Seite ein Lamm, das ein Kreuz trägt, und auf der andern ein Heiliger geformt iſt, welche von den Katholiken für etwas gar Heiliges angeſehen wird, und welche man, da das Lamm auf Chriſtum, der in der heil-

h. Schriſt das Lamm Gottes genannt wird, (welches auch der lateiniſche Nahme bedeutet,) zielt, zur andächtigen Erinnerung im Zimmer aufhängt, oder auch am Halſe trägt. Erſt wurde nur dergleichen Wachs, ohne es in ein Lamm zu bilden, dem Volke nach der Communion ausgetheilt, davon der Rauch, wenn es auf das Feuer geworfen, und in den Häuſern, Weinbergen oder auf den Feldern, damit geräuchert würde, alle Hexerey, Wetter-Schäden und anderes Unglück abwenden ſollte. Hernach gab man denen, welche ſich wollten taufen laſſen, kleine wächſerne Figuren, auf welchen Chriſtus unter dem Bilde eines Lammes mit einem Kreuze vorgeſtellet war, und welches ſie an dem Halſe trugen, um ſie zu erinnern, daß ſie, wie ein Lamm, ſanftmüthig und demüthigen Herzens ſeyn, noch mehr aber, daß ſie ſich Chriſti, als des Lammes Gottes, dabey erinnern ſollten. Heut zu Tage hat es damit folgende Bewandtniß. Das Agnus Dei wird von dem Wachſe verfertigt, welches von den geweihten Oſter-Kerzen übrig bleibt. Am Oſter-Dienſtage tritt der Pabſt, nach verrichtetem Hoch-Amte, in einem weißen Ornat von Leinen, Seide und Silber gekleidet, und einer von Silberſtück mit Perlen beſetzten Biſchofs-Mütze auf dem Haupte, hervor, und weihet erſtlich ein großes ſilbernes Becken voll Weih-Waſſer, und ſpricht unter andern Gebethen auch eins, welches ſonſt niemand ſprechen darf. Ueber dieſes Weih-Waſſer gießt er kreuzweiſe etwas heiliges Oehl, und ſpricht die dazu vorgeſchriebenen Gebethe. Alsdann reicht man ihm zwölf mit Agnus Dei angefüllte goldene Becken, welche er unter verſchiedenen Gebethen einſegnet. Hernach ſetzt ſich der Papſt auf einen Armſtuhl, und taucht die ihm von ſeinem Kammerdiener dargereichten Packete von den Agnus Dei in das geweihete Waſſer, welche hernach gewiſſe Cardinäle, die mit feinen Chor-Hemden angethan

gethan ſind, mit den vorgebundenen Servieten abtrocknen, und den aufwartenden Prälaten übergeben, die ſie auf große mit feinen Tüchern bedeckte Tafeln nach einander hinlegen. Sodann ſteht der Papſt auf, und geht nach geſprochenem Gebethe davon; die Agnus Dei aber werden in die Becken gelegt, und zur Verwahrung weggetragen. Wenn deren noch mehrere zu weihen vorhanden ſind, wird an folgenden Tagen mit der Ceremonie fortgefahren, bis auf den Freytag, da ſie beſchloſſen werden muß. Nachher pflegt der Papſt vornehme Standesperſonen, Abgeſandte, Pilgrimme, u. ſ. f. gelegentlich damit zu beſchenken. Man ſchreibt denſelben viele Tugenden zu. Der Papſt Urban V. welcher im 14ten Jahrhundert lebte, und von welchem man dieſe Ceremonie (welche man die Agnus taufen, Fr. bâtiſer les agnus Dei, nennt,) herleitet, ſchickte an den griechiſchen Kaiſer, *Johannes Palaeologus*, nach Konſtantinopel, ein ſolches Agnus Dei, und begleitete es mit folgenden Verſen, worin er die Kraft derſelben rühmt; daß es die Gewalt der Sünden breche und zur Buße erwecke; die Schwangern behüte und ihnen zur Geburt verhelfe; daß es den Würdigen ein angenehmes Geſchenk ſey, die Macht des Feuers zerſtöre, und aus Waſſergefahren errete.

Balſamus ac munda cera cum chriſmatis vnda,
Conficiunt Agnum, quem do tibi munere magno,
Foue velut natum per myſtica ſanctificatum,
Fulgur deſurſum depellit & omne malignum,
Pregnans ſeruatur, ſimul et partu liberatur,
Portatus munde, ſeruat de fluctibus vndae,
Peccatum frangit, vt Chriſti ſanguis & angit,
Dona profert dignis, virtutem deſtruit ignis,
Morte repentina ſaluat Satanaeque ruina,

Si

Si quis adorat eum, retinebit ab hoſte triumphum.
Agne Dei, miſerere mei!

Dieſe Agnus Dei werden nur alle ſieben Jahre von dem Papſte eingeſegnet, und zwar im erſten Jahre ſeiner Thronbeſteigung, und in einem jeden ſiebenten Jahre hernach. Es iſt nicht erlaubt, ſie zu verkaufen; und wer ſich unterſteht, dieſelben mit Farben zu bemahlen, geräth in den Bann. Es giebt auch ſilberne und goldene, aber nicht von dem Papſte eingeweihete Agnus Dei, welche an den Roſenkranz gehänget werden.

* * *

Unter dem Nahmen **Frucht-Lamm, ſkythiſches Lamm, tatariſches Lamm, Lamm-Pflanze, Frucht-Thier, Barometz, oder Borametz,** Agnus ſcythicus oder tataricus, Agnus vegetabilis, haben die ältern Schriftſteller, ein beſonderes Gewächs beſchrieben, welches in Zanotha, einer Landſchaft in der Tatarey, unweit Samara bey dem Wolgafluſſe, anzutreffen, und nach Scaliger's (*) Beſchreibung, aus einem, dem Melonen-Samen ähnlichen Kerne erwachſen, und der äuſſerlichen Geſtalt und Beſchaffenheit nach, einem Lamme an Füßen, Ohren, Kopfe, Schwanze und ganzen Leibe, ähnlich ſeyn ſoll; durch einen Stiel, welcher dieſes Gewächs trägt, und ungefähr 3 Fuß hoch iſt, und ihm an ſtatt der Nabelſchnur dient, ſey es feſt an die Erde gewachſen; ſo wie das Gewächs zunehme und größer werde, verändere es ſeinen Platz, ſo viel der Stiel es zulaſſe, und verurſache durch ſeinen Schatten, das alles Gras unter ihm verdorre; ſo gar haben Einige geglaubt, daß es

 von

(*) De ſubtil. contra Cardanum, Exerc. 181, ſect. 29. 30. Francisci Luſtgarten, S. 167, der den Scaliger überſetzt hat.

von ihm zu ſeiner Nahrung gefreſſen würde; ſo bald es nun zu ſeiner Reife gelangt ſey, verdorre der Stiel, und die reif gewordene Frucht enthalte unter dem äuſſerlichen rauchen wolligen Felle ein, dem Fleiſche der Krebſe gleichendes, ſüßes Fleiſch; wenn man die Frucht ſchneidet, ſo fließe ein bluthrother Saft heraus; die Wölfe ſollen auch der Frucht nachſtellen; die krauſe Wolle aber, womit die Frucht überzogen iſt, ſoll der Wolle eines neugebornen Lammes gleich kommen, auch laſſe ſich das Fell, wie die Schaf-Felle, zubereiten und nutzen; und man findet auch dergleichen Felle hin und wieder in den Cabineten aufbehalten (*). **Athanaſ. Kircher** (**) erzählt noch mehrere Umſtände, und in verſchiedenen Reiſebeſchreibungen und andern Büchern (***), iſt dieſer Thierpflanze mit allem Flei-

(*) Chriſtian Peganius (*) will, 1664, zu Amſterdam in der Raritäten-Kammer des Hrn. Swammerdam ein ſo genanntes Fell von dieſem Lamme geſehen haben, deſſen Wolle nicht anders anzugreifen geweſen, als die Flocken, die an einigen flockigen Kräutern, als Mönchskopf, u. d. gl. zu finden ſind.

(**) De arte magnet. L. 3, 5, c. 2.

(***) *Odoricus Vtinenſis*, wie ihn *Fortun. Licetus*, L. 3. *de ſponte vivent. ortu*, c. 45. anführt, redet davon alſo: In quodam regno eſſe aliquos montes nomine capeſſos, vbi naſcantur permagni Pepones, qui matureſcentes aperiuntur, et intra eos reperitur animal ad inſtar agni puſilli, qui habet peponem et carnem ſimul — und ferner: Etſi hoc videtur incredibile, tamen, vt in Hibernia ſunt arbores, quae producunt aves: ita poſſunt vere tales ibi reperiri pepones.

S. auch v. Herbeſtein Hiſt. moſc. *Laur. Sur. Lubec.* in Comment. anni 1504. *P. G. Tholoſanum* L. 33 ſynt. art. mirab. c. 13. *Andr. Libavium* P. II. Singular. (Frf. 1599, 8.) p. 289—314. *de Duret* hiſt. admirable des plantes, u. e. Abbild.

De

(*) S. Deſſen deutſche Ueberſetz. der Pſeudodoxia epidem. Tho. Browns. L. 3, c. 28, part. 5.

Fleiße gedacht worden. Deuſing (*) und Frank (**) aber haben die Geſchichte als einen Traum, oder als eine Weißkünſtlerey, erklärt, weil kein glaubwürdiger Schriftſteller dieſe Thier-Pflanze jemahls wachſen, oder auf ihrem Stängel geſehen, und ſelbſt Kämpfer ſie, aller angewandten Mühe ungeachtet, nirdends in der Tatarey hat ausforſchen können, womit auch Hr. v. Strahlenberg (***) übereinſtimmt, der ſolches Borametz bey allen Tatarn und Ruſſen nicht hat erfahren können, auch nichts von denen Fellen, die man davon zubereiten ſoll. Die ganze Hiſtorie iſt auch überhaupt einem Mährchen völlig ähnlich, und es mögen vielleicht die zarten perſianiſchen Felle der ungebornen oder aus der Mutter geſchnittenen wahren Lämmer, welche Baranken genannt werden (ſ. oben, S. 60), den erſten

De planta tartarica Boromez agniformi, ſ. *Jo. Zahn*, in ſpecula phyſ. math. hiſtorica, To. II. (Norimb 1696, f.) p. 235.

Olearius, B. 3, C. 2, ſchreibt: „Hinter Samara „zwiſchen den Ströhmen Wolga und Don, findet man eine „ſeltſame Art Melonen, welche dem äußerlichen Anſehen „nach als ein Lamm geſtaltet ſeyn; der Stängel iſt gleich„ſam an dem Nabel, und wo es ſich hinwendet, verdorret „das Gras, welches ſie abfreſſen heißen; wenn es reif iſt, „verdorret auch der Stängel, und die Frucht bekommt ein „rauches Fell, wie ein Lamm. Man hat uns etliche Stücke „von ſolchem Felle gegeben; es war zart und kraus von „Wolle, als ein Fell eines Lammes, das erſt jung worden. „Es ſoll auch wahr ſeyn, daß die Wölfe und ſonſt kein an„der Thier dieſer Frucht nachſtellen, darüber ſie oft gefan„gen werden.“

(*) *Ant. Deuſing* diſſertation de vnicorum, lapide bezoar, agno vegetabili etc. Groning. 1659, 12. und in Deſſen Faſciculo diſſertationum. 12. 1660. 1664.

(**) *Ge. Franci de Frankenau* Satyra medica de praeputio, hymene, phoenice, aliisque in Phyſica et Medicina fabulis. Heidelb. 1673.

(***) In der hiſtoriſch-geographiſchen Beſchreibung des nord- und öſtlichen Theils von Europa und Aſia, S. 334.

erſten Anlaß zu dieſer Erzählung gegeben haben, welches auch den Olearius bewogen haben kann, daß er ſich einbildete, nahe bey dem Felle eines vierfüßigen Thieres die rauche Haut einer Melonen-Frucht zu ſehen. In neuern Zeiten haben vornehmlich Sloane (*) und Breyn (**) der vermeinten Thierpflanze beſondere Erwähnung gethan, und ſich bemühet, das betrügliche Vorgeben, welches ſich in der erſten tatariſchen Horde Zauolha ſoll entſponnen haben, und wodurch einige Gelehrte irre gemacht worden ſind, aus der Naturgeſchichte zu verbannen.

Breyn urtheilt, es müſſe ein Gemächt von einer harichten Wurzel, oder auch von einem wollichten Stängel, der von einer Planta capillari hergenommen, und eine ſolche Fabrik ſey, wie ungefähr die Alraunen, Piſſe-Dieſjes, von den Wurzeln und Stängeln der Mandragora und Bryonia. Gleicher Maßen hat Sloane dieſes Kunſtſtück von einem rauchen Farnkraute hergeleitet, auch Erwähnung gethan, daß dieſe gerühmten Felle in Indien wider die Blutflüſſe nützlich gebraucht werden. Es ſetzt aber Breyn dazu: interim tamen, ex qua ſpecie praeciſe, determitate non valui; und beyde Männer haben, ein jeder für ſich, aus ihren Cabineten eine Figur von dergleichen Boramez oder tatariſchem Lamme, dem Leſer vor Augen gelegt. Die Figur, welche Sloane geliefert hat, iſt indeſſen weniger oder gar nicht gekünſtelt, hingegen des Breyn ſeine mit vielem Fleiße zu der ſcheinbaren äuſſerlichen Geſtalt eines Lämmchens ausgearbeitet.

Ob es gleich indeſſen keine dergleichen Lamm-Pflanzen giebt, ſo hat man doch einige Gewächſe gefun-

(*) In No. 247 der *Philoſ. Tranſact.* v. J. 1698.

(**) Diſſertatiuncula de agno vegetabili Scythico, Borametz vulgo dicto, Auct. *Jo. Phil. Breynio*, ſ. lat. n. K. T. im XXXIII B. der *Philoſ. Tranſact.* No. 390, for Sept. & Oct. 1725, p. 353—360.
Extrait de la diſſertation de Mr. *Breyn*, touchant l'agneau vegetal de Tartarie, nommé vulgairement Borametz, ſ. im *Journ. d. Scav.* Sept. 1727, p. 83—90.

funden, welche mit dem Lamme eine Aehnlichkeit haben. So hat man z. B. der kön. Geſellſchaft in London ein Mos überſchickt, welches auch Frau **Blackwell** auf der 360 Tafel abgebildet hat. Vielleicht iſt dieſes nur ein beſonderes Spiel der Natur, wodurch dieſes Mos dergleichen Geſtalt angenommen hat, und zufälliger Weiſe auf vertrockneten Aeſten einer andern Pflanze wächſt; oder es kann auch ſolches eine Art von einem Schmarotzer-Moſe seyn, wie den wirklich Hr. v. Linné eine Art Farnkraut, Polypodium Baromez, frondibus bipinnatis, pinnis pinnatifidis lanceolatis ſerratis, radicibus lanatis, genannt, beſchreibt, welche Derſelbe aus China erhalten hat, und deſſen dicke Wurzel mit einer weichen, dichten, gelben Wolle bedeckt war; doch kann dieſes mit dem von der **Blackwell** vorgeſtellten nicht in Vergleichung geſezt und für einerley Pflanze angenommen werden.

Die Meinung, daß dieſes Gewächs eine Schmarotzer-Pflanze sey, beſtätigt **Huhges**, in ſeiner natural hiſtory of Barbados, S. 233, fgg. wo er die Pflanze, welche zu der künſtlichen Bildung eines Lammes dienlich iſt, insbeſondere abhandelt, dieſelbe auch zulezt faſt genau beſchreibt. Hier iſt ein kurzer Auszug davon (*).

Er nennt dieſelbe gleich anfangs eine Schmarotzerpflanze, (a Plant of the paraſical claſs,) und zwar deswegen, weil einige wundervolle Schriftſteller (many writers of wonders) dieſe Pflanze nicht nur mit dem Nahmen eines wollichten Thieres (**), welches das Anſehen der Lämmer

 habe,

(*) S. Hrn. Jac. Theod. Klein Abh. von der erdichteten Thierpflanze Borametz, und Agnus vegetabilis Scythicus genannt, im 3 Th. der Verſuche und Abhandlungen der naturforſch. Geſellſch. in Danzig, (Danz. und Lpz. 1756, 4.) S. 219, fgg.

(**) Das äuſſere Wollichte oder Haarichte thut ſo wenig zu dieſer Thier-Pflanze, als die innere Rauchheit der Schale einer Kaſtanie.

habe, belegen, ſondern auch, weil es ſich von andern in der Nähe ſtehenden Pflanzen nähre. Und um ſolches Wunder deſto mehr zu vergrößern, ſetzen die gedachten Schriftſteller, daß das Lämmchen Hungers ſterben müſſe, wenn der Vorrath der Nahrung verzehrt, oder aus ſeiner Gegend weggeſchaffet worden ſey; anderer abendtheuerlichen Eigenſchaften nicht zu gedenken, welche die Tatarn dieſem erdichtetem Lamme zueignen, und dabey den Ort ſeines Aufenthaltes immer verhelen ſollen.

So ſeltſam nun dieſes Vorgeben ſeyn mag, und es auch in der That iſt, ſo wundert es doch Hrn. **Hughes**, wie der ſonſt ſcharfſüchtige **Kämpfer** (*) gleichwohl ſo leichtgläubig geweſen ſey, daß er eine geraume Zeit auf die Nachſuchung dieſer Pflanze verſchwendet hat, an ſtatt daß er, bey ruhigem Nachdenken, ſolcher mühſamen Erkundigung leicht wäre überhoben geweſen. Denn es kann ja nichts verdächtiger ſeyn, als wenn dergleichen Dinge und Entdeckungen der öffentlichen Einſicht und augenſcheinlicher Betrachtung vernünftiger Menſchen vorenthalten oder entzogen werden. Er beklagt dabey ſehr, daß die Menſchen für niederträchtige Künſte ſo gar partheyiſch ſind, und die Wahrheit gegen die faſt allgemeine Leidenſchaft der begierigen Gewinnſucht und Ehrbegierde vertauſchen; ſo daß es daher überall epheſiſche Goldſchmiede gebe.

Hug-

(*) *Amoen exot.* Faſc. 3. obſ. 1. Hughes ſcheint Kämpfer'n die Sache gar ſehr zur Laſt zu legen, da dieſer nichts mehr ſagt, als: quia de exiſtentia Zoophyti, gramina paſcentis, nullibi Tartariae apud *vulgum* vel *botanicae peritos* extat notitia et memoria, prout ipſe ad riſum et nauſeam exploraui, neque vlla res Borametz dicta, praeterquam ouium pecus ibidem poteſt reperiri, *meram* eſſe quicquid de hanc planta proditur fictionem & *fabulam*; ſiue haec natales debeat conjecturae alicuius contemplatoris philoſophi, ſiue inſcitiae tribuenda ſit primi relatoris, qui per linguae ignorantiam vel incuriam in parergo, rem auditam perperam intellexiſſe potuit. Es befreyet alſo Kämpfer ſelbſt die Tatarn von dem ihnen aufgelegten Laſter; und es fällt die ganze Fabel, dem Urſprunge nach, auf einen ungelehrten Reiſenden oder ungeſchickten Cabinet-Kramer, und hernächſt auf leichtgläubige Gelehrte, von Kämpfer'n zurück.

Hughes fährt ferner fort, die Türken ſowohl als die Tatern zu ſchelten, und meint, daß insgemein das Pelzwerk (*) bey den Edlen in der Tatarey vom großem Werthe ſey, und daß ſo gar die Türken ſelbſt der Tatarn Verſchlagenheit zu Statten kommen, wenn ſie die Pflanzen-Felle, wegen der weichen Haare, die eine Aehnlichkeit mit der Lamm-Wolle haben, gleichfalls von Lämmern herleiten.

Wenn wir die Vermiſchung des thieriſchen Weſens mit einer Pflanze beyſeit ſetzen, ſo iſt es andem, daß die dem ſo genantem Lamme zugeeignete Natur in der That etwas Weſentliches ſey, welches keiner Schmarotzerpflanze abgeſprochen werden kann, ſo gar die Pflanze des Hrn. Hughes die wunderbarſte Art ihrer Gattung iſt. Man ſetze einmahl, die Pflanze habe ein thieriſches Leben, und ſterbe, wenn ſie der Nahrung beraubt wird, ſo fällt doch das ganze Vorgeben weg. Nichts deſto weniger hat dergleichen Pflanze, ihrer Natur nach, eben das, was alle Schmarotzerpflanzen gemein haben; ſie ſterben nähmlich, ſo bald ihnen eine andere Pflanze, ein Baum, oder ein Aſt, entzogen wird, auf welche ſie ſich, ihrer Natur nach, anſetzen, wachſen, und durch an ſich gezogene Nahrung mehr und mehr ausbreiten. Man löſe das Lungenkraut von einer Eiche ab, ſo ſtirbt es alſobald, verdorret und verliert das Leben ſeines Wachsthumes. Auf gleiche Weiſe ergeht es der Lammpflanze, wenn ihr eine fremde Pflanze, ein Baum oder Aſt, auf derem einem oder mehrern ſie erzeugt worden iſt, benommen wird, oder wenn dergleichen von ſelbſt verdorret oder verwelkt.

Da nun Hughes ſeine Pflanze ſelbſt vor Augen gehabt und unterſucht hat, ſo hat er dieſelbe auch als eine beſondere Schmarotzerpflanze beſchrieben. Die Dicke ihres Körpers übertrifft einen engl. Zoll; hingegen iſt er öfters einige Fuß lang. Die innere Seite iſt mit einer dünnen, weißen, etwas ſaftigen Subſtanz überzogen, welche mit einem Meſſer als eine Haut leicht abgezogen werden kann. Die

(*) Da doch, nach Kämpfer'n, keine andere Felle, als die ſo genannten Baranken, in der Tatarey gäng und gebe, hingegen alle übrige Häute, nach dem Geſetze, den Tatarn unrein ſind.

äuſſere Seite iſt rauch, mit langen, feinen, beſondern Haaren bedeckt, die einiger Maßen für Wolle zu halten ſind. Hin und wieder hat der Körper unordentliche Abſätze, die man bey Pflanzen Knie zu nennen pflegt, und unter den mannigfaltigen auslaufenden kleinen Wurzeln und ſtärkern ſtängelförmigen Abhängſeln einige, die ſich zufälliger Weiſe in ſolcher Ordnung befinden, daß, wenn die dazwiſchen vorhandenen weggethan werden, vier davon ein Gemächt wie krumme Beine eines Lämmchens vorſtellen, insbeſondere, wenn dieſe gleifalls mit Haaren bedeckt ſind. Dieſe zufällige Gleichheit und durch geſchäftige Einbildungskraft feſtgeſtellte Aehnlichkeit eines thieriſchen Geſchöpfes, nebſt der äuſſern Decke, ſind die eigentliche Veranlaſſung geweſen, daß dieſe Schmarotzer-Pflanze ihren Nahmen von einem Lamme bekommen hat, und theils gewinnſüchtige, theils andere eitle Bewegungsgründe haben der Sache aller Orten aufgeholfen.

Solche Pflanze hängt ſich nun, wie alle ihres gleichen, an die vornehmlichen rauchen Wände der Bäume, an ihre Aeſte, u. d. gl.; ſie dringt auch mit ihren verſchiedenen holzigen Wurzeln in fremde Rinden, und zieht den Saft, wovon ihre Grundfeſten ſelbſt ernährt werden, ſo viel ſie zu ihrem Wachsthume bedarf, zur Genüge an ſich. An dem Ende ſteigt ein Hauptſtängel, faſt 20 Zoll über ſich, mit einem einſeitigen cylindriſchen Blatte, welches faſt eben ſo lang iſt. Auf den Rücken des Blattes, von jeder Seite der der Mitte befindlichen Rippe, ſind wenige ordentlich geſetzte Grübchen, zwiſchen vielen niedrigen Flecken; und in dieſen wird man eine Menge ſubtiler gelber Samen gewahr, welche, wenn ſie reif ſind, aus ihren Behältniſſen vom Winde weggeführt und zerſtreuet werden. Wann nun viele von einer ſo groſſen Menge, zwar ungefähr doch unvermeidlich, auf andere benachbarte Bäume gerathen, ſchlagen ſie, bey zuträglicher Witterung, auf den Baum- und andere Rinden ihre Wurzeln und werden ſolcher Geſtalt weiter fortgeflanzet.

Es iſt ſolchemnach, nach Zughes Verſicherung, das ſkythiſche Lamm eine beſondere Schmarotzerpflanze, nach welcher alle bisherige übernatürliche Scherzbildungen verglichen werden können. Es kann auch wohl ſeyn, daß

daß die Wölfe dieſe Pflanze aufſuchen, um etwa für ihre Geſundheit zu freſſen, wie die Hunde das Gras freſſen, und es wieder von ſich geben. Denn man hat Beyſpiele, das hungerige Wölfe Erde, Pferdäpfel und dergleichen Sachen freſſen. Wir können daher der vielen Aufmerkſamkeit und der überflüſſigen Mühe, welche das Boramez manchen Gelehrten verurſachet hat, nun völlig überhoben ſeyn.

Lamm, (Bock=) ſiehe oben, S. 39.
— — (Frucht=) ſ. oben, S. 67. fgg.
— — (Früh=) ſ. oben, S. 39.
— — (Gottes=) ſ. oben, S. 63.
— — (Hammel=) ſ. oben, S. 39.
— — (Kälber=) ſ. oben, S. 38.
— — (Keuſch=) Vitex Agnus caſtus *Linn.*; ſ. Th. XXXVII, S. 165.
— — (Mutter=) ſ. oben, S. 38.
— — (Oſter=) ſ. oben, S. 40, und 41.
— — (Schaf=) ſ. oben, S. 38.
— — (ſkythiſches) } ſ. oben, S. 67.
— — (tatariſches) }
— — (Zibbe=) ſ. oben, S. 38.
— — (Zucht=) ſ. oben, S. 39.
Lamm=Boudinade, ſ. oben, S. 59.
Lamm=Braten, ein gebratenes Lamm, oder ein Braten von einem Lamme; ſ. oben, S. 49, f.
Lamm=Bruſt, deren verſchiedene Zurichtungen; ſiehe oben, S. 50 und 51.
Lamm=Fell, ſ. oben, S. 60, f.
Lamm=Fleiſch, deſſen verſchiedene Zubereitungs=Arten zum Genuß; ſ. oben, S. 44, fgg.
Lamm=Füße, deren Zurichtung zum Genuß; ſ. oben, S. 52.
Lamm=Keule zu braten; ſ. Lamm=Schlägel.
Lamm=Kopf, deſſen Zurichtung; ſ. oben, S. 54, f.

Lamm-Orden, (Gottes-) ſ. oben, S. 63.

Lamm-Pflanze, ſ. oben, S. 67, fgg.

Lamm-Potage, ſ. oben, S. 55, f.

Lamm-Schlägel, zu braten, ſ. oben, S. 58.

Lamm-Viertel, deren Zurichtung; ſ. oben, S. 58 und 59.

Lamm-Wolle, ſ. oben, S. 62 und 63.

Lamm-Zeit, diejenige Zeit, zu welcher die Schafe gemeiniglich zu lammen pflegen.

Lammen, ein Lamm werfen, oder zur Welt bringen; wird von den Schaf-Müttern geſagt, Lat. agnellare, Fr. agneler, faire un agneau. Die Schafe haben gelammet. In einigen Gegenden auch **lämmern**; im Dän. lamme.

Daher **verlammen**. Ein Schaf verlammet, wenn es verwirft, mißgebiert, entweder ein todtes oder ein unzeitiges Lamm zur Welt bringt; wie verkalben, von den Kühen, verfohlen, von den Pferden. Daher das **Verlammen**.

Lammer, (die) bey den Jägern, die langen ſchmahlen Stückchen Fleiſch, welche inwendig unter dem Rück-Grathe des Wildbretes herausgeſchnitten, und auch **Lammer-Braten, Lämmer-Braten**, im gem. Leben aber **Lenden-Braten** und **Mähr-Braten** genannt werden.

Das Wort ſcheint mit dem Lat. Lumbus, die Lende, verwandt zu ſeyn.

Lämmer-Geld, an einigen Orten, eine Abgabe, welche diejenigen Güter, welche Schafe halten können, dafür an die Obrigkeiten entrichten. Siehe **Schaf-Zucht**.

Lämmer-Geyer, eine der größten Art Adler, welche in der Schweiz auf den höchſten Gipfeln der Alpen horſtet, und den weidenden Schafen, Ziegen und Lämmern ſehr nachſtellt. Er ſcheint der **Stein-Adler** unſerer Gegend zu ſeyn. Siehe im 1 Th. S. 417.

Läm-

Lämmer=Junge, in den Schäfereyen, ein Knabe, welcher die Lämmer weidet. Iſt er völlig erwachſen, ſo heißt er **Lämmer=Knecht**. Siehe **Schaf=Zucht**.

Lämmer=Kammer, ſ. oben, S. 40 und 41.

Lämmer=Knecht, ſ. kurz vorher **Lämmer=Junge**.

Lämmer=Lattig, **Lämmer=Salat**, eine Art Baldrian; ſ. *Valeriana*.

Lämmer=Ohren, ein Nahme, welchen in einigen Gegenden der gute Heinrich, Chenopodium bonus Henricus *Linn.*, oder der Feld=Spinat, führt; ſ. **Spinat**.

Lämmer=Salat, ſ. **Lämmer=Lattich**.

Lämmer=Stall, ein für die Lämmer beſtimmter Stall.

Bey großen Schäfereyen hat man einen beſondern Stall für die Lämmer, welcher mit kleinen und niedriegen Krippen und Raufen verſehen, und im übrigen wie ein ordentlicher großer Schafſtall angelegt iſt. Siehe **Schaf=Stall**.

Lämmer=Weide, eine Weide, auf welcher nur allein die Lämmer geweidet werden. Siehe **Schaf=Zucht**.

Lämmer=Zehent, der Zehent von den Lämmern. Siehe **Schaf=Zucht**.

Lämmern, ſ. **Lammen**, auf der vorhergeh. Seite.

Lamms=Bauch, eine gewiſſe Art eines Erb=Zinſes, welcher an einigen Orten, beſonders aber in Thüringen, von dem eigenthümlichen Beſitzer eines Grundſtückes, als: eines Ackers, einer Wieſe ꝛc. dem Lehens= oder Zinns=Herren jährlich entrichtet werden muß, und in einem ausgeſchlachteten Lamme, oder deſſen Werth in Gelde, (gemeiniglich 12 Ggr.) beſteht.

Lamon=Holz, **lamoner Braſilien=Holz**, eine Gattung Roth=Holz aus Bahia de todos las Santos

in Braſilien, und von St Martha; auch Allerheiligen-Holz genannt. Siehe im XII Th. S. 614.

Lampadedromia, das Wett-Rennen junger Leute, bey den alten Griechen mit brennenden Fackeln oder Lampen, da ſie ſich bemüheten, dieſelben unausgelöſcht bis an das geſetzte Ziel zu bringen; ſiehe **Rennen.**

Lamparillas, eine Art eines ſchlechten und ſehr leichten Camilotes; ſiehe Nonpareil.

Lampadoſa, Lampidoſa, oder **Libadoſa**, eine Inſel zwiſchen Sicilen und Afrika, im untern Theile von Italien, 30 Stunden von Pantalaria, und 40 von Malta, weſtſüdweſt von dieſer; iſt 4 Meilen lang, und noch unbewohnt; der Hof von Neapel war aber willens, als Graf v. Zinzendorf ſchrieb, eine Colone dahin zu ſenden. Sie gehört dem Hauſe der *Tomaſi*, die ſich Prinzen della Lampidoſa nennen. Sie iſt vermuthlich die Inſel Argrimurus der Alten, von welcher *Strabo, L.* 2. redet. Im Jahr 1551 oder 1552, litt die Flotte Karl's V. Schiffbruch bey dieſer Inſel.

Nach des Abbé *de Binos* Nachricht, (in Deſſen Voyage par l'Italie &c. à Par. 1787, 12.) ſoll der Umfang dieſer Inſel 20 Meilen (Milles,) ihre Länge 7, und ihre Breite 2 Meilen ſeyn. Sie hat wilde Oehlbäume und eine Arzeneypflanze, welche bey den Italiänern Paſſera heiſſen ſoll. Das Decoct davon ſoll gelinde abführen, und der Abt glaubt, daß ein kleiner Bach, der zwiſchen dieſen Sträuchen wegläuft, eben daher dieſelbe Eigenſchaft erhalten habe, wovon die Wirkung ſich bey ihm äuſſerte. Die Inſel hat nur 9 Einwohner, die doch daſelbſt nicht über 3 bis 4 Jahr aushalten, ſondern bald nach Malta zurück eilen.

In den von Hrn. Bernoulli, im 12 B. ſeiner Sammlung kurzer Reiſebeſchreibungen (Berl. 1783, 8.) S. 409, fgg. aus der Handſchrift mitgetheilten Berichten

der Hrn. Prof. Hebenſtreit von ſeiner auf Befehl und Koſten Friedrich Auguſts I. Königs in Pohlen ꝛc. im J. 1732, in Begleitung einiger andern Gelehrten und Künſtler auf den afrikaniſchen Küſten nach Algier, Tunis und Tripolis angeſtellten Reiſe, wird von dieſer Inſel Folgendes gemeldet. „Den 22 Sept. erreichten wir die Inſel Lampiduſa, wo wir, weil wir ein Leck im Schiffe hatten, einzulaufen genöthigt waren. Es war uns dieſer Zufall nicht unangenehm, weil wir den in dieſer Inſel wohnenden Einſiedler, Pater Clement, der jezt, nebſt noch einem Domeſtiken, 24 Jahr ſich hier aufgehalten hat, gern ſehen mochten. Er war aber mit einen franzöſiſchen Schiffe nach Malta gegangen, wohin man in einem Tage mit gutem Winde von hier aus kommen kann, und hatte ſeinen Diener zurück gelaſſen. Dieſer war der einzige Menſch, der gleich einem andern Robinſon, die Herzhaftigkeit hatte, auf dieſer ziemlich großen Inſel allein zu wohnen. Wir hatten das Vergnügen, die Einrichtung ſeiner Eremitage zu ſehen, welche an keiner Bequemlichkeit Mangel hatte. Sie war ſchon von einem griechiſchen Einſiedler angelegt, und nach deſſen Tode von dieſem, einem Italiäner verbeſſert und erweitert worden. Die in verſchiedene Kammern vertheilte Einſiedeley, nebſt der Capelle, iſt in einem ganzen Felſen gebauet und gearbeitet, wozu die Natur vorher durch einige Höhlen den Weg gebahnet hatte. Da dieſe Inſel erſt zu Zeiten des Barbaroſſa, des mit Karl V. geführter Kriege wegen berühmten Seeräubers, verlaſſen worden, da ſie vorher bewohnt geweſen, ſo bedienen ſich ſowohl chriſtliche als barbariſche Schiffe, zumahl die benachbarten Malteſer, des dortigen Hafens, um bey ſchlimmer Witterung einzulaufen, oder auch Holz und Waſſer zu holen. Die leztern haben nach und nach, aus Devotion, die Bequemlichkeit der Wohnung vermehrt, und ſind dem Einſiedler in Anlegung eines bequemen Gartens, einiger gebahnten Wege durch die Gebüſche und Hecken, und in Anſchaffung des gewöhnlichen Hausgeräthes und der zum Ackerbau gehörigen Inſtrumente, behülflich geweſen. Die anfangs zahmen Thiere, Ochſen, Kühe, Schweine, Kaninchen, haben ſich dieſe Wildniß gefallen laſſen, und da ſie ſich nach und nach vermehret, irren ſie gleich wilden Thieren, und kennen, bis auf wenige, ihren Herren nicht mehr; daher zuweilen die ankom-

men-

menden Fremden eine gute Jagd halten; beſonders ſind die Kaninchen hier überaus zahlreich. Die Erde zu bauen, bedient er ſich der Eſel, deren er mehr hat, als er braucht. Das Land fruchtbar zu machen, iſt ihm genug, die Büſche und Hecken zu verbrennen, wornach das geſäete Korn im Ueberfluſſe wächſt, und nicht allein für ihn zureicht, ſondern auch noch zum Tauſche gegen andere Nothwendigkeiten übrig iſt. Es befindet ſich eine Mühle in einer Grotte, welche durch Eſel getrieben wird, nebſt einem bequemen Ofen zum Brodbacken. Auch iſt nahe an der Einſiedlerey, in einer Grotte, ein mahometaniſches Heiligthum, unter dem Nahmen des Grabes Mahomets, welches zu verehren die türkiſchen Schiffe öfters einlaufen, und zugleich friſches Brod für ſich backen; dahingegen ſie dem Einſiedler nicht allein kein Leid thun, ſondern auch noch Oehl, Licht und Erfriſchungen für ihn mitbringen. Es mangelt auch nicht an chriſtlichen Schiffen, welche, von einer Zeit zur andern, Wein, Liqueurs und Kleidungen zurück laſſen. Daher iſt zu glauben, daß dieſe Lebensart nicht unangenehm ſeyn könne. — Bey Durchſuchung der Inſel, welche in ihrer größten Länge 3 deutſche Meilen beträgt, ergeßten wir uns mit der Kaninchen-Jagd, und machten eine Sammlung verſchiedener ſeltener Kräuter und Samen.“

Lampas, ſ. 2 **Lampe**.

Lampas, **Lampaſſes**, ſeidene gemahlte oſtindiſche Zeuge, welche die holländiſch-oſtindiſche und däniſch-aſiatiſche Compagnie zum Verkauf bringt. Sie ſind zwölfdräthig. Die holländiſche Sorte iſt 18 Cobidos, oder ungefähr 13 leipz. Ellen, lang, und 2 Cobidos, oder anderthalb ſolcher Ellen, weniger 1 Zoll, breit. Sie koſten 70 bis 72 Gulden Banco-Geld, und werden beſonders zu Kleidung und Tapezierungen angewandt. Es iſt ein guter Artikel auf den philippiniſchen Inſeln. Die däniſchen Lampas ſind 26 bis 26 ½ Elle lang, und 1⅙ Elle, nach kopenhagner Maß, breit.

Lampe,

Lampe, in Frankreich, eine Art wollener Etamine, aber durchgehends von ſpaniſcher Wolle, welche vornämlich zu Authon in dem Gouvernement Orleanois verfertiget werden.

Lampe, ſ. Lampe.

Lampe, (Cul de) ſ. Final-Stock, im XIII. Th. S. 356, f. und Lampen-Stock.

1. **Lampe**, (der) ein alter Name, welchen in dem fabelhaften Thierreiche der Haſe führt, vielleicht von dem noch im Bretagniſchen üblichen lamma, ſpringen. Vielleicht gehört auch folgende Stelle aus dem Narrenſchiffe hieher:

> Wenn man den Narren Lamphe hieß,
> Mancher ſich an den Namen ſtieß;

wo es **Friſch** von lymphari, unſinnig werden, ableitet.

2. **Lampe** (*), (die) Diminut. das Lämpchen, Oberd. Lämplein, ein Gefäß, in welchem man Oehl, oder eine andere fette Materie, oder auch Branntwein vermittelſt eines Dochtes brennt, und deſſen man ſich ſtatt eines Lichtes bedient. Eine ſtehende Lampe, eine hangende Lampe, oder Hange-Lampe, Niederſ. Brüſel. Die Lampe anzünden, auslöſchen. Bey der Lampe ſtudieren.

Die Lampen ſind wahrſcheinlich, theils wegen ihrer Nothwendigkeit, theils wegen ihrer leichten und einfachen Erfindung, bald nach dem Anfange der Welt erdacht worden; wenigſtens iſt gewiß, daß die Lam-

(*) Im Griech. und Lat. Lampas, Lucerna; im Franz. Lampe; im Engl. Lamp; im Dän. Lampe; im Böhm. Lampa. Es ſcheint mit Flamme und Glimmen verwandt zu ſeyn, und den Begriff des Lichtes zu haben. Die ältern oberdeutſchen Schriftſteller brauchen dafür Olevaz, Oehlgefäß, und Liehtvaz, Lichtgefäß. Jetzt iſt dafür im Oberd. auch Ampel üblich. In einigen Gegenden iſt es männlichen Geſchlechtes, der Lampen.

Lampen älter, als die Talg=oder Wachs=Lichter (1) und von uralten Zeiten, nicht nur zur nöthigen Leuchtung im Hauſe, ſondern auch bey dem Gottesdienſte, bey öffentlichen Feyer=Tagen und Freuden=Feſten, gebraucht worden ſind. Einige geben vor, daß die Aegypter die erſten Erfinder geweſen ſeyn (2), welche auch ein beſonders Feſt feyerten, welches ſie Λυχνοκαιη, die Anzündung der Lampen, nannten, und wobey ſie um alle Häuſer herum ihre Lampen ſetzten und die ganze Nacht brennen lieſſen (3), welches ſchon auch eine Art der heut zu Tage üblichen Illuminationen war.

Bey dem jüdiſchen Gottesdienſte brannten Tag und Nacht Lampen, und zwar auf einem goldenen Leuchter, in dem Heiligen der Stifts=Hütte und des Tempels; 2 Moſ. 27, 20. Die Structur und Beſchaffenheit des Leuchters hat Moſes beſchrieben, 2 Moſ. 15, 31—39. 4 Moſ. 8, 2. fgg. Die Geſtalt iſt etwas ſchwer zu verſtehen, und es erzählen die Hebräer (4), daß Moſes ſelbſt die Geſtalt des Leuchters nicht habe verſtehen können, ob ihm zwar Gott denſelben beſchrieben hatte, bis ihm Gott das Vorbild davon gezeigt hätte. Der Leuchter war von lauter feinem geſchlagenen Golde, mit einem Fuß=Geſtelle von gleichem Metalle, und einem Schafte oder Stiele und ſechs Röhren, deren drey auf jeder Seite aus dem Schafte heraus giengen, und zwar ſo

(1) *Licetus* de Lucernis antiquis apud *Pitiſcum* in Lucernae.

(2) *Euſebius* de praepar. evang. L. 10. c. 6.

(3) *Herodot.* L. 2. c. 62.

(4) in Menachot. apud *Lud. Compiegne de Veil* not. ad Maimon. de conſecrat. calend. in ration. intercal. c. 1. §. 1.

ſo hoch empor, als der Schaft war, und war mit Knäufen, wie es Luther überſetzt, oder, wie es eigentlich lautet, mit Aepfeln, und zwar, wie Einige wollen, mit Granat-Aepfeln, geziert, imgl. mit Blumenwerke und Schalen, welches alles lauter Gold war. Dieſe Schalen oder Becher werden 2 Moſ. 25, 33. משקדים genannt; nach Einiger Auslegung hatten dieſe Schalen oder Becher eine Geſtalt wie Mandel-Nüſſe, wie es auch *Pagninus* alſo giebt: Tres calyces in ſpeciem nucis amygdalinae formati erunt, welches ſie ohne Zweifel von geöffneten Mandel-Nüſſen, da die Schale geöffnet iſt, verſtehen, wohin auch Luther ſein Abſehen zu richten ſcheint, wenn er es offene Schalen überſetzt hat. R. *Juda Leo*, L. 3. de templ. c. 3. 10, da er dieſen Leuchter beſchreibt, behauptet, daß alles, was am Leuchter war, Amygdalatum geweſen ſey, und ſetzt in ſeiner Gloſſe hinzu: „Amygdalati, d. i. Alle dieſe „Aeſte waren mit dem Hammer-Schlag gezeichnet, damit ſie waren ausgedehnet worden; und „dieſe Hammer-Schläge waren an denſelben zu „kennen, als wären es Mandeln, welches den „Gold-Schmieden bewußt iſt." Auf dieſe Weiſe würde die Bearbeitung des Leuchters ſeyn angedeutet worden, daß es gehämmerte Arbeit, und die Hammer-Schläge daran zu kennen geweſen wären. *Lyra* (5) verſteht es auch von der Arbeit, legt es aber allein den Bechern zu, (wie es auch die heil. Schrift allein von den Bechern meldet,) und hält dafür, daß dieſe Becher nicht gleich oder glatt geweſen ſeyn, ſondern Zierrathen gehabt haben. Er verſteht ohne Zweifel getriebene Arbeit, wie wir es h. z. T. nennen; und dies gefällt mir am beſten, daß es Becher von getriebener Arbeit geweſen ſeyn; denn Mandel-Schalen

(5) ad Exod. 25.

len haben, wegen ihrer Fläche, keine recht ſonderliche Becher=Geſtalt. Dieſer Zierrath von Aepfeln und Knäufen, Blumwerk und Bechern war folgender Geſtalt eingetheilt. Jede der 6 Röhren, die aus dem Schafte heraus giengen, hatte 3 Becher, einen Knauf und eine Blume. Luther überſetzt es zwar im Plurali: Eine jegliche Röhre ſoll drei offene Schalen, Knäufe und Blumen haben, als wären der Knäufe und Blumen auf jeder Röhre mehr, als Eine, geweſen, wie es auch vor ihm die Vulgata alſo im Plurali gegeben hat, im Grund=Texte aber ſteht es im Singulari: Jede Röhre ſoll drey Becher von getriebener Arbeit, einen Knauf und eine Blume haben. Der Schaft aber hatte mehrere Zierrathen, und zwar 4 Becher; wie viel Knäufe und Blumen aber daran geweſen ſeyn, darin ſind die Meinungen verſchieden. Die Mehreſten ſetzen an den Schaft 5 Knäufe und 3 Blumen; doch ſchließt Simonis (6) aus der 2 Moſ. 25, 34, f. gelieferten Beſchreibung, daß zuerſt unter jeder Schale, deren 4 waren, Knäufe und Blumen geweſen ſeyn, und daß der Schaft an den drey Orten, wo die Seiten-Röhren aus ihm giengen, auch Knäufe gehabt habe, folglich 4 Blumen und 7 Knäufe an dem Leuchter geweſen ſeyn müſſen. Die Röhren aber waren nicht an den Schaft von auſſen angeſetzt, daß man ſie abnehmen und wieder anſetzen konnte, ſondern Schaft und Röhre, mit allen Knäufen, Bechern und Blumenwerke, war aus Einem Stücke Gold künſtlich heraus getrieben und gehämmert. Der unterſte Theil, oder die Baſis, auf welcher der Leuchter ruhete, hatte, wie die Juden ſagen, 3 Füſſe unter ſich, wovon aber Moſes nichts gedenkt. Der Schaft deſſelben gieng gerade in die Höhe, und war inwendig hohl, wie ein Rohr oder

(6) Vorleſ. über die jüd. Alterthümer, S. 68.

oder Röhre. Die Grösſe des Leuchters giebt Moſes zwar nicht an; R. *Juda Leo* aber macht ihn 3 Ellen hoch, und 2 E. breit.

Oben auf dem Schafte, imgleichen oben auf jeder Seiten Röhre war eine Lampe, und alſo auf dem Schafte und den 6 Röhren ſieben Lampen, die, nach *Ariae Montani* Beſchreibung, eine Geſtalt wie Menſchen-Augen hatten, nämlich länglich-rund waren, und in welche Oehl gegoſſen, und ein Docht in das Oehl gelegt wurde. Dieſe Lampen waren alſo geſetzt, daß ſie alle ſieben vorwärts dem Leuchter ſchienen, 4. Moſ. 8, 2, oder gegen einander leuchteten, 2 Moſ. 25, 27, welches R. *Salom. Lyra* und R. *Juda Leo* alſo erklären, daß die 6 Lampen dergeſtalt geſetzt geweſen ſeyn, daß einer jeden Mund-Loch, wo der Docht hervor ragete und brannte, gegen die Mittel-Lampe, die auf dem Schafte war, geſtellet wurde, und alſo die 6 Lampen, 3 auf einer Seite, gegen einander leuchteten, die 3 auf einer Seite gegen die 3 auf der andern Seite, das Mund-Loch der Lampe auf dem Schafte aber war gegen Abend, wo nämlich das Allerheiligſte war, gewandt. Alle Lampen wurden nur loſe aufgeſetzt, und waren nicht feſt am Leuchter, ſondern wurden bey der Zurichtung abgenommen. Nach *Scacchi* (7), waren die ſieben Lampen ſämmtlich mit gewiſſen Namen gezeichnet, und zwar mit dem Namen der ſieben Engel, die vor Gott ſtehen, und ſind daher nicht ohne Unterſchied, ſondern in ihrer Ordnung, jede an ihrem Orte aufgeſetzt worden. Alle 7 Lampen brannten jegliche die Nacht durch; alle Abend und Morgen mußten die Prieſter dieſe Lampen zurichten, friſches Oehl darein geben, neue Dochte einlegen, und, was ſonſt mehr dazu gehörte, wovon ich weiter unten ſprechen wer-

(7) Sacror. elaeochriſm. myrothec. l. c. 11.

werde. Ob aber auch des Tages über die Lampen gebrannt haben, darüber erklärt ſich die heil. Schrift etwas dunkel. Sie ſollen Oehl herzubringen zum Leuchter, das man allezeit oben in die Lampen thue. — — Und Aaron und ſeine Söhne ſollen ſie zurichten beide des Morgens und des Abends vor dem Herrn; 2 Moſ. 27, 20 f. Wenn Aaron die Lampen anzündet zwiſchen Abends, ſoll er räuchern; 2 Moſ. 30, 8. Aaron ſoll die Leuchter zurichten des Abends und des Morgens vor dem Herrn täglich. — — Er ſoll aber die Lampen auf dem feinen Leuchter zurichten vor dem Herrn täglich; 3. Moſ. 24, 3. 4. *Friedlieb* (8) hält dafür, daß des Tages über keine Lampe angezündet geblieben ſey, ſondern ſie hätten nur des Nachts gebrannt, und wären am Morgen alle ausgelöſcht worden (9). Aber *Joſephus* (10) behauptet, daß am Tage 3 Lampen in der Stifts-Hütte gebrannt hätten, des Nachts aber alle 7, von welchen 7 vier des Morgens wären ausgelöſcht, und des Abends wieder angezündet worden, drey aber hätten den Tag über gebrannt. Ihm fallen *Lyra* und *Bonfredus* bei; und das iſt auch ſehr glaublich. Denn weil die Stifts-Hütte keine Fenſter hatte, wodurch Licht hätte einfallen können, auch vorn bey dem Eingang in das Heilige der Vorhang ganz hinunter bis auf die Erde hieng, und auch von dannen kein Licht hinein kommen konte, ſo iſt wohl zu glauben, daß etliche Lampen des Tages über gebrannt, und das Heilige erleuchtet haben, damit es nicht ganz ſtockfinſter darin wäre. Und wie hätte auch der Hoheprieſter am Verſöhnungs-Feſte ſein Amt

(8) ad Exod. 27, 20 claſſ. 2. et ult.

(9) *Glaſſ* Grammat. ſacr. p. 439. Philon. lib. de victimas offerent. p. 659.

(10) L. 3 Antiquit. c. 9.

Amt den Tag über verrichten können, da er durch das Heilige oft hindurch mußte, und im Heiligen, den Tag über, verſchiedenes zu thun hatte, wenn es ſtockfinſter darin geweſen wäre? Wie hätte bey dem Sünd-Opfer des Hohenprieſters oder der ganzen Gemeine etwas vom Blute in das Heilige hinein gebracht werden können? Wie hätte etwas gegen den Vorhang geſchwänket, und etwas an den Hörnern des Rauch-Altares herunter gelaſſen werden können, wenn niemand im Heiligen hätte ſehen können? Es mußte alſo nothwendig, des Tages über, im Heiligen der Stifts-Hütte Licht ſeyn, und es mußten deswegen etlichen Lampen brennen.

Das Oehl, welches zu dieſen Lampen gebraucht wurde, mußte ein ganz reines, und zwar kein durch Kunſt gemachtes, ſondern ein natürliches, d. i. von der Frucht des Oehl-Baumes, oder den Oliven, ſeyn. Die Oliven mußten auch in keine Preſſe oder auf keine Mühle kommen, um das Oehl dadurch zu preſſen oder zu mahlen, ſondern ſie wurden mit einem Stämpel geſtoßen, damit das Oehl deſto reiner, heller und klärer würde, und durchaus keine Hefen (Oehl-Druſen, Oehl-Trieſtern,) oder anderer Unrath, wie in dem ausgepreßten oder gemahlnen Oliven erhaltene Oehle gemeiniglich zu ſeyn pflegt, darin wäre. 2 Moſ. 27, 20. 3 Moſ. 24, 1. 2. Nachdem die Kinder Iſrael in das gelobte Land gekommen waren, bekamen ſie, wie *Schindler* (11) meldet, das Oehl zu den Lampeu aus Tekoa, einem Städtchen im Stamme Juda, welches an Oehl-Bäumen ſehr reich war.

Zum Reinhalten der Lampen, waren Licht-Schneuzen und Löſch-Näpfe von feinem Golde verordnet; 2 Moſ. 25, 38. Mit den Licht-Schneu-zen

(11) Lexic. pentaglott. in תקע, p. 1687.

Zen konnten die Lampen geputzt, hell gemacht, auch ausgelöſcht werden. R. *Juda Leo* (12) nennt ſie Zangen. Die Löſch-Näpfe waren, nach des *Lyra* Meinung, Geſchirre voll Waſſers, worein das Abgeputzte gethan wurde, damit es keinen Dampf machte. Die Hebräer aber beſchrieben dieſe Geſchirre, welche מחתה genannt werden, ganz anders. So ſchreibt R. *Salomo* (13), es ſey ein Ding geweſen, wie ein kleiner Löffel geſtaltet, womit ſie die Aſche und den Unflath von dem Dochte, ſo ſich die Nacht durch in den Lampen geſammelt, heraus genommen hätten. Alſo ſchreibt auch R. *Juda Leo* von dieſem מחתה, daß es kleine goldene Löffel geweſen ſeyn, womit die Prieſter das Oehl, welches in den ausgelöſchten Lampen übrig war, heraus genommen hätten. Weil der Licht-Schneuzen und Löffel im Plurali gedacht wird, ſo ſcheint von jedem Werkzeuge mehr, als eins, geweſen zu ſeyn. Alles dieſes aber, nämlich der Leuchter mit den Lichtſchneuzen und Löffeln, war aus einem Centner Goldes gemacht; 2 Moſ. 25, 39. welches, nach des R. *Juda Leo* Rechnung, 6000 Roſenobel, oder, wie *Bünting* (14) behauptet, 12000 ungar. Goldgülden vom beſten und feinſten Golde, beträgt.

Die Lampen wurden nicht mit gemeinem Feuer angezündet, ſondern von dem Feuer, welches auf einer Seite des Brandopfer-Altares lag, und zum Räuchern gebraucht wurde; und es ſchreibt R. *Juda Leo*: daß im Heiligen des Tempels ein Geſchirr geweſen ſey, worin die Dochte zu den Lampen lagen; imgl. die Schneuzen und Löffel, und habe der Prieſter einen Docht mit der Schneuze oder der Zange genommen, und denſelben bey obgedachtem Feuer, welches vom Altar

(12) L. 3. de templ. c. 1. §. 11. f. (13) ap. *Buxtorf* lex. Hebr. in חתה. (14) De ponderib. & monet. ap. Hebr.

Altar in das Heilige eingebracht worden, angezündet, mit welchem angezündeten Dochte die ſechs übrigen Lampen angezündet wurden; welches ohne Zweifel in der Stifts-Hütte auch alſo geſchahe.

Bey dem Leuchter befanden ſich auch Krüge mit Oehl, damit ſie ſtäts Oehl in Bereitſchaft hätten, welche, wenn ſie ausgeleert waren, wieder gefüllet wurden; wie neben den Schneuzen und Löffeln, auch der Oehlgefäſſe gedacht wird, die ohne Zweifel ebenfalls von Gold waren.

Wenn dieſer Leuchter in der Wüſte von einem Orte zum andern fortgetragen werden ſollte, wurde er auf Stangen niedergelegt, und auf Stangen getragen, welche ohne Zweifel vom Holze Schittim gemacht, und mit Golde überzogen waren, da dann Lampen, Schneuze, Löffel und alle Oehl-Gefäſſe, deren verſchiedenes an den Röhren hangen konnte, mit eingewickelt wurden.

Bey dem goldenen Leuchter hatten, bereits erwähnter Maßen, die Prieſter täglich Morgens und Abends zu thun, und ſie mußten die Lampen deſſelben zurichten, 3 Moſ. 24, 1. 2. 3. 4. Moſ. 8, 2. 3. 2 Moſ. 30, 7. 8. 2 Chron. 13, 11. In der Stifts-Hütte brannten des Tages über, drey Lampen, und die vier wurden des Morgens mit den Licht-Schneuzen oder Zangen ausgelöſcht, da dann die drey brennenden geputzt, vom Unflathe geſäubert, und gehörig zugerichtet wurden. Was für drey gebrannt haben, iſt nicht gewiß, vermuthlich aber die 2te, 4te und 6te, daß alſo zwiſchen dieſen drey brennenden Lampen, des Tages über eine ausgelöſchte ſtand, und die mittelſte Lampe auf dem Schafte Tag und Nacht brannte. Gegen Abend wurden alle ſieben Lampen angezündet. Im Tempel wurden ſie des Morgens alle ausgelöſcht. Fünf davon wurden ausgelöſcht, ehe geräuchert

wurde; und ſobald geräuchert war, wurden die beyden andern auch ausgelöſcht. Im Tempel Salomonis, wo der goldenen Leuchter viele waren, werden auch an jedem Leuchter erſt fünf, und hernach die zwey andern Lampen ausgelöſcht worden ſeyn. Gegen Abend wurde alles wieder angezündet, und es brannten alle Lampen die Nacht durch. Dieſe Anzündung der Lampen geſchahe, nachdem das Abend-Opfer draußen im Vorhofe auf den Altar gelegt war, ehe das Trank-Opfer geopfert wurde, alsdann wurde erſt geräuchert, und dann zündete der Prieſter alle Lampen an, worauf das Trank-Opfer draußen geopfert, und damit der Gottesdienſt beſchloſſen wurde; 2 Moſ. 30, 8. 3 Moſ. 24, 3. Die Zurichtung der Lampen aber, wenn ſie angezündet werden ſollten, geſchahe alſo: Der Prieſter nahm vom Räucher-Feuer auf dem Brandopfer-Altare ein Geſchirr mit glühenden Kohlen mit ſich in das Heilige, gieng mit großer Ehrerbiethung zu dem Leuchter, (im zweyten Tempel ſtieg er auf etliche Stufen zu dem Leuchter hinauf,) nahm die Lampen, und reinigte ſie erſt; alsdann nahm er, was vom Dochte übrig war, heraus, und mit dem kleinen goldenen Löffel alles alte Oehl, was noch darin war, und goß aus dem dabey ſtehenden Oehl-Kruge friſches Oehl in die Lampen, in jede Lampe ½ Log, d. i. ſo viel als in 3 leere Eyer-Schalen gehen kann. Hernach nahm er aus dem goldenen Gefäße, worinn die Licht-Schneuzen oder Zangen, die kleinen goldenen Löffel, wie auch die Dochte verwahrt worden, 7 friſche Dochte zu den 7 Lampen heraus, ergriff eine mit der Zange, zündete ſie bey obgedachtem Feuer an, und mit dieſem brennenden Dochte zündete er ſodann die andern ſechs an. So bald dieſes geſchehen war, that er ſein Gebet zu Gott, nahm hernach die Aſche und den Unrath, den er bey Reinigung der Lampen abgenommen hatte,

mit ſich heraus, und warf es auf den Aſchen-Haufen gegen Morgen des Altares.

Wie der goldene Leuchter im Heiligen geſtanden habe, wird in der h. Schrift nicht gedacht. *Joſephus* (15) ſetzt ihn überzwerch (λοξῶς). Hingegen ſchreiben andere Hebräer (16), daß kein Gefäß im Tempel oder in der Stifts-Hütte überzwerch geſtanden habe, als bloß die Bundes-Lade; alle andere hätten nach der Länge von Weſten nach Oſten, oder von Oſten nach Weſten, geſtanden. Allein, der Leuchter ſtand mehrentheils gegen dem goldenen Tiſche über, und alſo nicht überzwerch, ſondern gegen Oſten und Weſten.

Fig. 3639 a), der goldene Leuchter mit 7 brennenden Lampen, des Nachts. aaa, der Schaft. bb, eine Blume. cc, ein Becher, oder eine Schaale. dd, ein Arm, oder eine Röhre, ee, Lampen. ff, ein Knauf.

Fig. 3639 b), der goldene Leuchter mit 3 brennenden Lampen, des Tages.

Joſephus (17) bemerkt, daß Titus bei der Zerſtörung Jeruſalems dieſen Leuchter aus dem Tempel genommen, und im Triumph mit ſich nach Rom geführt habe (18). Der aus einem Basrelief im Triumph-Bogen der Kaiſer Veſpaſian und Titus abgebildete Leuchter kommt aber mit der von Moſes beſchriebenen Geſtalt gar nicht überein. Der Fuß dieſes Leuchters, Fig. 3639 c), iſt mit Zierrathen überladen, die ſchlechterdings von der Erfindung des Bild-Gra-

(15) Antiquit. L. 3, c. 7.

(16) in Menachot. ap. Acoluth. de aqu. amar. zelotyp. c. 4. §. 7.

(17) De bello Jud. L. 7, c. 24.

(18) S. Schlichter's Tractat de Lychnucho aureo. *Carpzovii* Apparat. p. 281, f.

Grabers herſtammen müſſen; doch wäre es auch nicht unmöglich, daß der Leuchter mit 7 Armen, in den Tagen des Kaiſers Titus ſeine urſprüngliche Geſtalt verloren gehabt hätte.

Dem Propheten Sacharja wurde (Cap. 4, 2. 3.) auch ein goldener Leuchter mit 7 Röhren in einem prophetiſchen Geſichte gezeiget, der dem von Moſe und Salomo (1 Kön. 7, 4.) verfertigten ziemlich gleich kam, und nur darin von demſelben abwich, daß in dieſen der Prieſter das Oehl in jede Lampe deſſelben gießen mußte, hingegen in jenen das Oehl aus einer Flaſche, die ſich oben an dem Leuchter befand, durch alle 7 Röhren in alle 7 Lampen auf ein Mahl lief, in welche Flaſche das Oehl durch ein Paar Trichter geleitet wurde.

Von den groſſen goldenen Leuchtern im äuſſern Vorhofe, deren jeder 4 goldene Lampen hatte, welche Abends bey der Freude des Laubhütten-Feſtes, die bis in die tiefe Nacht währte, angezündet wurden, werde ich im Art. Laub-Hütte ſprechen.

Auſſer den itzt beſchriebenen heiligen Lampen, deren man ſich im Tempel, und vorher in der Stifts-Hütte, zu bedienen pflegte, gebrauchte man die Lampen auch bey öffentlichen Proceſſionen, Judith 3, 8; bey Gefangennehmung eines Miſſethäters, Joh. 18, 3, wo jedoch Harmar (19) Laternen verſteht. Die Lampen von denen Chriſtus in dem Gleichniſſe Matth. 25, 1. 3. 4. f. redet, hält Harmar daſelbſt für gemeine Lampen, die von denjenigen unterſchieden ſind, deren ſich Perſonen vom Stande im

(19) S. Beobachtungen über den Orient aus Reiſebeſchreibungen, von J. E. Faber, 2. Th. Hamburg 1778, gr. 8. S. 419.

im Orient, nach Hanway's Bericht (20), zu bedienen pflegen. Den Gebrauch der Lampen im Orient, beſtätigen Thevenot (21), Norden (22), und mehrere, die Harmar (23) angeführt hat. Wenn die malabariſchen Könige ſich austragen laſſen, werden 2 kupferne Lampen vor ihnen her getragen, jede von 12 brennenden Lichtern ſowohl bey Tage als des Nachts. Der Herausgeber des Harmar's glaubt, daß bey Joh. 18, 3. die hellleuchtenden Feuer-Pfannen ſich am beſten ſchickten, die über eine ſo zahlreiche Schaar, als hier zugegen war, einen groſſen Glanz verbreiten konnten. Dapper (24) meldet, daß man in Perſien runde eiſerne Feuer-Pfannen gebrauche, in welchen alte mit Fett beſtrichene Lampen brennen, die eine ſehr helle Flamme von ſich geben, die ſie an Stäbe binden, und wie Fackeln tragen.

Von den Aegyptern kamen die Lampen zu den Griechen, welche ſie der Minerva, als der Göttinn der Wiſſenſchaften widmeten, weil die Gelehrten bey dem nächtlichen Studieren ſich der Lampen bedienen. Unter ihnen zeichnete ſich Archimedes durch Erfindung künſtlicher Lampen aus. Es war aber bey den Griechen, zur Zeit des trojaniſchen Krieges, der Gebrauch der Lampen noch unbekannt. Die ungeſtümmen Freyer der Penelope ſetzten 3 Kohl-Pfannen in den Sal, um ihn zu erleuchten, und legten wohlriechendes Holz darauf; in gewiſſen Diſtanzen zündeten ſie Fackeln an, und die Mägde in des Ulyſſes Pallaſt mußten, eine nach der andern leuchten (25). Dem Telemach leuchtete die vorangehende Eu-

(20) Reiſen, Th. 1. S. 223. (21) Th. 2. S. 36. (22) Th. 1. S. 124. (23) Th. 3. S. 470.

(24) Beſchreib. von Perſien, S. 108. b.

(25) *Homer.* Odyſſ. L. 18. v. 305. ſqq. cf. L. 19. v. 63. ſqq.

Euriklea, mit zwey angezündeten Fackeln, in ſein Zimmer (26). Es iſt nicht klar und entſchieden, daß dieſe Art zu erleuchten, lange Zeit nach dem trojaniſchen Kriege fortgedauert habe (27), weil die Hebräer ſchon vor der Zeit den Gebrauch der Lampen gekannt hatten.

Bey den Römern, wurden die Lampen theils in den Tempeln und zu dem öffentlichen Gottesdienſte, theils in den Häuſern, bey Mahlzeiten, Hochzeiten, und andern dergleichen Feyerlichkeiten, theils in den Gräbern, gebraucht. Einige waren ganz ſchlecht und ohne alle Kunſt, andere aber deſto künſtlicher und koſtbarer, davon manche recht abentheuerliche und ſeltſame Figuren vorgeſtellt haben, wie aus den weiter unten vorkommenden Beſchreibungen und Abbildungen zu erſehen iſt.

Daß man Lampen in den Tempeln aufgehängt hat, mag wohl urſprünglich von den Juden auf andere Völker gekommen ſeyn. Von den Athenienſern weiß man, daß ſie an dem Feſte der Minerva, des Vulcanus und Prometheus, in den Tempeln derſelben brennende Lampen aufgehängt haben; und dieſes darum, weil Prometheus, nach der Vorſtellung der Dichter, das Feuer vom Himmel gebracht hat, Vulcanus für den Feuer-Gott, Minerva aber für die Erfinderinn aller Künſte angegeben wird. Man machte die Lampen von Gold, Silber, Erz, Steinen, Glas oder Thon; und ob auch wohl der hölzernen Lychnorum Erwähnung geſchieht (28), ſo ſcheint es doch, daß dieſes mehr Geſtelle, die Lampen dar-

(26) *Homer.* Odyſſ. L. I. v. 434.
(27) Sophokles erwähnt ſchon der nächtlichen Lampen, Ajac. flagellif. v. 285, f.
(28) *Cicero* ad Fr. L. epiſt. 7.

darauf zu ſetzen, als dieſe ſelbſt, geweſen ſeyn. Der Geſtalt nach, waren ſie viereckig, oval, dreyeckig, rund u. ſ. f. hatten bald Einen Docht, bald mehrere, und mithin auch entweder nur Eine Schnauze, oder mehrere. So wurde z. B. den drey Grazien oder Huld-Göttinnen zu Ehren eine Lampe mit 3, den Elementen eine mit 4, den Zeichen des Thierkreiſes eine mit 12, und der Sonne eine mit 365 Schnauzen angezündet. Fig. 3640, ſieht man eine Lucerne von 9 Lampen, deren noch 2 in dem innern kleinen Zirkel befindlich ſind. Daß dieſe bey dem Dienſte der Veſta gebraucht worden ſey, erhellt ſehr wahrſcheinlich aus der doppelten Aufſchrift des Namens dieſer Göttinn.

In der römiſchen ſowohl als morgenländiſchen Kirche brennen beſtändig Lampen; und es werden deren mehrere oder wenigere, koſtbarere oder geringere, angetroffen, nach dem die Heiligkeit eines Ortes es erfordert. So brennen z. B. vor der heiligen Maria in Loretto beſtändig 17 goldene Lampen, unter welchen diejenige, die von der Republik Venedig, wegen der abgewandten Peſt, hierher geſchenkt worden iſt, $37\frac{1}{2}$ Pfund wiegt. Unter derſelben hängt eine andere, die mit Diamanten und koſtbaren Edel-Steinen reich beſetzt iſt, vom neapolitaniſchen Duca *Elia di Palma*, welcher dieſes Geſchenk, das, ſeinem Vorgeben nach, 15000 Ducaten gekoſtet, hierher geliefert hat. Diejenige Lampe, die am nächſten vor dem Angeſichte der Maria brennt, und von 3 Engeln gehalten wird, hat 9 Pfund am Gewichte, und iſt ein Andenken des Herzoges von Urbino, *Franciſcus Maria*, welcher dieſes künſtliche Werk mit eigenen Händen verfertigt haben ſoll; gleichwie Einige auch den König in Pohlen, Sigismund III. für den Meiſter einer andern goldenen Lampe, die hier brennt, und 20 Pfund ſchwer iſt,

angeben. Diejenige, welche *Franciscus* II., Herzog von Modena, der heiligen Maria verehrt hat, wiegt $18\frac{1}{2}$ Pf.; von den übrigen jede 3, 5, 8, 9 ꝛc. Pf. Unter den 37 ſilbernen Lampen, die den vordern Theil der Caſa Santa erleuchten, ſind verſchiedene 50, 80, 104 bis 128 Pf. ſchwer. Alle itztgedachte Lampen ſind von ihren Stiftern mit ſolchen Vermächtniſſen und jährlichen Einkünften verſehen, daß ſie ſtäts brennend unterhalten werden können, ohne die geringſte Laſt, und vielmehr zu groſſem Vortheile der Caſa Santa, weil bey jeder etliche tauſend Thaler an Capital vermacht ſind.

Bey Gelegenheit der Jubel-Feyer der berühmten Wallfahrt-Kirche in Compoſtell, im Jahr 1784, übermachte die Königinn von Portugall, zu Ehren des Apoſtels Jacobus, eine ſilberne Lampe, die mit der Kette, an welcher ſie hängt, über 20 Centner wiegt, dahin zum Geſchenke. Bey dieſer ungeheuern Maſchine iſt ein ſo künſtlicher Mechanismus, theils um ſie im Gleichgewichte zu erhalten, theils mit der mindeſten Berührung eines Fingers in die Höhe zu heben, und wieder herunter zu laſſen. Die Königinn beſtimmte auch ein jährliches Gehalt von 200 Cruſaden, für denjenigen, der die beſtändige Beleuchtung und Reinlichkeit dieſer Lampe zu beſorgen hat.

Was den Gebrauch der Lampen in den Häuſern betrifft, ſo zierte man an Feſt-Tagen die Thüren und Fenſter damit aus, da man ſie an kleinen Ketten aufhieng (29); und wenn jemand von einer Reiſe glücklich wieder nach Hauſe kam, erleuchtete man dieſes auch damit (30). Man hatte auch ganz vergoldete Sta-

(29) *Kipping* Antiqu. Rom. L. 1. c. 10. §. 4.

(30) *Arrian.* in Epictet. L. 1. c. 19. *Tacit.* Annal. L. 3. c. 9.

Statuen junger Leute ſtehen, welche ſolche Lampen hielten (31); und da ſie bey Gaſtgebothen aufgeſetzt wurden, pflegten die Griechen zu ſagen: Φῶς ἀγαθόν (32)! bey den Römern aber klatſchte man mit den Händen (33). In den Schlafzimmern hatte man ſie die ganze Nacht brennen (34); und da ſie, auf ihre Art, vor einem Hauſe hiengen, waren ſie ein Zeichen, daß da ein Lupanar ſey, oder daß es daſelbſt Huren um Lohn gebe (35), wie ſie dann auch in ſolchen beſtändig brannten (36). Bey manchen Opfern wurden ſie auch bey Tage angezündet (37), und von den Prieſtern vorgetragen (38).

Was endlich die Begräbniß- Grab- oder Todten-Lampen, L. Lucernae ſepulcrales betrifft, ſo waren die Aegypter die erſten, welche brennende Lampen in die Gräber zu den Leichen, als ein Denkbild der Unſterblichkeit der Seele, ſetzten. Die prächtig erbaueten Grabmähler der Alten, beſonders der Römer, waren innerhalb mit Säulen verſehen, an welchen die Begräbniß-Lampen hiengen, zu deren Unterhaltung entweder von den Sterbenden oder von den Hinterbliebenen gewiſſe Gelder ausgeſetzt und gewiſſe Sclaven auserſehen wurden, die für ihre dabey bewieſene Aufmerkſamkeit und Treue die Freyheit erhielten (39). Dieſe Lucernae ſelbſt waren, ſo wie die meiſten Geräth-

(31) *Lucret.* L. 2, v. 24. (32) *Varro* de ling. lat. L. 5, c. 2. (33) *Virgil.* Aen. L. 1, v. 725. *Ammian.* L. 16, c. 8. (34) *Martial.* L. 14, epigr. 39.

(35) *Tertullian.* ad vxor. L. 2, c. 6. Es iſt auch noch heut zu Tage in Rom gewöhnlich, daß auf der Straße vor den Gewölben oder Kammern, in welchen öffentliche Huren ſich aufhalten, Lampen brennen. Siehe Th. XXVI, S. 674, f.

(36) *Juvenal.* Sat. 6, v. 131. *Horat.* L. 2, Sat. 7, v. 48.

(37) *Senec.* de vit beat. c. 27. (38) *Lipſ.* Elect. L. 1, c. 3.

(39) Man kann einiges Licht aus dem *Modestinus* nehmen, l. Maevia D. de manumiſſ. teſt. wo man lieſet: Maevia ſer-

Zen konnten die Lampen geputzt, hell gemacht, auch ausgelöſcht werden. R. *Juda Leo* (12) nennt ſie Zangen. Die Löſch-Näpfe waren, nach des *Lyra* Meinung, Geſchirre voll Waſſers, worein das Abgeputzte gethan wurde, damit es keinen Dampf machte. Die Hebräer aber beſchrieben dieſe Geſchirre, welche מחתה genannt werden, ganz anders. So ſchreibt R. *Salomo* (13), es ſey ein Ding geweſen, wie ein kleiner Löffel geſtaltet, womit ſie die Aſche und den Unflath von dem Dochte, ſo ſich die Nacht durch in den Lampen geſammelt, heraus genommen hätten. Alſo ſchreibt auch R. *Juda Leo* von dieſem מחתה, daß es kleine goldene Löffel geweſen ſeyn, womit die Prieſter das Oehl, welches in den ausgelöſchten Lampen übrig wär, heraus genommen hätten. Weil der Licht-Schneuzen und Löffel im Plurali gedacht wird, ſo ſcheint von jedem Werkzeuge mehr, als eins, geweſen zu ſeyn. Alles dieſes aber, nämlich der Leuchter mit den Lichtſchneuzen und Löffeln, war aus einem Centner Goldes gemacht; 2 Moſ. 25, 39. welches, nach des R. *Juda Leo* Rechnung, 6000 Roſenobel, oder, wie *Bünting* (14) behauptet, 12000 ungar. Goldgülden vom beſten und feinſten Golde, beträgt.

Die Lampen wurden nicht mit gemeinem Feuer angezündet, ſondern von dem Feuer, welches auf einer Seite des Brandopfer-Altares lag, und zum Räuchern gebraucht wurde; und es ſchreibt R. *Juda Leo*: daß im Heiligen des Tempels ein Geſchirr geweſen ſey, worin die Dochte zu den Lampen lagen; imgl. die Schneuzen und Löffel, und habe der Prieſter einen Docht mit der Schneuze oder der Zange genommen, und denſelben bey obgedachtem Feuer, welches vom Altar

(12) L. 3. de templ. c. 1. §. 11. ſ. (13) ap. *Buxtorf* lex. Hebr. in מחתה. (14) De ponderib. & monet. ap. Hebr.

Altar in das Heilige eingebracht worden, angezündet, mit welchem angezündeten Dochte die ſechs übrigen Lampen angezündet wurden; welches ohne Zweifel in der Stifts-Hütte auch alſo geſchahe.

Bey dem Leuchter befanden ſich auch Krüge mit Oehl, damit ſie ſtäts Oehl in Bereitſchaft hätten, welche, wenn ſie ausgeleert waren, wieder gefüllet wurden; wie neben den Schneuzen und Löffeln, auch der Oehlgefäſſe gedacht wird, die ohne Zweifel ebenfalls von Gold waren.

Wenn dieſer Leuchter in der Wüſte von einem Orte zum andern fortgetragen werden ſollte, wurde er auf Stangen niedergelegt, und auf Stangen getragen, welche ohne Zweifel vom Holze Schittim gemacht, und mit Golde überzogen waren, da dann Lampen, Schneuze, Löffel und alle Oehl-Gefäſſe, deren verſchiedenes an den Röhren hangen konnte, mit eingewickelt wurden.

Bey dem goldenen Leuchter hatten, bereits erwähnter Maßen, die Prieſter täglich Morgens und Abends zu thun, und ſie mußten die Lampen deſſelben zurichten, 3 Moſ. 24, 1. 2. 3. 4. Moſ. 8, 2. 3. 2 Moſ. 30, 7. 8. 2 Chron. 13, 11. In der Stifts-Hütte brannten des Tages über, drey Lampen, und die vier wurden des Morgens mit den Licht-Schneuzen oder Zangen ausgelöſcht, da dann die drey brennenden geputzt, vom Unflathe geſäubert, und gehörig zugerichtet wurden. Was für drey gebrannt haben, iſt nicht gewiß, vermuthlich aber die 2te, 4te und 6te, daß alſo zwiſchen dieſen drey brennenden Lampen, des Tages über eine ausgelöſchte ſtand, und die mittelſte Lampe auf dem Schafte Tag und Nacht brannte. Gegen Abend wurden alle ſieben Lampen angezündet. Im Tempel wurden ſie des Morgens alle ausgelöſcht. Fünf davon wurden ausgelöſcht, ehe geräuchert

 wur-

wurde; und ſobald geräuchert war, wurden die beyden andern auch ausgelöſcht. Im Tempel Salomonis, wo der goldenen Leuchter viele waren, werden auch an jedem Leuchter erſt fünf, und hernach die zwey andern Lampen ausgelöſcht worden ſeyn. Gegen Abend wurde alles wieder angezündet, und es brannten alle Lampen die Nacht durch. Dieſe Anzündung der Lampen geſchahe, nachdem das Abend-Opfer draußen im Vorhofe auf den Altar gelegt war, ehe das Trank-Opfer geopfert wurde, alsdann wurde erſt geräuchert, und dann zündete der Prieſter alle Lampen an, worauf das Trank-Opfer draußen geopfert, und damit der Gottesdienſt beſchloſſen wurde; 2 Moſ. 30, 8. 3 Moſ. 24, 3. Die Zurichtung der Lampen aber, wenn ſie angezündet werden ſollten, geſchahe alſo: Der Prieſter nahm vom Räucher-Feuer auf dem Brandopfer-Altare ein Geſchirr mit glühenden Kohlen mit ſich in das Heilige, gieng mit großer Ehrerbiethung zu dem Leuchter, (im zweyten Tempel ſtieg er auf etliche Stufen zu dem Leuchter hinauf,) nahm die Lampen, und reinigte ſie erſt; alsdann nahm er, was vom Dochte übrig war, heraus, und mit dem kleinen goldenen Löffel alles alte Oehl, was noch darin war, und goß aus dem dabey ſtehenden Oehl-Kruge friſches Oehl in die Lampen, in jede Lampe ½ Log, d. i. ſo viel als in 3 leere Eyer-Schalen gehen kann. Hernach nahm er aus dem goldenen Gefäße, worinn die Licht-Schneuzen oder Zangen, die kleinen goldenen Löffel, wie auch die Dochte verwahrt worden, 7 friſche Dochte zu den 7 Lampen heraus, ergriff eine mit der Zange, zündete ſie bey obgedachtem Feuer an, und mit dieſem brennenden Dochte zündete er ſodann die andern ſechs an. So bald dieſes geſchehen war, that er ſein Gebet zu Gott, nahm hernach die Aſche und den Unrath, den er bey Reinigung der Lampen abgenommen hatte, mit

mit ſich heraus, und warf es auf den Aſchen-Haufen gegen Morgen des Altares.

Wie der goldene Leuchter im Heiligen geſtanden habe, wird in der h. Schrift nicht gedacht. *Joſephus* (15) ſetzt ihn überzwerch (λοξῶς). Hingegen ſchreiben andere Hebräer (16), daß kein Gefäß im Tempel oder in der Stifts-Hütte überzwerch geſtanden habe, als bloß die Bundes-Lade; alle andere hätten nach der Länge von Weſten nach Oſten, oder von Oſten nach Weſten, geſtanden. Allein, der Leuchter ſtand mehrentheils gegen dem goldenen Tiſche über, und alſo nicht überzwerch, ſondern gegen Oſten und Weſten.

Fig. 3639 a), der goldene Leuchter mit 7 brennenden Lampen, des Nachts. aaa, der Schaft. bb, eine Blume. cc, ein Becher, oder eine Schaale. dd, ein Arm, oder eine Röhre, ee, Lampen. ff, ein Knauf.

Fig. 3639 b), der goldene Leuchter mit 3 brennenden Lampen, des Tages.

Joſephus (17) bemerkt, daß Titus bei der Zerſtörung Jeruſalems dieſen Leuchter aus dem Tempel genommen, und im Triumph mit ſich nach Rom geführt habe (18). Der aus einem Basrelief im Triumph-Bogen der Kaiſer Veſpaſian und Titus abgebildete Leuchter kommt aber mit der von Moſes beſchriebenen Geſtalt gar nicht überein. Der Fuß dieſes Leuchters, Fig. 3639 c), iſt mit Zierrathen überladen, die ſchlechterdings von der Erfindung des Bild-Gra-

(15) Antiquit. L. 3, c. 7.

(16) in Menachot. ap. Acoluth. de aqu. amar. zelotyp. c. 4. §. 7.

(17) De bello Jud. L. 7, c. 24.

(18) S. Schlichter's Tractat de Lychnucho aureo. *Carpzovii* Apparat. p. 281, f.

räthſchaften und Gefäße der Alten, mit großer Pracht gearbeitet, und mit erhabenen Bildern geſchmückt, die allerley Gottheiten, mythologiſche Fabeln, Todten-Opfer, und, was die römiſchen betrifft, auch Fechterſpiele, Thier-Gefechte, u. ſ. w. vorſtellten. Der ehemahlige paduaniſche Arzt *Licetus*; wie auch *Guido Pancirollus*, denen hernach Mehrere gefolgt ſind, haben behauptet, daß man ſolche Todten Lampen gehabt habe, deren Oehl niemals ſich verzehrt habe. Man nennt dieſe Lampen gemeiniglich ewige, d. i. immerbrennende, Lampen. Gedachte Gelehrte haben dieſe ihre Meinung, unter andern Erfahrungen, auch darauf gründen wollen, daß man unter dem Papſte Paul III. das Grab der vom Cicero nur allzu zärtlich geliebten Tullia gefunden habe, in welchem ein faſt nicht verweſet geſchienener weiblicher Körper mit einem goldenen Haarſchmucke gelegen habe, der aber ſogleich, nachdem der Sarg völlig geöffnet und der freyen Luft bloßgeſtellet worden, in Aſche zerfallen, die dabey befindliche damals noch wirklich brennende Lampe aber ſogleich durch die dazu gekommene äuſſere Luft verloſchen ſey. Die Lampe hätte alſo ungefähr 1550 Jahr gebrannt. Allein, dieſe ganze Geſchichte iſt den meiſten Gelehrten ſehr verdächtig, beſonders auch deswegen, vorgekommen, weil die angebliche Aufſchrift: TVLLIÆ FILIÆ MEÆ dem Stile der römiſchen Aufſchriften nicht ſehr gemäß ſey, und die Todten der damahligen Zeiten nicht begraben, ſondern verbrannt worden wären; doch ſcheinen dieſe Einwürfe ziemlich dürftig zu

ſeyn

ſervis ſuis Sacco, et Eutychiae, et Hirenae libertatem reliquit his verbis: Saccus, Seruus meus, et Eutychia et Hirena, ancillae meae, omnes hac ſub conditione liberi ſunto, ut monumento meo alternis menſibus lucernam ſuccendant, et ſolemnia mortis peragant.

ſeyn (40). So viel iſt andem, daß ſolche immerfort brennende Lampen in den Gräbern mancher vornehmen Perſonen eine geraume Zeit von Jahren hindurch mit immerfort friſch hinzu gegoſſenem Oehl ſind unterhalten worden; und bey dieſen Arten von ewigen Lampen verſchwindet doch nicht alles Wunderbare, denn ihr Docht mußte unverbrennlich ſeyn. Auſſerdem, daß dieſer Umſtand ſchon aus der Natur der Sache erhellt, ſo beſtätigen ihn auch noch einige ſehr achtungswürdige Schriftſteller des Alterthumes, wenn ſie von ewigen in gewiſſen Tempeln brennenden Lampen reden. So ſagt Pauſanias, wenn er von der goldenen im Tempel der Minerva zu Athen ein ganzes Jahr hindurch brennnenden Lampe redet: „Dieſe „Lampe war ein Werk des Kallimachus, in welcher „das ausgegoſſene Oehl ſich nicht vor Verfließung eines Jahres verzehrte, ob ſie gleich Tag und Nacht „in

(10) Eine dergleichen Lampe will man auch bey Ateſte gefunden haben, die wenigſtens 1500 Jahr gebrannt habe, von dem *Maximo Olibio* bereitet worden, in einer irdenen Urne enthalten geweſen, und aus zwey Fläſchchen, einem von Golde, und dem andern von Silber, beſtanden haben ſoll, welche beyde Fläſchchen mit einem ungemein klaren Liquor angefüllt geweſen ſeyn, und wofern die Urne nicht aufgemacht worden wäre, will man glauben, daß die Lampe ewig würde gebrannt haben. *Bernh. Scardeon.* de priſco Patavio, ap. Pitiſc. in *Lucernæ.*

Die Richtigkeit der in dem Grabe der Tullia, der Lucia Cäſa, u. a. gefundenen Lampen, vertheidigen, auſſer itzgedachten *Scardeon*, auch *Pancirollus*, *Io. Langius*, *Ianus Gruterus*, *Bern. Cæſius*, *Athan. Kircherus*, *Fortun. Licetus*, und *Io. Henr. Kipping*, hingegen widerſpricht inſonderheit *Oct. Ferrarius*; *Fabricius* aber und Andere wollen es doch wider ſo viele Augen-Zeugen nicht in Zweifel ziehen, zumahl man den Rauch von der erloſchenen Flamme geſehen, und zugleich gefühlt hat, daß die Lampe warm geweſen ſey, und die Materie, oder das Oehl, wovon ſie war unterhalten worden, einen dermaßen ſcharfen Geſchmack gehabt habe, daß man ihn lange nicht wieder von der Zunge habe los werden können. *Kipping.* Antiq. Rom. L. 4, c. 6. 14. *Fabricii* Bibliograph. antiquar. c. 23, §. 10.

„in einem fort brannte. Das kam aber daher, weil „der Docht der Lampe aus karpaſiſchem Flachſe, „der allein im Feuer nicht verzehrt wird, gemacht „wurde“. In dieſer Stelle wird die Dauer des Lichtes nicht dem Oehle, ſondern dem unverbrennlichen Dochte, zugeſchrieben. **Strabo**, wenn er hiervon redet, nenet die Lampe, oder vielleicht eigentlich den Docht λυχνον ασβεςον. Eben einer ſolchen Lampe gedenkt **Plutarch** in dem Tempel des Jupiter Ammon. Dieſer karpaſiſche Flachs, daraus ein ſolcher unverbrennlicher Docht gemacht wurde, war ohne Zweifel nichts anders, als der Amiant oder Asbeſt, der ſich in Fäden ſpinnen läßt, und der Gewalt des Feuers widerſteht; ſiehe Th. II, S. 498, fgg.

Der Vorſchlag des **Kircher's** wie man eine ſolche Lampe machen könne, iſt folgender. Er giebt den Rath (41): „man ſolle einen Ort ſuchen, wo viel „Pech, Harz oder andere brennende Materie zu wach- „ſen pflege; alsdann ſollte man ein Geſchirr von Glas, „Thon oder Metall an denjenigen Ort ſetzen, wo man „eine immerwährende Lampe haben wollte, in dieſe „ſollte man einen Docht von Asbeſt legen, hernach „an den Ort des Berges, wo Harz und Pech zu fin- „den wäre, wieder ein Faß ſetzen, damit es ſich hin- „ein ſammeln könne; dieſes ſollte man durch eine „bleyerne Röhre zu der Lampe leiten, ſo hätte man „ein Licht, das ſo lange brennen würde, als Pech und „Harz zu finden wäre. Eben ſo hätten es die Aegyp- „ter mit ihren immerbrennenden Lampen gemacht;“ wobey er den *Sciangia*, einen Araber, anführt, welcher de Memorabilibus Aegypti vieles ſoll geſchrieben haben. Allein, auf ſolche Art iſt nirgend eine immerwährende Lampe zu finden, als wo Harz- und Schwe-

(41) Im Mundo ſubterraneo, To. II. Lib. 8, Sect. 3.

Schwefel=Berge anzutreffen ſind, folglich iſt niemals eine ſolche zu machen, wo man will, ſondern wo man kann. Wodurch ſoll aber das Harz und Pech fließend gemacht werden, daß es durch die Röhren in die Lampe laufen kann? und wird es nicht etwa einmahl überlaufen, wenn der Zufluß zu ſtark kommt, wer ſoll alsdann denſelben mindern? auf ſolche Art können in allen Häuſern immerbrennende Lampen verfertiget werden, wenn man auf den Boden eine Zober voll Oehl ſetzt, woraus dieſelben ihre Nahrung ziehen können. Aber es iſt ja nicht von Lampen, die ihren Zufluß haben, ſondern von ſolchen die Rede, die ohne Zufluß durch eine künſtliche Circulation brennen, wie in den heidniſchen Gräbern geſchieht, wo wenig oder gar keine Nahrung angetroffen worden iſt.

Unter den Neuern hat die Möglichkeit der ewigen Grab=Lampen der Alten, auch der ber. Hr. Prof. Titius in folgendem Aufſatze (42) vertheidigt:

„Unter die vorgeblichen Kunſtſtücke des Alterthums gehören unſtreitig die ſo genannten ewigen Lampen, welche in den Gräben der Alten viele Jahrhunderte hindurch, ohne den geringſten friſchen Unterhalt ſollen gebrannt, und, ſo viel man vermuthen will, immer darin würden fortgedauert haben. Von den ältern Schriftſtellern findet man zwar viele, welche von dieſer Materie im Vorbeygehen geſchrieben haben, aber keiner hat ſelbige beſonders und ausführlicher abgehandelt, als *Fortunius Licetus*, in ſeinem Buche de reconditis antiquorum lucernis, welcher uns auch in verſchiedenen Stücken ein großes Licht geben wird.

Zum völligen Verſtande dieſer Sache werden beſonders folgende Puncte zu erörtern ſeyn: 1. ob dergleichen Lampen ehemals wirklich vorhanden geweſen ſind; 2. wovon und

(42) Im 11 St. des 4 Th. der Neuen geſellſchaftl. Erzähl. (Lpz. 1762, gr. 8.) S. 161, fgg.

und wodurch dieſelben unterhalten worden. Was das erſte betrifft, ſo erhellt ſelbiges aus vielen deutlichen Zeugniſſen. *Auguſtinus* (de civit. Dei, L. 21, c. 6.) gedenkt einer, welche im Tempel der Venus befindlich, und beſtändig Wind und Wetter ausgeſetzt geweſen, ohne jemals zu verlöſchen, oder verzehret zu werden. *Pancirollus* (reb. deperd. L. 35, p. 124) erwähnt einer Lampe, ſo zu ſeiner Zeit in dem Grabmahle der Tullia, Cicerons Tochter, gefunden ward, welche daſelbſt ungefähr 1550 Jahr lang gebrennet hätte, aber augenblicklich verlöſchet war, als man friſche Luft dazu gelaſſen hatte. So iſt es eine bekannte Erzählung vom *Cedrenus*, daß zu den Zeiten Juſtianian's eine andere brennende Lampe gefunden ward, welche in einer alten Mauer zu Antiochien über 500 Jahre geſtanden hatte, und neben ihr ein aufgerichtetes Crucifix, woraus man ſchließen könnte, daß ſie auch unter einigen Chriſten im Gebrauche geweſen. Noch merkwürdiger aber iſt die von ſo vielen Scribenten angeführte Erzählung von der Lampe des Olibius, welche 1500 Jahre hindurch ſoll gedauert haben. Als nämlich ein Bauer bey Padua in die Erde grub, fand er eine Urne in einer andern, und in dieſer kleinern eine hellbrennende Lampe; zu beyden Seiten derſelben waren noch zwey andere Gefäße befindlich, das eine von Gold, und das andere von Silber, beyde aber mit einer klaren Feuchtigkeit angefüllet. Aus den Ueberſchriften dieſer Urnen läßt ſich ſchließen, dieſe ewige Lampen ſeyn damals ein Geheimniß geweſen. *Baptiſta Porta* (Mag. natur. L. 12, c. ult.) erzählt von einer andern Lampe, die in einem alten marmornen Grabmahle eines alten Römers gebrannt; ſie war in einer gläſernen Flaſche eingeſchloſſen, wurde zu ſeiner Zeit, um das J. 1550, in der Inſel Neſis gefunden, und war noch vor Chriſti Geburt daſelbſt eingeſetzt worden. In dem Grabmahle des Pallas, aus Arkadien, welcher im trojaniſchen Kriege vom Turnus erſchlagen ward, fand man, im J. C. 1401, eine andere brennende Lampe. Hieraus ſollte es ſcheinen, daß dieſelbe über 2600 Jahre daſelbſt geſtanden hätte; und als man ſie heraus genommen, blieb ſie, Wind und Waſſer zu Troze, womit man ſie auszulöſchen ſuchte, dennoch brennend. Ja, ſie erloſch nicht eher, als bis man die darin befindliche Feuchtigkeit ausgegoſſen hatte. Man hat noch eine andere Erzählung von einem

einem gewiſſen Manne, welcher einſtens etwas tief in den Erdboden zu graben hatte, und hier etwas, ſo einer Thüre gleichte, und zu beyden Seiten eine Mauer hatte, antraf. Er ſprengte dieſe Thüre auf, und entdeckte hierauf ein ſchönes Gewölbe, am Ende deſſelben aber die Bildſäule eines bewaffneten Mannes, der an einem Tiſche ſaß, ſich mit dem linken Arme auflehnte, in der rechten Hand aber einen Zepter hielt, und vor ſich eine brennende Lampe hatte. Der Fußboden dieſes Gewölbes war ſo eingerichtet, daß, bey dem erſten Schritte in daſſelbe, die Statue ſich ſelbſt von ihrer lehnenden Stellung aufrichten mußte; bey dem andern Schritte, hob ſie den Zepter in die Höhe, damit zu ſchlagen, und ehe jemand nahe genug kommen konnte, um die Lampe zu ergreifen, ſchlug die Bildſäule zu, und zertrümmerte dieſelbe; ſo beſorgt war man dafür, daß ſie nicht geſtohlen, oder erforſcht würde. Es giebt noch viele andere Erzählungen, auf dieſen Schlag. Ja, in den meiſten Gräbern der Alten war, wie Guther meldet, eine Art von Lampe, jedoch von der gewöhnlichen Art; aber die Vornehmſten und Verſtändigſten unter ihnen ſuchten ſolche zu haben, welche, ohne unterhalten zu werden, lange Zeit hindurch fortdauern möchten. Pancirollus erzählt, es ſey unter den römiſchen Standesperſonen üblich geweſen, in ihrem lezten Willen dafür zu ſorgen, damit ſie in ihren Grabmählern eine Lampe hätten. Zu dem Ende gaben ſie gemeiniglich einigen von ihren Sclaven unter der Bedingung die Freyheit, daß ſie auf die Unterhaltung derſelben wachſam ſeyn ſollten. Aus allem dieſen nun wird der erſte Punct von der Wirklichkeit ſolcher Lampen ſattſam erhellen.

Dieſe Erzählungen werden nun gemeiniglich auf zweyerley Weiſe betrachtet. Einige bilden ſich ein, daß dieſe in den alten Gräbern ſo oft gefundene Lichter wirklich kein Feuer oder Flamme, ſondern nur ſolche leuchtende Körper ſind, welche an dunkeln Orten einen Schein von ſich zu geben pflegen (43). Andere halten ſie für wirkliches Feuer, glauben aber, ſie ſeyn alsdann erſt entzündet wor-

 den,

(43) Hr. Martin, in ſeiner Abh. vom natürlichen Phosphorus, im 23 B. der überſ. Abh. der königl. ſchwediſch. Akad. der Wiſſ. a. d. J. 1761, S. 214., 188.) hält den Glanz

den, wenn man bey Eröffnung der Gräber friſche Luft hinzu gelaſſen. Dieſes wird alſo näher zu beurtheilen ſeyn.

Schon Ariſtoteles wußte, daß verſchiedene Körper im Finſtern leuchten, als: faules Holz, die Schuppen einiger Fiſche, der Johanniswurm, die Augen etlicher Thiere. Cardanus erzählt uns von einem Vogel in Neu-Spanien, deſſen Augen ſo ungemein helle ſind, daß ſie faſt dem Glanze eines Lichtes beykommen, und dabey man in finſterer Nacht ſchreiben und leſen kann, daher denn die Indianer ihre Gaſtmahle dabey zu halten pflegen. Es wird gemeiniglich für wahr angenommen, daß ein Carfunkel im Finſtern wie eine brennende Kohle leuchte, daher er auch ſeinen Namen erhalten hat. Man lieſet daher beym Aelian eine Geſchichte von einem Storche, der von einer gewiſſen Frau an einem zerbrochenen Schenkel geheilet wurde, und daher aus Dankbarkeit, nach einiger Zeit im Vorbeyfliegen, in ihren Schooß einen hellen Carfunkel fallen ließ, welcher in der Nacht ſo hell als eine Lampe ſoll geleichtet haben. Dieſe aber und dergleichen alte Mährchen verlieren nunmehr bey klugen Leuten allen Beyfall; wie denn auch niemand, von einiger Glaubwürdigkeit gefunden wird, der aus eigenem Anſcheine und Erfahrung das Daſeyn eines Edelſteines von dieſer Beſchaffenheit behauptet hätte. Einige haben alſo geglaubt, daß das Licht in den alten Gräbern von einigen dergleichen Körpern ſey verurſachet worden. Denn wenn es möglich geweſen

Glanz der Leichen ſelbſt für eine wahrſcheinliche Urſache. Er ſagt am Schluß gedachter Abhandlung: „Wenn todte „Körper zu faulen anfangen, ſoll man einen Glanz an ih„nen ſehen. Ich würde gewiß (wenn ich es hätte recht „anzufangen gewußt) Wände und Dach in Norrje an ei„nem Orte habe leuchten ſehen, wo eine Leiche um Jo„hannis faſt 14 Tage lang ſtand, und wo ich merkte, daß „ſich eine ſonderbare graue Feuchtigkeit, wie ein Dampf „überall in der Kammer anſetzte, die nachgehends ſchwer „von den Wänden abzubringen war, da ſie ſich in die „ſonſt daſelbſt angeſtrichene Farbe eingezogen hatte. Hier„aus ließe ſich etwas wegen des Glanzes ſchließen, den „man in den Gräbern der Alten geſehen, und für ewige „Lampen gehalten hat, wovon Ozanam aus andern „Schriftſtellern Exempel anführt.“ R.

geweſen wäre, ein ſo langes Feuer zu erhalten, ſo würden ja, glaubt man, auch die Iſraeliten dieſes Mittel gewußt haben, welche zu ihren Opfern ein beſtändiges Feuer unterhalten mußten. Dieſer Meinung aber ſteht erſtlich dieſes entgegen, daß man in keinem der alten Gräber dergleichen Noctiluca oder nachtleuchtende Körper bemerkt hat, und daher dieſes für eine bloße Muthmaßung zu halten iſt. Und denn überdies ſind ja einige von dieſen Lampen brennend heraus genommen worden, und haben eine geraume Zeit alſo fortgebrannt. Was aber die vermeinte Bequemlichkeit ſolcher Lampen zur Unterhaltung des heiligen Feuers bey den Juden betrifft, ſo ſteht eben ſowohl zu befürchten, daß ſelbige zur Abgötterey würden Gelegenheit gegeben haben, dazu dieſes Volk ohnedem ſo ſtark geneigt war, welches ſie bey der geringſten Gelegenheit von ſich blicken ließen. Wie mag es uns demnach befremden, wenn die göttliche Vorſicht lieber geſtatten wollte, daß dieſes Feuer bisweilen verlöſchte, damit durch Gebet die Anzündung deſſelben vom Himmel, wie es einigemahl geſchehen iſt, wiederum erlanget, und alſo durch dergleichen wiederhohlte Wunder der Glaube des Volks möchte erwecket und geſtärket werden. Guther iſt der Meinung, daß dieſe Lampen nicht ſo lange Zeit beſtändig gebrannt haben, als man in vorerwähnten Erzählungen meldet, ſondern daß ſie allererſt auf Zulaſſung friſcher Luft, oder durch andere bey Eröffnung der Gräber ſich ereignende Urſachen wirklich entzündet worden, wie wir ſolches bey verſchiedenen fetten irdiſchen Dünſten ſehen, welche oftmals in eine Flamme gerathen. Ja, man ſagt, es gebe gewiſſe chymiſche Mittel, dadurch man das Eiſen alſo glühend machen könne, daß, wenn man daſſelbe feſt in ein Glas verſchließt, es das Feuer eine geraume Zeit lang, ſollten es auch tauſend und mehr Jahre ſeyn, in ſich behalte; und wenn man alsdann das Glas eröffnet, und die friſche Luft zulaſſe, ſoll das Eiſen ſo glühend heiß ſeyn, als wenn es erſt izt aus dem Feuer genommen wäre. Allein ſtatt dieſe Meinung zu beantworten, muß man vielmehr erwägen, daß an einigen Urnen die Aufſchriften ausdrücklich bezeugen, die in ihnen befindlichen Lampen wären brennend vergraben worden. Hierzu kommt die Erfahrung von denen, welche noch eine lange Zeit nach ihrer Entdeckung fortgebrannt haben; da hergegen die Entzün-

dung fetter und ſchlichter Dünſte alſobald wiederum verſchwindet. Die Lampe, ſo in der Inſel Neſis gefunden ward, brannte hell und klar im Glaſe; als aber dieſes zerbrochen ward, löſchte ſie alſobald aus. Demnach iſt es, aller entgegen geſezten Meinung ungeachtet, den ältern Scribenten viel glaubwürdiger geblieben, daß es ſolche Lampen gegeben habe, welche viele hundert Jahre hindurch, ohne einigen friſchen Unterhalt, wirklich gebrannt; und dieſes war der erſte zu erörternde Punct.

Ueber die Urſachen, ſo die Alten mögen bewogen haben, in dieſem Stücke ſo ſorgfältig zu ſeyn, ſind die Meinungen unterſchieden. Einige behaupten, es ſey eine Wirkung ihrer Ueberzeugung, von der Unſterblichkeit der Seele nach ihrem Abſchiede von dem Körper, indem bey den Aegyptern die Lampe das Sinnbild des Lebens iſt. Und daher trugen diejenigen, die ſich dergleichen Lampen nicht anſchaffen konnten, dennoch Sorge, daß ſie wenigſtens das Bild und die Vorſtellung von denſelben auf ihren Grabſtätten eingeſchnitzet hatten. Andere halten ſie für eine Art von Erkentlichkeit gegen die unterirdiſchen Gottheiten, welche die Beſorgniß und Bewahrung ihrer todten Körper auf ſich nahmen, und, wie ſie glaubten, beſtändig bey ihnen in den Gräbern blieben, deswegen ſie auch im Lateiniſchen die Manes genennet werden. Noch andere ſind der Meinung, man habe bey dieſen Lampen bloß zur Abſicht gehabt, die Gräber angenehmer und lichter zu machen, damit ſie nicht einem fürchterlichen und troſtloſen Gefängniſſe ähnlich ſeyn möchten. Es iſt zwar andem, der todte Körper kann dieſes Licht nicht empfinden, er ſpüret aber auch den Mangel deſſelben nicht; eben derſelbe Trieb nun, welcher zu dem Verlangen nach dem einen anreizte, veranlaſſete auch das andere. Licetus bemerkt bey dieſer alten Gewohnheit einen doppelten Endzweck, nämlich erſtlich einen politiſchen, diejenigen zu unterſcheiden, ſo von hoher Geburt waren; hernach auch einen natürlichen, Leib und Seele vor Finſterniß zu verwahren; denn es war unter ihnen eine gemeine Meinung, daß auch die Seelen um diejenigen Oerter ſich aufzuhalten pflegten, wo die Körper begraben lagen.

Die größte Schwierigkeit dieſer Unterſuchung beſteht in Erforſchung der Art und Weiſe, wie ſo eine beſtändige Flam-

Flamme konnte zubereitet werden. Um dieſes zu entdecken, kommen beſonders zwey Dinge zu betrachten vor; zuerſt die Schnuppe oder der Docht, ſo der Flamme Nahrung zuführen; zum zweyten das Oehl, welches ſie unterhalten muß. Was das erſte betrifft, ſo wird von jedermann eingeräumet, daß es gewiſſe Subſtanzen gebe, welche Feuer halten, ohne ſich zu verzehren. Dergleichen iſt die ſo genannte Salamander-Wolle, eine Art Erzt, und das, was die Alten Linum vivum, oder Zeug von Asbeſt, nennen, als wovon man Kleider verfertigte, welche durch das Feuer nicht verbrannt, ſondern gereiniget wurden; und da man von andern Kleidern die Flecken oder Unreinigkeit auszuwaſchen pflegt, ſo wurden ſie hergegen in dieſen ausgebrannt. Die Körper der alten Könige wurden in ſolche Kleider eingewickelt, wenn ſie auf den Scheiterhaufen gelegt wurden, damit ihre Aſche darin erhalten, und mit andern nicht vermiſchet würde. Der Stoff derſelben war von keinem Kraut oder Gewächſe, wie andere Gewebe, ſondern von einem gewiſſen Steine, Amiantus, welcher, wenn er gehämmert, und ſein irdiſches Weſen herausgeklopft wird, gewiſſe faſigte haarige Subſtanzen zurück läßt, die wie Hanf oder Flachs können geſponnen werden. **Plinius** ſagt, er ſey ſo koſtbar geweſen, daß er beynahe auf den Preis der Perlen gekommen; **Pancirollus** pflichtet ihm hierin bey, und rechnet ihn zugleich unter die verlornen Künſte des Alterthums, weil er nirgends mehr angetroffen werde. Allein **L. Vives** behauptet, zu Paris oft daraus verfertigte Dochte geſehen zu haben, desgleichen zu Löwen eine aus demſelben gewebte Serviette, die ebenfalls vermittelſt des Feuers gereiniget worden. Aus dieſen verſchiedenen Nachrichten iſt es wahrſcheinlich, daß davon verſchiedene Arten geweſen ſind, einige koſtbarer, andere geringer. Jene fand man in Cypern, den indianiſchen Wüſten und einer gewiſſen Provinz in Aſien; dieſe aber, wie noch itzt, in einigen Gegenden Italiens, jedoch ſo klein und zerbrechlich, daß man daraus keinen Faden ſpinnen kann, und daher könnte er lediglich zu Dochten der immerwährenden Lampen genutzet werden.

Durch was für eine Erfindung dieſe ewigen Lampen in ihrer Dauer ſind erhalten worden, das iſt diejenige Frage, welche hierbey die meiſte Schwierigkeit macht, und worüber die

die Meinungen ſehr getheilt ſind. Wenn Auguſtin von ſo einer Lampe in einem der heidniſchen Tempel redet, ſo glaubt er, es müſſe entweder durch Zauberey geſchehen, indem der Teufel dadurch die Verehrung und Hochachtung desjenigen Götzen zu befördern gedenke, dem ſie gewidmet war, oder die menſchliche Kunſt müſſe ſie von ſolcher Materie zubereiten, als Asbeſt ſey, welche, wenn ſie einmahl entzündet iſt, ohne ſich zu verzehren fortbrennt. Und dieſe Gedanken kann man dem Auguſtin erlauben, der als ein frommer Kirchenvater allen unheiligen Gebrauch einer Sache geradezu vom Teufel herleiten mußte. Andere ſind der Meinung, es könne ſolches vermöge eines hohlen Gefäßes ausgerichtet werden, welches feſt verkittet, daß die Luft nirgends Zugang habe; und wenn alsdenn eine Lampe darin nur die geringſte Zeit lang brenne, ſo müſſe ſie auf immer fortdauern, weil ſonſt ein Vacuum entſtehen würde, das in der Natur nicht Statt finden könne. Fragt man, wie ſie ſollte unterhalten werden, ſo bekommt man zur Antwort, daß, wenn das Oehl, ſo man hinein gegoſſen hat, in Rauch und Dünſte iſt verwandelt worden, daſſelbe ſich wieder in ſeine vorige Natur verkehre, weil ſonſt, wenn es in einer ſo dünnen Subſtanz vertheilt bliebe, für denjenigen Rauch kein Raum übrig ſeyn würde, der dieſem nachfolge; oder man müßte anderer Seits eine Durchdringlichkeit der Körper annehmen, welche doch die Natur eben ſo ſehr verabſcheue; alſo muß ſich das Oehl erſtlich in Rauch, und dieſer Rauch wieder in Oehl verwandeln, wie es bey den chymiſchen Circulationen geſchieht, wo einerley Körper oftmahls aus einem flüſſigen in einen Dunſt, und aus dem Dunſt ſich wieder in ein flüſſiges Weſen auflöſe. Bey allen dem iſt aber voraus zu ſetzen, daß dieſes Oehl, welches die Lampe nährt, von einer dichten und klebrichten Natur ſey, damit es langſam ausdünſte, und alſo die Natur mehrere Zeit gewinne, dieſe Kreisläufe zu vollenden. Auf dieſe Art kann die Lampe in dem Geſchirre niemals ausgehen, indem ſie allezeit mit hinlänglicher Nahrung verſehen iſt. Die, ſo in der Inſel Neſis gefunden ward, und in einer gläſernen Flaſche eingeſchloſſen war, iſt, wie man glaubt, auf dieſe Art zugerichtet geweſen. Dieſe alte Erklärung ſey aber beſchaffen, wie ſie wolle, ſo hat doch der in die Lampe zurückfallende, und ſich wieder in Oehl verwandelnde oder aufs neue

nue emporbrennende Rauch viel ähnliches mit der Sonnen-Atmoſphäre, welche Hartſoeker, ein gar neuer Naturforſcher, ſich ſo vorſtellte, daß ſie aus der Sonne geſtoßen, ſtets in die Sonne zurückfiele, und alſo das Feuer derſelben ohne Aufhören unterhielte. Andere halten es für möglich, aus gewiſſen Mineralien ein ſolches Oehl zu ziehen, welches auf eine lange Zeit dienlich ſeyn ſoll, die Flamme einer Lampe mit ſehr geringen oder gar keinem Verluſt ſeiner Subſtanz zu nähern; und dieſe Materie wollen ſie aus den Grundtheilen des Goldes ziehen, die zuletzt eine öhlichte Feuchtigkeit ſeyn ſoll, die mit ſehr wenigem Verluſte eine kleine Flamme lange unterhält.

Licetus, welcher ſich bey dieſer Unterſuchung viele Mühe gegeben hat, ſteht in den Gedanken, das Feuer brauche gar keine Feuchtigkeit zu ſeiner Nahrung, ſondern man dürfe es nur hindern, aufwärts zu ſteigen. Denn da es ſelbſt eines von den erſten Elementen ſey, ſo ſey es thöricht zu glauben, daß es nicht ohne Nahrungsmittel beſtehen könne. Was die Subſtanz betrifft, welche durch daſſelbe verzehrt wird, ſo kann man nicht ſagen, daß ſelbige das Feuer hege und erhalte, ſondern vielmehr, daß ſie neues Feuer erzeuge. Dieſes Licetiſche Vorgeben ſagt aber im Grunde nichts mehr, als vorher ſchon von dem in die Lampe niederfallenden, und die Flamme von neuem nährenden Rauche geſagt iſt.

Wenn man nun alles zuſammen nimmt, was bisher theils hiſtoriſch, theils phyſiſch, von den Alten über die ewigen Grab-Lampen iſt erzählt worden, ſo dünkt mich, das Daſeyn derſelben laſſe ſich nach den Geünden der neuen Phyſik eher behaupten, als verwerfen. Denn erſtlich läßt ſichs gar wohl annehmen, daß eine ſubtile Flamme beſtehen könne, ohne durch Luft unterhalten zu werden; wie denn ſelbſt Boerhaave (Chem, P. I. 335) geſteht, daß vielmahls das Feuer keiner Luft und keiner Nahrung bedürfe. Ferner ſtelle ich mir vor, es könne eine Flamme, die anfänglich wirklich, wiewohl ſehr ſchwach brannte, in einer ſtillen und ungeſtörten Luft, die nun ſchon mit den Theilchen der Materie, wovon die Flamme unterhalten wurde, durch die Flamme ſelbſt erfüllet worden, zuletzt in einen Phosphorus übergehen, daß ſie nichts mehr als ein

ein ſcheinendes Flämmchen iſt, welches mehr leuchtet, als brennt. Will man aber ſetzen, die Flamme gebrauche dennoch Luft zu ihrem Unterhalte, ſo hat man ſattſamen Grund, den Zufluß ſo vieler Luft, als hierzu nöthig, durch Zwiſchenräume und kleine Röhren unter und in der Erde, zu behaupten, wenn erſt Wahrſcheinlichkeit da iſt, daß ſich eine Flamme, ſo fern ſie wirklich brennt, von etwas unterhalten könne. Und hieran laſſen uns theils die mancherley ſinnreichen, und heut zu Tage faſt ganz verlornen Kunſtſtücke der Alten gar nicht zweifeln, wie man deren eines am griechiſchen Feuer hat; theils iſt nicht alle Hoffnung verſchwunden, daß man nicht endlich ein ſolches immerwährendes Licht wieder erfinden könne. Im hamburg. Magaz. (11 B. 647 S. und 12 B. 643 S.) ſteht der Verſuch des Prinzen *di St. Severo*, in Neapel, welcher aus dem menſchlichen Hirnſchedel eine ſtets brennbare Feuchtigkeit zubereitet hat, die wenig oder gar nichts, in langer Zeit, von ihrem Weſen verliere, ſich allenfalls aus der Luft nähre, und alſo, da ſie immer Vorrath zur Flamme giebt, eine ewige Grab-Lampe der Alten vorſtellen könne. Den Docht macht der Fürſt von Asbeſt, und hat ſein Geheimniß in zwey Briefen an den Abt Nollet, in Frankreich, beſchrieben. Geſetzt, dieſe Materie verliere mit der Zeit, z. E. in einem Jahre, einen gar kleinen unmerklichen Theil, durch die Flamme, ſo wäre es wohl möglich, in eine nicht gar groſſe Lampe ſo viel davon zu faſſen, daß ſie einige hundert Jahre hindurch das Licht der Flamme unterhielte. Man leſe den Auszug aus den Briefen des Fürſten *di St. Severo* ſelbſt nach. Zu dieſem allen füge ich noch einen Schlußgedanken hinzu. Die Lampen, heißt es, ſind brennend in die Gräber der Alten geſetzt worden, und bey Entdeckung eines ſolchen Grabes brennend wieder gefunden. Wäre es unmöglich, daß dergleichen Flammen einige Zeit nach genauer Verſchließung der Grabſtätte erloſchen, und nachdem der Rand darin, beſonders um die Lampe, von den Dünſten der Brennmaterie in der Lampe erfüllet worden, ſelbige durch den ſchleunigen Zutritt der Luft von außen, beym Eröffnen des Grabes, wieder zu brennen angefangen? Die Naturlehre giebt dazu Gründe an; obgleich einige alte Nachrichten ſagen, die Lampen wären beym Aufgraben der Monumente erloſchen. Sie können erloſchen ſeyn, wenn der Zug der Luft für die Flamme zu ſtark geworden."

Es bekamen aber bey den Römern nicht nur Todte, ſondern auch die lebendig begraben zu werden verurtheilten veſtaliſchen Jungfrauen eine ſolche Todten-Lampe mit in das Grab, wenn dieſelben ſich nicht keuſch hielten, ſondern wirklich Hurerey begiengen; denn ſie wurden lebendig als eine Leiche weggetragen, wobey ihre Freunde und Angehörige ſie begleiteten, ſodann wurden ſie unter die Erde in ein Gewölbe hinunter gelaſſen, und ihnen ein Bett, ein wenig Brod und Milch nebſt einer brennenden Lampe, hinein geſetzt, die Leiter wurde hernach heraus gezogen, und das Gewölbe oben mit Erde verſchüttet.

Obgleich die Chriſten anfangs nicht gern viel mit den Lucernis zu thun hatten, um ſich deſto mehr von den Heiden zu unterſcheiden (44), ſo zündeten ſie doch dergleichen auch in den Begräbniſſen an, die aber entweder mit einem Kreuze, oder ſelbſt Chriſti Namen, bezeichnet (45), nicht aber vor *Conſtantini M.* Zeiten mit Kränzen ausgeziert waren (46); hingegen zündeten ſie dergleichen auch bey den Bildern der Heiligen an (47).

Die Lampen der Römer waren meiſt aus Thon verfertigt; man findet auch einige von Metall, ſilberne und goldene aber ſind ſehr rar. Eine einzige Lampe iſt zuweilen mit vielen Dochten verſehen geweſen. Es würde aber ſchwer ſeyn, zu entſcheiden, welche von ſo vielen Stücken und Lampen eigentlich zum Haus, Tempel oder zu einem Grab beſtimmt geweſen ſeyn; doch iſt es ziemlich wahrſcheinlich, daß diejenigen, welche

(44) *Tertullianus*, *Arnobius*, *Lactantius*, alii ap. *Walch.* ad Comp. antiq. eccleſ. L. 1, c. 1, p. 29.

(45) *Schurzfleiſch* Antiqu. eccleſ. controv. XXV, §. 11.

(46) Id. Append. c. 4, §. 17. (47) Id. l. ante. c. §. 13.

welche auf hohen Füßen ſtehen, oder mit Kettchen verſehen ſind, zum Aufhängen in den Häuſern und Tempeln gebraucht worden ſeyn, wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß auch Lampen von dieſer Art bisweilen in Gräbern gefunden worden ſind. Im *Montfaucon* iſt eine große Anzahl anzutreffen; und er geſteht gleichwohl, daß er noch eine weit größere Menge ausgelaſſen habe, welche er noch abgezeichnet beſitze, oder aus andern größern Werken entlehnen könnte. Ich werde hier von allerley Gattungen nur einige anführen, und zwar nur ſolche, welche wegen gewiſſer Theile von andern etwas unterſchieden ſind. Ich will aber erſtlich einige derjenigen anführen, deren Form und Geſtalt der bloßen Erfindung und Phantaſie der Künſtler zu zuſchreiben iſt; und ſodann diejenigen, welche ſich auf die Mythologie beziehen.

1. Lampen, welche meiſt aus der Phantaſie der Künſtler erzeuget ſind (48).

Fig. 3641, hat nichts Beſonderes, und iſt mit einem Kettchen verſehen, woraus man ſchließt, daß ſie in einem Hauſe gebraucht worden iſt.

Fig. 3642, hat mehrere Zierrathen, und ſcheint die Geſtalt eines Schiffchens zu haben.

Fig. 3643, iſt mit dem Halſe und Kopfe eines Greifen geziert.

Fig. 3644, ſtellt einen Mann mit einer phrygiſchen Mütze vor, der hinter einem Pferde-Kopfe ſitzt.

Fig. 3645, iſt an dem Handgriffe mit einem Pferde-Kopfe geziert.

Fig. 3646, ſteht auf einem erhabenen Geſtelle, welches den Fuß eines Vogels vorſtellt, die Lampe ſelbſt aber hat die Geſtalt eines alten Manns-Kopfes. Aus dem hohen Fuß-Geſtelle läßt ſich vielleicht ſchließen, daß

(48) Viele Lampen dieſer verſchiedenen Arten hat Beger, in Theſaur. Brandenb. To. 3, p. 435, ſqq. beſchrieben.

daß ſie zum häuslichen Gebrauch, etwa auf einen Tiſch zu ſtellen, gewidmet geweſen iſt.

Fig. 3647, und 3648, ſind von Thon oder Erde gemacht. Die erſte hat zwey Dochte, die andere aber ſieben.

Fig. 3649, ſtellt ein Tiegerthier vor, welches den Rachen aufſperrt, und an ſeinem Leibe, an ſtatt der dunkeln Flecken, mit Röschen bezeichnet iſt.

Fig. 3650, hat die Geſtalt einer Sphinx, und iſt aus dem Kabinete des Herzogs von Medina, Celi, genommen.

Fig. 3651, iſt beſonders merkwürdig. Die Geſtalt zeigt erſtlich einen bärtigen Mannskopf, der ziemlich ehrwürdig ausſieht; die Augen ſind von Silber, und die Ohren ungemein lang. Das Haupt iſt mit einer hohlen Krone umgeben, unter welchem ein Behälter iſt, der durch den Hals hinunter geht, und doch mit dem Gefäße, worin man das Oehl aufhielt, keine Gemeinſchaft hat. Es ſteht auf dem Leibe eines unbekannten geflügelten Thieres, welches einen Schwanz hat, wie ein Triton.

Fig. 3652, ſtellt einen Kopf vor, der mit einem Helme bedeckt iſt.

Fig. 3653 und 3654, haben die Geſtalt eines Fußes oder Pantoffels, deren erſterer mit einem Kettchen verſehen iſt, der andere aber an ſtatt des Handgriffes eine gewundene Schlange hat.

Fig. 3655, hat die Geſtalt eines ordentlich angeſchirrten Elephanten.

Fig. 3656, ſtellt einen Mann vor, den man für den Silenus, halten möchte, der mit einem Blaſebalge die Flamme des Feuers aufzublaſen ſcheint.

Fig. 3657, thut eben dergleichen mit bloßem Munde.

Fig. 3658, welche die Geſtalt eines doppelten Adlers hat, wird vom *Licetus* für kein altes Denkmahl gehalten, er glaubt, daß ſie erſt nach den Zeiten der Theilung des römiſchen Reiches verfertigt ſey, weil man vor dieſer Zeit nichts von der Geſtalt eines doppelten Adlers mit zwey Köpfen gewußt habe. Wenn man aber erweget, wie fruchtbar die Künſtler aller Zeiten an Erfindungen geweſen ſind, ſo dürfte man es gar wohl glauben, daß dieſelben auch vor den Zeiten des Theo-

Theodoſius dergleichen Mißgeburt haben erdenken können.

2. Lampen, welche ihre Abſicht auf die Mythologie haben. Die Lampen, welche mit Bildern aus der Mythologie verziert ſind, werden in weit größerer Anzahl, als die übrigen, angetroffen.

Fig. 3659, Cybele, die Mutter der Götter, welche zwiſchen zwey Löwen auf einem Throne ſitzt, und mit Thürmen gekrönt iſt. In der einen Hand hält ſie eine Trommel, in der andern aber eine Schale, welches ihre gewöhnliche Wahrzeichen ſind.

In einer andern Geſtalt, ſehen wir dieſe Göttinn, Fig. 3660, wo ſie nach Art der Göttinn Veſta vorgeſtellt iſt. Vielleicht iſt es auch die Veſta ſelbſt, welche in dem Aufzuge der Cybele erſcheint, zumahl Veſta eben ſo wohl als Cybele bisweilen für das Erdreich angenommen wird. Die zwey Löwen, welche zu beyden Seiten ſtehen, und die Krone von Thürmen, ſind zwar die ordentlichen Kennzeichen der Cybele, aber die brennende Fackel in der linken Hand zeigt Veſta an.

Fig. 3661 und 3662, ſtellen den Jupiter vor. Auf der erſten Lampe, die mit einem Kettchen verſehen iſt, hat er einen Hund zu ſeinen Füßen liegen, und hält in der Rechten ſeinen Donnerkeil, und in der Linken einen Spieß, womit er unter einem Portal oder Thür-Geſtelle ſteht; daher *Bellorius* (*) glaubt, daß hier Jupiter Cuſtos, oder der Wächter, verſtanden werde. Auf der zweyten Lampe ſehen wir den Jupiter auf einem Adler, auf welche Art die vergötterten Kaiſer vorgeſtellet wurden. Merkwürdig iſt hier, daß nicht nur Jupiter ſelbſt mit dem Donnerkeile verſehen iſt, ſondern auch der Adler dergleichen in den Klauen hält.

Auf der Lampe, Fig. 3663, ſehen wir den Jupiter noch einmahl, wie er zwiſchen der Juno und Minerva ſitzt;

(*) *Io. Petr. Bellorius* le antiche lucerne ſepolcrali, ß. lat. in Theſauri Gronoviani To. XII, P. I. und iſt von *Laur. Beger* neu herausgegeben worden.

ſitzt; wovon ein gleiches Bildniß in dem Tempel des Iupiter Capitolinus zu ſehen iſt, wo Jupiter und Minerva einen Spieß halten, Juno aber ein Füll-Horn in dem linken Arme führt. Juno ſtellt hier die Erde vor, welche allerley Blumen und Früchte hervorbringt, ſonſt aber von dem Einfluſſe des Jupiter, oder Himmels, fruchtbar gemacht wird. Jupiter hat in der Linken einen Donnerkeil, und neben ſich einen Adler; auf dem Helme der Minerva aber ſitzt eine Eule, welcher Vogel dieſer Göttinn Merkmahl iſt.

Die Lampe, Fig. 3664, ſtellt den Serapis vor, iſt von Alabaſter, und mit 5 Dochten verſehen.

Die folgende Mißgeburt, Fig. 3665, wird von Einigen für den Höllenhund Cerberus gehalten.

Fig. 3666, ſehen wir eine Lampe in Geſtalt eines Pferdes, auf deſſen Bruſt eine Dochtröhre hervor geht, welches *Cauceus* auf den Neptunus deutet.

Fig. 3667, hat die Geſtalt einer Nereis, die, an ſtatt der Füße, ſich in einen doppelten Fiſchſchwanz endigt. Manche ſehen dergleichen Meerwunder für Sirenen an; allein dieſe hatten eigentlich die Geſtalt der Vögel, waren aber dem Kopfe nach einem Frauenzimmer ähnlich.

Der folgende Triton, Fig. 3668, bläſet auf einer Meerſchnecke, und endigt ſich gleichfalls in einen doppelten Schwanz; auf der Schulter trägt er ein Ruder, und zu beyden Seiten hat er einen Delphin oder ein Meerſchwein.

Fig. 3669, ſehen wir eine andere Nereis in einer menſchlichen Geſtalt, welche auf einem Seepferde fährt.

Die Lampe, Fig. 3670, welche *Bonanni* angegeben hat, ſtellt die Sonne vor, und iſt mit etlichen Kettchen zum Aufhängen verſehen. Als etwas Beſonderes iſt anzumerken, daß ſie nicht nur 2 Dochtröhren hat, ſondern auch mit den andern zwey Enden ſich in eine Kugel endigt.

Fig. 3671, ſtellt den Pegaſus zwiſchen zwey Nymphen vor, deren eine ihm aus einer Muſchel zu trinken giebt, die andere aber aus einem Kruge Waſſer über den Leib gießt, ihn damit abzuſpühlen. Vielleicht

könnte man auch aus den zu beyden Seiten geſetzten Larven, welche das Merkzeichen der Thalia und Euterpe ſind, den Schluß machen, daß vorgedachte beyde Weibsbilder nicht ſowohl für Nymphen, als Muſen, zu halten seyn. Mitten auf dieſer Lampe ſehen wir auch Weinblätter mit einer Traube.

Fig. 3672, ſtellt die Minerva mit einem Spieße, nebſt dem Haupte der Meduſa auf dem Schilde, vor, und iſt nach ihrer äuſſerlichen Form von den übrigen ſehr unterſchieden.

Fig. 3673, zeigt uns die Diana von Epheſus, mit 3 Reihen Brüſten, und bey der Seite zwey Stützen und zwey Hirſche. Das Merkwürdigſte an dieſer Lampe iſt, daß oben ein ordentliches Lectiſternium vorgeſtellt wird, da nämlich die Alten ihren Götzen bisweilen Küſſen oder Polſter vorgelegt, und daher Statuen oder Bruſtbilder darauf geſetzt haben. Hier ſehen wir inſonderheit die Iſis, den Serapis und die Diana, und noch eine andere Göttinn, welche vielleicht die Venus ſeyn mag.

Die auf der folgenden Lampe, Fig. 3674, vorgeſtellte Venus hält *Bellorius* für die Venus Libitina. So viel iſt gewiß, daß es eine Venus iſt.

Die Lampe, Fig. 3675, iſt ſehr ſchön, und ſtellt den Hercules vor, wie er die Himmelskugel auf den Schultern trägt, in welcher Geſtalt er auch in dem Tempel des Jupiter Olympius zu ſehen war. Es wird damit auf die Fabel gezielt, da der Atlas einsmahls dem Hercules den Himmel, den er ſelbſt ordentlich tragen ſollte, eine Zeitlang auf ſeine Schultern gewälzt hat.

Auf Fig. 3676 ſitzt Bachus, und hält in der Rechten einen Thyrſus, den linken Arm legt er über den Kopf, und zu den Füßen ſehen wir einen Tieger. Oben auf ſteht das Bruſtbild des Serapis, gleichſam an ſtatt der Handhabe.

Dem Bachus wird Fig. 3677, der Silenus beygefügt, der ein Gefäß mit zwey Handhaben in der Hand hält.

Der Satyr Fig. 3678, trägt einen mit Wein gefüllten Schlauch auf den Schultern, und ſieht bey einem Weinſtocke, an welchem verſchiedene Trauben hangen.

Auf

Auf der andern Seite ſieht man einen krummen knotigen Stab, und eine Hirtenpfeife von ſieben Röhren, dergleichen ſonſt dem Pan beygelegt wird.

Fig. 3679, ſehen wir eine groſse Lampe, die zu beyden Seiten von zwey Satyrn gehalten wird. Auf der vordern Seite ſind allerley Figuren befindlich. Cupido biethet einem Frauenzimmer, welches ſich in Geſellſchaft anderer befindet, die Hand, ſammt zwey Jünglingen, die ihm nachfolgen.

Die Lampe, Fig. 3680, iſt aus dem Cabinete des Marſchalles *d'Ertrées*, und ſtellt eine Diana vor, die mit beyden Händen ein Inſtrument hält, welches einer Keule nicht unähnlich iſt, und ſtatt des Dochtrohres dient. Zwiſchen den Schultern hat ſie eine Oeffnung, wodurch man das Oehl eingieſst.

Die Lampe, Fig. 3681, hat die Geſtalt einer Weibsperſon, die beyde Arme in die Höhe hält, und auf einem Meerwunder zu ſitzen ſcheint.

Fig. 3682, und 3683, hat die Geſtalt des Silenus.

Fig. 3684 und 3685, zwey Lampen, welche die Form zweyer Menſchenköpfe haben; deren erſterer das Haupt eines Bachanten vorſtellt, der ſtatt des Bartes mit Weinblättern geziert iſt; der andere aber, der einen Jüngling vorſtellt, mit Epheublättern umwunden iſt.

Fig. 3686, ſehen wir noch eine Lampe, welche die Form von dem Kopfe eines alten Satyrs mit zwey groſsen Hörnern, und einem gräſslichen Angeſichte, hat.

Die Lampe, Fig. 3687, ruhet auf einem Fuſse eines Adlers, auf welchem drey Köpfe von Satyrn zu ſehen ſind; über dieſen ruhet eine Kugel, die mit Blättern geziert iſt, über dieſer Kugel aber iſt eine Schildkröte, welche Kopf und Füſse unter der Schale hervor ſtreckt, und das Maul aufſperrt, in welchem die Dochtröhre ſteckt. Auf dieſer Schildkröte ſteht ein Satyr mit Hörnern und Ziegenfüſsen.

Fig. 3688 und 3689, ſehen wir eine Lampe, auf welcher ein Opfer vorgeſtellt wird, welches dem Priapus von drey Weibern gebracht wird. Eine ſcheint ihm einen Kranz auf den Kopf zu ſetzen; die andere liegt mit aufgehobenen Händen vor ihm auf den Knien;

und die dritte, welche das Prieſteramt verſieht, ſchlachtet dem Priapus zu Ehren einen Hahn. An den Seiten dieſer Lampen ſieht man verſchiedene Tritonen, deren einer auf dem Horne bläſet, andere aber die Nereiden auf dem Rücken führen. Die erſte Aufſchrift, welche über dem Opfer, das dem Priapus gebracht wird, und aus den 3 Buchſtaben L. C. I. beſteht, iſt nicht wohl zu errathen. Licetus zieht ſie auf *Julius Caeſar*, und ſagt, es hieße: Liberatus Captivitatis infortunio, d. i. befreyet von dem Unglücke der Gefangenſchaft; oder Liberatus Calamitate Inſulana, d. i. von dem Unglücke der Inſeln (Verweiſung auf eine Inſel) befreyet.. Allein, wer kann dies mit Grunde behaupten? Faſt gleiche Bewandtniß hat es auch mit der andern: C. J. C. J. O. M. S., welche Licetus gleichfalls auf den *Julius Caeſar* zieht, und alſo geleſen haben will: Caius Julius Caeſar Jovi Optimo Maximo Sacravit, d. i. Cajus Julius Cäſar hat dieſes dem höchſten Gott Jupiter geheiliget. Die 4 lezten Buchſtaben J. O. M. S. kommen oft in alten Aufſchriften vor, und werden billig alſo geleſen: Jovi Optimo Maximo Sacrum. Die 3 erſten Buchſtaben aber könnten wohl auch etwas anderes bedeuten.

Die folgende Lampe, Fig. 3690, iſt den Diis Laribus oder Haus-Göttern gewidmet, vermöge der Aufſchrift. Oben auf der Lampe ſehen wir einen Lar in der Geſtalt eines alten Mannes mit einem großen Barte; zwiſchen ſeinen Füßen hält er ein unten zugeſpiztes Gefäß. Die Aufſchrift ſcheint am Ende etwas mangelhaft zu ſeyn, und ſoll vielleicht alſo geleſen werden: Laribus Sacrum P. F. Roman.

Die zwey folgenden Lampen, Fig. 3691 und 3692, ſind aus dem *la Chauſſe*, und haben die Geſtalt zweyer Reiter, deren Lezterer zwey große Gefäße zu beyden Seiten neben ſich hat, unter welchen das eine mit einem Adler geziert iſt. Er trägt noch ein anderes Gefäß.

Fig. 3693, ſehen wir noch eine andere Lampe, welche bloß den Kopf und die Bruſt eines Pferdes vorſtellt.

Fig.

Fig. 3694, ſtellt einen Mann vor, der mit breitem Laubwerke ringsum umgeben iſt.

Auf der folgenden, Fig. 3695, ſehen wir den Charon, wie er einen Abgeſtorbenen in ſein Schiff aufnimmt, nachdem er ihm das Fahrlohn bezahlt hat. Mercurius iſt auch zugegen.

Die lezte Lampe, Fig. 3696, iſt mit allerley Larven geziert, woraus man ſieht, daß die Künſtler vielfältig ihrer Phantaſie gefolget ſind.

Die heutiges Tages gebräuchlichen Lampen, ſind von verſchiedener Materie, Geſtalt und Größe, nach ihrem verſchiedenem Gebrauche. Sie werden von Gold, Silber, Kupfer, Meſſing, Zinn, Eiſen, Blech, Thon oder Glas, gemacht; daher ſie von verſchiedenen Künſtlern und Handwerkern verfertigt und verkauft werden. Irdene Lampen überhaupt, taugen nichts; denn ſie ziehen das Oehl in ſich, und laſſen es, wo man ſie hinſetzt, wieder von ſich, beſudeln alſo alle Oerter mit Oehl, und es kommt mithin viel Oehl um; daher ſind Metall und Glas am beſten zu Lampen. Der äuſſern Form und Geſtalt nach, ſind ſie entweder rund, oder länglich, entweder ohne Fuß, oder mit einem Fuße; und zwar auf dem Fuße entweder beweglich, oder unbeweglich; entweder hangend, oder zu beyden Fällen geſchickt. Sie dienen zur Erleuchtung der Straßen, Gewölbe, Vorhäuſer ꝛc. zu Illuminationen, zum Studieren, und zum häuslichen Gebrauch.

Die Hauptſtücke einer Lampe, ſind: das Behältniß des Oehles, oder anderer Materien, zur Nahrung des Lichtes, und die Dochtröhre. Die meiſten haben nur Eine, einige zwey bis drey, die ſo genannten ſpaniſchen Belons aber (ſ. Th. IV, S. 183) acht bis zwölf, auch wohl noch mehr, Dochtröhren. Geputzt

putzt werden ſie mit der Schere, oder mit einem Zängechen, welches mit einer Feder verſehen iſt.

Man erfordert von einer Lampe folgende gute Eigenſchaften: daß ſie nicht, wie eine irdene, ausſchwitze, und ſich überhaupt rein halten laſſe; daß der Oehlvorrath ſo weit als möglich, von der Flamme entfernt ſey; daß das eingegoſſene Oehl weder über=, noch auch davon herab, laufe; daß die abbrennende Materie, welche bey dem Putzen und Stören herab fällt, keine Unreinigkeit verurſache; daß ſie hell und langſam brenne, dabey nicht ſtark dampfe oder rauche, und wenig Oehl verzehre.

In den Lampen, wird die Flamme entweder durch Oehl oder andere fette Materie, oder durch Weingeiſt, genährt. Jene nennt man **Oehl=Lampen**; und dieſe, **Spiritus=Lampen**.

Die flüſſige Lichtnahrung, welche man unter dem allgemeinen Ausdrucke des Oehles begreift, hat vor der feſten, dem Talge und Wachſe, ſehr viele Vorzüge. Das Oehl iſt weit tractabler; es kann weit leichter angeſchaffet, in unſern Landen erzeuget und zubereitet werden; man kann bey demſelben zu jeder Zeit die Grade der Beleuchtung beſtimmen; man kann den Grad des Scheines durch Bauchgläſer, Klöppel=Flaſchen, und andere Kunſtgriffe, vermehren.

Von den Klöppel=Flaſchen, oder gläſernen Kugeln zum Leuchten, werde ich weiter unten ein Mehreres ſagen.

Um auch einen Saal mit wenigen Lampen hell zu machen, werden an vier oder mehrern Orten deſſelben nahe an den Wänden Hohlſpiegel hingeſtellt, und gerade vor dem Brennpuncte eines jeden eine hellbrennende Lampe hingeſetzt, auch werden die Spiegel dergeſtalt geneiget und gelenket, daß die aus denſelben zurückfallenden und gleichlaufenden Strahlen an einem verlangten Orte zuſammen ſtoßen. Lichter dienen darum nicht hierzu, weil ſie im Bren-

Brennen niedriger werden, und mithin die Stellen des Wiederſcheines verändern.

Zum Leuchtwerk gehören alle Materien, deren man ſich, um das zu verſchiedenen Verrichtungen nöthige Licht zu erhalten, bedient. Die vornehmſten und gewöhnlichſten unter dieſen Materien, ſind geſchlagene oder ausgepreßte Oehle, Unſchlitt oder Talg und Wachs. Jene brennt man in den Lampen; aus Talg und Wachs aber macht man Lichter, Kerzen u. d. gl.

Es giebt verſchiedene, theils vermittelſt der Oehlmühlen geſchlagene, theils gepreßte, theils auch deſtillierte, Oehle; und es iſt kein Zweifel, daß man ſich nicht der meiſten, und inſonderheit derjenigen, welche aus Körnern, die auf Bäumen erzeugt ſind, verfertigt worden ſind, zur Beleuchtung ſollte bedienen können. Allein, von vielen kennt man noch nicht die wahren Eigenſchaften; andere ſind, in Rückſicht auf dieſen Endzweck, zu koſtbar; und noch andere, wie z. B. der Dotter, ſtreiten wider die ökonomiſche Orthodoxie. Es ſind daher bis izt nur das Baum-Oehl, das Rübeſamen- (Rübſen- oder Rüb-) Oehl, das Lein-Oehl, und der Thran, als die gebräuchlichſten flüſſigen Licht-Nahrungen angeſehen worden. Das aus den Linden-Blüthen verfertigte Oehl iſt nur wegen ſeines lieblichen Geruches beliebt.

Unter denen Oehlen, die zum Leuchten gebraucht werden, ſind Baum-Oehl, Rüb-Oehl und Lein-Oehl, wenigſtens in unſern Gegenden, die gebräuchlichſten. Das erſte kommt aus den Oliven, einer Frucht des Oehl-Baumes; das andere, aus dem Rübe-Samen, und das lezte aus dem Samen des Leines oder Flachſes, indem aus dieſen Dingen, in gewiſſen dazu beſtimmten Mühlen, die man deswe-

gen Oehl⸗Mühlen nennt, oder im Kleinen durch die bekannten Preſſen, das Oehl geſchieden wird.

Wenn man das Oehl aus einem öhligen Samen, durch Hülfe der Oehl⸗Mühlen, abſondert, ſo heißt es Oehl ſchlagen; wenn man es aber durch Preſſen ſcheidet, wie z. B. in den Apotheken, das Mandel⸗Oehl, u. d. gl. pflegt man es Oehl preſſen, oder auspreſſen, und die auf dieſe Art erhaltenen Oehle, ausgepreßte, zum Unterſchiede derer, die man aus verſchiedenen Kräutern, Samen, Rinden, und andern Dingen, durch Deſtilliren erlangt, und deſtillirte Oehle heißen, zu nennen.

Das Oehlſchlagen beſteht darin: es wird d r Same, aus dem man Oehl ſchlagen will, in den Oehl⸗Mühlen in gewiſſe Stampftröge geſchüttet, und durch die Stampfen klein geſtoßen, daß er faſt wie Mehl wird. Unter dem Stampfen wird er mit Waſſer angefeuchtet, wenn er klein genug iſt, in Haartüchern oder härenen Säcken in die Oehlpreſſe gebracht, und das Oehl abgeſondert. Wenn nun auf die Art alles Oehl abgelaufen iſt, nimmt man die gepreßte Maſſe heraus, macht ſie auf eiſernen ausgehöhlten Platten warm, bringt ſie wieder in die Preſſe, und preſſet ſie noch einmahl, da man dann ebenfalls wieder Oehl bekommt. Was endlich, nachdem alles Oehl ausgepreſſet worden iſt, zurück bleibt, wird getrocknet, und giebt die ſo gen. Oehlkuchen. Das Oehl, welches man, ohne die Materie, aus der es geſchlagen wird, zu warmen, erhält, heißt kalt geſchlagenes Oehl.

Wenn der Same unter den Stampfen nicht angefeuchtet wird, ſo wird er zu heiß, und läßt nachher das Oehl nicht wohl fahren; kommt man aber mit dem Feuchten zu ſtark, ſo erhält man ebenfalls weniger Oehl. Daher muß man weder zu viel, noch zu wenig Waſſer zugießen; und weil ein Same, nach dem

dem er entweder trockner oder feuchter iſt, mehr oder weniger Waſſer nöthig hat, ſo läßt ſich die Menge des zu zugießenden Waſſers überhaupt nicht wohl beſtimmen, ſondern es iſt beſſer, ſich darin nach der geſtampften Maſſen zu richten. Wenn ſich dieſe in der Hand, ohne daß ſie klitſchig iſt, ballen läßt, und indem man ſie zuſammen drückt, die Feuchtigkeit zwiſchen den Fingern durchdringt, aber nicht herunter läuft, ſo iſt ſie feucht genug.

Wenn man recht reifen und trocknen Samen ſchlägt, ſo bekommt man mehr Oehl, als wenn der Same unreif, oder friſch, und alſo nicht recht trocken iſt; daher iſt es beſſer, wenn er einige Zeit an einem trocknen Orte liegen bleibt, ehe man Oehl daraus ſchlägt. Liegt er aber gar zu lange, ſo verliert ſich allmählich etwas vom Oehl, indem es entweder ausdunſtet, oder in dem Samen dick und trocken wird, wie vornehmlich das Lein-Oehl, welches die Eigenſchaft hat, daß es vor ſich mit der Zeit trocknet, und alſo durch Preſſen nicht abgeſondert werden kann. Ob der Same reif ſey, iſt aus ſeinem Anſehen, und wenn die Körner ſchwer ſind, daß ſie ſich nicht leicht wegblaſen laſſen, leicht zu beurtheilen; daß er aber trocken genug ſey, erfährt man, wenn man einige Körner zwiſchen den Nägeln der Daumen knirſchet. Theilt ſich der Kern in ſeine zwey Hälften, ohne daß man ſie zerdrücken darf, ſo iſt er trocken genug. Je länger der Same liegt, und je älter er wird, je gelber ſieht ſein Kern aus; und wenn er ſehr alt iſt, ſo geht er zwar, wenn man ihn drückt, in zwey Hälften aus einander, iſt aber durch und durch gelb, und faſt ſo weich wie Butter. Liegt der Same nicht trocken genug, ſo fängt er an zu ſchimmeln und zu faulen, wodurch theils etwas vom Oehl flüchtig gemacht wird und fortgeht, theils verbindet es ſich auch mit dem ſchleimigen Theile des Samens, daß es ſich ebenfalls nicht

nicht wohl abſondern läßt. Daher thun diejenigen, die ihren recht reif geworden Rübe-Samen gleich auf dem Felde auf Tüchern ausdreſchen, beſſer, als diejenigen, die ihn, wie er iſt, reif und unreif unter einander einführen, und um ihn deſto leichter ausdreſchen zu können, über einander liegen, und, wie man es heißt, entbrennen laſſen. Die Farbe und das Anſehen des Samens wird zwar dadurch verbeſſert, indem er nachher, wenn gleich viel Unreifen darunter geweſen iſt, ausſieht, als wenn er durchaus reif geworden wäre; allein, dem Oehle iſt es nachtheilig, weil es eine deſto dunkelbraunere Farbe bekommt, je länger der Same über einander gelegen, und je ſtärker er ſich dadurch erhitzt hat, indem dieſe Veränderung den Anfang zur Fäulung macht. Um nun dieſes und überhaupt die Fäulung an dem Samen zu entdecken, darf man nur einen Theil deſſelben mit einer aus Pottaſche gemachten Lauge anfeuchten, ſo wird man entweder das flüchtige Laugenſalz, welches ſich in dem Samen erzeugt hat, riechen, oder wenn noch nicht ſo viel darin vorhanden wäre, darf man nur ein Stöckchen in Salpeter-Geiſt tunken, und es nahe an den mit der Lauge befeuchteten Samen, doch ohne ihn damit zu berühren, halten, ſo wird ein an dem Stöckchen entſtandener Nebel das aus dem Samen kommende flüchtige Laugenſalz, und folglich deſſen Fäulung, offenbaren.

Man erhält aber aus einer Art Samen nicht ſo viel Oehl, als aus der andern, wenn ſie gleich in ihrer Art vollkommen gut ſind. Denn von einer hieſigen Metze Leinſamen, deſſen Körner glänzend und braunroth ſind, kann man nicht viel mehr als 6 Pf. Oehl erwarten, und der Sommer-Rübeſamen giebt ebenfalls nicht mehr; der Winter-Rübeſamen hingegen giebt 9 Pf., auch wohl etwas mehr. Dieſer hat eine dunklere Farbe, als jener, wenn ſie gleich

beyde

beyde recht reif ſind. Wenn ein auf glühende Kohlen geworfener öhliger Same geſchwinde und ſtark brennt, oder im Zerknirſchen zwiſchen den Nägeln der Daumen viel Oehl auf denſelben zurück läßt, ſo darf man nicht zweifeln, daß er viel Oehl geben werde.

Kalt geſchlagenes Oehl iſt nicht ſo trübe, als warm geſchlagenes, es ſchmeckt auch angenehmer, weil das warm geſchlagene bitterer und ſchärfer iſt.

Es pflegen Einige, die das Lein- oder Mohnöhl zur Speiſe brauchen wollen, dem Samen, unter dem Schlagen, gelbe Rüben oder Möhren zu zuſetzen, wovon das Oehl einen ſüßen Geſchmack bekommt. Da nun die Süßigkeit der Möhrern, von denen das Oehl verſüßet wird, in keinem Oehl, ſondern in einem ſalzig-öhligen Safte beſteht, ſo laſſen ſich dergleichen Säfte durch das Schlagen mit dem Oehle vereinigen, und machen ſie angenehmer.

Wenn man einen öhligen Samen mit Waſſer gelinde kochen läßt, ſo ſondert ſich das Oehl ab; man bekommt aber auf dieſe Art nicht ſo viel, als wenn er geſchlagen oder gepreſſet wird, ob es gleich einen beſſern Geſchmack hat. Iſt aber der Same nicht recht trocken, oder ſchimmelig und faul geworden, ſo erhält man durch Kochen mit Waſſer aus demſelben kein Oehl.

Kein geſchlagenes Oehl, es ſey Baum-, Rüb- oder Leinöhl, brennt vor ſich allein. Denn wenn man gleich einen brennenden und flammenden Körper daran hält, ſo läßt es ſich nicht nur nicht anzünden, ſondern es löſcht auch brennende Körper, die man hinein taucht, aus. Setzt man aber einen brennlichen Körper, den das Oehl durchdringen kann, dergeſtalt hinein, daß deſſen Spitze über die Oberfläche des Oehls erhoben iſt, und ſteckt ihn an, ſo brennt er ſo lange, als noch etwas vom Oehle vorhanden iſt, fort. Des-

wegen

wegen muß man in den Lampen, oder in denen Gefäßen, die das zum Leuchten beſtimmte Oehl enthalten, einen Docht haben.

Da die Oehle lockere Körper, die viele Zwiſchen-Räumchen haben, leicht und geſchwinde durchdringen, und der Docht in einer Lampe, wenn das Licht fortdauernd ſeyn ſoll, beſtändig ſo viel Oehl, als an deſſen Spitze verbrennt, in ſich nehmen muß: ſo kann jeder brennliche Körper, der locker iſt, die Stelle eines Dochtes vertreten, wovon ich weiter unten ein Mehreres ſagen werde.

Wenn eben ſo viel Oehl unter einerley Umſtänden länger leuchtet, als eben ſo viel von einem andern Oehl, ſo brennt jenes ſparſamer, als dieſes.

Wenn man bey dem Lichte, das ein Oehl unter ähnlichen Umſtänden mit einem andern giebt, die umſtehenden Sachen beſſer und deutlicher, oder auch in größerer Entfernung erkennen und unterſcheiden kann, ſo brennt es heller.

Ob ein Oehl raucht, kann man beurtheilen, wenn man in einiger Entfernung über der Lampe, einen weißen, rauhen und genetzten Körper aufhängt. Denn wenn das Oehl raucht, ſo wird der über der Lampe hande Körper ſchwarz und mit Ruß überzogen.

Wenn man einen Docht in Waſſer ſo lange, bis er ſich davon vollgezogen hat, liegen läßt, ihn darauf mit der Hand ſo ſtark, daß er nur noch feucht bleibt, ausdrückt, den feuchten Docht in eine Lampe legt, Oehl darüber gießt und ihn anzündet, ſo brennt das Oehl ſparſamer, aber dunkel. 2 Loth Baumöhl, die über einem ſo ſtarken, aber nicht genetzten, Dochte 6 Stunden leuchteten, brannten über dem genetzten $7\frac{1}{4}$ Stunde. Anfänglich war das Licht ſehr ſchwach, als ob es alle Augenblicke verlöſchen ſollte; es wurde aber allmählich ſtärker, und in den lezten 2 Stunden eben ſo ſtark, als bey einem nicht genetzten Docht; es gieng

aber auch in den lezten 2 Stunden eben ſo viel Oehl auf, ſo, daß es nur 5 Stunden ſparſamer gebrannt hatte. 2 Loth Rüböhl, die über einem nicht genetzten Docht 8 Stunden leuchteten, brannten über einem eben ſo ſtarken, aber genetzten Docht, $9\frac{1}{4}$ Stunde und noch einige Minuten. Eben ſo viel Leinöhl brannte mit einem genetzten Docht $\frac{5}{4}$ Stunden und einige Minuten länger, als über einem nicht genetzten Docht.

Man laſſe einen Docht in ſtarkem Salzwaſſer, ſo lange bis ihn daſſelbe ganz und gar durchzogen hat, liegen, und trockne ihn hernach, ſo wird das Oehl über einem ſolchen Docht ſparſamer und ohne merkliche Abnahme der Helle brennen. Ein Gläschen von 2 Loth Baumöhl, das über einem ungeſalzenen Docht 6 Stunden währte, dauerte über einem eben ſo ſtarken, mit Salzwaſſer angemachten und getrockneten Docht, 7 Stunden. Eben ſo viel Rüböhl, das über einem ordentlichen Docht 8 Stunden leuchtete, brannte über einem eben ſo ſtarken Salzdocht meiſt 9 Stunden. Leinöhl hielt ebenfalls über einem Salzdocht meiſt eine Stunde länger mit Leuchten an. Das Licht war im Anfange eben ſo ſtark, als zulezt, und nicht merklich dunkler, als bey einem ordentlichen Docht.

Wen man einen mit Salzwaſſer angemachten Docht nicht ganz trocken werden läßt, ſondern ihn noch etwas feucht in die Lampe ſezt, ſo brennt das Oehl noch ſparſamer, als über einem nur mit Waſſer genetzten Dochte.

Es zeigt indeſſen die Erfahrung, daß Baum- Rüb- und Leinöhl nicht auf einerley Art, noch mit gleicher Güte, brennen und leuchten. Das Baumöhl thut es den übrigen darin zuvor, daß es heller brennt und am wenigſten raucht; das Rüböhl brennt zwar ſparſamer, aber doch mit mehrerm Rauch und

dunkler

dunkler; das Leinöhl hingegen übertrifft beyde im Rauchen. Wenn ein Gläschen voll grünes Baumöhl, welches 7 Quent 42 Gran wog, 6 Stunden brennt, ſo leuchtet eben das Gläschen voll helles und jähriges Rüböhl 9 Stunden; und eben ſo viel Leinöhl, eben ſo lange.

Es iſt ferner aus der Erfahrung bekannt, daß friſche Oehle, in Anſehung des Brennens, von alten, die ſchon einige Zeit geſtanden haben, ſehr verſchieden ſind. Denn jene rauchen mehr, als dieſe; und obgleich das Leinöhl unter allen am meiſten raucht, ſo verliert es doch dieſe Eigenſchaft, wenn es ein Jahr alt oder noch älter iſt, und an einem feuchten Orte in wohl verſchloſſenen Gefäßen aufbehalten worden iſt, dergeſtalt, daß man faſt keinen Rauch und übeln Geruch davon verſpüret. Man behauptet auch insgemein, daß alte Oehle ſparſamer brennen, als friſche. Nach meinen mit friſchem und altem Rüb- und Leinöhl angeſtellten Verſuchen, hat der Unterſchied, auf 8 Stunden, kaum einige Minuten betragen, daß alte, aber nicht merklich dick gewordene, Oehle länger brannten. Wenn ſie aber durch die Länge der Zeit dicker geworden ſind, ſo leuchten ſie allerdings viel länger, aber auch dunkler und mit einem kleinern Lichte.

Wie diejenigen Oehle, die aus einem Samen, der in auſſerordentlich naſſen Jahren wächſt und reif wird, geſchlagen werden, leuchten, habe ich jezt aus Mangel eines ſolchen Oehles nicht beſtimmen können. Daß aber naſſe Jahre verſchiedene Oehle liefern, iſt ſonſt ſchon aus dem Leinöhle bekannt. Denn wenn man aus einem dergleichen Oehl Firniß kochen will, ſo muß man ſehr lange und ſtark kochen, ehe er fertig wird; ja, ich weis, daß man wohl länger als einen Tag gekocht hat, und ihn doch zu der Conſiſtenz, daß er, wie Buchdrucker-Firniß, dick geweſen wäre, oder Fäden gezogen hätte, nicht hat bringen können.

Ein kalt geſchlagenes Oehl raucht im Brennen nicht ſo ſehr, als ein warm geſchlagenes.

Weil man bey hellerm Licht mehr unterſcheiden, und folglich mehrere Verrichtungen, als bey dunklerm, vornehmen kann, und ein Licht, welches ſparſamer brennt, nicht ſo viel Koſten verurſachet, der Rauch aber, den ein Licht macht, theils der Geſundheit, theils auch der Schönheit der Zimmer, in denen es brennt, und die von dem Rauche ſchwarz werden ſchädlich iſt: ſo ſind die Leucht-Materien, welche hell, ſparſam, und ohne Rauch brennen, beſſer. Wer alſo die Leucht-Materien, und mithin auch die geſchlagenen Oehle verbeſſern will, muß darauf ſehen, daß ſie heller, ſparſamer, und mit wenigerm oder ohne Rauch brennen.

Die geſchlagenen Oehle, und alſo auch Baum-, Rüb- und Lein-Oehl, kommen darin mit einander überein, daß ſie leichter ſind als Waſſer, weil ſie auf demſelben ſchwimmen, hingegen ſchwerer als Weingeiſt, in welchem ſie unterſinken. In Anſehung ihrer Farbe, ihres Geruchs und Geſchmacks, ſind ſie verſchieden. Das beſte Baum-Oehl iſt weiß, oder faſt ohne Farbe; das ſchlechtere grün, und das alte gelb. Rüb- und Lein-Oehl ſind gelber, als das ſchlechteſte Baum-Oehl, ja bisweilen bräunlich; doch hat das Lein-Oehl meiſtens eine dunklere Farbe, als Rüb-Oehl. Der Geruch iſt ebenfalls bey dem Baum-Oehl anders als bey dem Rüb-Oehl, und bey dieſem anders als bey dem Lein-Oehl, indem man dieſe Oehle durch den Geruch von einander unterſcheiden kann. Sie behalten aber nicht immer einerley Geruch, ſondern wenn ſie friſch ſind, riechen ſie beſſer, als wenn ſie alt werden. Mit ihrem Geſchmacke iſt es eben ſo beſchaffen, man kann ſie dadurch von einander unterſcheiden, und je älter ſie werden, je ranziger, bitterer und ſchärfer iſt ihr Geſchmack. Rüb- und Lein-Oehl aber

aber ſind dieſen Veränderungen im Geruch und Geſchmack nicht ſo ſehr, als das Baum-Oehl, unterworfen.

Wenn man Baum-, Rüb- und Lein-Oehl in eben demſelben Gefäße wieget, ſo wird man finden, daß ſie in ihrer Schwere nicht allemal übereinkommen. Manchmal ſind ſie ſchwerer, manchmahl leichter; doch wird man das Baum-Oehl allemahl etwas leichter finden, als die übrigen. Man wird ferner bemerken, daß recht helle Oehle von gleicher Schwere auch gleich lange brennen.

Die geſchlagenen oder ausgepreßten Oehle hören im Winter, wenn es kalt iſt, oder auch in kalten Kellern, auf, flüſſig zu ſeyn, und das Baum-Oehl gerinnt eher als Rüb- und Lein-Oehl. Dieſe Veränderung iſt ihnen eigen, ſie mögen friſch oder alt, kalt oder warm geſchlagen ſeyn. Sie werden auch wieder flüſſig, wenn ſie warm werden, ohne daß man einige weitere Veränderungen an ihnen wahrnimmt, ſondern ſie ſind wie zuvor. Die Wärme macht alſo die Oehle flüſſig, und gehört unter die veränderlichen Materien derſelben, die den Körpern zugeſetzt und von ihnen abgeſondert werden können, ohne ihrer Miſchung zu ſchaden. Je mehr Wärme man alſo bey den Oehlen antrifft, je flüſſiger ſind ſie, wenn nämlich dadurch ihre Miſchung nicht verletzt wird; und weil die Wärme eine leichtere Materie iſt, als Oehl, ſo müſſen wärmere Oehle auch leichter ſeyn, als kalte.

Man nehme einen Docht, und lege denſelben dergeſtalt in eine Lampe, daß das eine Ende deſſelben in dem Oehl, welches in der Lampe iſt, liege, das andere aber aus der Lampe in ein angebrachtes Glas herunter hange, ſo wird das Oehl aus der Lampe durch den Docht in das angebrachte Glas tröpfeln. Baum-Oehl tröpfelt auf die Art durch einerley Docht

und

und einerley Lage deſſelben eher ab, als Rüb- und Lein-Oehl. Da nun nicht mehr und auch nicht weniger in das Glas fallen kann, als was aus der Lampe in den Docht ſteigt, ſo ſteigt das Baum-Oehl geſchwinder in den Docht, als Rüb- und Lein-Oehl. Wenn man aber dieſen Verſuch mit warm gemachten Oehlen anſtellt, ſo tröpfelt das Oehl geſchwinder ab, als wenn es kalt iſt. Je flüſſiger und leichter alſo ein Oehl iſt, je geſchwinder ſteigt es in den Docht.

Wenn man Baum-Oehl, desgleichen Rüb- und Lein-Oehl lange kochen läßt, ſo werden ſie dick; eben dies geſchieht, wenn man in ihnen, ohne ſie zu kochen, feſte Körper, als: Pech und Colophonium auflöſet. Je dicker ſie nun auf die Art geworden ſind, je mehr Zeit vergeht, ehe ſie durch den Docht abtröpfeln; ja, ſie tröpfeln wohl gar nicht ab. Je dicker alſo ein Oehl iſt, je langſamer ſteigt es in den Docht.

Die durch Kochen oder durch aufgelöſetes Pech und Colophonium dick gewordenen Oehle brennen ſparſamer, als vorher, aber mit einem kleinern Lichte; und wenn man dieſes durch Hervorziehung des Dochtes größer machen will, ſo fängt es an zu rauchen. Weil Pech und Colophonium an und vor ſich ſelbſt brennbare Körper ſind, ſo verhindern ſie das Brennen, und leuchten nicht. Da nun aber die Oehle, in denen dieſe Körper aufgelöſet werden, ſparſamer und dunkler brennen, und mit ihnen ſonſt nichts veränderliches vorgeht, als daß ſie dadurch dicker werden, ſo muß auch dieſes die Urſache ihres ſparſamern und dunklern Brennens ſeyn. Je dicker alſo ein Oehl wird, je ſparſamer und dunkler brennt es. Wenn man auf ¼ Pf. Baum-Oehl 16 Gran Colophonium nimmt, ſo wird ein Glas voll von dieſem Oehl 9 Stunden brennen, da ſonſt eben das Glas

voll Rüb- oder Lein-Oehl ohne Colophonium nur 8 Stunden dauert. Wenn man eben ſo viel Colophonium in $\frac{1}{4}$ Pf. Baum-Oehl aufſöſet, ſo brennt ein Glas voll davon 6 $\frac{3}{4}$ Stunden, da eben ſo viel Baum-Oehl vor ſich nur 6 Stunden leuchtet; und wenn man das Colophonium vorher mit einer Salpeter-Lauge kocht, daß es etwas weiß davon wird, ſo brennt auch das Licht faßt eben ſo hell, und giebt faſt nicht mehr, als das Oehl an ſich.

Wenn man gewärmtes Oehl in einer Lampe brennt, ſo verbrennt es geſchwinder, als wenn es nicht warm iſt, das Licht aber iſt heller. Da nun die Wärme die Oehle flüſſiger und leichter macht, und ſo beſchaffen iſt, daß ſie das Brennen an und vor ſich nicht hindert, ſo leuchten die Oehle heller, wenn ſie durch den Zuſatz einer Materie, die das Brennen nicht verhindert, flüſſiger und leichter werden. Wenn man Baum- Rüb- oder Lein-Oehl in einem feſt verſtopften Glaſe warm werden läßt, und daſſelbe darauf ſtark umſchüttelt, ſo wird, wend man das Glas öffnet, die Luft mit einem Ziſchen heraus fahren; verſtopft man es wieder und verfährt wie vorher, ſo geht ebenfalls wieder Luft heraus, ja, wenn man es noch öfter wierholt, ſo kommt auch noch immer Luft zum Vorſchein. Iſt aber das Oehl nicht warm, ſo kann man das Glas lange ſchütteln, ohne daß man herausgehende Luft bemerken könnte. Die Oehle haben alſo viel Luft, die mit ihnen ſtark vereinigt zu ſeyn ſcheint, durch die Wärme aber und dabey gebrauchte Bewegung leichter abgeſondert wird. Es zeigt auch die Luftpumpe die Menge der Luft in den Oehlen noch deutlicher.

Friſch geſchlagene Oehle ſind trübe und undurchſichtig; und wenn man ſie einige Tage ſtehen läßt, ſetzt ſich aus ihnen eine graue Materie nieder, die man geſchwinder abſondern kann, wenn man ſie durch

Löſch-

Löſchpapier filtrirt; worauf ſie zwar heller und durchſichtiger werden, aber wieder dergleichen graue Materie fallen laſſen, wenn ſie einige Zeit ſtehen; ja wenn man ſie auch von dieſer durch behutſames Abgießen befreyet, ſo ſetzen ſie doch wieder aufs neue etwas ab; je mehr ſie aber abſetzen, je heller und durſichtiger werden ſie. Es muß demnach die abgeſetzte Materie die friſch geſchlagenen Oehle trübe und undurchſichtig gemacht haben. Es währt ſehr lange, daß die Oehle ſich ſetzen; und es haben Perſonen, die mit Oehlen umgehen, und darauf Achtung gegeben haben, verſichert, daß ſie, ſo oft ſie die Oehle auf andere Gefäße abgezogen haben, immer etwas Bodenſatz gefunden hätten; ja ſie behaupteten, daß die Oehle, ſo lange ſie nicht dick würden, beſtändig etwas zu Boden fallen ließen.

Ob man gleich das Baum-Oehl ſo friſch, als Rüb- und Lein-Oehl, nicht haben, noch auf die Veränderungen, die gleich von Anfange mit ihm vorgehen, Acht geben kann, indem es bey uns nicht geſchlagen wird, ſo zeigt doch der Satz, den man in den Baumöhl-Fäſſern findet, daß es ebenfalls ein ſchleimig-erdiges Weſen abſetze, und in ſo fern unſern Oehlen ähnlich ſey.

Kalt geſchlagene Oehle ſetzen nicht ſo viel, auch nicht ſo dunkle Materie ab, als warm geſchlagene, und diejenigen, die man durch gelindes Kochen, ohne den Samen zu ſchlagen oder zu preſſen, ſcheidet, am allerwenigſten. Es kommt alſo dieſe Materie wohl vornehmlich durch das Schlagen, und noch mehr durch die dabey gebrauchte Wärme, in die Oehle.

Die Materie, die das Baum-Oehl abſetzt, iſt ſchleimiger, als die, welche aus den Rüb- und Lein-Oehle niederfällt; denn dieſe iſt mehr erdig. Es dient aber eine ſo wenig als die andere zum Leuchten, ſondern die aus dem Baum-Oehle, oder das dicke

Baum=Oehl, wird höchſtens zu Pflaſtern, aus den andern Oehlen aber zu der ſo genannten Wagen-Schmiere ꝛc. gebraucht.

Wenn man friſches, durch Löſchpapier filtrirtes Oehl in einem feſt verſtopften, 6 oder auch wohl noch mehr Pfund haltenden, gläſernen Kolben, in welchen weder etwas hinein noch aus welchem etwas heraus dringen kann, an einem laulichen Orte lange ſtehen läßt, und dabey bemerkt, wie hoch das Oehl in demſelben ſteht, und wie ſchwer daſſelbe mit dem Kolben zugleich wiegt, ſo wird man nach einiger Zeit finden, daß ſich eine erdige Materie aus dem Oehle niedergeſetzt hat, ohne daß der Stand des Oehles in dem Kolben, noch deſſen Schwere mit dem Satze zuſammen gerechnet, abgenommen hat. Das Oehl wird immer heller und durchſichtiger, je mehr ſich aus demſelben zu Boden ſetzt. Wann es nun recht durchſichtig geworden iſt, raucht es nachher lange nicht ſo ſtark, als zuvor; wann man aber unter dem Brennen etwas von der auf den Boden des Glaſes liegenden Materie an den Docht bringt, ſo fängt das Licht an zu rauchen; der Geſchmack des Oehles aber iſt ſchon ſchärfer als vorher, da es nichts abgeſetzt hatte. Man kann alſo die Oehle, indem man ſie durch Löſchpapier filtrirt, von allem erdigen Weſen nicht befreyen. Daß die Materie, die von friſchen filtrirten Oehlen im Löſchpapier zurück bleibt, von dem mehligen Theile des geſchlagenen Samens herkomme, kann man ſchon durch das Anſehen beurtheilen. Weil, erwähnter Maßen, im verſchloſſenen Kolben weder ſeinen Stand noch ſeine Schwere verändert hat, ſo kann nichs ausgedunſtet ſeyn; es ſetzt ale erdige Materie nieder, ohne daß andere Materien aus dem Oehle weggehen. Da nun die Materie, welche das Oehl abſetzt, eben deswegen, weil ſie im Oehle zu Grunde

geht, ſchwerer, als das darüber ſtehende Oehl, ſeyn muß, ſo wird das Oehl, aus dem dieſe Materie ſich geſchieden hat, leichter, als vorher, da ſich noch mit ihm verbunden war, auch flüſſiger, weil der Satz zu den feſten Materien gehört, und ein Körper, der aus einer oder mehrern flüſſigen und feſten Materien zuſammengeſetzt iſt, um ſoviel flüſſiger wird, um ſo viel feſte Materie ihm entgeht, wie die Chemie lehrt.

Weil das Oehl, nach abgelegter erdiger Materie heller und durchſichtiger geworden iſt, und nicht ſo ſtark raucht, ſo bald aber etwas von der abgeſetzten Materie an den Docht gebracht wird, zu rauchen anfängt, ſo iſt die Urſache vom Rauchen der Oehle in der mit ihnen verbundenen erdig-ſchleimigen Materie zu ſuchen. Da nun alle alte Oehle dergleichen erdige Materie abgeſetzt haben, wie ich oben gemeldet habe, ſo rauchen ſie auch deswegen nicht ſo ſehr, als friſch geſchlagene.

Je mehr man die Oehle von ihrem erdigen Weſen befreyen kann, je weniger werden ſie rauchen. Friſch geſchlagene Oehle, die man durch dünne ausgedrechſelte hölzerne Büchſen durchſchwitzen läßt, verlieren das Rauchen, und werden ganz durchſichtig; es erfordert aber dieſe Reinigung ſehr viel Zeit, ehe man dadurch etwas Beträchtliches an Oehl erhält.

Wenn man die Materie, die ſich mit der Zeit aus den Oehlen ſetzt, von dem Oehle, ſo gut als man kann, abſondert, ſie mit Waſſer kocht, und das Waſſer wieder abdünſtet, nachdem man es vorher von dem, was es nicht aufgelöſet hat, abgegoſſen, oder durch Filtriren davon geſchieden hat, ſo bleibt ein kleberiges Weſen zurück, welches demjenigen, das man aus dem Mehle bekommt, ähnlich iſt, und auch ſo riecht, wenn man es verbrennt. Das abgekochte Waſſer giebt mit aufgelöſetem Weinſtein-Salz einen weißgrauen Niederſchlag, ohne damit zu brauſen; mit Sal-

petergeiſt färbt es ſich gelb. Aufgelöſeter Vitriol ſchlägt es, ohne Veränderung der Farbe, weißgrau nieder. Wenn man eine mit Salpetergeiſt bereitete Kupfer-Auflöſung mit dieſem Waſſer vermiſcht, ſo giebt es einen grünlichen Niederſchlag, ſo wie in Scheidewaſſer aufgelöſetes Bley daſſelbe weiß niederſchlägt. Hat man aber Kreide in Scheidewaſſer aufgelöſet, und mit dieſer Auflöſung obgedachtes Waſſer vermiſcht, ſo will daraus nichts niederfallen. Weil alkaliſche Körper die in ſauern Dingen aufgelöſete kalkartige Erden niederſchlagen, und flüchtige Laugenſalze das Kupfer und deſſen mit ſauern Körpern gemachte Auflöſung blau, aber nicht grün, färben, ſo iſt in dem abgekochten Waſſer keine Spur von einem feuerbeſtändigen oder flüchtigen Laugenſalze zu finden. Daß es aber metalliſche Auflöſungen, die mit ſauern Körpern gemacht ſind, niederſchlägt, zeugt von einer Kalkerde, die in dem abgekochten Waſſer vorhanden iſt. Es zieht aber das Waſſer aus der Materie wenig aus; und wenn man auf das Rückſtändige Salpetergeiſt gießt, ſo färbt ſich derſelbe damit goldgelb, und löſet ebenfalls etwas Kalkartiges auf, welches ſich mit Weinſtein-Salz niederſchlägt, das meiſte aber bleibt unaufgelöſet liegen, und iſt ſchwerer als Salpetergeiſt, weil es in demſelben unterſinkt. Wenn man von dieſem alle Säure mit Waſſer abgeſpühlt hat, ſo findet ſich darin, indem man es glühet, brennbare und hernach glasartige Erde.

Hochrectificirter Weingeiſt giebt mit der Materie verſchiedene Erſcheinungen. Denn wenn ſie von einem nicht gar alten Rüb- oder Lein-Oehl genommen iſt, ſo färbt ſich der Weingeiſt davon faſt gar nicht; iſt ſie aber aus einem ältern, z. B. jährigem Oehl, ſo färbt er ſich gelber, und noch mehr, wenn ſie ſich aus einem warm geſchlagenen niedergeſetzt hat. Was

hier

hier dem Weingeiſte die Farbe giebt, iſt harzig. Es ſetzen alſo die Oehle erſt das Schleimig-Erdige, hernach auch etwas Harziges, ab, und die warm geſchlagenen von lezterm mehr, als kalt geſchlagene. Daß das ſchleimig-erdige Weſen, welches ſich aus friſchen Oehlen nach und nach abſondert, durch das bey dem Schlagen gebrauchte Waſſer in die Oehle gebracht und mit demſelben verbunden werde, iſt wohl unläugbar, indem man mit zulänglichem Waſſer alles Oehl mit dem ſchleimigen Theile des Samens verbinden kann, wie die Bereitung der ſo genannten Mandel-Milch lehrt; und weil der Schleim gar keinen Geſchmack hat, ſo ſieht man auch, warum die Oehle immer ſchärfer werden, weil der Schleim der ihren Geſchmack mildert, ſich von ihnen immer mehr und mehr abſondert. Durch die Wärme werden mehr harzige Theile, die entweder ſchon in dem Samen vorhanden ſind, oder durch die Wärme, beſonders wenn ſie etwas ſtark iſt, entſtehen, ausgezogen; daher warm geſchlagene Oehle mehr harzige Theile haben, und alſo auch abſetzen können.

Um das erdige Weſen, welches die friſche Oehle mit der Zeit abſetzen, und dadurch heller und mit wenigerm Rauche brennen, geſchwinder und beſſer zu ſcheiden, darf man dieſelben nur mit ſtarken Salz-Waſſer vermiſchen und durch einander ſchütteln. Das Salz-Waſſer iſt ſtark genug, wenn es ſo viel Salz hält, als es bey einer mäßig warmen Luft flüſſig machen kann, wovon man etwa halb ſo viel, als das zu reinigende Oehl beträgt, nehmen kann. Wenn man es mit dem Oehle einige Mahl unter einander geſchüttelt hat, ſetzt ſich das Erdige unter dem Oehle auf der Oberfläche des Salz-Waſſers, das Oehl wird endlich hell, und raucht viel weniger als vorher. Es ſcheidet das Salz-Waſſer auch noch aus

den Oehlen, die ſchon etwas alt und faſt gar nicht mehr trübe ſind, etwas Erdiges.

Wenn man Baum-, Rüb- oder Lein-Oehl vor ſich ohne Zuſatz aus einer Retorte deſtilliert, ſo geben ſie Waſſer, etwas Säure, und in der Retorte bleibt eine trockne kohlige Materie zurück, die nicht weiß wird, wenn gleich die Retorte lange glühet. Baum-Oehl läßt weniger Kohliges, als Rüb- und Lein-Oehl, zurück. Je länger das Oehl deſtilliert, und je mehr Waſſer in die Vorlage kommt, je dicker wird das Oehl in der Retorte; das abgeſchiedene Waſſer aber läßt ſich nicht wieder mit dem Oehle vereinigen. Die kohlige Materie iſt leichter als Waſſer, und ſchwerer als Oehl, weil ſie auf jenem ſchwimmt, in dieſem aber zu Grunde geht; und wenn man ſie in einem offenen Schmelz-Feuer glühet, ſo fängt ſie an zu brennen, und hinterläßt, nach angehaltenem heftigen Glüh-Feuer, etwas weiße Erde, wovon ein Theil durch ſaure Dinge aufgelöſet wird, und kalkartig, das übrige aber glasartig iſt.

Alle Beſtand-Theile, die man an den Oehlen entdeckt, ſind, die Luft ausgenommen, ſchwerer als Oehl; daher wird ein Oehl, welches viel Luft hat, leichter ſeyn, als ein anderes, das weniger hat; und weil die Luft bey flammenden Körpern die Flamme derſelben befördert und vergrößert, ſo wird auch ein Oehl, das viel Luft hat, länger leuchten.

Da die Flüſſigkeit der Oehle abnimmt, und endlich gar aufhört, wenn ſie ihr Waſſer und ihre Säure verlieren, ſo müſſen entweder beyde Materien zugleich, oder wenigſtens eine davon, das ihrige zur Flüſſigkeit der Oehle beytragen. Sie gehören aber unter die beſtändigen Materien des Oehles, die ſich ohne Nachtheil ſeiner Miſchung nicht abſondern laſſen, weil ſie ſich, wenn ſie einmahl von den feſten Theilen des Oehles geſchieden ſind, mit denſelben

nicht

nicht wieder vermiſchen, noch den vorigen Körper, welchen ſie verlaſſen haben, darſtellen.

Wenn man Rüb-Oehl mit Salpetergeiſt digerirt, ſo wird das Oehl dadurch braunroth, und wenn es kalt iſt, bleibt es nicht flüſſig, ſondern giebt eine braunrothe, butterweiche, bittere Maſſe. Lein-Oehl wird auf eben die Art verändert, wenn man es mit Salpetergeiſt digerirt. Das Baum-Oehl hingegen macht mit der Salpeterſäure einen gelben, ebenfalls butterweichen, bittern Körper. Es verdickt aber die Oehle nicht nur der Salpetergeiſt, ſondern auch alle übrige Säuren, ja ſelbſt der deſtillirte Eſſig, wenn er ſtark genug iſt; und man kann dem Oehle ſo viel Säure beybringen, daß die verdickten Maſſen faſt ſo ſchwer als Waſſer wiegen, wie denn mit Salpetergeiſt verdicktes Baum-Oehl kaum um 7 Gran leichter iſt, als, dem Raume nach, eben ſo viel Waſſer. Die durch Säuren verdickte Maſſen vom Baum-Rüb- oder Lein-Oehl, laſſen ſich in anderm Oehl auflöſen, oder flüſſig machen. Wenn man nun von einem verdickten Oehle einem andern nur ſo viel zuſetzt, daß es davon nicht merklich dicker wird, ſo brennt ein ſolches Oehl ſparſamer. Hat man Baum-Oehl genommen, und darinn mit Salpetergeiſt verdicktes Baum-Oehl aufgelöſet, ſo gewinnt man an 6 Stunden eine halbe und einige Minuten; die andern Oehle, in denen man auf eben die Weiſe von ihren verdickten Maſſen etwas hat zergehen laſſen, brennen auf 8 Stunden, meiſt eine Stunde länger.

Da die Säuren die Oehle verdicken, ſo kann man die Säure in den Oehlen für keine Materie, die ſie flüſſig macht, halten, ſondern je mehr Säure ein Oehl hat, je dicker, ſchwerer und bittrer wird es ſeyn. Das Waſſer hingegen, welches die Oehle haben, gehört zu ihrer beſtändigen Materie, von der ſie ihre

Flüſ-

Flüſſigkeit erhalten. Löſet man in den Säuren Metalle, als: Kupfer, Eiſen, Bley, oder kalkartige Erden, als: Kreide oder Toph, auf, ſo werden die mit dieſen Auflöſungen vermiſchte und digerirte Oehle nicht dicker, auch nicht röther, noch bitterer. Aufgelöſeter Alaun, mit welchem ein Oehl digerirt wird, verändert es ebenfalls nicht. Die Mittel-Salze, als: Koch-Salz, Salmiak und vitrioliſirter Weinſtein, verdicken die Oehle auch nicht, und wenn man gleich in ein ganzes Pfund Oehl nur 1 Gran von einem Mittel-Salz thut, ſo wird nichts davon aufgelöſet. Das Waſſer, welches die Oehle bey ſich haben, muß alſo mit ihrem brennbaren Theile genau vermiſcht ſeyn, weil es ſonſt die Mittel-Salze auflöſen würde.

Die Säuren haben mehr, oder wenigſtens eben ſo viel Verwandtſchaft mit den Metallen, kalkartigen Erden und Laugenſalzen, als mit den Oehlen, weil ſonſt die Säure, bey den kurz vorher erwähnten Verſuchen, in die Oehle gehen und ſie verdicken würde. Wenn man die durch ſaure Körper verdickten Oehle mit einer ſcharfen Seifenſiederlauge oder auch mit einer Pottaſchenlauge digerirt, oder gar kocht, ſo geben ſie, nach dem die verdickten Maſſen mehr oder weniger gefärbt ſind, auch mehr oder weniger gefärbte Seifen, die ſich in Waſſer auflöſen laſſen. Wenn man dieſe in Waſſer aufgelöſete Seifen mit ſo viel deſtilliertem Eſſig oder auch mit einem andern ſauern Körper vermiſcht, als hinreichend iſt, das Oehlige zu ſcheiden, ſo ſondert ſich dieſes zwar von den Laugenſalze, welches es zur Seife gemacht hatte, ab, iſt aber eben ſo dick, ſo ſchwer, ſo bitter und ſo gefärbt, als vorher. Da nun dieſe Eigenſchaften von der Säure, womit man die Oehle verdickt hat, kommen, ſo kann man wohl ſchwerlich läugnen, daß die verdickten Oehle bey dieſem Verfahren mit ihren Eigenſchaften, die

der

der zugeſetzten Säure zu zuſchreiben ſind, auch ihre Säure behalten haben. Wenn alſo ein ſaurer Körper mit dem Oehle einmahl verbunden iſt, ſo kann man ihn durch zugeſetzte Laugenſalze nicht ſcheiden, und die in den Oehlen verbindliche Säure hat in dieſer Verbindung, ihre Wirkung, die Laugenſalze aufzulöſen und zu Mittelſalzen zu machen, verloren.

Der Veilchen-Syrup oder das Lackmus werden von geſchlagenen Oehlen, ſie mögen friſch oder alt ſeyn, weder roth, noch grün gefärbt; ja, wenn man dem Oehle trockne oder flüſſige Laugenſalze zuſetzt, ſo ſpürt man keinen flüchtig laugenhaften Geruch und ſieht auch keinen Nebel, wenn man flüchtige Säuren daran hält. Sie zeigen alſo auf dieſe Weiſe keine Spur weder von einer Säure, noch von einem feuerbeſtändigen oder flüchtigen Laugenſalze.

Wenn man ein Oehl, es mag Baum-, Rüb- oder Lein-Oehl ſeyn, mit Eyweiß oder andern faulenden Körper vermiſcht und in Fäulung bringt, ſo wird die Farbe deſſelben immer dunkler und endlich roth, das Oehl aber iſt durchſichtig. Will man dergleichen Oehl in einer Lampe brennen, ſo dauert das Licht nicht lange, ſondern es verliſcht von ſelbſt. Sobald man ihm eine laugenſalzige Auflöſung zuſetzt, kann man das herausgehende flüchtige Laugenſalz riechen, und wenn man Waſſer hinein gießt, ſo wird das Oehl milchicht, legt aber ſeine rothe Farbe nicht ab. Der mit einem faulem Oehle vermiſchte Weingeiſt wird gleichfalls milchicht.

Die Oehle löſen verſchiedene Metalle und metalliſche Erden auf. Denn wenn man Kupfer in Baum-Oehl eine Zeitlang liegen läßt, ſo färbt ſich daſſelbe damit grünlich. Rüb- und Lein-Oehl verändern ebenfalls davon ihre Farbe. Sie löſen auch Bley, und beſonders Mennig, auf, wovon ſie ſich mehr

oder

oder weniger braun färben, nach dem ſie mehr oder weniger damit gekocht werden. Die Urſache dieſer Auflöſung kann dem ſauern Theile der Oehle allein, in ſo weit er nähmlich ſauer iſt, nicht wohl zugeſchrieben werden, ſondern das Brennbare, welches mit der Säure verbunden iſt, muß das Seinige auch dazu beytragen. Denn da die Säure in den Oehlen nicht einmahl Laugenſalze aufzulöſen vermögend iſt, und die Verwandſchaft ſaurer Körper wie die Erfahrung lehrt, mit Laugenſalzen größer, als mit Metallen, iſt, ſo wird ſie um ſo viel weniger Metalle oder metalliſche Körper auflöſen können. Daher geht es auch nicht von Statten, wenn man die in Oehlen aufgelöſeten Metalle oder metalliſchen Körper, als: Kupfer, Bley und Mennig, mit bloßem Waſſer, welches man dergleichen Oehlen zuſetzt, und das Mengſel öfters durch einander ſchüttelt, oder das Oehl damit kocht, ſcheiden will.

Wenn man Rüb- oder Lein-Oehl über Kalk abzieht, ſo wird das abgezogene Oehl durchſichtiger, flüſſiger, und hält ſich hernach lange, ehe es dick wird; es leuchtet auch heller, und raucht ſehr weinig. Wiederholt man das Abziehen über friſchen Kalk oft, ſo bleibt endlich vom Oehl nichts, als Waſſer, übrig. Es zeigt ſich auch bey dieſem Verſuche keine Säure. Der Kalk, der von dieſer Deſtillation zurück bleibt, iſt zuſammen gebacken, vermiſcht ſich ſehr ſchwer mit dem Waſſer, brauſet faſt gar nicht, oder doch ſehr langſam, mit Säuren; und wenn man ihn in offenem Feuer glühet, ſo fängt er einige Flamme, wird ſchwarz, und bey anhaltendem ſtarken Glühfeuer wieder weiß, worauf er ſich, wie zuvor, mit Waſſer vermiſchen läßt, und mit Säuren brauſet. Es hat alſo der Kalk bey dieſer Deſtillazion ſchleimige, brennbare und ſaure Theile aus den Oehlen an genommen, und dadurch die Proportion der feſten Theile

gegen

gegen die flüſſigen im herüber gegangenen Oehl vermindert; daher dieſe flüſſiger ſind, und weniger rauchen.

Man nehme 1 Pfund Rüb-oder Lein-Oehl, und miſche darunter 2 Unzen rectificirten Weingeiſt, digerire das Mengſel, bis der auf dem Oehle ſchwimmende Weingeiſt gelb oder pomeranzenfarbig geworden iſt, und gieße alsdann 8 Unzen Waſſer, worin 1 Quent Kochſalz aufgelöſet ſind, dazu, ſo wird ſich, wenn man das Mengſel wohl durch einander ſchüttelt, der Weingeiſt mit dem Salzwaſſer vermiſchen, milchicht werden, zu Grunde gehen, und das Harzige ablegen. Das über dem Waſſer ſtehende Oehl wird durchſichtiger werden, und weniger gefärbt ſeyn, als vorher, auch heller brennen und weniger rauchen. Den mit dem Salzwaſſer vermiſchen Weingeiſt kann man durch die Deſtillation wieder reinigen.

Wenn man 1 Pfund grünes trübes Baum-Oehl mit 2 Quent ungelöſchten und gepülverten Kalk vermiſcht, das wohl durch einander geſchüttelte Mengſel warm macht und ruhig ſtehen läßt, ſo ſetzt ſich nach einigen Tagen der Kalk wieder zu Boden; das Oehl wird ganz durchſichtig und hell, aber gelb, der auf dem Boden liegende Kalk hingegen ſieht gründlich aus. In der Lampe brennt dieſes Oehl ſparſamer, ſo, daß man auf 6 Stunden eine halbe gewinnt; und wenn man unter dieſes mit Kalk bereitete Oehl ungefähr anderthalb Loth guten Korn-Branntwein miſcht, ſo hat man, eben bey der Sparſamkeit, ein größerer und helleres Licht, als man ſonſt vom Baum-Oehl haben kann. Vermiſcht man 1 Pfund Rüb-Oehl mit 3 Quent ungelöſchtem und gepülvertem Kalk, und verfährt eben ſo, wie mit dem Baum-Oehle, ſo währt es zwar länger, ehe der Kalk ſich ſetzt, doch wird das Oehl endlich ganz hell und durch-

ſichtig,

ſichtig, und iſt nicht ſo gefärbt, als vorher. Man gewinnt im Brennen auf 8 Stunden 1 Stunde, und hat, wenn man, wie kurz vorher gemeldet worden iſt, Korn-Branntwein dazu ſetzt, ein helleres und weniger rauchendes Licht. Mit Lein-Oehl kann man eben ſo verfahren, auſſer daß man $3\frac{1}{2}$ Quent Kalk dazu nimmt.

Wenn man 1 Theil von einer ſtarken Pottaſchen-Lauge mit 5 Th. grünem Baum-Oehl vermiſcht, und beynahe bis zum Kochen heiß werden läßt, ſo wird das Oehl zu einer ſeifenartigen Maſſe, die oben ſchwimmt, und von der darunter ſtehenden milchichten Lauge abgeſondert werden kann. Dieſe abgeſonderte Seife vermiſche man mit 3 Mahl ſo viel Waſſer, ſchüttle es durch einander, und gieße ſo viel Scheidewaſſer hinein, bis das darunter ſtehende Waſſer faſt durchſichtig iſt; ſo wird, wenn das Mengſel einige Tage ruhig ſtehen bleibt, das oben auf ſchwimmende Oehl heller und weißer ſeyn, als vorher, auch ſparſamer brennen. Anſtatt des Scheidewaſſers kann man auch andere ſaure Körper, ja auch Eſſig nehmen; allein das Oehl ſcheidet ſich im leztern Falle nicht ſo weiß. Die milchichte Lauge kann man zwar mit Scheidewaſſer oder Eſſig ſättigen; man bekommt aber nicht viel Oehl heraus, ſondern das meiſte iſt ſchlockig. Wenn man aber die oben gedachte ſeifenartige Maſſe einige Wochen an einem warmen Orte ſtehen läßt, ſo wird ſie von ſelbſt, ohne Scheidewaſſer dazu zu thun, meiſtentheils hell, bis auf etwas Dickes, welches ſich niederſezt. Das auf dieſe Weiſe hell gewordene Oehl iſt weißer als vorher, und brennt ſparſamer, indem man in 6 Stunden über eine halbe gewinnt; ja, wenn man dieſes Oehl mit etwas Korn-Branntwein, wie ich kurz vorher gemeldet habe, vermiſcht, ſo erhält man auch ein heller leuchtendes Licht. Das übrige von dem

dem Mengſel, welches ſich von ſelbſt nicht hat aus-hellen wollen, kann man mit Waſſer vermiſchen, und durch eine zugeſetzte Säure ſcheiden, ſo bekommt man auch noch das darin ſteckende Oehl heraus. Mit Rüb- und Lein-Oehl kann man eben ſo verfahren, auſſer daß man etwas mehr Lauge, nähmlich auf 5 Thl. Oehl, 1 $\frac{1}{4}$ Lauge nehmen muß. Solcher Geſtalt werden ſie heller und durchſichtiger, legen ihr ſchleimig-harziges Weſen ab, brennen ſparſamer, heller, und mit wenigerm Rauch, als vorher.

Dem gefaulten Oehle (ſ. oben, S. 141) kann man ebenfalls helfen, wenn man es, wie gedacht, mit Lauge zur ſeifenartigen Conſiſtenz bringt, und das Oehl entweder mit ſauern Körpern, oder indem man das Mengſel lange ſtehen läßt, ſcheidet. Es legt dadurch alle Unreinigkeit ab, und giebt im Brennen einem andern Oehle nichts nach.

Auſſer dieſen Verſuchen, die Oehle mit Kalk oder Laugenſalz zu verbeſſern, hat man noch folgenden mit Mennig und Kalk angeſtellt. Man nahm auf 1 Pf. Rüb-Oehl, 25 Gran Mennig, ließ es ſo lange in gelinder Wärme ſtehen, bis es bräunlich und trübe geworden war; hierauf ſetzte man es an einen temperirten Ort, wo nach einigen Tagen ein dickes bräunliches Weſen zu Boden fiel, woraus man mit einem Lothröhrchen etwas Bley zuſammen blaſen konnte. Das Oehl wurde inzwiſchen innerhalb 8 Tagen hell, worauf man ihm 3 Quent ungelöſchten Kalk zuſetzte, nachdem man es von dem am Boden liegenden dicken Weſen abgeſondert hatte; dieſes Mengſel machte man wieder warm, man ſchüttelte alles wohl durch einander, und ließ es wieder 3 Tage ſtehen; man that alsdann etwas Waſſer dazu, worauf der Kalk ſich in kurzer Zeit braun färbte. Hierauf ließ man das Mengſel alſo ſtehen, bis der Kalk ſich geſetzt hatte, welches etwann in 14 Tagen geſchahe.

Als man ſodann das Oehl von dem Kalke abgoß, und es wieder mit Waſſer vermiſchte, ward es milchicht und trübe, und ungefähr in 4 Wochen hell, und ſo weiß, daß es dem Baumöhle gar nichts nachgab. In dieſem Zuſtande, da nähmlich das Oehl vollkommen hell geworden war, findet man an demſelben nicht die mindeſte Spur, daß es noch Bley, welches ihm eine arſenikaliſche und ſchädliche Kraft mittheilen könnte, aufgelöſet habe. Der im Oehl aufgelöſete Mennig ſcheidet ſich auch, wenn man das Oehl mit einer Lauge, wie kurz vorher gedacht worden iſt, zur Seife macht, da man das Bley, oder der im Oehl ſteckende Mennig, die Lauge ebenfalls ſchwarzbraun färbt, und ſolchergeſtalt das Oehl verläßt.

Die Oehle werden, vermöge der Erfahrung, endlich dick, und dadurch zum Leuchten untauglich. Wenn ſie alſo in einer Lampe dienen ſollen, ſo müſſen ſie flüſſiger ſeyn. Da man ihnen nun das entgangene Waſſer durch eine bloße Beymiſchung nicht wieder geben kann, (ſ. oben, S. 139); ſo muß man ſie entweder in anderm Oehle auflöſen (ſ. oben, S. 131), oder mit Kalk deſtillieren, oder auch die Fäulung zu Hülfe nehmen. In leztern Falle iſt nöthig, daß man ſie mit einer ſcharfen Lauge zur Seife mache, die man im Waſſer auflöſen, und mit einem faulenden Körper vermiſchen kann; ſolcher Geſtalt werden die Oehle durch eine lange anhaltende Fäulung flüſſiger. Man darf ſich aber die Zeit nicht verdrießen laſſen, indem wohl 8 Wochen verſtreichen, ehe das Oehl ſich aus dem Mengſel abſondert und flüſſig wird, welches man darauf abgießen, und und entweder mit Kalk, oder indem man es noch ein Mahl zur Seife macht, von ſeinen Unreinigkeiten, die ihm von der Fäulung anhangen, befreyen kann. Durch die Fäulung werden auch die mit Säuren verdickte Oehle (ſ. oben, S. 139) wieder

wieder flüſſig; mit getrocknetem Oehle aber, oder mit der Haut, die das Lein-Oehl giebt, hat es nicht gelingen wollen. Die beſte Lauge, womit man dick gewordene Oehle, die man faulen laſſen will, zu Seiſe machen kann, iſt diejenige, welche man aus ungelöſchtem Kalk und rohem Weinſtein, zu gleichen Theilen vermiſcht, und mit Seifenſieder-Lauge ausgezogen, bereitet.

Allzu flüſſigen und waſſerreichen Oehlen (ſ. oben, S. 128) kann man entweder durch Kochen, wobey man jedem Pfunde Oehl 1 Quent Küchenſalz zuſetzt, oder indem man in ihnen Colophonium auflöſet (ſ. oben, S. 131,) helfen.

Unter den oben, S. 143, f. angegebenen Verbeſſerungen, iſt die mit Kalk, der andern mit Pott-Aſchen-Lauge deswegen vorzuziehen, weil ſie weniger koſtbar iſt, und alſo dabey mehr gewonnen wird, als bey der andern, die faſt mehr Koſten verurſachet, als man am Oehl gewinnt. Denn wenn 1 Pf. Baum-Oehl 96 Stunden brennt, ſo dauert 1 Pf. verbeſſertes Baum-Oehl nur 17 Stunden länger. Da man nun auf auf jedes Pfund 1 ½, auch wohl 2 Loth, die in der Verbeſſerung abgehen, rechnen kann, und dieſe 2 Loth 6 Stunden gebrant haben würden, ſo bleiben, wenn man dieſe von 17 Stunden abzieht, 11 übrig. Bey dem Rüb- und Lein-Oehl gewinnt man, nach Abzug deſſen, was bey der Verbeſſerung abgeht, nicht viel über 10 Stunden, in Anſehung des längern Brennens, doch hat man, in Betrachtung, daß die auf dieſe Weiſe verbeſſerten Oehle beſſer und mit wenigerm Rauche leuchten, noch überdies einige Vortheile.

In denen Gegenden, wo viel Rübe-Samen gebauet und Rüb-Oehl geſchlagen wird, wird lezteres von dem gemeinen Manne auch zur Speiſe gebraucht; inſonderheit pflegt man Pfaun- oder Eyerkuchen, darin

rin zu backen; allein man glühet es, wie ſie es nennen, vorher ab, um ihm den geilen und widrigen Geſchmack zu benehmen, wobey man folgender Maßen verfährt. Man ſezt eine gewiſſe Quantität deſſelben in einer Pfanne an das Feuer, und läßt es brav kochen und abqualmen. Einige werfen, wenn es kocht, auch wohl ein Stück geröſtete Brodrinde in daſſelbe. Ich halte dieſes leztere eben nicht nöthig zu ſeyn, ja ich zweifle ſo gar, ob es von einigem Nutzen ſeyn dürfte, wenigſtens geht dabey etwas Oehl verloren. Hilft dieſes Abglühen wider den übeln Geſchmack des Rüb-Oehles bey dem Gebrauche deſſelben an Speiſen, ſo hilft es vielleicht auch wider den üblen Dampf und Qualm deſſelben, wenn man es brennt. Es käme auf einen Verſuch an. Verlöre das Rüb-Oehl aber durch dieſes Abglühen, entweder den ſtarken und übeln Geruch nicht ganz, oder von demſelben doch nicht ſo viel, als man wohl wünſcht, ſo müßte man darauf denken, wie man den Dampf entfernen, und ihn dadurch unſchädlicher, als er ſonſt zu ſeyn pflegt, machen möge. Und dazu iſt kein beſſeres Mittel, als daß man eine blecherne oder eiſerne Dampfröhre verfertigen, derſelben unten, wo ſie nahe über der brennenden Lampe zu ſtehen kommt, einen ziemlich weiten, trichtermäßigen Umfang geben, und ſie an der nächſten Stelle, wo es angeht, zum Fenſter oder Zimmer hinaus leiten läßt. Verſchiedener dergleichen Einrichtungen wird weiter unten ausführlich Erwähnung geſchehen.

Da das Oehl unſtreitig ein wohlfeileres Geleuchte, als das Talg-Licht, iſt, ſo fragt es ſich: welche Art von Oehl die rathſamſte ſey, da die Oehle in Anſehung ihres Aushaltens beym Brennen, unterſchieden ſind? Dieſe Frage kann nicht beſſer, als aus dem allergenaueſten Verſuche des in der Phyſik und Oekonomie ſo verdienſtvollen Hrn. Prof. Titius, in

Wittenberg, beantwortet werden, woraus man zugleich das Verhältniß des Talg-Lichtes in einem gegebenem Gewichte gegen das Oehl einſehen kann. Er erzählt ſeine Verſuche mit einigen Oehlen im Brennen, im 30 St. Wittenb. Wochenbl. v. J. 1770, alſo:

„Ich nahm d. 2 Dec. 1769, in einem kalten Zimmer, bey 36 Grad Fahrenh. Temperatur, ein hieſiges gegoſſenes Licht und viererley Oehle zum prüfen. Die Dochte zu dieſen Oehlen ſowohl, als zum Lichte, hatten ſämmtlich 12 einzelne baumwollene Fäden klar und rein geſponnen. Die erſten hatten einerley Länge und Gewicht von 5 Gran; ein Drittel von der Länge und Gewichte des Licht-Dochtes. Ich wog hierauf von folgenden vier Oehlen; Rübſen-Oehl, Sonnenblumen-Oehl, Baum-Oehl, Mohn-Oehl, von jeglichem $\frac{1}{2}$ Unze, oder 1 Loth, ab, that jedes in ein Ober-Täßchen, ließ die Dochte ſämmtlich über ihre Tillen 3 pariſer Linien, d. i. 3 ſtarke Meſſerrücken dick, heraus ſtehen, um ſie ſolchergeſtalt brennen zu laſſen. Das friſche Licht von reinem Schöpſen-Talge wog $1\frac{3}{4}$ Unze, oder $3\frac{1}{2}$ Loth. Um 11 Uhr 15 Min. Vormittags zündete ich die Sachen, in einem 58 Grad warmen zugemachten Zimmer, wo keine Zugluft war, zugleich an. Die Flamme von Rübſen-Oehle rauchte ſtark; die vom Sonnenblummen-Oehle, faſt nicht geringer; die Baumöhl-Flamme gar nicht, und die vom Mohn-Oehle nur wenig. Die Flammen waren lang: vom Rübſen-Oehl, 14 par. Linien; faſt ſo lang die vom Sonnenblummen-Oehl: die vom Baum-Oehl, 12; und des Mohn-Oehls ſeine, 11 par. Linien. Das Rübſen-Oehl ſetzte gleich nach einer Viertelſtunde etliche Knoten am Dochte, die hernach ein paarmahl mußten weggenommen werden. Das Oehl von Sonnenblummen that es gleichfalls. Auch der Baumöhl-Docht bekam eine obere Härte, die abgenommen wurde; aber der vom Mohn-Oehl ward weder geputzt, noch oben ganz hart gebrannt. Die Flamme vom ausgebrannten Rübſen-Oehl erloſch um 1 Uhr 47 Min. und der Docht war auch ziemlich trocken gebrannt. Er wog noch 13 Gran. Die Oehl-Flamme von Sonnenblumen erloſch um 2 Uhr 47 Min.; der Docht wog noch $12\frac{1}{2}$ Gran. Die Baumöhl-Flamme gieng aus um 2 Uhr 1 Min.; der Docht ziemlich trocken, wog $13\frac{1}{2}$ Gran. Des Mohnöhls-Flam-

me hörte auf um 3 Uhr 11 Min.; der Docht auch ziemlich trocken, nie geputzt, wog 11 Gran, und hatte ſich alſo am meiſten vom Oehle ausgebrannt, nachdem die andern Dochte insgeſammt mehr wogen, und doch dabey durch die obern weggenommenen harten Knoten etwas weniges von ihrer Subſtanz verloren hatten. Das Licht gieng gerade um 5 Uhr 44 Min. aus, und ward von Zeit zu Zeit gehörig geputzt. Dies war nöthig, weil ein ungeputztes Licht, wegen erhitzter und großer Flamme viel geſchwinder wegbrennt; denn der Talg wird alsdann unten vielmehr aufgelöſet, und ſteigt, die große Flamme zu erhalten, viel häufiger in den Docht hinan; daher brennt auch im Kalten ein Licht länger, als in der Wärme. Ich will gedachte Oehle nach den Nummern bezeichnen: Rübſen-Oehl N. I. Sonnenblumen-Oehl N. II. Baum-Oehl N. III. Mohn-Oehl N. IV. Man überſieht die Länge des Brennens von 1 Loth Oehl und 3 ½ Loth Licht folgendergeſtalt auf einmahl.

N.		U. M.		U. M.		St. M.
I.	angef.	11, 15;	ausgeg.	2, 24;	gebr.	3, 9.
II.	"	11, 15;	" "	2, 47;	"	3, 32.
III.	"	11, 15;	" "	2, 1;	"	2, 46.
IV.	"	11, 15;	" "	3, 11;	"	3, 57.
ganz. Licht		11, 15;	" "	5, 44;	"	6, 29.
folgl. 1 Loth Licht		"	"	"	"	1, 51.

Dieweil ich die Länge der Flamme bey Tage nicht ſcharf genug zu ſehen glaubte, ſo wiederholte ich denſelben Abend den nämlichen Verſuch auf einem kalten Vor-Saale. Ich ließ die vollgezogenen Dochte, wie ſie waren, ſchneuzte ſie ab, zog ſie abermahl 3 par. Linien über die Tille, goß in jede Schale, wie vorher, 1 Unze oder 2 Loth Oehl, und ſteckte die Dochte alleſammt gerade um 5 Uhr an. Nun fand ich in der Länge der Flamme eine kleine Verſchiedenheit. Nähmlich die Flamme des

Baum-Oehls	13 par.	Linien	hoch;		ſehr hell und grün.
Rübſen-Oehls	11	ꞏ	ꞏ	ꞏ	ſehr röthlich.
Sonnenbl. Oehls	9	ꞏ	ꞏ	ꞏ	wenig röthlich.
Mohn-Oehls	$7\frac{1}{2}$	ꞏ	ꞏ	ꞏ	faſt wie die aus Sonnenblumen.

Ich glaube aber, daß die erleuchtete Luft um die Baumöhl-Flamme Urſache war, weswegen mir diesmahl dieſe Flamme am längſten ſchien. Die Länge des Brennens war folgende:

N.		U.		U. M.		St. M.
I.	angef.	5;	ausgeg.	8, 55;	gebr.	3, 55.
II.	ꞏ	ꞏ	ꞏ	9, 30;	ꞏ	4, 30.
III.	ꞏ	ꞏ	ꞏ	8, 27;	ꞏ	3, 27.
IV.	ꞏ	ꞏ	ꞏ	9, 41;	ꞏ	4, 41.

Als ich die ſpecifiſche Schwere dieſer Oehle, nachdem ſie einige Zeit in einer von 73 Fahrenh. Grad warmen Stube geſtanden, unterſuchte, und ſie hydroſtatiſch abwog, verlor der Bleywürfel eines par. Zolles in Rübſen-Oehl 398 par. Gran; im Baum-Oehl 405 Gran; im Sonnenblumen-Oehl, 411 Gran; im Mohn-Oehl, 416 Gran. Daraus erhellet, daß die beyden lezten Oehle ſchwerer Art, als die erſtern, und das Mohn-Oehl das ſchwerſte von dieſen vieren iſt, daß es folglich die größte Menge Theile unter einerley Raume einnehme, und daß es daher, wie die Verſuche mit dem Brennen geben, am längſten Flamme halte. Berechnet man dieſe gefundene Verluſte gegen die eigentliche Schwere eines pariſer Würfel-Zolles Regen-Waſſer von 432 Gran, die man als 1000 annimmt, ſo verhalten ſich die gedachten Oehle gegen das Regenwaſſer.

Rüben-Oehl	wie 1000 zu 921.
Baum-Oehl	wie 1000 zu 937.
Sonnenblumen-Oehl	wie 1000 zu 951.
Mohn-Oehl	wie 1000 zu 963.

Die Schwere etlicher dieſer Oehle findet ſich noch nicht bey den Schriftſtellern abgewogen. Dieſemnach ſieht man

 auch

auch, daß ein Geleuchte von Mohn-Oehl viel rathſamer und ſparſamer ſey, als ein anderes von Baum-Oehl, zumahl da das Mohn-Oehl, eben ſo wenig, wie dieſes riecht und dampft. Man erkennt auch hieraus, warum die Flamme des Mohn-Oehls die kürzeſte, und die des Rübſen-Oehles, bey dem Verſuche am Tage, die längſte geweſen, wie es der ſpecifiſchen Schwere des Oehls nach ſeyn ſollte. Je ſchwerer und dichter ein Oehl iſt, deſto weniger Theile deſſelben ſteigen in dem Docht mit einmahl herauf; es werden alſo weniger auf einmahl in der Flamme verzehrt und verflüchtet. Daher kommt die Niedrigkeit der Flamme, und das längere Brennen. Inzwiſchen iſt es auch gewiß, daß die Mohnöhl-Flamme dunkler brennt, als die vom Baum-Oehl: allemahl aber zulänglich, um dabey ohne Schaden der Augen zu ſehen, und zu leſen. Sieht man die beyden Verſuche, den in dem mäßig warmen Zimmer, und den auf den kalten Saale, mit den brennenden Oehlen nochmahls an, ſo findet ſich im erſten Verſuche, daß das Mohn-Oehl 3 St. 57 Min.; das Baum-Oehl nur 2 St. 46 Min.; im lezten Verſuche das Mohn-Oehl 4 St. 41 Min., das Baum-Oehl 3 St. 27 Min. gebrannt habe. Im erſten hat alſo 1 Loth Mohn-Oehl, bey gleichem Dochte, 71 Minuten, d. i. 1 11 Min.; im lezten, 74 Minuten, oder 1 St. 14 Min.; länger gebrannt, als feines Baum-Oehl. Brennt 1 Loth Mohn-Oehl $\frac{5}{4}$ Stunden, ich will nur ſagen: 1 Stunde länger, als 1 Loth Baum-Oehl, ſo reicht man mit 32 Lth. oder 1 Pf., Mohn-Oehl im Brennen 32 Stunden weiter, als mit 1 Pfund Baum-Oehl. Und das Pf. Baum-Oehl, welches bey nahe eine halbe Kanne macht, koſtet doch 4 Gr. 6 Pfenn., da man hergegen 1 Pfund Mohn-Oehl, wenn es nur in Quantität geſchlagen würde, aufs theuerſte für 4 Gr., oder die Kanne für 8 Gr. (ich will nicht ſagen im Ganzen für 6 bis 7 Gr.) haben kann. Ein jeder ſieht hieraus, wie ſehr man das Mohn-Oehl, der Erſparniß und des Vertriebes davon, zu brennen, zumahl in Nacht-Lampen, oder zu anderm minder hellem Lichte, brauchen ſollte; denn wer ſich daran gewöhnt, kann auch bey einer Mohnöhl-Flamme vortrefflich leſen. Eben ſo brennt auch das Oehl aus Sonnenblummen ſchon viel ſparſamer als Rübſen-Oehl, und noch viel ſparſamer als Baum-Oehl. Denn 1 Loth des erſten hält doch faſt $\frac{3}{4}$ Stunden länger Flamme,

Flamme, als die lezten. Aber der Bau der Sonnenblumen iſt ſchon nicht ſo nützlich, und der Same nicht ſo fett, als der von Rübſen. Hergegen der Mohnbau wäre auch in jeder wirthſchaftlichen Abſicht der allernützlichſte für unſer Land, beſonders für unſern Churkreis. Beym Lichtbrennen verliert man an Zeit und Geld das meiſte, wenn man nicht den Mangel alles Geruches und Schmauches vorzöge. Denn 1 Pf. Baum-Oehl brennt unter den oben angezeigten Umſtänden mindſtens 96 Stunden; da unter denſelben 1 Pfund gegoſſene Lichte nur 42 Stunden brennt, weil 1 Loth Licht nur 1 St. 51 Min. Flamme hält. Zu geſchweigen, daß die gegoſſenen und dickdochtigen noch mehr wegfladdern. Baum-Oehl gegen Rübſen-Oehl iſt deswegen allemahl koſtbarer, weil 1 Loth Baum-Oehl 25 bis 28 Minuten kürzer brennt, und hiernächſt im Pfunde noch $2\frac{1}{2}$ Gr. mehr koſtet, als Rübſen-Oehl. Hält man aber Mohn-Oehl gegen Rübſen-Oehl, ſo fällt es deutlich in die Augen, daß man mit lezterm nicht vielmehr erſparet, als mit erſterm. Ein Loth Mohn-Oehl hält $\frac{3}{4}$ Stunden länger im Brennen aus, als 1 Loth Rübſen-Oehl; dies macht im Pfunde 24 Stunden mehr. Sezt man nun, Winter und Sommer in einander gerechnet, man brenne täglich 3 Stunden Lampe, ſo gebraucht man folglich zu 1095 Stunden jährlichem Brennen (wenn 1 Pfund Rüb-Oehl, unter vorangezeigten Umſtänden von Luft, Docht und ruhiger Flamme, 112 Stunden, 1 Pfund Mohn-Oehl hergegen 144 Stunden brennt,) vom erſtern jährlich $9\frac{3}{4}$, vom leztern nur $7\frac{3}{4}$ Pfund. Erſteres wird etwa 20 Gr., lezteres 31 Gr., kommen; ein Unterſchied, der beym Mangel des Schmauches, Dampfes und anderer Bequemlichkeiten, in der Haushaltung gewiß ſehr unerheblich iſt.“

Dieſer Verſuch lehrt auf das überzeugendſte, daß wir unſer Mohn-Oehl weit wohlfeiler, als Baum-Oehl, brennen können. Wir ſehen auch daraus, daß, wenn gleich das Rüb-Oehl etwas wohlfeiler, als daß Mohn-Oehl zu haben iſt, lezteres dem erſtern doch noch vorzuziehen ſey, weil es keinen empfindlichen Schmauch und Dampf macht, dergleichen wirklich von dem Rüb-Oehle geſchieht.

In No. 11. des leipz. Intell. Blatt 1777, S. 94, werden folgende Verſuche über das Oehl-Brennen bekannt gemacht:

Gebrannt:	Große Lampen. mit Baum-Oehl. Lt.	Q.	Rüb-Oehl. Lt.	Q.	Mittlere Lampen. mit Baum-Oehl. Lt.	Q.	Rüb-Oehl. Lt.	Q.	Kleine Lampen. mit Baum-Oehl. Lt.	Q.	Rüb-Oehl. Lt.	Q.
D. 15 Nov. 1775 mit geſtrickten Dochten	1	2	1	$1\frac{2}{1}$	1	½	—	3½	—	3½	—	3½
eod. die zum zweyten Mahl	1	2	1	1½	1	—	—	3½	1	½	1	—
Den 16 Novem. mit gedreheten Dochten	2	—	1	2½	1	½	1	—	1	—	—	3½
eod. die zum zweyten Mahl	1	3½	1	2	—	3½	—	3	1	½	—	2¾
Den 17 Novemb. mit geſtrickten Dochten	1	2½	1	1	—	3½	—	3½	1	—	—	3
Den 18 Nov. mit dergl.	1	3½	1	1½	1	½	—	3½	—	3½	—	3½
eod. die noch einmahl	1	2½	1	1	1	—	1	—	1	—	1	—
Da jeder Verſuch 2 Stunden gedauert hat, ſo betragen 14 Stunden auf 7 Mahl	12	—	9	3	7	½	6	1	7	—	6	¼

wobey aber zu merken iſt, wie auf die verſchiedenen Arten von Dochten beſondere Rückſicht zu nehmen iſt.

Hat man ein von Natur gutes, reines, und dünnes Oehl, wie z. B. ein gutes Baum-Oehl iſt, und man wünſcht, daß daſſelbe ſich nicht ſo geſchwinde verzehre, ſo kann man ſie durch die ſorgfältige Zubereitung eines Dochtes einigen Vortheil verſchaffen. Man muß nähmlich gut gekrämpelte Baumwolle nehmen, und dieſelbe ſo ſpinnen laſſen, daß die Fäden faſt von gleicher Stärke ſind, alsdann aber muß man etliche dergleichen Fäden, und zwar mehrere oder wenigere, nach dem der Docht mehr oder weniger ſtark ſeyn ſoll, zaſammen nehmen, und dieſelben weder zu ſtark, noch zu ſchwach zuſammen drehen, ſie in Salzwaſſer eine Zeitlang einweichen, und, ohne ſie auszudrücken, trocken werden laſſen. Dadurch wird man den Vortheil erhalten, daß die öhlige Subſtanz nicht ſo übereilt angezogen, und alſo nicht über die Maße das brennbare Weſen zerſtreuet, ſondern mehr in dem Dochte zurück gehalten wird, doch ſo, daß der Erleuchtung kein ſonderlicher Abbruch geſchieht. Auf die rechte Zubereitung der Dochte iſt vielen Stücken mehr, als auf die Reinigung des Oehles, zu ſehen. Denn die Erfahrung lehrt, daß durch einen allzu lockern Docht mehr Oehl verbrennet, als durch einen dicht gedrehten, wie hingegen durch einen allzu dichten Docht die Erleuchtung weit matter bemerkt wird, ſo, daß oft eine Lampe bloß deswegen erliſcht, ohne daß es ihr an Oehl gebricht, noch auch das Oehl von ſchlechter Beſchaffenheit iſt. Will man demnach eine gute und helle Erleuchung haben, ſo ſorge man für ein gutes reines Oehl, und für einen gehörig zubereiteten Docht; will man zugleich haben, daß dabey etwas erſparet werde, ſo vermiſche man verſchiedene Oehle, z. B. 1 Theil Rübſen-Oehl mit 2 Th. Baum-Oehl, und bediene ſich eines Dochtes, der aus gleichen Fäden beſteht, welche nicht zu locker, noch auch zu ſcharf, zuſammen gedrehet, überdies aber in Salz-

Salzwaſſer eingetaucht und unausgedrückt getrocknet worden ſind.

Eines aus Theilen der Thiere zubereiteten Oehles, welches beſonders in Straßen-Laternen gebraucht werden kann, wird im Art. Laterne Erwähnung geſchehen.

Außer dem Oehle werden auch gewöhnlich das Schwein-Rinds-Gänſe-Schmalz, u. a. m. zum Brennen in den Lampen gebraucht, worunter das Gänſe-Schmalz, das beſte, aber auch das theuerſte iſt; doch kann das zum Eſſen untaugliche ſehr gut dazu gebraucht werden; ſ. Th. XVI, S. 61.

In Bohuslehn iſt eine beſondere Art Lampen gebräuchlich, welche vornehmlich für Arme ſehr nützlich ſind. Sie werden, nach Hrn. Kalm Bericht (*), auf folgende Weiſe gemacht. Man ſammelt die Lebern von allerley Gattungen Fiſche, als: Längen (Långor), Schellfiſche (Gråſik), u. d. gl. Gemeiniglich nimmt man die Lebern von Schellfiſchen, weil ſolche ſehr groß und fett ſind, und alſo den meiſten Thran geben; dieſe legt man zuſammen in eine Tonne, und läßt ſie da liegen und ſo lange rotten, bis alle Lebern überall gleich ſind. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſchöpft man ſie in einen Keſſel, und läßt ſie kochen, da ſich dann das Feine und Klare obenauf ſetzt, das Dicke aber zu Boden ſinkt. Man ſchöpft das Feine und Klare, oder den Thran, in beſondere Fäſſer ab, und verwahrt es; den dicken Bodenſatz aber, der ſchwarz ausſieht, wirft man weg. Dieſes Feine und Klare iſt nun dasjenige, was in den Lampen ſtatt des Oehles gebraucht wird. Zum Docht braucht man wohl Dochte aus Lein oder Hanfe; beſſer aber iſt folgen-

(*) Im 5 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. der Wiſſ. a. d. J. 1743, S. 102, f.

gendes. Man nimmt eine Art feine Binſen, die in Gräben, Sümpfen und an feuchten Oertern wachſen; Juncus culmo nudo ſtricto, capitulo laterali, *v. Royen* Prodr. 44. Juncus laevis, panicula conglomerata, *Scheuchz*, Agroſtogr. 343. Sie ſind rundlich, ganz glatt, $\frac{1}{2}$ Elle lang, mehr oder weniger, ungefähr wie ein kleiner Finger dick, und wachſen gemeiniglich dicht bey einander. Wenn ſie noch grün und friſch ſind, ſondert man von ihnen das innere Weiße, oder das Mark, von der äuſſern grünen Schale folgender Maßen ab: man ſpaltet auf der einen Seite die Schale längſt dem Stängel, ſetzt hernach den Nagel des Daumes gegen das innere weiße ſchwammichte Weſen der Binſe, und fährt ſo mit dem Daumen längſt dem Stiele hinauf an der innern Seite der grünen Schale, da ſich dann das innere und ſchwammiche Weſen oder Mark leicht ablöſet, und von der äuſſern grünen Schale abſondert, welche grüne Schale man als untauglich wegwirft, das Mark aber zurück behält, welches nun ganz in Einem Stücke beyſammen hängt, ſo lang als der Stängel war, und einem andern dünnen Dochte gleicht. Wenn man ſo viel davon hat, als man verlangt und für nöthig hält, knüpft man ſie zuſammen in kleine Bündel, und hängt ſie in die Stube, damit ſie trocknen. Wenn ſie trocken ſind, nimmt man jedes von dieſen Stücken Mark beſonders, legt es in oben beſchriebenen Thran in die Lampe, und braucht es ſtatt des Dochtes. Die Zeit den Docht zu ſammeln, iſt gegen den Schluß des Auguſtes und den Anfang des Septembers; Einige halten den Vollmond im Sept. für die beſte Zeit dazu. Den Nutzen und Vortheil, den dieſe Binſen-Dochte vor andern, die aus Hanf oder Lein gemacht werden, haben, iſt, daß ſie nicht halb, ja nicht den dritten Theil ſo viel Thran verzehren, ſo gut und gleich als Baumwollen-Dochte ſind, nicht

rau-

rauchen, und übrigens ſo klar, als irgend ein anderes Licht, brennen. Zu der Lampe, oder zum Gefäß, in welchen man dieſen Thran brennt, braucht man hier gemeiniglich ein, wie der Obertheil einer Gießkanne geſtaltetes, eiſernes Gefäß.

Um die Beſchwerlichkeit des Rauches und Ruſſes von Lampen und Lichtern in Wohn-Stuben abzuwenden, bedarf es weiter nichts, als daß man über der Lampe oder dem Lichte, einen Schwamm, den man in Waſſer geweicht und hernach ſo wieder ausgedrückt hat, daß er nur noch feucht bleibt, hoch genug über das Licht aufhänge, daß die Flamme des Lichtes ihn nicht ergreifen kann. Der Schwamm zieht allen Dampf vom Lichte an ſich.

Von den kleinen Lampen für Theater-Erleuchtung, von Wachs oder Talg, oder den ſo genannten Biſcuits, werde ich weiter unten handeln.

Alle bisher erwähnte Licht-Nahrungen müſſen durch einen Docht in ihre Thätigkeit geſetzt werden. Dieſer iſt eine brennbare Materie, welche bey ihrer Auflöſung durch die von ihr aufgelöſete Licht-Nahrung ihre Dauer verlängert. Da nun alle Licht-Nahrungen gewiſſe Fettigkeiten vorausſetzen, dieſe aber lockere Körper, welche viel Zwiſchenräumchen haben, leicht und geſchwinde durchdringen, und da der Docht, wenn das Licht fortdaurend ſeyn ſoll, beſtändig ſo viel Licht-Nahrung, als an deſſen Spitze verbrennt, in ſich nehmen muß: ſo kann jeder lockere und brennbare Körper die Stelle eines Dochtes vertreten; nur muß der Docht mit ſeiner brennbaren Materie in gehörigem Verhältniſſe ſtehen, wenn die Flamme hell, ohne zu fackeln, brennen, und die Licht-Nahrung nicht rauchen ſoll.

Die

Die Dochte, die man gewöhnlich zu den Lampen braucht, werden aus Binſen, Hohlunder-Mark, Amiant-Fäden, oder am gewöhnlichſten, aus Baumwolle, und zwar entweder geſponnener, oder gewirkter, verfertigt.

Zu den Binſen-Dochten nimmt man, in einigen Gegenden, die auf dem Felde wachſenden Bimſen, inſonderheit die glatten, rundköpfigen, welche in einigen Ländern Beeſen heißen, *Juncus glomeratus Linn.* zieht die grüne Haut davon ab, läßt das innere weiße und wollenartige Gewebe trocknen, und brennt es alsdann in den Lampen.

Wie man die Binſen-Dochte in Bohuslehn hierzu zubereitet, ſ. oben, S. 157.

Das Binſen- und Hohlunder-Mark, iſt dem baumwollenen Garne, in ſo weit, daß es von Natur rein iſt, und nicht ſo oft geputzt werden darf, vorzuziehen; hat aber dagegen das Mangelhafte, daß es ſehr leicht zerbricht.

Die Binſen-Dochte ſind hin und wieder in der Lauſitz im Gebrauche, und an andern Orten treibt man damit ſchon ein kleines Handlungs-Geſchäft, und hält ſie in Quantität zum Verkauf. Dieſe Dochte von Bimſen brennen in den Oehl-Lampen heller und beſſer, als die baumwollenen, denn ſie haben weder Knoten, noch ſonſtige Ungleichheiten, fallen großentheils gleich dick, und ſind, durch ihre ſchwammigte Subſtanz, zum Zuführen des Oehles ſehr geſchickt. Wenn einer von ihnen nicht genug Flamme giebt, laſſen ſie zwey davon in die Dille legen. Die ganz feinen hat man ſchon zu den gewöhnlichen Nacht-Lichtchen angewandt. Es wäre zu wünſchen, daß ihr Gebrauch mehr eingeführt würde, um ein inländiſches Naturproduct ſtärker zu nutzen, und dadurch entweder viel fremde Baumwolle zu erſparen, oder dieſe mit mehr Vortheil in Kleidungsſtücken zu verwenden, wenn es nun ja ein ausländiſches Product, nähmlich Baumwolle, ſeyn ſoll. Nur das Ausſchälen des Markes, daß es nähmlich fein glatt, ſo rund, dick und lang bleibe, als es in dem Halme ſitzt: die-

ſes

ſes iſt mehrentheils noch ein Geſchäft, wozu manche Geſchicklichkeit und Handgriffe gehören.

Hr. Macquer, hat im Journal de Paris, vom J. 1782, bekannt gemacht, daß die beſten Dochte für Oehl-Lampen aus gelben Zunder-Schwamm, ohne andere Bereitung gemacht werden. Er ſelbſt bedient ſich bey ſeiner Studier-Lampe, zu Dochten, des gemeinen Feuer-Schwammes, den er blos in die Form eines Dochtes ſchneidet. Eben dieſe Dochte, wie auch ſchmahle Riemchen von Hüten, können mit gutem Erfolge für Lampen mit Weingeiſte (Spiritus-Lampen) gebraucht werden.

Von Dochten aus Amiant- oder Asbeſt-Fäden, ſ. oben, S. 100 und 107.

Die gewöhnlichſte Materie des Dochtes, iſt Baumwolle; es muß aber dieſelbe recht rein, und nicht von unreinen Händen beſudelt ſeyn, auch müſſen alle Knoten und Hülſen heraus geleſen ſeyn, hernach zieht man ſie nach beliebiger Dicke zu einem etwann 2 Spannen langen Faden, welchen man zwiſchen den Händen rund wälgert, alsdann dreht man den Faden ſehr drall, nimmt ihn endlich doppelt, und dreht ihn wieder rückwärts zuſammen, ſo iſt er gleichſam gezwirnt, und iſt ein guter dichter Docht noch nicht 1 Spanne lang. In Lampen, bey welchen man ſtudieren will, muß der Docht ſo dick als eine Gänſe-Feder ſeyn, und man darf ihn nicht weit heraus ziehen, ſondern nur daß er Flamme halten kann, ſo brennt er ſchon hell, und darf kaum in 4 bis 5 Stunden accommodiret werden. In Nacht-Lampen darf er nur einen dünnen Bindfaden ſtark, doch auch gezwirnt, ſeyn, ſo brennt er rathſam und hell genug, nach dem man ihn viel oder wenig heraus zieht, und die Flamme faſſen kann.

An ſtatt der gemeinen Dochte, die einen maſſiven Cylinder bilden, erfand Hr. *Léger* in Paris im

J.

J. 1783, eine Art bandförmiger Dochte, welche in jedem Oehl, ſelbſt in Thran, ohne allen Dampf und Ruß brennen ſollten. Er legte ſie der Akademie vor; ſie wurden von drey berühmten Phyſikern, als Commiſſarien der Akademie, unterſucht, und die Angabe ward für richtig befunden. Das Geheimniß ſetzte Hr. *Léger* in einen fertigen Ueberzug, welchen er den Dochten gab, und auch den Commiſſarien ſchien die Hauptſache auf dieſem Ueberzuge zu beruhen. Nachher hat der Baron v. **Alſtrömer**, in Schweden, über dieſe Sache fernere Verſuche angeſtellt, und das Reſultat derſelben in den Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1784, S. 187 — 193, bekannt gemacht. Er ließ ſich Dochte von feinem baumwollenen Garn als Band weben, welche 1 Z. breit waren und 90 Fäden im Aufzuge hatten; der Einſchlag war ein einfacher baumwollener Faden, welcher ganz loſe eingeſchlagen wurde, ſo, daß zwiſchen jedem Einſchlage $\frac{1}{8}$ Zoll Zwiſchenraum war. Dieſe Bänder überzog er mit einer Miſchung von Talg und etwas Wachs, ſo, daß der Talg die Conſiſtenz des Wallrathes (mit welchem die **Légeriſchen** Dochte überzogen ſeyn ſollen,) erhielt. Das äuſſere Ende des Dochtes wird vorher etwas angebrannt, (damit es nachher leichter angezündet werden könne,) und der Docht ſelbſt in eine ſolche Lampe gebracht, in welcher das Oehl beſtändig gleich weit von der Flamme entfernt gehalten werden kann, wozu die Lampen mit einem Kaſten am tauglichſten ſind. Dieſe Entfernung darf nicht viel über oder unter 1 Zoll ſeyn. Der Docht muß, wenn er brennt, in gehöriger Länge ausgezogen ſeyn, und hierauf beruhet vorzüglich der gute Erfolg dieſer Erfindung. $\frac{1}{8}$ Z. länger ausgezogen, raucht der Docht ſehr ſtark, welcher vorher gar nicht rauchte. Man thut daher am beſten, dieſe erforderliche Länge durch einige Verſuche ſelbſt zu beſtimmen.

Selbſt Thran, wenn er nur nicht ſehr trübe war, brannte der Erfinder dieſer Einrichtung ohne dem geringſten Dampf, und die Flamme war ſo hell als von Wachslichtern. In 12 oder 16 Stunden wird nicht mehr als $\frac{1}{16}$ Z. des Dochtes verzehrt, und man darf alſo die Lampe die ganze Nacht durch gar nicht abputzen. Ein Loth Thran brannte auf der Lampe $1\frac{1}{2}$ Stunde, und es wäre dieſes folglich das wohlfeilſte Licht das man haben könnte, ohne von dem Lampen-Dampfe die gewöhnlichen Unbequemlichkeiten zu empfinden. Iſt der Docht nun ganz zu Kohle gebrannt, und fängt an zu rauchen, ſo wird er mit einer Schere gerade abgeſchnitten, oder, wie Hr. v. Alſtrömer meint, noch beſſer von beyden Seiten, ſo, daß er nach oben hin einen ſpitzigen Winkel macht.

Auf ſolche Weiſe können baumwollene Sachen, als: Strümpfe, Nacht-Mützen ꝛc. ſie mögen ſo abgenutzt ſeyn, als ſie wollen, wenn ſie vollkommen rein ausgewaſchen ſind, verbraucht werden; wozu man ſie bloß, nach der Weite der Dille in der Lampe, in breitere oder ſchmählere Streifen zerſchneiden darf.

Da zu verſchiedenen neuern Erfindungen von Lampen, deren weiter unten Erwähnung geſchehen wird, bandförmige Dochte genommen werden: ſo wird es nicht undienlich ſeyn, die von Hrn. Bar. Alſtrömer eingegebene Nachricht von ſeinen damit angeſtellten Verſuchen ſelbſt hier einzurücken (*).

„Im Eſprit des Journaux, Janv. 1783, S. 368, und Mai, S. 366, wie auch in *Rozier* Journ. de Phyſ. v. Jan. 1783, S. 62, fand ich zuerſt die Nachricht, daß ein Hr. Léger

(*) Nach der in Hrn. Bergr. Crell chemiſchen Annalen, 3 St. 1786, S. 257, fgg. befindlichen Ueberſetzung.

Eine andere Ueberſ. davon, ſ. im 5 B. der von Hrn. Käſtner und Brandis überſ. Neuen Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. der Wiſſ. S. 189, fgg.

Léger in Paris eine Zubereitung von Lampen-Dochten erfunden hätte, wodurch Dunſt, Rauch und Ruß verhütet würden, was für Oehl man auch brennen ließe, ingl. an Oehl und Dochten erſpart würde. Dieſe Erfindung erregte meine Aufmerkſamkeit um ſo mehr, als ſie von dem Marquis de Condorcet, Hrn. Lavoiſier, und Hrn. Grafen de Milly, welche die kön. franzöſ. Akad. der Wiſſ. zur Unterſuchung derſelben auserſehen hatte, unterſucht, gutgeheißen und richtig befunden worden war. Im vergangenen Herbſte kam auch zu Gothenburg ein Franzoſe, Hr. Pauly, an, welcher Oehl und Thran ſo klar zu machen übernahm, daß ſie keinen Rauch geben ſollten, wenn ſie in Lampen angewandt würden. Er hatte zwar einige Proben von Hrn. Léger's zubereiteten Dochten bey ſich, ſah ſelbige aber für nicht ſo bedeutend, als ſeine Kunſt, die Oehle zu klären, an.

Bey ſo verſchiedenen Angaben, und da ich keine Möglichkeit einſehen konnte, den Rauch, welchen das Oehl giebt, durch irgend eine Zubereitung des Dochtes zu verhüten, war für mich nichts anders zu thun, als das rechte Verhalten durch Verſuche ausfindig zu machen.

Hrn. Léger's bandförmige Dochte waren mit Wallrath (Sperma Ceti) überzogen, welcher durch heißes Waſſer abgeſchmolzen ward, und dienten mir zum Muſter, wonach ich welche aus feinem baumwollenen Garne, gegen einen Werk-Zoll breit, weben ließ, welche 90 Fäden in der Breite hielten, ſo in 9 Bündel (Lockar) vertheilt waren, von welchen je einer zwiſchen jedes Paar Zähne des Blattes durchgezogen war, aber zum Einſchlage ward einfaches baumwollen Garn genommen, und ganz loſe, gegen $\frac{1}{8}$ Zoll von einander, eingeſchlagen. Statt des Wallraths ließ ich meine Dochte in Unſchlitt tunken, welches mit ſo vielem Wachſe verſetzt war, als zur Erhaltung der Steifigkeit des Wallraths erfordert ward. Dieſe Band-Dochte ſtellte ich in Lampen, von verzinntem Eiſen-Bleche, und gleicher Einrichtung mit denen, welche im Franzöſ. Lampes à reſervoir genannt werden, und das Oehl in dem Maße, wie es verzehrt wird, zerfließen laſſen, ſo, daß es immer gleich hoch in der Lampe, und gleich weit von der Flamme entfernt, bleibt. Das äußerſte Ende des Dochtes wird ein wenig angebrannt, oder verkohlt, um das Anzünden zu erleichtern; wenn aber ein Tropfen Terpenthin-Oehl

 darauf

darauf geſtrichen wird, ſo faßt er in dem Augenblicke Feuer, da ihm die geringſte Flamme genähert wird.

Nach dem Anzünden muß der Docht mit einer Nadel oder Zange auf- oder niedergeſchoben werden, bis ſeine Flamme überall weiß und hell iſt. Iſt der Docht zu kurz, oder nicht genug aus dem Dochtrohre heraus gezogen, ſo wird die Flamme zu klein, oder verlöſcht ganz und gar; iſt der Docht hingegen zu hoch heraus gezogen, ſo erhält er eine lange und braune Spitze, welche dampft, und iſt merkwürdig, daß die geringſte Verlängerung über das rechte Maß, betrüge ſie auch nicht mehr als $\frac{1}{100}$ Zoll, Dampfen bewirkt.

Ich habe ſolchergeſtalt, im verwichenen Winter, durch vielfältige Verſuche erfahren, daß das Nichtdampfen der bandförmigen Dochte hauptſächlich auf ihrer Breite, Dünne und Kürze beruht, und die obgedachten Herren Abgeordneten der kön. franz. Akad. der Wiſſ. geirrt haben, wenn ſie glaubten, daß das Nichtdampfen der Dochte des Hrn. Léger auf der künſtlichen Bereitung der Dochte beruhete. Ohne Zweifel ſind die unbereiteten bandförmigen Dochte, welche dieſe Herren bey den Verſuchen, zur Vergleichung mit Hrn. Léger ſeinen, gebraucht haben, höher über das Docht-röhr, als die bereiteten, heraus gezogen worden, welches in Anſehung des beynahe unmerklichen Unterſchieds, ihrer Aufmerkſamkeit leicht hat entgehen können, und Hr. Léger ſolchergeſtalt das vortheilhafte Urtheil über ſeine Erfindung erhalten hat, ſo er, zur Beförderung des Abſatzes ſeiner bereiteten Dochte, wünſchte.

Aber Hr. Pauly hat nicht weniger geirrt, wenn er glaubte, daß ſeine Weiſe, Oehle klar zu machen, allein zur Verhinderung ihres Dampfens, in Lampen, hinreichend wäre; denn durch vielfältige Verſuche habe ich gefunden, daß die geklärten Oehle ebenfalls ſehr ſtark dampfen, ſo bald der Docht zu hoch aufgezogen iſt.

Daß reine Oehle und reiner Thran ein helleres und beſtändigeres Licht, als trübe Fettigkeiten, geben, kann nicht geläugnet werden; denn das Trübe hängt ſich am Dochte an, und verurſacht ſelbſt da eine dickere und härtere Ruß-Rinde. Nichts deſto weniger habe ich in meinen Lampen Härings-Thran, ſo wie ſolcher von den Thran-

Siede-

Siedereyen kommt, gebraucht, ohne zwiſchen demſelben und dem von Hrn. **Pauly** künſtlich geklärten einigen Unterſchied merken zu können. Doch findet man zuweilen Häringsthran, welcher, ich weis nicht warum, dick und trübe iſt, und ohne Klärung nicht wohl in Lampen gebraucht werden kann.

Durch dieſe Verſuche habe ich die Ueberzeugung erhalten, daß der Vortheil der nicht dampfenden Lampen bloß von der bandförmigen Geſtalt, Dünnheit und Kürze der Dochte über dem Rohre, aus welchem ſelbige ausgezogen werden, herrührt. Die gedoppelte Oberfläche dieſer Dochte verſtattet der Luft einen freyern Zugang, wodurch die Hitze ſo verſtärkt wird, daß ſie in den Stand geſetzt wird, die Stoffe, welche in gewöhnlichen Dochten Dunſt und Dampf, wie eben ausgelöſchte Lichter und Lampen, verurſachen, ganz und gar verzehren.

Die bandförmigen Dochte können auch von Werk, oder Binſen, gemacht werden; aber die dadurch zu gewinnende Erſparung iſt um ſo viel unbedeutender, als die baumwollenen die Viertel-Elle zu 3 Rundſtücke verkauft werden, und zu einem noch beſſern Preiſe bereitet werden können. In Zeit von 12 oder 16 Stunden wird auch nicht mehr, als ungefähr $\frac{1}{16}$ Werkzoll vom Dochte verzehrt, ſo, daß ſolches nicht in Rechnung gezogen zu werden verdient. Der Häringsthran, welchen ich zu dieſer Art Lampen eben ſo dienlich, als die theurern Oehle, befunden habe, wird hier in Gothenburg das Faß, von 60 Kannen, zu 9 Rthlr. verkauft. In kleinern Maßen koſtet ſelbiger mehr, wegen des Verſpillens beym Verkauf im Kleinen, aber zum Mittelpreiſe kann man 8 Schilling für die Kanne, oder 1 Schill. für das Viertel-Stop (Quaterel) annehmen. Ein Viertel-Stop Häringsthran wiegt ungefähr 24 Loth; 1 Loth kann anderthalb Stunden brennen, daß man alſo für 1 Rundſtück auf eine, und für 1 Schill. auf 36 Stunden Licht haben kann, da nicht mehr als ein Docht erfordert wird.

Der Schein dieſer Lampen iſt ſo hell, wie von weißen Wachslichtern, ob ihre Unterhaltung gleich nicht mehr als die Hälfte von dem koſtet, was Unſchlitt-Lichte nach den Abhandlungen der kön. Akad. v. J. 1764 fordern, wo aus Hrn. Prof. Hof's Verſuchen berechnet werden kann, daß ein Unſchlitt-Licht, welches 3 Stunden brennt, nicht mehr

als 2 Rundſtücke koſtet, wenn das Unſchlitt, zu 4 Schill. das Pfund, berechnet wird. In Schlafkammern und Kranken-Zimmern, wo ein ſchwächeres Licht erfordert wird, können die Dochte ſchmähler ſeyn, da dann noch weniger Thran aufgeht.

Dieſe Lampen ſind der Gefahr nicht unterworfen, welche bey den gewöhnlichen Lichtern durch die ſo genannten Lichtdiebe vorfallen kann, denn ſie können die ganze Nacht hindurch brennen, ohne des Schneuzens zu bedürfen. Eine harte Rinde von Aſche und Ruß legt ſich gemählich auf das Ende des Dochtes, und vermindert die Flamme nach und nach, welche davon zuletzt, oft nach einem Brennen von 6 Stunden, ganz verlöſchen, aber auch von 16 Stunden brennen kann, wenn das Oehl oder der Thran irgend von Trübigkeit frey iſt. Sobald die Flamme zu klein wird, muß die erſtickende harte Rinde weggenommen, der Docht gerade abgeſchnitten, und in gehöriger Höhe erhalten werden. Das Oehl darf ebenfalls nicht über 1 Zoll unter der Flamme ſinken, weil ſolche ſonſt abnehmen oder verlöſchen muß.

Dieſe Art Lampen kann auch gebraucht werden, wenn etwas, z. B. Thee-Maſchinen, Schüſſeln mit Speiſen, warm ſollen gehalten werden, und bey andern Gelegenheiten, wobey gemeiniglich theurere Lampen gebraucht werden. Auch iſt dabey ſehr willkommen, daß ſie nicht, wie die Lichter, immerfort geſchneuzt werden dürfen.

Ich habe Anleitung, zu glauben, daß die Lampen verbeſſert werden können, wenn der Docht, an ſtatt in gerader Linie zuvor abgeſchnitten zu werden, rundlich oder zu einem geradelinig in die Höhe ſtehenden Winkel gemacht wird; ich habe gefunden, daß die Geneigtheit der Flamme beym geringſten Luftzuge zu lodern, dadurch vermindert wird.

Ich habe gleichfalls, nach Anleitung der 2ten Abh. des Hrn. Grafen de Milly, in *Rozier* Journ. de Phyſ. v. Febr. 1784, die Erwärmung der Luft durch Lampen in aeroſtatiſchen Maſchinen betreffend, meine Thran-Lampen zu dieſem Behuf anzuwenden geſucht, und zwey bandförmige Dochte ſo nahe bey und gleichlaufend mit einander geſtellt, daß nur eine, mit dem Dochtrohre gleich weite, Röhre von Blech zwiſchen den Dochten Platz behielt, und durch den Boden der Lampe, gleich hoch mit dem Docht-Rohre, gieng. Dieſe Luft-Röhre gab einen beſtändigen

Luft-

Luft-Strohm, welcher die Flamme mehr als doppelt ſo hoch, als in den zuvor beſchriebenen Lampen, machte, und doch keinen Dampf gab. Dieſer Vorſchlag des Grafen de Milly ſtimmt mit meinen zuvor geäuſſerten Gedanken von der Wirkung eines freyern und häufigern Beytritts der Luft zur Flamme, überein; aber ich habe noch nicht dahin gelangen können, meine Verſuche mit dieſen Luft-Röhren zur Vollkommenheit zu bringen.“

Die geſtrickten Dochte brennen rathſamer, als die gedreheten, wie aus nachſtehender Tabelle erſehen werden kann.

Zwey Stunden hindurch haben gebrannt.			Große Lampen.				Mittlere Lampen.				Kleine Lampen.			
Wenn?	Anzahl des Verſuchs	Art des Dochtes	Baum-Oehl.		Rüh-Oehl.		Baum-Oehl.		Rüb-Oehl.		Baum-Oehl.		Rüb-Oehl.	
1768.			Lt.	Q.	Lt.	Q.	Lt.	Q.	Lt.	Q.	Lt.	Q.	Lt.	Q.
15 Nov.	der erſte	geſtrickte	1	2	1	1½	1	½	—	3½	—	3½	—	3½
— „	der andre	———	1	2	1	1½	1	—	—	3	1	½	1	—
16 „	der erſte	gedrehte	2	—	1	2	1	½	1	—	1	—	—	3½
— „	der andre	———	1	3½	1	2	—	3	—	3	1	½	—	2¾
17 „	der erſte	geſtrickte	1	2	1	1	—	3½	—	3½	1	—	—	3
18 „	der andere	———	1	3½	1	1½	1	½	—	3½	—	3	—	3½
— „	der dritte	———	1	2½	1	1	1	—	1	—	1	—	1	—

No. 49 des leipz. Intell. Bl. v. J. 1779, S. 426.

Indem

Indem das Oehl in einer Lampe in den Docht ſteigen, und an der Spitze deſſelben die Flamme unterhalten ſoll, ſo iſt leicht zu erachten, daß die beſte Stellung des Dochtes diejenige ſeyn wird, vermöge welcher er mehr ſchräge, als ſenkrecht, ſteht, und ſeine Spitze nicht weit über die Oberfläche des Oehls erhoben iſt; denn in dieſem Falle kann das Oehl am leichteſten und geſchwindeſten bis zur Spitze gelangen, die ſonſt öfters von dem ſich anſetzenden Ruß geſäubert und der Docht von neuem wieder hervorgezogen werden muß, wodurch er bald drauf geht.

Je dicker der Docht in einer Lampe iſt, je größer iſt auch das Licht, und deſto geſchwinder verbrennt das Oehl.

Auch muß in allen Lampen der Docht ſo geleget werden, daß er nicht unmittelbar auf den Rand der Lampe zu liegen komme, ſonſt zieht ſich das Oehl die Lampe lang herunter, und es geht viel Oehl verloren, ſondern es muß ein blechernes Röhrchen oder eine Dille in der Lampe angenietet und verlöthet werden, welches den Docht von dem Rande der Lampe abhält, das Röhrchen aber darf den Rand der Lampe auch nicht berühren, ſo bleibt die Lampe rein, und man kann ſie, ohne ſich zu beſudeln, angreifen.

In denen Lampen, wo der Docht in einer Röhre liegt, darf derſelbe die Röhre niemals ganz ausfüllen, weil ſonſt der freye Einfluß des Oehles verhindert wird, und das Licht dunkler brennt, auch der Docht, indem die Spitze geſchwinder abbrennt, nicht lange währet.

Die Dille, in welcher der Docht ſteckt, muß unten weiter, als oben, ſeyn, ſo, daß ſie oben, wo der Docht heraus geht, am engſten iſt; ſonſt brennt ſie nicht wohl, zumahl wenn man Rüb = Oehl oder Thran brennt.

Man pflegt den Dochten, um ſie mehr ſparſam, und zugleich ohne merkliche Abnahme der Helle brennend zu machen, mancherley Zubereitungen zu geben, indem man ſie, wie ich oben, S. 126, gemeldet habe, theils mit gemeinem Waſſer anfeuchtet, theils in Salzwaſſer einweicht. Will man die Erleuchtung mehr, als gewöhnlich, vermehren, ſo tauche man den Docht in Campher und Branntwein.

Wenn ein Deckel die Lampe ſchließen ſoll, welches gar bequem iſt, ſo muß der Rand des Deckels nicht über die Lampe auswärts anſchließen, ſondern der Deckel muß inwendig aufliegen, ſo, daß der Rand der Lampe etwas höher ſtehe, als der Deckel, ſonſt läuft viel Oehl die Lampe herunter.

Alle Arten von Lampen haben ihr Gutes und ihre Fehler, daher man immer auf neue Erfindungen bedacht geweſen iſt. Ich werde alle, die mir bekannt geworden ſind, beſchreiben.

Von des Hrn. Gärtner in Dresden neu-inventirter langwieriger Lampe, welche 4 Wochen und länger in einem fortbrennt, wird im 14 Verſ. der Bresl. Samml. a. d. J. 1720, S. 455, fgg. Folgendes berichtet.

„Es hat ſich der Hr. Andr. Gärtner, der zwar ſeiner Profeſſion nach nur ein Tiſchler iſt, aber ſeiner ſonderbaren Wiſſenſchaft wegen in Mechanicis altioribus das Amt eines kön. poln. und kurſächſ. Hof-Modell-Meiſters und Mechanici trägt, durch vielerley curiöſe, practicable und nutzbare Inventiones vorlängſt in der Welt berühmt gemacht; wie denn Marperger eine Vorſtellung derer von gedachtem Andr. Gärtner inventirten, ſich ſelbſtbewegenden, wie auch andern Kunſt- und Wunder-Maſchinen, à 2 Bog. zu Dresden, in 4. vor wenig Jahren (1717) im Druck publiciret, worin über 50 curiöſe und profitable Inventiones von allerhand Maſchinen, Gebäuden ꝛc. nahmhaft gemacht werden. Und wir haben ſchon manchmahl in unſern Collectionen ein und anderes

deres von deſſen Inventis producirt, dergleichen wir izt mit einer andern thun. Es iſt dieſes eine curiöſe Art von Lampen, deren Invention Hr. Gärtner um dieſe Zeit bekannt gemacht hat. Selbige kann 4 Wochen und länger an einem Stücke ungeputzt brennen. „Wobey aber," (ſo lautet die uns deshalb von Leipzig zugeſchriebene Relation) „zu merken, daß die Größe der Lampe, welche 4 Wochen „brennen ſoll, größer iſt, als die beygehende Zeichnung," (ſo wir Fig. 3697 auch hiermit beyfügen, in der Größe, als das in Dresden von Bodenehr geſtochene Kupfer verweiſet, wobey folgende Worte zu leſen: Figur oder die auswendige Geſtalt von den neu-erfundenen Gärtnerischen Lampen. Es iſt eine von der mittlern Gattung, welche zur Probe 4 Wochen lang in einem Stücke beſtändig hell und klar gebrannt, ungeputzt und unangerührt; wie ſolches beygedruckter Bogen ausführlich beſchreibt) „wovon der intimirte Bogen noch nicht heraus„gegeben wird, ſondern Hr. Gärtner ſpeculiret noch dar„auf, wie er ſelbige an Mann bringt, daß ihm ſeine Kunſt „und Invention bezahlt wird; und ſucht er deswegen et„wan mit einem Meiſter in Nürnberg zu contrahiren, der „auf einmahl viel 1000 Stücke unter die Leute bringen „ſoll; weil jeder Klempner, ſobald er die Invention ſieht, „und die Beſchreibung hat, ſolche gleich für wenige Gro„ſchen nachmachen kann, und es alsdann kein Geheimniß „mehr iſt. Indeſſen iſt es eine gute und bequeme Sache „für die Laboranten, 4 Wochen lang ein egales Feuer in „einem Stücke zu halten, ohne etwas dabey zu thun, und „putzen zu dürfen. In Summa vielen Leuten bequem. „Und wird zum Brennen Oehl gebraucht. Ja man hat „mich verſichern wollen, er könne die Lampe auf gewiſſe „Stunden ſtellen, da ſie hell, hierauf gewiſſe Stunden „kleiner, und darnach wieder ſtärker brennen müſſe." Ferner hieß es v. 22 Nov. aus Leipzig: „Auf den Bogen „zu Hrn. Gärtners Lampe iſt noch ſo bald nicht Staat „zu machen, weil mein lezter Brief von Dresden, d. d. „29 Oct. mich berichtet, daß er 10000 Rthlr. für ſeine „Invention haben will. Ehe die nun zuſammen kommen, „wird manch Pfund Oehl noch ohne dieſe Invention ver„brannt und manche Lampe geputzet werden müſſen." So weit die uns p. t. eingelaufene Nachrichten.

Von der Compoſition und innerlichen Beſchaffenheit dieſer Lampe können wir p. t. nichts Zuverläßiges entdecken; auſſer überhaupt, daß dergleichen lange, ja ein Jahr lang brennende, Lampen ſchon vor dieſem nicht unbekannt geweſen, ohngeachtet wir nicht ſagen können, ob und wie weit ſie mit dieſer con- oder difform geweſen. Von den ſo genannten Lucernis Antiquorum aeternis, ſofern ſie jemahls in der Welt geweſen oder ſeyn können, iſt hier die Rede nicht; dergleichen doch noch heut zu Tage ex Phoſphoro imitable zu ſeyn, der G. C. KIRCHMAYER mit dem Phoſphoro Kunkelii zeigt, Diſſ. de Noctiluca conſtante & per vices fulgurante, in *Miſc. Nat. Cur.* Dec. I. An. 8. App. p. 219, f. Auf welche Weiſe auch SALOM. REISELIUS in Epiſt. ad D. D. Roſ. Lentilium d. d. 14 Jun. 1686 ſagt: Ego ſpero & credo, poſſe ex phoſphori materia confici Lampades aeternas Antiquorum ſepulchrales; ut audio Anglum aliquem in Tranſactionibus philoſoph. diſcurſum de iis facientem propoſuiſſe. Doch die Gärtneriſche Invention ſcheint nicht ſo wohl, zum wenigſten nicht allein, eine materialem aptitudinem, ſondern eine mechaniſche Structur zu involviren, die vielleicht auf eine proportionirte Quantität des Oehls, und deſſen mechaniſchen Anlauf, zugleich aber auch auf einen durablen Zunder, ankommen dürfte. Von dem leztern iſt uns der Gedanke vom Asbeſt eingefallen; und dem zu Folge haben wir mit dem Asbeſt-Papier ein und andre kleine Probe gemacht, das denn mit Oehl oder Unſchlitt benetzet, eine lichte Flamme gegeben, ohne daß der Zunder ſich ſonderlich verzehret, vornehmlich wenn das Oehl beſtändig angelaufen. Welchen unſern Gedanken wir nach der Zeit ungefähr, als wir etwas anders nachſuchten, und die Beſchreibung einer Lucernae mirabilis antrafen, CARDANUM faſt gleichſtimmig befunden, da er *de Subtil.* l. 1. p. m. 8. ſagt: Vt vero perſeveret flamma, ellychnium comburi non debet: Tale fit è lino Carpaſio, hoc enim non uritur, aut è lapidum cruſtatorum filis. Wir vermeinen nichts impertinentes zu thun, wenn wir die übrige Beſchreibung dieſer ſeiner Lucernae aus *Cardano* in Folgendem beyfügen. Nämlich bey Erweiſung: Vacuum non eſſe, ſagt er, p. 7. Hac ratione Lucerna mirabilis excogitata eſt, turris forma undequaque concluſa, ſoloque foramine D, contenta, per quod oleum ipſum infunditur, donec

donec tota impleatur. Solida eſt ex ſtanno, cumque convertitur, ut nunc iacet, oleum effundi per D non poteſt. Nam ſi effunderetur, quod eſt in C, deſcenderet gravis & vacui ratione ad D; et quod eſſet in B, ad C; & quod eſſet in A, ad B: itaque vacuum in A relinqueretur. Ne igitur vacuum in A relinquatur, manet; quare etium in B oleum, & in C, et in D; nihil ergo effunditur. Sed quonam pacto igitur dum accenſo ellychnio in F oleum conſumitur, per E canalem ex ipſo D exire poteſt, itaque ad vacui rationem rurſus pervenire, videtur neceſſarium. Sive enim trahatur caloris vi, ſeu ſponte deſcendat oleum, quantum ad vacui rationem attinet, nihil intereſſe videtur. Attamen experimentum edocet, ardere quidem lucernam, & ſic ſenſim vacuam reddi: ſponte autem oleum nequaquam deſcendere. Cauſa igitur eſt, quod ignis calefaciendo rarius ac tenuius efficit oleum: id rarius factum intumeſcit, & per D foramen exuberat, leviſſimaque eius pars interim aſcendit ad ſummum lucernae, ubi A ſcripſimus: quae cum multo aëre referta ſit, locum aere complet, ac ſic ſenſim augetur, dum oleum effunditur. Quamobrem & illud diligenter cavere neceſſarium eſt, ne canalis DEF iuſto brevior ſit, aut ellychnium in F maius: nam utroqne modo oleum nimium calore celerius intumeſci, adeo ut effundatur. Hac ratione excogitarunt Athenienſes Lucernam ante Minervae ſimulacrum, quae toto anno arderet. Nam ABCD ſpacium auctum erat iuxta multitudinem dierum anni: commodius forſan fuerit, ſi ſubere craticulae ferreae ſuſtentetur. Ideoque in vaſe maximo oleum effuſum, perſeverante flamma, ellychnium comburi non debet. Vt vero perſeveret flamma, vid. ſupra. Die Figur dieſer Lampe präſentiren wir ex *Cardanc*, Fig. 3698 a). Einer andern ſolchen lange brennenden Lampe erwähnt CARDANUS *de rer. variet.* L. X. p. m. 646. in Folgendem: Nunc modo, quoniam de lucerna locuti ſumus, quae inferius osculum habet, quo ellychnium fovetur, demonſtremus, non id obiter, ſed neceſſario tale eſſe debere, ſi diuturna lucerna eſſe debeat. Nam ſi in ſuprema parte ſit osculum lucernae, ut oleum abſumatur, magis etiam elongabitur ignis ab oleo, quare nec bene audebit, nec erit diuturna. Quod ſi ſubere & ferro deſcendat, ut in lampede, durabit equidem

equidem plus: ſed ſi oblonga fuerit lampas, abſcondetur ignis ſub vitro, nec eminebit, luxque obtuſa erit: Si vero lata lampas, obumbrabit lumen, diuturna tamen eſſe poterit. Hac igitur ratione lucernam pro toto anno conſtituemus: Faciemus lucernam A, quae tantum capiat olei, quantum ſufficit pro una die, ratione ſcil. dicta in Lib. de ſubtil. Huic ſexcuplo maiorem faciemus B, iungemusque ipſi A ex ſuperiore parte. Ipſi vero B. ſexcuplam faciemus C, agglutinantes ipſi B ſuperius firmiter. Ipſi quoque C faciemus D ſexcuplam cum ſextante, quam eodem modo adiungemus ipſi C. Sitque tota machina bene undique concluſa; ſuppeditabitque oleum toto anno, perpetuo ardente ellychnio & illuſtrante. Die Figur dieſer Lampe, ſteht Fig. 3698 b). Ob mit dieſen Lampen die Gärtneriſche einige Convenienz habe, können wir nicht ſagen; die Zeit muß davon ein mehreres lehren."

Im 27 Verſ. eben derſ. bresl. Samml. a. d. J. 1724, S. 118, findet man folgende unmaßgebliche Gedanken von der neu=inventirten Gärtneriſchen Lampe.

„Dieſe Lampe, die der kön. poln. und kurf. ſächſ. Modellmeiſter, Hr. Andr. Gärtner, erfunden, und 4 Wochen und länger in einem fortbrennen ſoll, haben wir Menſe Oct. 1720, Cl. V. Art. 3. vorgeſtellt, und es hat zu deren Illuſtration, doch ohne die Structur derſelben zu entdecken, Hr. Jo. Ge. Gotth. Hübſchen eine gelehrte Schrift ans Licht geſtellt, ſub. tit. Hrn. Andr. Gärtners, kön. poln. und kurf. ſächſ. Modell=Meiſters, langwierige Lampen ꝛc. Dresd. 1724. in 4. Da nun dieſe Invention bisher noch immer unentdeckt geblieben, ſo hat ein gelehrter Freund aus Lauſitz hierüber uns folgende ſeine Gedanken überſchrieben: Diejenige Beſchreibung, ſo Hr. Gärtner ſeiner neuerfundenen Lampe halber heraus gehen laſſen, hat mich bewogen, nachzudenken, ob nicht etwas davon zu errathen ſtünde. Nach vielen diesfalls gemachten Ueberlegungen und Experimentis habe allerdings bemerkt, daß, was die Dauer betreffe, es ſeine bekannte Richtigkeit habe; wie es aber anzuſtellen, daß der Docht ohne Anrühren beſtändig, in gleicher Flamme, ohne eine Kohle zu machen, fortbrenne, da bin ich gar bemühet geweſen, durch verſchiedene Experimenta nachzuſuchen, habe aber bisher nichts zuverläßiges finden können. Bey vielmaliger

mahliger Ueberleſung und Betrachtung ſeines Scripti bemerkte ich, daß er an verſchiedenen Orten vom Stellen und Einrichten der Lampe rede; deswegen ich vieles Nachſinnen gebraucht, ob nicht durch mechaniſche Vortheile der Docht ſo beſchaffen ſey, daß er ſich fortſchiebe, und alſo dasjenige vom Dachte, ſo aus der Flamme kommt, von der Luft in favillam zerfalle, mithin keines Putzens brauche, wie dergleichen Experimenta mit jedem Wachsſtocke zu machen ſind. Allein dieſe Gedanken drückten auch 2 Hauptumſtände, nämlich wie wohl das mechaniſche Nachſchieben zu machen, und wie es möglich, daß nach des Hrn. Autoris Worten der Dacht ſo nach und nach verbrennen ſollte, daß nicht das geringſte von ihm und Oehle conſumiret würde, ohne erſt völlig ſeine Nutzung gegeben zu haben? Fürs andere, wie der Dacht zu disponiren, daß er keine Kohle gebe? Denn dieſes leztere bey allen Oleis expreſſis zu erfolgen pflegt, daß ſich terreae particulae in dem Docht anſetzen, und denſelben hart und ungeſchickt zur Combuſtion in favillam machen. Weil ich nun in Ungewißheit der Sache blieb, der Hr. Autor aber ſich erboten, gegen Erlegung eines gewiſſen Stück Geldes das Arcanum zu eröffnen; ſo ſchreckte das koſtbare Pretium allerdings mich ab, erfuhr auch unter der Hand, daß der Hr. Autor dabey beſtehe. Wie ich nun bisher nicht gehöret, daß jemand ſich darum bemühet, als bin ich faſt auf die Gedanken kommen, daß der Hr. Autor vielleicht ſeinen Lampen in der Theorie mehr zugetrauet, als ſie in praxi zu praeſtiren vermögend, und er deshalb ein ſolches Pretium darauf geſezt, welches jedermann abſchreckt. Denn wäre alles ſo richtig, und ein ſo großer Nutzen davon zu ziehen, ſo zweifle ich nicht, es würde Ihro Kön. Maj. in Polen und Kurf. Durchl. als ein hoher Liebhaber guter Künſte, jüngſtens das Inventum erſtanden, und ſolches ſeinen Unterthanen zum Nutzen, wie die Feuer-löſchende Maſchine (*), publiciret haben."

Die runden Lampen, welche wie eine Kugel geſtaltet ſind, fig. 3699, ſind ſehr gut; denn weil das Röhrchen oder die Dille, a, den Docht in der Mitte erhält, ſo erleuchten ſie einen ganzen Tiſch, daß alle Herumſitzende davon Licht haben, und machen nur einen

(*) Siehe im XIII Th. S. 86. f. R.

einen kleinen Schatten. Allein, weil Fliegen und die abgeputzte Schnuppe allemahl hinein fallen, müſſen ſie mit einem Deckel b verſehen werden, welcher inwendig einſchließt, und etwas hohl und eingeſenkt, oben aber dem Rande der Lampe gleich iſt, ſo fällt die Schnuppe darauf, das Oehl aber fließt in der Mitte wieder in die Lampe. Es muß aber an einem Orte oben am Rande ein Löchlein d in den Deckel gemacht werden, damit, wenn bey der Dille das Oehl einfließt, die Luft zu dieſem Löchlein heraus kommen könne.

Eine Lampe, welche ſich ſelbſt Oehl zugießt, ſo oft ſie es von nöthen hat, wird, von der Verwandtſchaft mit dem Clepſydris, in ſo fern man Gieß-Gefäße darunter verſteht, Clepſelaeum genannt. Erſtlich wird eine Lampe mit ihrem Schnabel, darein der Docht zu liegen kommt, ordentlich, wie ſonſt, zubereitet, und oben mit einem Deckel verſehen, der aber etliche Löcher hat, und ganz abgenommen, auch wieder darauf befeſtiget werden kann. Auf dieſen Deckel wird eine blecherne und an beyden Enden offene Röhre dergeſtalt perpendikulär angelöthet, daß die untere Mündung der Röhre innerhalb der Lampe, doch nicht auf den Boden derſelben, zu ſtehen komme. Um dieſe Röhre wird oben auſſerhalb der Lampe ein Gefäß, welches oben ganz verſchloſſen iſt, unten aber, gegen den Deckel der Lampe zu, einen mit zarten Löchern durchbohrten Boden hat, dermaßen angelöthet, daß die obere Oeffnung der Röhre innerhalb dem Gefäße faſt, aber nicht völlig, an den obern Boden deſſelben anſtoße. Es macht demnach der Deckel der der Lampe, die Röhre und das oben daran gemachte Gefäß, ein Ganzes aus, welches auf die Lampe applicirt wird, indem man den Deckel darauf befeſtigt. Wenn man nun das Gefäß durch die untere Oeffnung der Röhre mit

Oehl

Oehl füllt, hernach das ganze Corpus mit dem Deckel an die Lampe befeſtigt, ſo läuft das Oehl durch den durchlöcherten Boden des Gefäßes heraus, fällt auf den Deckel der Lampe herab, und fließt alsdann durch die Löcher des Deckels in die Lampe hinein. Dieſes Herabfließen des Oehles währt ſo lange, bis die Lampe dergeſtalt mit Oehl verſehen iſt, daß die innerhalb derſelben befindliche untere Oeffnung der Röhre von dem Oehle ganz verſchloſſen iſt, und keine Luft zu dieſer Oeffnung mehr hinzu läßt. Denn ſo bald dieſes geſchehen iſt, tröpfelt kein Oehl mehr durch den durchlöcherten Boden des Gefäßes herunter auf den Deckel der Lampe. Wenn aber nach einiger Zeit durch das Brennen des Dochtes das Oehl der Lampe wieder ſo weit verzehrt worden iſt, daß von neuem Luft zu der untern Oeffnung der Röhre innerhalb der Lampe gelangen kann, ſo fängt das Oehl, von dem Gefäße wieder herab zu tröpfeln, bis endlich durch dieſen Zufluß des Oehles beſagte Oeffnung wieder verſchloſſen wird. Solcher Geſtalt giebt ſich dieſe Lampe ſo oft friſches Oehl, ſo oft ſie deſſelben benöthigt iſt.

Dergleichen Lampen, oben mit einer gläſernen Kugel, welche nicht mehr Oehl fließen laſſen, als unten verzehrt wird, ſind eine gar vortreffliche Erfindung für diejenigen, welche zu lucubriren pflegen, denn ſie dürfen weder Oehl eingießen, noch den Docht, putzen, noch denſelben fortſchieben; er brennt beſtändig mit gleicher Helle fort, und darf kaum in 6 Stunden 1 Mahl accommodiret werden. Doch haben dieſe Lampen den Fehler, daß ſie leicht wandelbar werden, und daß das Oehl hernach auf ein Mahl herunter, die Lampe aber überläuft. Denn das blecherne Röhrchen, welches man umdrehen kann, arbeitet ſich bald aus, wird auch ſelten ſo aufgetrieben, daß es nicht Luft haben ſollte, und alsdann iſt gedachter Feh-

 ler

ler da. Dieſen Fehler hat Leutmann (*) folgender Maßen verbeſſert; Fig. 3700. Er läßt das Glas feſt einkitten, daß man es nicht umdrehen könne, macht aber eine Zarge a von dem Canal b des Oehles den Hals lang hinauf, und unten bey c die Oeffnung, aus welcher das Oehl, wie gewöhnlich in den Canal hinein tritt. Wenn man nun Oehl eingießen will, ſtellt man das Glas alſo, daß die Zarge a horizontal liegt, welche ſonſt perpendikulär ſteht, und gießt die Zarge a voll Oehl, ſo fließt es durch die Oeffnung c in die Kugel hinein, bis ſie halb voll iſt, alsdann kann kein Oehl mehr hinein, und die Kugel kann niemals ganz voll werden. Hierauf richtet man die Lampe wieder auf, und ſtellt ſie gerade. In dieſe Lampe gehört ein recht dicker Docht, ſo kann man 6 bis 7 Stunden, ohne die Lampe accommodiren zu dürfen, ſitzen, und ſie brennt immer einerley. Den Deckel d über das Oehl-Behältniß, ſchiebt man in eine Nuth, die an der Zarge a befindlich iſt; ſie muß im Winkel gemacht und in dem Oehl-Canal auf etlichen angelötheten Tropfen Bley oder Loth ruhen, ein Loch zum Röhrchen des Dochtes ausgehauen, und auf demſelben ein blechernes Hütchen e an einem Charnier haben, welches man auf- und zumachen kann, um das Licht auszulöſchen, damit es geſchwinde ausgehe, und nicht viel Geſtank verurſache, auch hernach keine Fliegen hinein kriechen können. Man kann auch füglich einen Schirm vor das Licht machen; wenn man von Blech eine Figur, etwa wie eine Blume, oder dergleichen, formiret, an einen Draht löthet, und in das an dem Deckel der Lampe eingelöthete Röhrchen ſteckt, ſo kann man durch Biegung des Drahtes den Schirm nach Belieben ſtellen,

(*) S. Deſſen Vulcanus famulans, oder ſonderbare Feuernutzung, (Wittenb. 1723, 8.) S. 41.

len, wie bey f zu ſehen iſt. So iſt auch der Fuß dieſer Lampe g inwendig hohl, und mit Sand gefüllt, damit ſie feſt ſtehe, und nicht leicht umgeſtoſſen werden könne. Endlich kann man auch alten Leuten, und denen, die ein blödes Geſicht haben, oder ſonſt zu ihrer Arbeit viel Licht und einen hellen Schein brauchen, folgender Maßen zu Hülfe kommen. Man macht einen Hohlſpiegel von Silber, Meſſing oder Stahl, nach der Sectione parabolica, ſchneidet die Spitze des coniſchen Spiegels, als einen Groſchen groß, heraus, richtet ihn alſo ein, daß er, über das Licht geſtülpt, ſolches gerade in ſeinem Foco bekomme, welches dann oben den Dampf durch das mittelſte Loch hinaus läßt, die Strahlen des Lichtes aber prallen an den Spiegel an, und reflectiren unterwärts auf das Buch, worin man leſen will, und da giebt es einen überaus hellen Schein, indem zugleich der Spiegel dem Auge zu einem Lichtſchirme dient, wie bey k vorgeſtellt iſt. Die Lehre oder das Modell zur paraboliſchen Vertiefung des Spiegels, iſt Fig. 3701, in der wahren Größe vorgeſtellt. Wo die Spitze ſchattiert iſt, da wird ſo viel vom Spiegel weggeſchnitten, als die Schattierung anweiſet; und das Zeichen ⊙ zeigt, wo der Focus iſt, als den Ort, wo der Docht der Lampe aufhören muß.

Um dem Docht heraus zu ziehen, zu putzen, und ſonſt zu accommodiren, kann man füglich ein Zängelein z gebrauchen, welches von Blech, und 3 bis $3\frac{1}{2}$ Z. lang iſt.

Eine gemeiniglich kleine Lampe mit einem kleinen Dochte, welche man die Nacht über brennen läſſet, wird eine **Nacht-Lampe**, Dimin. das **Nacht-Lämpchen**, Oberd. **Nacht-Lämplein**, genannt.

Fig. 3702, ſtellt eine zinnerne Nachtlampe vor. a, iſt ein flaches zinnernes Näpfchen, in welches das

Hütchen b zum Dochte auf den Boden des Näpfchens geſetzt wird. Die dünne Wicke oder den Docht legt man zuſammen, und in das Hütchen hinein, ſo kann man ſie immer oben ſo weit, als nöthig iſt, heraus ziehen. Dergleichen Lampen brennen die ganze Nacht hindurch, mit einem ſchwachen Lichte, verzehren ſehr wenig Oehl, und ſind ſehr bequem, alsbald des Nachts ein anderes Licht anzuzünden. Eine ſolche Lampe, in welche 2 Loth Baumöhl geht, brennt 3 Mahl 12 Stunden, oder 3 Nächte, ehe das Oehl verzehrt iſt. Man kann alſo von 1 Pf. Oehl, für 4 Gr., 24 Tage oder auch wohl einen Monath lang, des Nachts Licht haben. Leutmann ſetzt die Lampe in eine mit einer Schnauze verſehene und hohl getriebene, blecherne Schale, d, und ſtülpt ein wie ein hohler Cylinder geſtaltetes Glas f darüber. Dieſes iſt ein Zuckerglas, wo der Boden heraus geſchnitten, und daſelbſt ein blecherner Ring oder Reif übergekittet iſt, damit es nicht ſo leicht zerbrechen könne; dieſes verhindert, daß das ſubtile Lichtchen von der durch das Hin- und Hergehen bewegten Luft nicht ausgelöſcht wird; das Spucken oder Funkenwerfen der Lampe kann keinen Schaden thun, und die Schale nimmt das Oehl, welches etwa vergoſſen wird, in ſich.

Man will aus Erfahrung wiſſen, daß die Mäuſe manchmahl aus den mit Oehl oder Fett angefüllten und frey hingeſtellten Lampen, zumahl wenn das Oehl oder Fett darin von der Kälte geronnen iſt, die brennenden Dochte heraus und in die Mäuſe-Löcher fortgeſchleppet, und dadurch eine Feuersbrunſt angerichtet haben. Da dieſes nicht ganz unmöglich ſcheint, ſo thut man wohl, wenn man, bey Stellung offener Nachtlampen, gute Behutſamkeit dagegen anwendet, und ſie etwann in einen metallenen Schöpf-Topf, oder in ein irdenes Gefäß, ſicher hinein ſtellt.

Eine

Eine andere Einrichtung einer bequemen Nacht-Lampe, iſt folgende. Man läßt von dünnem Blech ein kleines Kreuz ſchneiden, in deſſen Mitte ein kleines Loch kommt, wodurch der Docht gezogen wird. In ein gemeines Glas gießt man Waſſer, und darauf einen Quer-Finger hoch Oehl. An alle 4 Spitzen des Kreuzes ſteckt man ein Stückchen Kork, ſetzt es alsdann auf das Oehl, und zündet den Docht an. Dem Glaſe giebt man einen durchlöcherten Deckel von Blech, damit keine Fliegen hinein fallen. Die Dochte werden von feiner Baumwolle gedrehet, und es wird ihnen mit weißem Wachs einige Feſtigkeit verſchaffet. Man ſchneidet ſie in kleine Stücke, einige Linien lang, und ſchiebt alle Abend ein friſches Stückchen in die Lampe. Mit einem Löffel voll Oehl kann das Lichtchen die ganze Nacht unterhalten werden. Ein ſo ſparſames und keinen Dampf verurſachendes Nachtlicht hat nicht nur bey Kranken, und wo Kinder ſind, große Bequemlichkeit, ſondern kann auch bey andern Vorfallenheiten, wo geſchwinde Licht nöthig wäre, großen Nutzen haben; auch dient es ſelbſt zur nächtlichen Sicherheit vor Einbruch.

Muſy in Wien, erſand Nachtlampen, die nicht nur das Schlaf-Gemach erleuchten, ſondern auch die Stunden auf einem Ziffer-Blatte zeigen, und zugleich mit einem Wecker verſehen ſind (*).

Ueberhaupt aber taugen zu eigentlichen Nachtlichtern, welche man die Nacht über in das Schlafzimmer ſtellt, die Oehl-Lampen wegen der Oehldämpfe nicht ſehr gut, auſſer wenn man Gelegenheit hat, ſie auſſerhalb dem Fenſter ſo anzubringen, daß ſie den Schein nur durch eine Fenſter-Scheibe in das Zim-

(*) Gemeinnützige Kalenderleſereyen, von Freſenius, (1786 1 B.) S. 57.

Zimmer werfen. Beſſer ſind die ſo genannten Nacht-Wachslichter, welche verhältnißmäßig ſo dick und lang gemacht ſind, daß ſie gerade eine Nacht hindurch brennen. Ich werde davon im Art. Licht ein Mehreres ſagen.

Für diejenigen, die ſich aus bloßer Vorſicht eine Nachtlampe zu halten pflegen, damit ſie im Nothfalle, wo ſie Licht brauchen, ſich auf der Stelle eines anzünden können, ſind die Brennluft- oder ſo genannten elektriſchen Lampen, welche ich weiter unten beſchreiben werde, vorzüglich von großem Nutzen.

In Meißen verfertigt Meiſter Große, im J. 1765, eine neue ökonomiſche Lampe, mit einem Ventile oder einer Oehl-Pumpe, welche daher Pumpen-Lampe genannt, und von der kön. Acad. d. Wiſſ. zu Paris approbirt wurde. Dieſe Lampe hat die Geſtalt eines ſehr zierlich gearbeiteten Leuchters mit einem Wachslichte; ſie brennt nicht allein ſehr ſparſam, und verurſachet weder Rauch, noch übeln Geruch, ſondern giebt auch, vermöge eines angebrachten Lichtſchirmes, ein ſehr helles und den Augen unſchädliches Licht. Die Dille wird oben im Lichte heraus genommen, und ſodann ein Docht in dieſelbe gezogen; hernach wird ſowohl der Docht, als die Dille, oben wieder in das Licht geſteckt. Ferner wird der Lichtknecht mit dem Lichte von dem Leuchter abgehoben, und lezterer mit Oehl angefüllet, bis dieſes den Boden der Dille des Leuchters erreicht oder bedeckt; alsdann wird der Lichtknecht mit dem Lichte wieder an ſeinen vorigen Ort gebracht, und nunmehr drückt man auf dieſen Lichtknecht, und pumpet, bis das ganze Licht angefüllt iſt, doch nicht allzu lange, damit das Oehl nicht überlaufe. Hat das Licht nur Einen Docht, ſo brennt es 2 Stunden, ehe man wieder pumpen darf. Mit zwey Dochten muß die Operation alle Stunden wie-

wiederhohlt werden. Der Abgang des Oehles iſt daran zu ſpůren, wenn die Flamme abnimmt, und alsdann iſt das Pumpen zu wiederhohlen. Damit die Flamme gleich brenne, muß man ſehr feinen baumwollenen Docht und gutes reines Oehl nehmen. Der Docht muß nicht ſtark gedrehet ſeyn, ſondern geråumig in der Dille ſtehen, auch nur ein wenig ůber den Rand derſelben heraus ragen; und man muß denſelben nicht mit einer Zange abkneipen, ſondern mit einem Scherchen oder einer ſcharfen Licht-Putze glatt putzen; auch muß der Docht nicht aus einander geſpreitet werden, ſondern wie ein Pinſel ſpitzig zuſammen gehen, wodurch man verhůtet, daß der Docht nicht zu einer Nelken brennt, und die Lampe nicht rauchet. Eine Dille mit Einem Dochte verzehrt in 6 Stunden nicht mehr, als 2 Loth; doch giebt die Dille mit zwey Dochten weit mehr Licht. Ehe der Docht zum Putzen hervor gezogen wird, muß man das Licht erſt voll pumpen, damit es ſich voll Oehl ziehe, welches aber nur alle 2 Stunden nöthig iſt. Um dieſe Pumpen-Lampen geſchwinde und leicht rein zu machen, nimmt man, in Ermangelung ſchwarzer Seife, ordinåre, welche in Waſſer gekocht wird. Man gießt alles im Lichte oder Leuchter befindliche Oehl rein aus; alsdann wird der Leuchter mit dem Seifwaſſer angefůllt, indem dieſes, wie das Oehl, in das Licht herauf gepumpet wird. Dadurch wird ſowohl das Inwendige im Leuchter, als das Röhrchen im Lichte, ſo rein, als wann es noch nie gebraucht wåre. Dergleichen Lampen können von allen Arten Metall verfertiget werden. Von Meſſing koſtet das Stůck 5, und von englåndiſchem Zinn 4½ Rthlr.

Der Klempner *Moinat*, in Paris, erfand eine Lampe, die weder Geruch noch Rauch von ſich giebt,

welches durch ein oben darüber angebrachtes Waſſer-Behältniß bewirket wird (*)

Nivert, in Paris, gab Lampen an, in denen man alle Arten von Oehl brennen kann, ohne irgend einen Geruch davon zu empfinden, und deren Wärme er verſchiedentlich benutzt (**).

Lampen, wo bey Einer ſechs Perſonen mit aller Bequemlichkeit ſchreiben können, und deren zwey ein Billard ſo gut, wie acht Talg-Lichter, erleichten, erfand der Blech-Schmid, Daniel Monert, in München. Man braucht ſie den ganzen Abend nicht zu putzen, und ½ Pfund Baum-Oehl brennt darin 5 Stunden. Eine ſolche Lampe koſtet 2 Thaler (***).

Für einen Gelehrten, der auch des Nachts zu arbeiten hat, und für einen jeden Andern, den ſeine Amtsgeſchäfte auch zu nächtlicher Arbeit anhalten, iſt eine bequeme Lampe, bey welcher zugleich das Auge geſchonet wird, gewiß eine gute Sache; kann man nun ſie auch zugleich ſo einrichten, daß ſie, ohne weniger Licht zu geben, wenig Oehl verzehrt, ſo iſt es deſto beſſer; auch für die Geſundheit, und für die Erhaltung der Gemählde und anderer Mobilien, die der Rauch verderben könnte, wie auch zur zur Erhaltung der Weiſe der Decken und Wände, iſt eine Lampe, die weniger Rauch macht, unſtreitig vortheilhafter, als eine, die vielen giebt. Manche Gelehrte, und Andere, haben ein nicht gar empfindſames Auge; ſie haben ein ſtärkeres Licht nöthig, wenn ſie dabey ohne ſtärkere Anſtrengung ihrer Sehe-Nerven leſen und ſchreiben ſollen, nun wiſſen ſie ſich nicht anders, als durch

(*) Notice de l'Almanach Sous Verre des Aſſociés. (a Par. 1790) S. 591.

(**) Eb. daſ. S. 592.

(***) Anzeiger, 1791. 4tes Quart. No. 121, S. 943.

durch eine größere Flamme zu helfen. Brennen ſie Talg, ſo haben ſie dabey gar vielen Rauch und ein flatterndes Licht; beſtändig Wachs zu brennen, inſonderheit wenn das Licht ſtark ſeyn ſoll, iſt manchem zu koſtbar; und das Oehl, ſelbſt reines Baumöhl, wenn die Flamme groß iſt, macht auch nicht wenig Rauch. Man nehme aber, zur Erhaltung der Lichtflamme, eine Materie, was für eine man will, ſo wird doch immer eine ſtärkere Flamme auch einen ſtärkern Rauch geben, und mehr Materie verzehren. Kann man nun durch eine ſchickliche Lampe mit einer kleinern Flamme, und alſo mit wenigern Koſten, doch eben ſo gut, nebſt allein jezt gedachten Vortheilen, ſein Pult oder ſeinen Schreibtiſch des Nachts beleuchtet haben, ſo wird es ja der Mühe werth ſeyn, ſich eine ſolche anzuſchaffen.

Unter allen Lampen, welche jemals Gelehrte gehabt haben, iſt die gläſerne Lampe, deren ſich Epictetus beym Studieren bediente, wohl die berühmteſte. Epictetus, ein ſtoiſcher Weltweiſer, lebte zu den Zeiten des Kaiſers Nero, Domitianus und Trajanus, lehrte zu Rom und Neapolis die Sitten- und Vernunftlehre, wurde von dem Domitiagus von Rom verjaget, unter der Regierung des Nerva aber wieder zurück gerufen. Seine Lampe hatte ein beſſeres Glück, als ihr Herr bey ſeinem Leben genoſſen hat. Ein Verehrer des Epictet's, Lucius Syrus, kaufte ſie für 3000 Drachmen (nach unſerm Gelde, für 400 Thaler; eine Summe, wofür man heut zu Tage beynahe halb Berlin illuminiren könnte). Lucian, der hiervon in einem beſondern Tractate handelt (*), macht uns eben keinen ehrwürdigen Begriff von dieſem Käufer. Er ſagt, daß er ſie vermuthlich in der Hoffnung gekauft habe, daß, wenn er des Nachts bey dieſer Lampe läſe, er die Weisheit Epictet's im Schlaf erlangen, und dieſem ehrwürdigen Greiſe gleich an Verſtand und Einſicht werden wüdre.

(*) Προς απαιδευτον και πολλα βιβλια ωνεμενον. To. II. p. 386.

Welch ein artiges Vorbild unſerer neumodiſchen Gelehrten iſt dieſer Verehrer der Epictetiſchen Lampe! Er glaubte bey dem Scheine derſelben ſchon ein Epictet zu ſeyn; und dieſe glauben, daß die Seelen aller der Gelehrten, deren Bücher ſie, ohne ſie zu verſtehen, in ihrer Bibliothek haben, in ſie fahren. Ich wünſche, aus patriotiſchem Eifer für den Flor des Buchhandels, daß dieſe Art von Gelehrten nicht ausſterbe, ſondern ſich vermehre, wie der Sand am Meere! Wie gern hätte ich das Geld, das für dieſe Lampe gegeben wurde, dem armen Epictet bey ſeinem Leben gegönnt! Aber es geht gemeiniglich ſo in der Welt. Man lernt ein Gut nicht eher ſchätzen, man ſieht den Werth deſſelben nicht eher ein, als bis man es nicht mehr beſitzt. Die Lampe des Epictet's kaufte ein Menſch, der nichts weniger als von den Vorzügen dieſes Weltweiſen zu urtheilen, im Stande war. Wie oft werden nicht die Verdienſte der Menſchen ihnen durch Leute belohnt, die bloß als Maſchinen anzuſehen ſind, aus deren Händen ihnen, wider ihren Willen, die Vortheile zufallen müſſen, die ihnen eine höhere Macht zugedacht hat! Diejenigen, welche von Vorzügen richtig zu urtheilen wiſſen, ſind nicht allemahl im Stande, ſie zu belohnen. Der Käufer der Epictetiſchen Lampe mag ſo einfältig geweſen ſeyn, als er will, ſo brachte er durch ſeinen ſeltſamen Kauf, der Welt das Andenken dieſes Weltweiſen wieder ins Gedächtniß. Er gab Gelegenheit, daß man ſich wenigſtens eine Zeitlang mit der Ehre und dem Ruhme deſſelben beſchäftigte. Von der ganzen Verlaſſenſchaft des Epictets, glaube ich, wird die Lampe gerade dasjenige Stück ſeyn, der man das ſchlechteſte Glück auf der Welt prophezeyet. Aber man irrt ſich. Sie wird mit 400 Thalern bezahlt. So macht bisweilen die größte Kleinigkeit in der Welt das größte Aufſehen, und ſo werden oft die unanſehnlichſten Verlaſſenſchaften großer Männer mit dem größten Beyfalle beehrt. Wie ſeltſam iſt der Geſchmack der Menſchen! Iſt es Bosheit, oder iſt es Eigennutz, daß ſie ſich unſrer immer am liebſten an Kleinigkeiten erinnern wollen? Ich weis gewiß, daß Epictet ſich ſehr wundern, und daß er es nicht ohne Aergerniß hören würde, wenn man ihm ſagte: daß ſeine Lampe mit etlichen hundert Thalern bezahlt worden iſt, und daß man ſeine ganze Moral (*) für etliche Groſchen bey uns

(*) Sein Enchiridion oder Handbüchlein, welches Arianus, ſein Schüler, herausgegeben hat, enthält die vortreflichſten

uns verkauft. Dieſe Neigung zu den Kleinigkeiten groſſer Männer rührt ganz gewiß aus einer Bosheit her. Man gönnt ihnen ihre Ehre nicht, und man ſucht ſie in ihrem Grabe noch zu demüthigen, indem man Dinge zu Zeichen ihrer Exiſtenz macht, die ſo wenig Aehnlichkeit mit ihrer Gröſſe haben. Ich glaube nicht, daß derjenige es ehrlich meint, der aus der ganzen Verlaſſenſchaft eines großen Mannes nichts, als ſein Tintenfaß oder ſein Federmeſſer, an ſich kauft, um ſich ſeiner dabey zu erinnern. Der Käufer der Epictetiſchen Lampe mag alſo wohl gar ein Spötter geweſen ſeyn, oder er hat aus Eigennutz gehandelt. Er hat vielleicht zu den Liebhabern alter Reliquien gehört, die ihre Zimmer mit den Knochen und Kleidungen und Urnen und Büchern berühmter Todten anfüllen, und die allemahl diejenige Reliquie am theuerſten bezahlen, die die älteſte Miene macht, und den kleinſten Raum einnimmt. Es iſt oft eine bloſſe Zufälligkeit, welche den Werken groſſer Meiſter den Preis vor allen andern zuſpricht.

Ueber den Epictet und ſeine Lampe, v. J. J. Sucro, Brandenb. 1759, 8. 6 B.

Man hat ſolche ſo genannte Studier-Lampen, von verſchiedener Erfindung. Diejenige, welche ſich Leutmann zu ſeinem lucubriren hat machen laſſen, iſt im Grundriß Fig. 3703 zu ſehen. Bey a und b kann man zwey Hütchen zu Nachtlampen einſetzen, der Docht aber zu ordentlichen Lampe liegt in d; bey f ſteht das Glas mit dem Oehle; übrigens iſt ſie auf die Weiſe, wie Fig. 3699 gemacht. Beym Studieren brennt der ſtarke Docht bey d. Wenn man zu Bette gehen will, löſcht man ſolchen aus, und zündet den kleinen dünnen Docht a oder b an, und ſtülpt ein hohes Glas über die ganze Lampe, bis auf den Fuß g, ſo findet man noch morgens die Lampe brennend.

Eine

ſten moraliſchen Grundſätze, und iſt eins der ſchönſten Denkmahle, die uns aus dem Alterthum übrig geblieben ſind.

Eine Lampe von des Hrn. Bar. v. Wolf Erfindung, welche immer gleich viel Oehl auf den Docht gießt, und wobey man nie zu befürchten hat, daß ſie von allzu reichem Zufluß erlöſche, noch daß das Oehl über das Behältniß des Dochtes heraus trete, wenn gleich die Hitze noch ſo heftig iſt, findet man, lateiniſch, in den Actis Eruditor. M. Febr, 1711, S. 80, f. und deutſch, in Deſſen geſammelten kleinen philoſoph. Schriften ꝛc. (Halle, 1736, 8.) S. 1, fgg. beſchrieben. Die Einrichtung derſelben, ſieht man in Fig. 3704. vorgeſtellt.

a d c b, iſt ein rundes Gefäß, worein man das Oehl gießt; f e d, iſt ein anderes kleineres, längliches und viereckiges, und hat einen Schnabel oder eine Dille, worein man den Docht ſteckt. Jenes wird durch ein Querblech k l getheilt, welches dem Boden b d viel näher iſt, als dem Deckel a c. An der innern Seite des Gefäßes wird ein Röhrchen p o, welches auf beyden Seiten in p und o offen iſt, befeſtigt. Die obere Oeffnung deſſelben, p, berührt den Deckel a c beynahe; die untere aber, o, berührt die Oberfläche des Oehles, welches nach dem Waſſerpaſſe bey h i ſteht. Eben daran ſtößt auch eine andere kurze Röhre, m n, die gleichfalls auf beyden Seiten offen und an dem Querbleche k l angelöthet iſt. Solcher Geſtalt ſtehen die untern Oeffnungen p o und m n, auf Einer Fläche, nämlich oben auf dem Waſſerpaſſe, wo der erforderliche Vorrath von Oehl aufhört. Die obere Oeffnung q des dritten Röhrchens q r aber, geht über die Fläche ein wenig heraus; hingegen das Röhrchen q r ſelbſt wird an die Mutter der Schraube t, welche an dem Boden d b angelöthet ſeyn muß, befeſtigt. In g iſt ein ſo überaus enges Löchlein, wodurch die Luft in die Höhlung k d b l kommen kann, und das Gefäßchen a d b c hat bey dem Boden

ben d b eine Oeffnung in das Behältniß f e d, damit das Oehl zu dem Dochte fließen könne. Endlich wird an den Fuß v t x, der Boden y z angelöthet, an dem Deckel a c aber die Schraube s, damit man die Lampe, ſo oft es nöthig ſeyn ſollte, von dem Unrathe reinigen könnte.

Was den Gebrauch dieſer Lampe betrifft, ſo wird dieſelbe von dem Fuße abgeſchraubet, umgekehrt, der Finger auf das Löchlein g geleget, das Oehl aber durch die Röhre q r, welche etwas weiter, als die andere m n iſt, hinein gegoſſen; alsdann wird ſie gegen die Seite b c gebeuget, damit das Oehl, welches in die Höhlung hinein getreten iſt, deſto eher durch das Röhrchen m n in ſeinen gehörigen Ort zwiſchen a l herab falle. Wenn ſolches nun voll iſt, wird, mit Hülfe der Schraube t, der Fuß v t, wieder feſt hinan gemacht. So lange das Oehl gerade nach dem Waſſerpaſſe h i ſteht, fließt nicht ein Tropfen durch m n heraus; wenn aber nur ein unmerklich weniges davon verzehrt iſt, ſo geht die Luft durch das leere Röhrchen o p hinein, und das Oehl tröpfelt durch m n heraus, daß alſo das zufließende Oehl immer nach dem Waſſerpaſſe h i ſteht. Geſchieht es nun, daß die innere Luft in der Höhlung a l von der Wärme der äuſſern Luft verdünnet wird, ſo fällt das Oehl, welches durch m n heraus getrieben wurde, ſogleich durch die Röhre q r in die Höhlung y t z, und bleibt niemals über dem Waſſerpaſſe ſtehen. Gießt man, an ſtatt des Oehles, Waſſer zu, und ſteckt den kürzern Theil eines Hebers in das Behältniß vor den Docht f d, ſo wird man bemerken, daß auch dadurch h i in dem Waſſerpaſſe erhalten werde, ſo lange die Höhlung a l nicht völlig leer iſt; und man kann auch wahrnehmen, daß ſich ſolches nicht ändere, wenn man in das Behältniß f d zwar langſam, aber doch in einem

nem beſtändigen Rinnen, Waſſer zugießt. Dieſen Verſuch kann man anſtellen, wenn man erfahren will, ob die Lampe recht gemacht ſey, oder nicht.

In neuern Zeiten hat man die Lampen mit dem Schirme auf mancherley Weiſe eingerichtet. Im J. 1743, ließ Hr. Prof. **Segner** in Göttingen eine Lampe zu ſeinem Gebrauch verfertigen, welche, als er ſie hernach durch eine kurze Beſchreibung bekannt gemacht hatte, an verſchiedenen Orten mit beſonderm Beyfall aufgenommen wurde. Er fand aber bald darauf bey der Art, dieſelbe anzugeben, welche in gedachter Schrift entworfen war, ſelbſt verſchiedenes Unbequemes; und da er ſeitdem Gelegenheit hatte, verſchiedene dergleichen Lampen verfertigen zu laſſen, fielen ihm einige Verbeſſerungen derſelben bey. Folgende Beſchreibung davon (*) iſt ſo eingerichtet, daß dadurch Abweſende in den Stand geſetzt werden, ſich dieſelbe von jenem jeden mittelmäſſigen Handwerker machen zu laſſen, wenn derſelbe nur einiger Maßen mit dem Zirkel umzugehen weis, oder ſie ſelbſt ſich die Mühe geben wollen, den Abgang dieſer Geſchicklichkeit zu erſetzen.

„Die Hauptſache kommt auf einen Schirm an, welcher aus 4, einander gleichen und gleichſchenkeligen Dreyecken, in Form einer vierſeitigen hohlen Pyramide, zuſammen geſetzt iſt, und alſo zur Grundfläche ein gleichſeitiges und rechtwinkeliges Viereck hat. Etwas weniges über der Mitte dieſer eingebildeten Grundfläche brennt das Tocht einer Oehl-Lampe, deren Licht von der inwendigen Fläche des Schirms auf das Blatt eines mittelmäßigen Tiſches dergeſtalt zurückgeworfen wird, daß ſich ſehr wenig in dem übrigen

(*) Sie kam, u. d. Titel: D. J. A. S. G. P. Beſchreibung einer bequemen Lampe für Studierende, 1744, zu Göttingen auf 2 Quartbog. heraus. Hr. D. Martini hat dieſelbe auch in das 2 St. des 8 B. der Berlin. Sammlungen (1776, 8.) aufgenommen.

übrigen Raum des Zimmers zerſtreuet. Dieſes Tiſchblatt wird dadurch über und über mit einem ſtetten und meiſt gleichförmigen Licht erleichtet; und alſo werden alle Pläze deſſelben zum Leſen und Schreiben bequem, indem die Lampe faſt gar keinen Schatten wirft, wenigſtens keinen ſolchen, der einigen Platz des Tiſches unbrauchbar machte.

Wir wollen von dieſem Schirme anfangen, und zeigen, wie er zuſammen zu ſetzen ſey. Dieſes erfordert entweder einige Zeichnung, oder Rechnungen, welche ſich auf die trigonometriſchen Tafeln gründen. Wir werden beydes weiſen, um diejenigen zu vergnügen, die Grund ſuchen; aber auch einige Beyſpiele von einigen bereits berechneten Pyramiden beybringen.

Will man die Figur des Schirms durch die Zeichnung finden, so ziehe man eine gerade Linie AB, Fig. 3705 a) welche die Länge und Breite des Tiſchblatts vorſtellt. Denn es wird der erleuchtete Raum quadratiſch, und wenn demnach der Tiſch dieſe Figur nicht hat, ſo nimmt man AB für deſſen Länge, falls dieſe nicht gar zu groß iſt. Ich zweifle, daß einem Platze von 6 oder mehr Schuhen lang und breit, genugſames Licht gegeben werden könne, man müßte dann die Flamme etwas groß machen wollen, wobey ich mir aber auf der andern Seite einige Unbequemlichkeiten vorſtelle. Doch ich habe dieſes noch nicht verſucht, wohl aber etliche dergleichen Schirme ſo eingerichtet, daß ſie ein Tiſchblatt von 4 Schuh lang und breit, zu vollkommener Zufriedenheit derjenigen, welche ſich derſelben bedienen, erleuchtet.

Dieſe AB nun kann man, wenn man will, nach einem verjüngten Maßſtab ſo theilen, wie die Länge des Tiſches aus Schuhen und Zollen zuſammen geſetzt iſt. Man mag dieſes gethan haben, oder nicht, ſo theile man ſie mit C in 2 gleiche Theile, und ziehe durch C die Linie CD auf AB perpendikulär. In dieſer Linie CD muß das Licht zu ſteben kommen, und man kann den Ort nach Belieben annehmen, wo es eigentlich brennen ſoll. Gar zu weit iſt es von dem Tiſchblatt nicht zu entfernen, weil dieſes nicht nur das Licht ſchwächen, ſondern auch andere Unbequemlichkeiten haben würde, welche wir durch dieſe Lampe vermeiden wollen. Das beſte Maß iſt, wenn das Punct D, ſo den Mittelpunct der Flamme abgeben ſoll, ungefähr 2

Schuh

Schuh von dem Tiſchblatt abſteht, und demnach CD der CA oder CB gleich iſt, wenn die Länge des Tiſchblattes 4 Schuh beträgt. Man hat ſich aber an dieſe Höhe CD keinesweges zu binden; man kann ſie kleiner machen, wenn ſie nur nicht ſo klein genommen wird, daß man im Schreiben oder Leſen, indem man vor der Lampe ſitzt, durch deren Schirm gehindert wird, oder ſo groß, daß man dadurch in diejenigen Fehler verfällt, welche theils berühret worden, theils ſogleich ſich zeigen werden.

Man verlangt nämlich, daß weder bey der Arbeit des Leſens oder Schreibens, noch auch ſonſten, wenn man in dem Zimmer hin und wieder geht, jemals einiger heller Strahl den Augen beſchwerlich falle, ja daß man die Flamme des Lichtes wirklich niemals ſehe, als wenn man mit Fleiß ſich unter den Schirm bücket. Derowegen wird die Pyramide dergeſtalt um das Licht geſetzt, daß dieſes, wie auch bereits erwähnt, worden, etwas über der eingebildeten Grundfläche derſelben ſtehe. Dadurch wird das Licht genugſam bedeckt, wenn nur der Schirm nicht weiter von dem Boden des Zimmers abſteht, als die Augen des Menſchen, der ſich der Lampe bedienen ſoll, indem er aufrecht ſteht; welches bey dem Maße, ſo wir angegeben, und bey erwachſenen Leuten, nicht zu befürchten iſt.

Iſt nun das Punct D dergeſtalt angenommen worden, ſo ziehe man höchſtens 1 Zoll unter demſelben die Linie EF mit der AB parallel. Dieſe iſt der untere Rand des Schirms. Dabey noch zu merken, daß je kleiner man die Linie DG nimmt, deſto größer werde der Raum des Zimmers, der von dem Boden an aufwärts noch ſo weit erleuchtet wird, daß man allen daſelbſt befindlichen Hausrath vollkommen ſehen kann. Doch kommt auf dieſe Höhe DG ſo gar vieles nicht an, weil bey einer gänzlich verfertigten Lampe man dieſelbe nach Befinden verändern kann.

Nunmehr iſt die Größe der eingebildeten Grundfläche des Schirmes zu beſtimmen. Dieſe kann man nach dem Mittelmaß auf 1 Schuh ſetzen. Ich habe ſie bald größer bald kleiner gemacht, ohne daß in dem übrigen eine ſonderliche Veränderung geſpüret hätte. Die halbe Länge der Seite dieſer Grundfläche iſt EG, welcher auf der andern Seite GF gleich zu machen.

Man

Man ziehe die gerade Linie DE, und von E nach A ziehe man eine andere gerade Linie EA. Man verlängere DE nach Belieben in H, theile den Winkel HEA in zwey gleiche Theile vermittelſt der Linie IE, welche man ſo lange über E fortzieht, bis ſie die verlängerte CD in K ſchneidet; ſo iſt EF die Grundlinie eines der Dreyecke, aus welchen der pyramidenförmige Schirm zuſammen zu ſetzen iſt, und EK iſt ſeine Höhe. Eben ſo groß aber iſt auch jede der übrigen 3 Seiten derſelben Pyramide. Nun kann man aus der Grundlinie und aus der Höhe dieſe Dreyecke beſchreiben, weil ſie gleichſchenkelig ſind. Man mache AB, Fig. 3705 b) gleich der EF, Fig. 3705 a,) ſetze auf deren Mitte ek perpendikulär, welche der EK, Fig. 3705 a), gleich ſey, und zieht die geraden Linien kA und kB: ſo iſt das Dreyeck kAB eine Seite der Pyramide nach dem verjüngten Maßſtab, deſſen man ſich bey Aufreiſſung dieſer Figur immer bedient. Wenn man alſo vier dergleichen Dreyecke nach dem großen Maßſtab verfertigen läßt, ſo hat man die Seiten der Pyramide wirklich, und man kann dieſelbe zuſammen ſetzen.

Die bequemſte Materie dazu, wenn die Lampe wenig koſten ſoll, iſt verzinntes weißes Blech. Doch zweifle ich kaum, daß man dieſelbe nicht auch von Holze oder Pappe eben ſo gut machen könnte, wenn man ſie inwendig mit weißem Papier glatt beziehen wollte, wiewohl ich hi rvon keine Erfahrung habe. Einmahl habe ich mich auch des engliſcheu Zinnes bedient, und eine ſehr ſchöne Wirkung gefunden. Will man Meſſingblech nehmen, ſo iſt wohl am beſten, daß es inwendig wohl verzinnet werde, ſonſt dürfte es ein etwas gelbliches Licht geben. Ich habe aber nicht ſo wohl aus dieſer Urſache mich deſſelben noch nicht bloß und ohne Verzinnung bedient, als vielmehr deswegen, weil es leicht anläuft. Vielleicht könnte man dieſem mit einem guten Firniß abhelfen, und dadurch denenjenigen zu ſtatten kommen, welche gelbliches Licht lieben. Man mag aber dieſe oder jene Materie wählen, ſo ſind die Seiten des Schirms inwendig zwar eben und glänzend, aber doch rein zu machen, keinesweges aber ſo ſtark zu poliren, daß man ſie für Spiegel halten könnte. Ich ſelbſt bin bisher mit verzinntem Eiſenblech zufrieden geweſen, welches bloß mit dem Hammer ſo platt geſchlagen worden, als möglich war.

Der Grund der Lage, welche wir der Linie EK, Fig. 3705 a), geben, iſt dieſer. Der Winkel HEI iſt dem Winkel KED gleich, wie auch ohne Geometrie leicht einzuſehen iſt. Nun aber hat man auch den Winkel IEA dem IEH gleich gemacht, indem man HEA in zwey gleiche Winkel zertheilt. Alſo iſt auch IEA dem KED gleich. Wenn demnach KE ein Spiegel wäre, ſo würde der Strahl DE, welcher aus dem Licht D auf denſelben fällt, genau nach EA zurück geworfen werden. Denn dieſes bringt die bekannte Eigenſchaft der Spiegel mit ſich. Die übrigen Strahlen aber, welche aus D auf EK fallen, würden zwiſchen A und C, und zwiſchen C und B, zum Theil auch noch weiter hinaus, zurück prallen. Nun iſt zwar EK kein eigentlicher Spiegel, und wir wollen nicht, daß der Schirm aus wirklichen Spiegeln zuſammen geſetzt werde. Sie wirken für unſern gegenwärtigen Zweck zu genau, und aus der Urſache könnte ein geringer Fehler in der Zuſammenſetzung, wie auch einige Unreinigkeit der Spiegel, die doch bey einem dergleichen Hausrath nicht gänzlich zu vermeiden iſt, die Güte der Lampe zu ſehr vermindern. Doch iſt nicht zu läugnen, daß eine jede ſtark erleuchtete Fläche das meiſte Licht an denjenigen Ort hinwerfe, an welchen ſie alles ihr Licht hinwerfen würde, wenn ſie ein recht vollkommener Spiegel wäre. Es prallet alſo allerdings das meiſte Licht, welches aus D auf EK einfällt, auf das Tiſchblatt AB zurück.

Was aber die Seite des Schirms, deren Höhe EK iſt, thut, das thut auch eine jede der drey übrigen Seiten deſſelben. Und dadurch wird das Licht auf dem Tiſche mit einander vermiſcht, und faſt überall von einerley Stärke, indem immer eine Seite an denjenigen Ort ein ſtarkes Licht wirft, wohin die andere ein etwas ſchwächeres bringt.

Der obere Theil des Schirms endigt ſich in eine runde Röhre, von ungefähr einem guten Zoll im Durchmeſſer. Durch dieſelbe wird der Dampf des Lichts ſo vollkommen aus dem Zimmer geführt, daß man nicht einmahl einen Geruch verſpüret, wenn die Lampe ausbläſet, und abrauchen läßt. Es bekommt alſo der Schirm von auſſen das Anſehen, welches Fig. 3705 c) darſtellt. LM iſt die Röhre, von welcher wir gegenwärtig reden. Dieſelbe wird in eine andere Röhre MOS geſtoßen, welche bey O gebo-

gebogen iſt, und ſich nach einer mit Fleiß durchbohrten Wand oder Fenſter des Zimmers neiget, durch welche ſie den Dunſt ausführt. Man hat nicht nöthig, bey Befeſtigung dieſer Röhre Weitläuftigkeiten zu machen. PQ iſt die Wand des Zimmers, oder das Fenſter. Man befeſtigt in dieſelbe eine kurze Röhre PR, in welche man die Röhre MOS leicht einſchieben kann. Dieſer gebe man bey N einen Arm NT, vermittelſt welchem ſie ſich bey T wider die Wand ſtemmen könne. Läuft nun die Röhre PR wagerecht auswärts, ſo iſt nicht zu befürchten, daß die Röhre MOS herunter fallen werde, was man auch an M für ein Gewicht hänge, und man kann ſie doch gar leicht aus der Wand, wenn man will, heraus nehmen, und bey Seite legen. Doch dieſes geht nur in dem Fall an, wenn man die Röhre MOS gerade aufwärts führen kann, und nicht gezwungen iſt ſie zur Seite zu biegen, welches die Lage des Zimmers und der Fenſter deſſelben zuweilen erfordern. Es iſt aber auch in dieſen Fällen nicht ſchwer, eine leichte Art zu finden, die Röhre MOS zu befeſtigen, welche wir aber der Geſchicklichkeit des Handwerkers überlaſſen müſſen.

Wir können hierbey bemerken, daß dieſe Röhre auſſen bey R mit einer Bedeckung müſſe verſehen ſeyn, wenn ſie dem Winde ſtark entgegen geſetzt iſt, weil ſonſt der Wind das Licht auslöſchen kann. Dieſes iſt mir ein Mahl begegnet, und nicht öfter, derowegen mich noch zur Zeit um keine Bedeckung bekümmert. Uebrigens muß dieſe Röhre dergeſtalt eingerichtet ſeyn, daß, wenn man den Schirm EFLM in dieſelbe hängt, welches bloß mit einem oder zwey Haken geſchehen kann, die Mitte der Röhre, in welche die nunmehro abgenommene Spitze der Pyramide und das Punct D, Fig. 3705 a), fällt, gerade über der Mitte des Platzes AB ſiehe, welcher zu erleuchten iſt, geſetzt nämlich, man erleuchte nichts mehr als die Breite des Tiſches. Denn wenn man den Schirm ſo eingerichtet, daß er mehr als die Breite des Tiſches erleuchtet, ſo kann man denſelben, wenn man will, der Wand ſo lange nähern, bis endlich der äußere Rand des wohl erleuchteten Raums mit dem Rande des Tiſches zuſammen treffe. Dieſen leztern Stand ſtellt die Figur vor.

Nun iſt zu zeigen, wie die Lampe ſelbſt zu verfertigen und an den Schirm gehörig zu befeſtigen ſey. Dieſes,

daß ſie an den Schirm angehängt wird, geſchieht deswegen, damit ſie auf dem Tiſche keinen Platz einnehme, und man nicht in Gefahr ſey, ſich durch Verſchüttung des Oehls Schaden zu thun.

A B und C D, Fig. 3705 d), ſind zwey Gefäßchen von Zinn, von inwendig verzinntem Meſſing, oder verzinntem Eiſenblech. Sie haben die Figur einer Walze, von welcher durch eine Ebene, die der Axe gleich läuft, etwas abgeſchnitten worden, und dadurch bekommen ihre Grundflächen die Figuren E F und G H, Fig. 3705 e). Der Durchmeſſer der Zirkel, welche zu dieſen Grundflächen angenommen worden, kann ungefär 2 Zoll betragen; und wie viel man von dieſen Zirkeln abſchneiden müſſe, zeigt Fig. 3705 e) genugſam, weil hieran eben nicht viel gelegen. Die Höhe dieſer Gefäßchen A a, D d, richtet ſich nach der G D, in Fig. 3705 a), und iſt meiſt ſo groß, als dieſe G D. Man füge dieſe Gefäße mit einer Röhre B C zuſammen, welche ſich in dieſelbe beyderſeits ganz an ihren Boden endigt, welche Boden platt ſind. Dieſe Röhre wird ſo enge gemacht, als möglich iſt; und man muß ſorgen, daß ſie auch von auſſen nicht über 2 Meſſerrücken breit, dick ſey. Sie kann von verzinntem Eiſen oder Meſſingblech gemacht werden, wenn das übrige aus einer dieſer Materien beſteht. Hätte man aber den Schirm und die Gefäße A B, C D, von Zinn gemacht, ſo würde es ſich nicht wohl anders ſchicken, als daß man dieſe Röhre von feinem Silber machen ließe. Denn legirtes und mit Kupfer vermiſchtes Silber würde von dem Oehle anlaufen, und einen Uebelſtand verurſachen. Es iſt nicht viel daran gelegen, wenn die Röhre dadurch beugſam wird, weil ſie nicht viel zu tragen hat. Denn es wird bloß in der Mitte derſelben ein cylindriſches Gefäßchen befeſtigt, welches ungefähr die Hälfte ſo hoch iſt als G D, F. 3705 a). Es iſt daſſelbe ½ Zoll weit, hat einen platten Boden, und die Röhren öffnen ſich bey K K in das Gefäßchen, ein wenig über dem Boden deſſelben. Es kommt vieles darauf an, wenn das übrige, ſo hierbey erfordert wird, recht bequem gemacht worden. Und wir haben deswegen dieſes Gefäßchen in Fig. 3705 f) größer vorgeſtellt. KK ſind die Oeffnungen der Röhren. 1 bis 2 Linien von dem obern Rande des Gefäßchens iſt inwendig ein Ring an daſſelbe gelöthet, welcher in dem Durchſchnitt durch die Abſätze

LL vor-

L L vorgeſtellt wird. Auf dieſem Ringe ruhet ein rundes Blättchen, welches man nach Belieben heraus nehmen kann, und an dieſem Blättchen iſt die Röhre M N feſt, welche das Tacht hält. Damit dieſe Platte mit der daran befeſtigten Röhre deſto gewiſſer ſtehe, macht man ihr zu beyden Seiten kleine Ausſchnitte bey O O. Fig. 3705 g), und befeſtigt bey P P inwendig in dem Gefäßchen zwey Stiftchen. Wenn man nun das Blättchen in das Gefäß ſetzen will, ſo wird es dergeſtalt gedrehet, daß die Ausſchnitte O O gerade über die Stiftchen P P ſtehen; ſo kann man es bis auf den Ring hinein drücken. Man dreht es ſodann etwas, ſo halten es die Stiftchen feſt, wie dergleichen Befeſtigung auch ſonſt gewöhnlich iſt.

Wir haben ſchon erwähnet, daß die Röhre M N dazu diene, daß ſie das Tocht halte. Dazu iſt am beſten gezwirnte Baumwolle. Einige werden ſich vielleicht des Marks einiger Pflanzen an ſtatt der Baumwolle mit gutem Erfolg bedienen. Wir haben uns Mühe gegeben, ein unverbrennliches Tocht bald von Asbeſt, bald von Metall-Blättern, bald von geſponnenem Silber, zu machen. Die Tochte ſind wirklich nicht verzehret worden, allein der zäheſte und ſchwereſte Theil des brennenden Oehls hat ſie in kurzer Zeit dergeſtalt überzogen, und die Löcher und Höhlungen derſelben ſo gar verſtopft, daß wenig oder gar kein Oehl mehr in die äuſſerſte Fläche derſelben kommen können, und alſo das Tocht entweder aufgehört zu brennen, oder doch, nachdem man es ausgelöſcht, nicht wieder angezündet werden können. Wir halten demnach zwar nicht ein unverbrennliches, aber doch ein ſolches Tacht, welches eine beſtändige Flamme unterhält, für unmöglich, wenn die Flamme mit gemeinem Oehl, oder etwas dergleichen, unterhalten wird.

Ein Tacht von Baumwolle brennt lange, und es iſt kaum nöthig, daß man es putze, wenn man ſich nur die Mühe giebt, ehe man es anzündet, es mit den Fingern ſo gut in die Figur eines koniſchen Körpers zu bringen, als man kann, damit es nämlich die Flamme um und um umgeben möge, und kein Theil deſſelben von der äuſſern Luft berühret werde, wobey es ſonſt bald verzehret, oder mit Ruß ſo ſehr überzogen wird, daß man gezwungen iſt es abzunehmen, wenn das Licht hell brennen ſoll.

Man kann die Gefäße AB und DC mit Deckeln verſehen, damit kein Staub in dieſelbe und aufs Oehl falle. Das beſte iſt, daß man dieſe ganz abnehmen könne. Sie müſſen, oder werden vielmehr, nicht ſo genau ſchließen, daß nicht ſo viel Luft in die Gefäße kommen ſollte, als erforderlich iſt, daß das Oehl aus dieſen Gefäßen durch die Röhren BK, CK, in das mittelſte kleine Lämphen zwiſchen KK frey fließen könne. Denn dieſe Gefäße AB, CD, ſind eben dazu beſtimmt, daß ſie das Lämpchen zwiſchen KK mit Oehl genugſam verſehen. Man muß ſich bey dem Gebrauch in Acht nehmen, daß man ſie nicht zu voll gieße. Ein paar Fehler, die man hierin begangen, werden gar leicht an die Hand geben, wie weit man gehen dürfe, wenn man ſich nicht die Mühe geben will, durch Meſſungen, welche ſich auf die Lehre von dem Gleichgewichte der flüſſigen Körper gründen, dieſe Höhe von vorne zu beſtimmen. Damit aber gleichwohl, wenn man zuweilen hierin etwas verſehen, durch das überlaufende Oehl nichts verdorben werde, wird ein kleines Becken verfertigt, QR, Fig. 3705 h), und vermittelſt zweyer Häkchen Qq, Rr, an die Röhren, welche das Oehl in das Lämpchen PKKP bringen, dergeſtalt gehängt, daß man es nach Belieben abnehmen könne. Dieſe Häkchen werden inwendig an das Gefäßchen QR befeſtigt, damit das Oehl, welches etwa an denſelben hinunter läuft, ſich in das Gefäßchen ziehe. Auſſerdem könnte es kommen, daß von dem Becken eben ſo wohl ein oder anderer Tropfen auf das Tiſchblatt fiele, als von dem Lämpchen ſelbſt. Es iſt dieſes Becken ſelten von einigem Nutzen, wenn man ſich nur in Acht nimmt, niemals zu viel Oehl einzugießen. Man hat aber kaum nöthig, dieſe Arbeit in einem Abend mehr als ein Mahl zu verrichten; beſonders wann man die Gefäße AB, DC, etwas weit machen läßt. Und man ſparet überhaupt bey dieſer Lampe einen guten Theil Oehls, weil das Tacht nicht ſo ſtark ſeyn darf, als bey einer gemeinen Lampe.

Dieſe Gefäße nun, wie ſie vermittelſt der Röhre BC das Lämpchen KK tragen, an dem Schirm zu befeſtigen, verfahre man folgendergeſtalt. Man mache an die innerſte platte Seite der Gefäße zwey meſſingene Platten feſt, BS, CT, dergleichen in Fig. 3705 h) insbeſondre vorgeſtellt worden. Sie haben in der Mitte einen Schlitz,

VW,

VW, ungefähr eines Meſſerrückens breit, und 2 bis 3 Z. lang. Die Breite der Platte iſt beliebig, und höchſtens von 1 Zoll; die Länge giebt ſich aus dem, ſo geſagt worden. An dem Schirm werden zu beyden Seiten Arme angelöthet XY, welche ſich vorn bey Y in Schrauben endigen, die mit Müttern verſehen ſind, und auf der andern Seite bey Z meſſingene Federn haben, welche die Platten BS, CT, beſtändig gegen die Schraubenmütter drücken. Nachdem man nun die Schrauben mehr oder weniger anziehet, laſſen ſich die Platten BS, CT, an dem Armen ſchwerer oder leichter auf und ab ſchieben, und mit denſelben die Gefäße AB, CD, die Röhre BC, und das Lämpchen KK, die mit ihnen verknüpft ſind. Dieſes dient dazu, daß man das Tacht mit Bequemlichkeit verneuern oder reinigen, die Lampe anzünden, wie auch das ganze Zimmer erleuchten könne, wann es nöthig iſt. Man kann ſich aber auch eben dieſer Bequemlichkeit, das Licht in denjenigen Punct zu bringen, in welchen man will, dazu bedienen, daß man es ſo ſetze, wie die Erfahrung lehrt, daß es den Tiſch am beſten erleuchte.

Die Gefäße AB, CD, müſſen dergeſtalt geſetzt werden daß das Oehl in denſelben jederzeit gleich hoch ſtehen bleibe. Es iſt nicht viel daran gelegen, ob man in eines allein, oder in alle beyde zugleich, Oehl gieße, weil daſſelbe durch die Röhre BC aus einem in das andere kommen kann.

Es iſt übrig, daß wir noch die trigonometriſche Rechnung mit einem Beyſpiele erläutern, und die Maße zu ſolchen Lampen, welche wohl am bequemſten zu gebrauchen ſeyn werden, an die Hand geben. Es ſey AC = CB, Fig. 3705 a), von 15 Decimalzoll, und alſo AB 3 Schuh. CG halte ebenfalls 15 Decimalzoll, und GD ſey = 0, 8, d. i. acht Zehntheil eines Zolls; EG aber ſey 4 Zoll. Man ziehe Ee auf AC perpendikular, ſo wird Ae, welches der Unterſchied iſt der AC und EG, 15 weniger 4, das iſt, 11 Zoll. Ee aber = GC iſt 15 Zoll. Man findet alſo den Winkel A, wenn man ſchließt: wie Ae zu Ee, ſo der Radius zu der Tangente des Winkels A, welcher Winkel demnach aus den Tafeln gefunden wird = 53°, 44'.

Man verlängere GE in g, ſo iſt der Winkel gEA dem Winkel EAC gleich, und hat folgends zu ſeinem Maß eben-

ebenfalls 53°, 44′. Nun ſage man ferner: wie E G zu G D, d. i. wie 4 zu 0, 8, ſo der Radius zur Tangente des Winkels GED, dieſer iſt alſo von 11°, 18′, und eben ſo groß iſt gEH. Zieht man nun den Winkel gEH von dem Winkel gEA ab, ſo bleibt der Winkel HEA von 42°, 26′; deſſen Hälfte, d. i. 21°, 13′, iſt der Winkel HEI. Setzt man dieſen Winkel HEI zu dem Winkel gEH, ſo bekommt man gEI = 32°, 31′. Dieſer Winkel nun gEI iſt dem Winkel KEG gleich, und K iſt die Ergänzung deſſelben zu einem geraden Winkel. Alſo iſt dieſer Winkel K ebenfalls bekannt, und hält 57°, 29′. Und wenn man alſo nochmals ſchließt: wie der Sinus des Winkels K zu dem Radius, ſo die bekannte EG zu der EK: ſo findet man EK = 4, 74. Giebt man alſo in Fig. 3705 b) der AB 8 Decimalzoll, und der ck 4 Decimal-Zoll, 7 Decimallinien und 4 Scrupel, ſo kann man das gleichſchenkelige Dreyeck ABk beſchreiben, welches eine der Seiten des Schirms abgiebt.

Auf eben die Art werden alle übrige Fälle berechnet, und es wäre ſehr überflüſſig, wenn wir das Geſagte bey andern Exempeln wiederhohlen wollten. Es iſt genug, daß wir anmerken, daß, wenn AC wieder von 15 Zoll genommen wird, aber CG von 18, EG von 5, und DG von 1 Zoll; die Höhe EK 6, 19, oder faſt 6 Z. 2 Lin. betragen müſſe. Iſt aber AC = 20, CG = 18, EG = 5, und DG = 1, ſo iſt EK = 5, 81. Endlich, wenn AC = 20, CG = 20, EG = 5, und DG = 1, ſo iſt EG = 5, 91.

Dieſe Exempel können faſt alle Rechnung erſparen. Denn erſtlich kommt es in dergleichen Dingen auf Kleinigkeiten nicht an, und zweytens kann man nach einerley Zahlen verſchiedene Lampen verfertigen, weil man dasjenige Maß, ſo wir einen Decimalzoll genennt, nach Belieben annehmen kann, wenn man ſich nur nicht gar zu ſehr von einem gemeinen Zoll entfernt. Ja man ſieht aus dieſen Maßen, daß man ſich überhaupt von der beſten Zuſammenſetzung wenig entfernen werde, wenn man die Grundlinie des Dreyecks, welches eine Seite des Schirms abgeben ſoll, AB, Fig. 3705 b), in 10 gleiche Theile theilt, und 6 ſolche Theilchen für die Höhe des Dreyecks ck annimmt.“

Einige

Einige machen nicht ſo weitläuftige Umſtände mit dem Schirme, ſondern ſie hängen zwiſchen einen Hohlſpiegel, der nicht von Meſſing, wegen des gelben Lichtes, ſondern bloß von verzinntem Blech geſchlagen iſt, und oben eine Oeffnung hat, daß der Dunſt von der Lampe hinaus ſteigen, und etwa, wie ich oben, S. 158, erwähnt habe, in einen naſſen Schwamm geleitet werden kann, eine gut gemachte Lampe in ſolcher Entfernung auf, daß der Schein davon den Tiſch erreichen kann, und haben eben dieſes, was jene Segneriſche Lampe mit vielen Koſten angiebt. Zudem iſt das in die freye Luft geführte Rohr der vorigen Art öfters beſchwerlich, wenn ſtarke Winde in derſelben Gegend ſtoßen.

Vor einigen 30 Jahren wurde die Fig. 3706 abgebildete Lampe erfunden, welche den Namen Studier-Lampe erhielt, weil anfangs die Gelehrten ſich dieſer Lampe häufig bedienten. Sie beſteht aus 7 Theilen. Wenn ſie z. B. von Meſſing-Blech vom Klempner gemacht werden ſoll, wird der Fuß 1, mit einem Zirkel, ſo groß als er werden ſoll, auf dem Meſſinge vorgeriſſen, ausgeſchnitten, und auf Bley aufgezogen, damit er ſeine gehörige Tiefe bekomme. Alsdann vergleicht und überbörtelt man ihn auf dem Amboſſe mit dem länglichen Treibe-Hammer, damit der Draht in den Rand eingeleget werden könne. Hernach wird der Buckel a getrieben und der ganze Fuß, nach dem das Meſſing ſtark iſt, in 2, 3 oder 4 Abſätzen gebildet. Zulezt wird mit dem Börtel-Eiſen (ſ. Th. XL, S. 351, und die dazu gehörige Fig. 2194) der Abſatz der kleinen Glieder abgeſchlichtet. Der Teller, oder die Scheibe, die über dem Fuße zu ſtehen kommt, 2, wird nach Proportion des Fuß-Buckels und nach dem Zirkel gleichfalls zugeſchnitten, auf Bley gezogen, verglichen, ausgebörtelt, im Senk-Stocke kraus geſchlagen, und inwendig

auf dem Börtel = Eiſen abgeſetzt. Das Rohr, 3, wird auf einer Stange (auf einem Dorn) gerůndet, und zuſammen gelöthet. In ſeiner Mitte kommt ein Knopf zu ſtehen, welcher aus 2 Theilen zuſammengeſetzt und abgeſetzt iſt; die Beſtimmung des Knopfes iſt, die Lampe damit nach Bequemlichkeit von einem Orte zum andern zu tragen. Die Lampe an ſich, 4, beſteht aus einem Ober = und Unter = Boden; und einer Zarge, welche zuſammen den Kaſten der Lampe bilden. Alles wird verzinnt, hernach die Figur den Böden angemeſſen und zugeſchnitten; die Zarge richtet ſich nach den Böden, ſo, daß Ecke auf Ecke rings herum zuſammen ſtoßen müſſen. Zuvor aber hauet man das Loch zur Dille, wo der Docht brennt, in die Zarge ein. Alsdann wird der Unter = Boden an die Röhre angelöthet, und in den Ober = Boden ſchlägt man das Loch ein, wo man das Oehl hinein gießt, es mag dieſes Loch rund, oval oder viereckig ſeyn, wie die Figur der Lampe es mit ſich bringt. Sodann wird der Deckel, b, welcher zum Zudecken dient, mit einem Gelenke angebracht. Im Deckel muß ein Luftloch ſeyn, damit die Lampe hell brenne. Wenn ein ſolche Lampe für zwey Perſonen, die gegen einander über ſitzen, eingerichtet iſt, ſo macht man im Ober = Boden hinterwärts in der Mitte ein Loch, ungefähr ſo groß, daß man ein Röhrchen hinein ſtecken kann, damit der Docht füglich brennen möge. Ueber dieſem Behältniſſe wird ein kleiner Trichter, c, mit einem Gelenke angehängt, damit das Röhrchen nicht verloren gehe, und zugleich die Stelle eines Dämpfers vertreten könne. Das Rohr zum Docht, 5, wird vorn enger, und hinten weiter, geſchnitten, auf dem ſpitzigen Sperr = Haken gerůndet, gelöthet, und voll Bley gegoſſen, damit man die Krümmung heraus bringe; wenn dieſe Krümmung gemacht iſt, wird das Bley wieder heraus geſchmolzen, und die Naht von

neuem zugelöthet. Alsdann wird das Rohr hinten am Ende gebörtelt, im Loche der Zarge durchgeſteckt, und waſſerdicht alles feſtgelöthet. Vorn am engen Theile der Röhre feilt man ein ungefähr $\frac{1}{4}$ Zoll groſ- ſes Loch ein; unter dieſem Loche kommt ein Boden zu liegen, welcher auf dem Bleye aufgezogen und feſt- gelöthet wird. An dieſem aufgezogenen kleinen Boden ſchließt ſich wieder ein Trichter, d, wie c, an, der am Boden mit einem Gelenke feſtſitzt, gleichfalls in der Abſicht, einen Dämpfer abzugeben. Der Schirm, 6, dient, die Blendung der Lampe abzuhalten. Man ſchneidet ihn trichterförmig zu, und putzt die linke Seite des Bleches rein, damit er rechts und links auf dem Polier-Amboſſe poliert werden könne. Er wird umgebogen, gelöthet, und unten am Rande ausgebörtelt, damit der Draht in den Rand feſt und ſauber eingelegt werden möge. Oben an ſeinem en- gern Ende ſchneidet man ihn irregulär aus; man hängt ihn an ein Gelenk mit 2 Flügeln, da der mittlere an den Schirm und der obere an den Ober-Boden der Lampe feſtgelöthet wird. Man richtet den Draht, der das Gewinde verbindet, ſo ein, daß er heraus gezogen werden kann, damit man den Schirm nach Belieben abnehmen, und die Lampe mit Bequem- lichkeit rein machen könne. Die Docht-Zange, 7, wird von ſtarkem Meſſing gemacht, und, in Form einer Feuer-Zange, zum Dochtputzen. e, iſt der Haken, an dem die kleine Zange hängt, ebenfalls von ſtarkem Meſſing. Die Feder, welche die Lam- pe im Heraufſchieben feſthält, f, wird ſteif und ela- ſtiſch geſchlagen. Das Rohr g wird an der Lampe feſt gelöthet, und an das Auswendige angepaſſet. Der Boden, h, welcher auf dem Bley aufgezogen iſt, hat in der Mitte ein Loch, welches ſo groß iſt, als das Rohr dick iſt; er wird über das Rohr ge- ſteckt,

ſteckt, und an den Unterboden der Lampe feſt gelöthet, und verpuzt, oder beſchabet.

Iſt dieſe Lampe von Zinn, ſo werden alle Theile von dem Zinn-Gießer gegoſſen. Man macht ſie auch wohl nur von verzinntem Eiſen-Blech.

Von Lampen mit Spiegel-Dächern, ertheilt der Erfinder derſelben, Hr. Joh. Helfenzrieder, kurf. geiſtl. Rath, und ehemahl. öffentl. Lehrer der Mathematik und Experimental-Phyſik an der hohen Schule zu Ingolſtadt, folgende Nachricht und Beſchreibung (*).

„Da mir einſt ein guter Freund erzählte, er hätte eine Lampe geſehen mit einem Dache von 4 Spiegeln, die mit einer nicht allzu großen Flammen ein ſehr helles Licht gab, überdachte ich die Vortheile einer ſolchen Lampe, und ward dadurch gleich ermuntert, ein noch beſſeres Spiegeldach auszuſinnen und mir verfertigen zu laſſen. Ich ſchaute aber anfangs gar nicht auf die Zierlichkeit, und meine Lampe war nur für mein Schreibpult, da ſie beſtändig bleiben ſollte, beſtimmt; mit der Zeit aber richtete ich dieſelbe freylich mit einer kleinen Aenderung ſo, daß ich ſie auch anderswo an Häkchen, die aus den Wänden hervor rageten, anhängen, oder an ein dazu beſtimmtes Stängelchen aufſtecken, doch nicht ſo wie einen Leuchter, oder andere Lampe mit einem Fußgeſtelle, die man ſo bequem hinſtellen kann, wo man will, allenthalben leicht gebrauchen könnte. Doch auch in dieſem Stande gefiel ſie einigen meiner Freunde; und ſie baten mich, ihnen eben ſolchen zu verſchaffen; andern aber gefiel es nicht, daß man ſie nicht, wie andre, überall leicht hinſtellen kann; wieder andern ſchien das gar zu große Dach unſchicklich in die Augen zu fallen. Den Kurzſichtigen, die ihr Auge nahe zu dem, was ſie leſen wollen, hinhalten, fiel die in den Lüften mit ihrem großen Dache über dem Buche ſchwebende Lampe deßhalb unbequem, weil ſie mit ihrem Kopfe, wenn ſie dabey leſen wollten, dem Dache der Lampe zu nahe kommen

(*) In Lor. Hübners phyſikal. Tagbuch für Freunde der Natur. 1 Jahrg. (Salzb. 1784, gr. 8.) S. 82, fgg.

men müßten, ſo daß ſolches ihnen ſehr hinderlich fiel. Um nun allen zu dienen, machte ich an meiner Lampe, oder vielmehr an andern, (denn ich blieb bey meiner erſten,) die für Andere beſtimmt waren, immer Aenderungen. Bey anderthalb hundert Lampen ſind unterdeſſen unmittelbar unter meiner Aufſicht und nach meinem Angeben verfertigt worden. Es haben aber auch anderswo Spängler ſie nachgemacht. Damit man nun aber hinfür allenthalben ſich damit verſehen könne, erachte ich es nicht unnütz zu ſeyn, eine ausführliche Beſchreibung der vortheilhafteſten von denen, die ich habe verfertigen laſſen, zu geben, und zuletzt auch die Beſchreibung eines Leuchters für eine einzelne Perſon, von meiner Erfindung, beyzuſetzen, der gleichfalls ein Spiegeldach mit einer beſonders dazu gerichteteten Wachs- oder Unſchlitt-Kerze trägt, weil dieſe vielleicht einigen beſſer, als die Lampen gefallen möchten (*); und endlich noch ein Spiegeldach zu einer ſtärkern Flamme, für mehrere, die um einen Tiſch herum ſitzen, anzugeben.

Vier verſchiedene Arten Lampen mit Spiegeldächern.

Wenn wir auch die veränderte Geſtalt des Spiegeldaches dazu nehmen, ſo ergeben ſich vierley Arten verſchiedener Lampen: zwey nämlich mit einem Fußgeſtelle, und zwey ſchwebende, oder durch einen vor dem Bücherſchranke hinter dem Pulte hervorgehenden Arm getragen. Jede nämlich dieſer zwey Gattungen theilt ſich durch den Unterſchied des Spiegeldaches in zwey verſchiedene Arten: eine von ſimpler pyramidaliſcher Geſtalt, und die andere mit wenigſtens 2 Reihen Spiegel, die gleichſam aus 2 oder mehrern pyramidaliſchen Flächen zuſammengeſetzt iſt. Ich will zuerſt die über dem Tiſche ſchwebenden, darnach die mit einem Fußgeſtelle verſehenen, und bey jeder dieſer zwey Gattungen zuerſt das ſimple pyramidaliſche, ſodann das mehr zuſammengeſetzte Dach beſchreiben. Zum Maße wollen wir den rheinl. Fuß nehmen, und ihn in 12 Zoll, den Zoll aber in 12 Linien theilen.

Be-

(*) Die Beſchreibung dieſes Leuchters, wird im Art. Leuchter vorkommen. B.

Beſchreibung der erſten Art der ſchwebenden. Die Lampe ſelbſt. Die Lampe der erſten Gattung, wie ich ſie habe machen laſſen, iſt von einer länglich viereckigen Geſtalt, a b d, Fig. 3707 a), vornher mit einem dünnen Schnabel m n, an deſſen vorderſten Theile n der Dacht, der die Flamme unterhält, durch ein kurzes Röhrchen hervorgeht, und mit einem um ein Gelenk e f beweglichen Spiegeldache g l h umgeben iſt. Die Länge des viereckigen Stückes a b, iſt 5 Zoll 8 Linn.; die Breite a d, 2 Z; die Höhe der Lampe beträgt nur 8 Linien. Ich habe ſie mit Fleiß nicht höher machen laſſen, weil ein ſo dünner Dacht wie ich ihn mache, das Oehl nicht ſo leicht, als ein gewöhnlicher, viel dickerer erhebt. Der Schnabel m n iſt 3 Z. lang, aber nur 3 L. breit; er iſt von m bis i völlig geſchloſſen; bey i iſt an einem Gelenke ein Deckel i k beweglich angemacht, der bis an das Röhrchen hinreicht, welches ſich zu vorderſt bey n erhebt. Ich habe aber auch an einigen Lampen ganz geſchloſſene (Fig. 3707 n)), und bis zur runden Oeffnung als ein dreyeckiges Prisma, deſſen verticalen Querdurchſchnitt z zeigt, geſtaltete Schnäbel machen laſſen, dabey man aber aus der runden Oeffnung h die kleine Röhre, welche den Dacht trägt, damit man denſelben leicht einziehen möge, muß herausziehen können. Bey einem ſo geſchloſſenen Schnabel iſt weniger Gefahr, Oehl zu verſchütten, wenn man die Lampe hin und wieder trägt, oder ungefähr daran ſtößt, und auch ſein Schatten, weil das Licht an ſeiner Schneide ſich theilt, iſt etwas kleiner; aber die erſtere hat die Bequemlichkeit, daß wenn man den Deckel i k zuvor aufmacht, man bey Eingießung des Oehles leichter ſieht, wenn die Lampe voll wird, und alſo nicht zu viel eingießt. Daß ich aber bey allen meinen Lampen den Schnabel ſo dünn habe machen laſſen, iſt darum geſchehen, damit ſein Schatten, oder vielmehr ſein Halbſchatten, weniger hinderlich fallen; denn dieſer Schnabel giebt ſo viele Halbſchatten, als das Spiegeldach Spiegelchen über dem Schnabel hat. Hinter dem Schnabel m n, Fig. 3707 a) und b), raget bey c ein 4 Lin. hohes, unten und oben offenes Röhrchen als ein Ring empor, deſſen Durchmeſſer 1 Zoll beträgt, wodurch man in die Lampe das Oehl eingießt; ſodann aber wird dieſe Oeffnung mit einem darüber geſteckten Deckel geſchloſſen.

Das

Das Röhrchen bey n, welches den Dacht trägt, iſt inwendig nur 1 Linie weit, weil man bey dieſer Lampe nur einen ganz dünnen Dacht braucht; ſeine Höhe beträgt $2\frac{1}{2}$ Lin.; es iſt aber dieſe engere Röhre mit einer etwas weitern und kürzern umgeben, über die ſie ein wenig hervor raget, und an der ſie dies- und jenſeits mit einem Tröpfchen Zinn frey angelöthet haftet, die äuſſere Röhre ſelbſt aber iſt bey n entweder angelöthet, oder feſt eingeſteckt, damit, wenn man den Dacht aus der innern Röhre hervorzieht, man nicht beyde an einander haftende Röhrchen zugleich mit demſelben aus dem Schnabel heraus ziehe. Fig. 3707 d) ſtellt uns ihre Durchſchnitte, M den verticalen, und N den horizontalen, beyläufig halb ſo groß, als ſie von Natur ſind, vor. Hinter der Oeffnung mit dem Deckel e, Fig. 3707 a) und b), befindet ſich das Gelenk e f, wovon 2 kleine, etwa $\frac{1}{2}$ Z. breite Arme von ſtarkem Blech, bis an das Spiegeldach g h l, daran ſie befeſtigt ſind, hervorgehen; durch Hülfe dieſer Arme läßt ſich das Dach, wie die punctirten Linien in Fig. 3707 b) weiſen, zurück legen, welches auch zu thun nöthig iſt, wenn man einen neuen Dacht einziehen oder die Spiegelchen putzen will; auch wird dieſes Dach wenigſtens ein wenig erhoben, wenn man den Dacht anzündet, und ſo oft man ihn putzen will.

Das Einziehen eines neuen Dachtes, geſchieht durch Hülfe eines gekrümmten eiſernen Drates a b, Fig. 3707 c). Ich verfahre dabey alſo: Ich lege einen zweyfachen baumwollenen Faden doppelt zuſammen, daß alſo der Dacht eigentlich 4 Fäden dick wird; das abgebogene Stück a reibe ich zuvor ein wenig zwiſchen den Daumen und Zeigefinger, daß es ſich zuſammen giebt; ſodann ſtecke ich es von oben durch das Röhrchen e durch, daß es an dem untern Ende deſſelben hervorkommt; darnach fahre ich mit dem Drathe c a, von dem Ringe c aus, durch den Schnabel m n durch, bis er endlich durch die Oeffnung e hervor kommt, und ich ihn da mit meinen Fingern ergreifen und gut hereinziehen kann, welches ich auch thue; das Röhrchen e, über welches man ihn nur etwa 3 Lin. weit mit ſeinem Ende b, das man zuvor auf 1 Z. lang in Oehl eintaucht, hervorragen läßt, wird ſodann bey n feſt eingeſteckt, und der übrige Dacht durch die Oeffnung mit einem Zängelchen

f in die Lampe hinein geſchoben. Hat man aber lieber das Röhrchen, welches den Dacht trägt, feſt, daß man es gar nicht aus der Lampe heraus nehmen kann, ſo ſchiebe ich das umgebogene und zuvor geribene Ende des Dachtes a durch das bey n befeſtigte Röhrchen von oben hinein, und lange es mit dem Zwickzängelchen f, nachdem ich den Deckel i k zurückgelegt habe, durch dieſelbe Oeffnung hervor; alsdann fahre ich mit dem gekrümmten Drahte durch die Öffnung c in den Schnabel m n, bis ſein äuſſerſtes Ende neben dem Röhrchen n bey k hervor kommt, hänge das Ende a des Dachtes darin ein, und bringe ihn auf eben die Weiſe, die ich eben bey geſchloſſenem Schnabel zu gebrauchen gelehrt habe, völlig in die Lampe. Der gekrümmte Draht wird zu dieſem Gebrauche an einem beſtimmten Orte beſtändig aufbehalten, oder, beſſer, unter dem Unterſatze der Lampe, den wir gleich darnach beſchreiben werden, durch ein daran gelöthetes Häkchen angeſteckt, daß man ihn allezeit in Bereitſchaft habe.

Unter die Lampe kommt ein Unterſatz, Fig. 3707 e), d. i. ein niedriges blechernes Geſchirr von einem ebenen Boden, wie der Boden der Lampe iſt, über den dieſer ein wenig hinausreicht, von deſſen Seiten ringsherum ein aufgebogener, 3 Lin. hoher Rand empor ſteigt. In dieſem Unterſatze wird die Lampe eingeſetzt, und mit einer um ein Gelenk r r beweglichen Schnalle, T, Fig. 3707 b) und e), angeſchloſſen. 1$\frac{3}{4}$ Zoll hinter dem Schnabel iſt in dem Unterſatze ein rundes Loch, x, von 1 Zoll im Durchmeſſer, und unter demſelben ein Zapfen, p, (nämlich eine cylindriſche, 14 Z. hohe und 1 Z. weite, Röhre, die zu unterſt mit einem ebenen Boden geſchloſſen iſt,) angebracht. Dieſer Zapfen thut mir zweyerley Dienſte. Erſtens dient er, das übergehende Oehl, wenn etwa zu viel in die Lampe gegoſſen wird, oder durch einen ungefähren Stoß bey dem Dachte n was weniges heraus kommen ſollte, aufzunehmen, damit es nicht an der Lampe herunter auf ein unter derſelben befindliches Buch oder Schrift falle, und ſie beſule; deswegen laſſe ich auch den Boden der Lampe nicht unmittelbar in dem Aufſatze aufſtehen, ſondern ich erhebe ihn wenigſtens $\frac{1}{2}$ Lin. hoch, durch 4 an den 4 Ecken unten an dem Boden der Lampe hangende Zinntropfen; und auch der Schnabel des Unterſatzes reicht zuvorderſt bey n ein wenig über den Schnabel

bel der Lampe hinaus, und legt ſie nicht gar zu gedrängt an, damit das wenige übergehende Oehl in den Unterſatz, und in demſelben unter den Boden der Lampe in den Zapfen p abfließen könne. Der zweyte Dienſt, den dieſer Zapfen leiſten muß, beſteht darin, daß man ſich durch Hülfe dieſes Zapfens die Lampe auf den vom Bücher-Schranke hervorgehenden Arm, der ſie tragen ſoll, aufſetzen kann; er paſſet nähmlich genau in die verticale Röhre d, Fig. 3707 l), welche zuvorderſt an dem Arme c d, von dem wir hernach ausführlicher reden werden, feſt iſt. Damit man aber dieſe Lampe auch anderswo entweder auf verticale eiſerne Stängelchen, die man an verſchiedenen Orten, wo man die Lampe brauchen will, befeſtigt, oder auf Häkchen, die auf den Wänden, wo ſie eingeſchlagen oder eingeſchraubet ſind, anſtecken möge, laſſe ich zu hinterſt an ihr eine verticale Röhre q, Fig. 3707 a) und b), die 15 Lin. lang iſt, und 4 im Durchmeſſer hat, anlöthen. Iſt ein eiſernes Stängelchen an einem hölzernen Bretchen feſt, daß man die Lampe mit dem Röhrchen q daran ſtecken kann, und das hölzerne Bretchen entweder ſelbſt ſchwer genug, oder mit einem Gewichte beladen um ſich zu erhalten, ſo kann man es ſammt der Lampe auf verſchiedene Tiſche hinſtellen; doch da es weit mehr Platz, als ein Leichter oder gemeiner Lampenſtock, einnimmt, und nicht ſo leicht hin und wieder zu tragen iſt, ſo iſt es auch nicht ſo bequem als dieſe. Wir wollen nun zur Beſchreibung des Spiegeldaches und ſeiner Verfertigung, als des vornehmſten Stückes unſerer Lampe übergehen.

Das einfache Spiegeldach, wird nach meinen Angeben auf folgende Weiße verfertigt. 1) Nehmt eine Platte vom dünnem Meſſing, oder verzinntem Eiſenblech, A B, Fig. 3707 f), die 4 Lin. über 10 Z. lang, und 16 Z. breit iſt, dieſe werden zuvor eben gehämmert; ſodann verzeichnet man darauf mit einem Strahle von 5 Zoll aus einem Mittelpuncte c, der von dem obern Rande dieſer Platte A g, und dem untern D B, gleich weit, von der Seite g B aber 1 Z. 8 L. entfernt ſey, einen Zirkelbogen g l h von 260 Gr. und theilt denſelben in 12 gleiche Theile, jeden nähmlich von 18 Grad. Die Beſtimmung und Theilung dieſes Bogens kann auf folgende Weiſe gemacht werden: Ziehet von dem Ecke der Platte g durch den ſchon beſtimmten Mit-

telpunct eine gerade Linie g i, beſchreibt über dieſelbe einen halben Zirkel g l i, und theilt dieſen durch Verſuche mit einem guten Handzirkel in 10 gleiche Handtheile; führt aber den Bogen von i gegen h ſo weit fort, als ihr kennet, und beſtimmet daran von i gegen h noch 2 ſolche Theile von der Größe der übrigen 10, ſo iſt die Austheilung vollbracht. 2) Aus demſelben Mittelpuncte c beſchreibet mit einem Strahle von 14 Linien einen Zirkelbogen a b d, und ziehet bis dahin von den Theilungpuncten des größern Zirkels g l h gerade Linien gegen den Mittelpunct c zu. 3) Mit einem Strahle von $3\frac{1}{2}$ Zoll beſchreibet aus dem Mittelpuncte c einen kleinen Bogen m n zwiſchen den 2 äuſſerſten Strahlen. 4) Von n zu m, und von jedem Theilungspuncte (den lezten ausgenommen) des großen Bogens g l h, ziehet zu den nächſten eine Sehne, und außer derſelben in einer Entfernung von 3 Lin. mit ihr eine Parallellinie, und eine Parallel mit dem Rande d n in einer Entfernung von 2 Lin. auſſer denſelben. 5) An dem kleinen Zirkelbogen a b c zeichnet von einem Theilungspuncte zum nächſten, andere krumme Linien, wie die Figur weiſet, für die Häcklein, welche die Spiegel halten; und macht auch Einſchnitte bey jedem Theilungspuncte des großen Zirkelbogens g l h, wie ihr ſie im verjüngten Maße in der Figur ſehet; und zeichnet auch die Züngelchen für 2 Häklein unter m und g, ſo iſt die Zeichnung oder das Netz fertig. 6) Darnach wird alles, was hier auſſer die vollen Linien fällt, weggeſchnitten; die punctirten Linien geben die Büge, 1, 2, 3 ꝛc.; die 3 Lin. breiten Streife werden einwärts gebogen, die Spiegel zu halten; die auf c zugehenden Strahlen geben die Eckſeiten einer zwölfkantigen Pyramide; a k wird durch Löthung mit d n vereinigt, wozu der nur 2 Lin. breite Streif dient; und das blecherne Spiegeldach iſt um die Spiegel aufzunehmen bereitet. 7) Man ſchneidet alsdann aus einem ebenen Spiegel von dünnem und weißem Glaſe in die 12 inwendigen Fächer dieſer Pyramide eben ſo viel genau paſſende Stücke, legt je eines nach dem andern mit unterlegtem Papier ein, und biegt mit einem Zängelchen die Randſtreifen über ſie her, daß alſo alle dieſe Spiegel dadurch feſt gehalten werden; die kleine Züngelchen bey k und m werden auch darüber her gebogen, und ſo iſt das ſimple Spiegeldach fertig. Die Randſtreif und Häcklein ſollen keine ſcharfe Ecke oder Spi-

ze haben, damit, wenn man die Spiegel, wenn ſie ſchmu- zig werden, mit einem leinenen Lappen reinigen will, ſich dieſe daran nicht anhängen.

Bey Anlöthung der Bänder, die von e und f, Fig. 3707 a) und b), hinausgehen, und das Spiegeldach hal- ten, hat man Sorge zu tragen, ſie alſo anzurichten, daß die Axe des pyramidaliſchen Spiegeldaches in die Verti- callinie falle, welche mitten durch die Flamme der Lampe geht, damit die Hitze und der Rauch derſelben ohne Scha- den der Spiegel durch ſeine Oeffnung aufſteigen. Die Seite m n, F. 3707 f), ſteht unmittelbar auf dem Schna- bel auf, wenn das Dach die Lampe bedeckt; die übrigen ſenken ſich unter die Flamme hinunter, wie Fig. 3707 b) weiſet, damit alles Licht, das ſonſt ſeitwärts austreten würde, ſo viel es thunlich iſt, auf den Tiſch oder das Schreibpult hingeworfen werde.

Die izt beſchriebene Lampe wird, wie ich ſchon gemel- det habe, von einem von dem Bücherſchranke hinter dem Pulte hervorragenden Arme getragen, und ſchwebend über demſelben erhalten; wir müſſen nun die Beſchreibung die- ſes Armes, deſſen ſchickliche Einrichtung, die auch ihre Vortheile hat, vornehmen. Ein rundes, eiſernes, 3 Lin. dickes Stängelchen a b, Fig. 3707 l), iſt auf linker Seite des Schreibpults hinter demſelben an einem Bücher- Schranke befeſtigt, um den Arm c d zu tragen, der ſich daran auf und nieder ſchieben läßt. Es bieget ſich dieſes Stängelchen zu unterſt einwärts, und hat eine breite Lappe mit einem Loche in der Mitte, wodurch eine Schrau- be b ins Holz geht, um das Stängelchen feſt zu halten und zu unterſtützen. Obenher hält daſſelbe ein Ring, an dem eine Schraube a feſt iſt, die in das Holz geht. Der Arm c d iſt ein 2 Fuß langes, 1 Z. hohes und 5 Lin. brei- tes hölzernes Stängelchen c d, mit einem verticalen m n, und einem ſchiefen Querbande verbunden, wie die Figur es weiſet. Zwey blecherne Bändchen m und n, und eine hölzerne Nuß e, die man an dem eiſernen Stängelchen a b höher oder tiefer durch Hülfe einer Stellſchraube, wo man ſie haben will, feſt ſtellen kann, erhalten denſelben daran; und ein anderes kleines horizontales Stängelchen chen mit vielen abwärts gehenden Zähnen oder Zäpfchen g h, welches hinten mit einem Zäpfchen h in kleinen Rin-

gen, die an dem Bücherſchranke in verſchiedener Höhe über einander feſt ſind, vornher aber mit ſeiner Schwere auf dem Arme c d ruhet, dient zu verhindern, daß nicht der Arm weiter vorwärts oder weiter zurück trete, als man ihn haben will. An ſeinem vordern Ende trägt der Arm c d eine blecherne Röhre d, in die, wie wir oben gemeldet haben, der Zapfen des Unterſatzes p, Fig. 3707 b), genau paſſet. Da ich denn dieſen Arm c d, F. 3707 l), mit der darauf ruhenden Lampe, nach Belieben erhöhen oder erniedrigen, näher gegen mich herrücken oder zurücktreiben, und die mit ihrem Zapfen in der Röhre d ruhende Lampe ſelbſt um die Axe dieſes Zapfens rechts und links bewegen, und in der ihr gegebenen Stellung, ſo lange es mir beliebig iſt, ruhig erhalten kann, ſo verſchafft mir dieſer über meinem Pult ſchwebende Arm viele Bequemlichkeit; unter ihm mögen die Bücher frey herumliegen, wie ſie wollen, die Lampe und der ſie haltende Arm ſteht ihnen nicht im Wege; eine andere Lampe mit einem Fuß-Geſtelle mag wohl etwa, wenn mit einem Buche oder ſonſt was unvorſichtig daran geſtoßen wird, umgeworfen oder erſchüttert werden, daß das Oehl herausfließt; die aber auf einem ſolchen Arme ruhende iſt vor dem Umſturze völlig, und vor der Erſchütterung ſattſam ſicher; nur möchte es etwa geſchehen, daß man, wenn ſie zu niedrig hängt, mit Aufſchlagung eines großen Buches daran ſtieße; aber man darf ſie ja in einem ſolchen Falle nur etwas höher hängen, ſo kann auch das größte Buch, ohne dieſelbe zu berühren, ſicher unter ihr umgeſchlagen werden. Je höher man ſie ſetzt, je weiter breitet ſie auch auf dem Pulte oder Tiſche, den ſie beleuchtet, das Licht aus; hingegen bleibt es ſtärker und mehr verſammelt, wenn ſie niedrig ſteht; im erſten Falle zieht man den Dacht weiter heraus, um eine ſtärker Flamme zu erhalten, wenn das Licht, das ſie uns giebt, nicht ſtark genug iſt; wird ſie aber tiefer geſetzt, oder will man ſonſt ſchwächeres Licht haben, ſo macht man die Flamme durch Verkürzung des vorſtehenden Dachtes klärer. Wir werden von der Beleuchtung und Ausbreitung des Lichts weiter unten wieder reden, jezt aber zuvor noch von dem Spigeldache mit doppelter Reihe von Spiegeln, welches ich das abgeſezte nenne, deſſen verticalen Durchſchnitt uns Fig. 3707 g) zeigt.

Das

Das abgeſetzte Spiegeldach zu ſchwebenden Lampen. Dieſes Dach zu verfertigen, giebt es zweyerley Weiſen. Die erſte iſt dieſe. 1) Ich beſchreibe auf einer ebenen Tafel von weiſem Bleche oder dünnem Meſſing, mit einem Strahle c h, Fig 3707 h), von 5 Zoll und 11 Lin. einen Kreis h g f von 240 Grad, theile ihn in 12 gleiche Theile, und ziehe alsdann von dem Theilungspuncte eine gerade Linie auf den Mittelpunct c zu. Die Beſtimmung dieſes Bogens und ſeine Theilung kann alſo geſchehen: Ziehe durch den Mittelpunct c eine gerade Linie f c i, und Schneide mit der Senne i h, die dem Strahle c i gleich iſt, den Bogen i h von dem noch unbeſtimmten Kreisbogen ab, ſo wird derſelbe, wie aus der Geometrie bekannt iſt, ein Bogen von 60 Grad ſeyn, und folglich, da der halbe Bogenzirkel f g i 180 Grad beträgt, ſo wird der ganze Bogen f g i h 240 Grad halten. Trägſt du nun den Strahl c f oder c i, in dem halben Zirkel f g i 3 Mahl herum, ſo iſt er auch in 3 Theile, jeden von 60 Gr. getheilt. Wenn nun jeder dieſer großen Theile durch Verſuche mit den Handzirkel in 3 kleinere getheilt wird, ſo iſt die ganze Abtheilung vollbracht. 2) Nun mache mit einem kleinern Strahle c a, von 3 Z. und 9 Lin. einen dem vorigen concentriſchen Zirkelbogen a c k, und innerhalb demſelben aus dem Mittelpuncte c noch einen kleinern mit einem Strahle nur von 14 Lin.; dieſe Zirkelbogen aber werden von den vom großen f g h auf c zugehenden Strahlen für ſich ſelbſt in 12 gleiche Theile getheilet 3) In dem Bogen a e k ziehe die 12 Sennen, je von einem Theilungspuncte zum nächſten, deren eine e b iſt, herum. 4) In dem großen Bogen f g i h ſetze zwiſchen jedem der 12 Theile, in die er ſchon getheilt iſt, eine gerade Linie m n, von der Länge 1 Zolles und 10 Lin., mitten zwiſchen die benachbarten Theilungspuncte, und ziehe auf die Gränzen dieſer Linie m und n, von den Theilungspuncten des Zirkels a e k (dergleichen hier e und b ſind,) gerade Linien (als hier e m und b n) herunter: ſo erhältſt du 12 ſolche Fächer, wie hier e b m n iſt; aber eines davon, nähmlich das äußerſte bey k h, wird weggeſchnitten, daß alſo nur 11 Stücke bleiben. 5) Mit den Sennen m n werden, in einer Entfernung von 3 Lin. außer ihnen parallele Linien gezogen, womit das Blatt begränzet wird. 6) Man macht ſodann bey jedem Stücke einem Einſchnitt n b, und auf

auf der andern Seite von l aus, einen parallelen m e, in einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$ oder 2 Linien; dem ſchmahle Streif e m i, welcher etwas einwärts gebogen unter das benachbarte Stück kommt, dient beyde mit einander durch Löthung zu vereinigen. Zu eben dieſer Abſicht macht man einen eben ſolchen ſchmahlen Streif mit c a parallel. 7) Das kleine Stück bey c herum, wird, wie die Figur weiſet, wie beym einfachen Dache ausgeſchnitten, und alles, was auſſer den vollen Linien iſt, kommt weg; und man richtet das zirkuläre Stück a e k in eine pyramidale Geſtalt zuſammen, da denn c k mit c a vereinigt wird. 8) Die Stücke zu den unter Fächern, deren eines e m n b iſt, werden an der Linie e b abwärts gebogen, und von jedem Stücke die linke Seite e m an die rechte des benachbarten angelöthet; die Räume bey m n aber, wie auch die oberſten um c herum, welche alle die Spiegel zu halten dienen, werden einwärts umgebogen. 9) Nun werden flache Siegelſtücke ausgeſchnitten, welche in dieſe 23 Löcher paſſen. 10) In den Ecken aber, wie e und b, da 4 Spiegel zuſammen ſtoßen, muß überall ein Löchlein durchgebohret werden, daß man von inwendig ein verzinntes eiſernes Nägelchen mit einem kleinen, runden, ebenen Plättchen, etwa von 3 Lin. im Durchmeſſer, um 4 Spiegel, (die man mit ihren ein wenig abgebrochenen Ecken, daß das Nägelchen dazwiſchen Platz hat, zuſammenſtoßen muß,) mit einander zu halten, durchſtechen, und auf der äuſſern Seite mit Zinn anlöthen kann. Dieſe Nägelchen alſo, und die umgebogenen Ränder des Bleches halten die Spiegelchen, und das Dach bekommt die gehörige Geſtalt; Fig. 3707 g). A, iſt der obere Theil von 12 Spiegelflächen; B, der untere von 11, weil eines ausbleibt, daß der Schnabel der Lampe dazwiſchen durchkommen kann.

Zweyte **Weiſe.** Die Spiegel bey dieſem Dache, wenn man ſie genau paſſend macht, und ſchicklich zuſammen ſetzt, fügen ſich zwar ſehr wohl an einander, das alſo alles Licht, das von der Flamme an das Spiegeldach ausgeworfen wird, von den Spiegeln aufgefangen und ſchicklich zurück geworfen uns zu Dienſte kommt; aber die Einſetzung der Nägelchen iſt eine mühſame Arbeit, bey der man achtſam umgehen muß; und die Anlöthung derſelben von auswendig iſt bey einem meſſingenen Dache unzierlich.

lich. Dieſer Urſachen halber habe ich nachgehnds eine ander Weiſe dieſes Dach zu verfertigen, ausgeſonnen, und befolgen laſſen, dabey zwar etwas mehr, aber doch ſehr wenig, von den Spiegelchen durch die umgebogenen Ränder und Häcklein verdeckt wird, die aber um ein merkliches leichter iſt. Ich laſſe nähmlich 1) das obere Stück A, Fig. 3707 g), wie bey den einfachen Dächern verfertigen, nur mit dem Unterſchiede, daß die untern Ränder, welche die Spiegel halten, alſo eingeſchnitten werden, daß bey jedem, beyderſeits an den Enden rechts und links, ein etwa 2 Lin. breites Streifchen abwärts kann gebogen werden, um die untern Spiegel zu halten, da der übrige Rand dazwiſchen aufwärts gebogen wird, die obern zu halten; das Blech wird dazu wie a e k, Fig. 3707 h), ausgeſchnitten, aber daß man überall unten an den Fächern herum zu äuſſerſt 3 Lin. breite Ränder darüber hinausſtehen läßt, deren Zurichtung und Gebrauch wir eben jetzt beſchrieben haben. 2) Wenn nun der obere Theil des Spigeldaches A fertig, und ſchon mit Spiegeln ausgekleidet iſt, ſo richte ich für den untern noch 3 Blechſtücke a b f n, Fig. 3707 i) her. Ich richte nähmlich ein gleichſeitiges Dreyeck f n c, deſſen jede Seite 7 Z. 5 L. lang iſt. 3) Alsdann beſchreibe ich aus dem Mittelpuncte c, mit dem Strahle c f, einen Bogen f m n, theile ihn in 4 gleiche Theile, und ziehe von c aus auf jeden Theilungspunct eine gerade Linie. 4) Aus eben demſelben Mittelpuncte c beſchreibe ich, mit einem Strahle von 5 Zoll und 3 Lin., einen Bogen a b c, ſo iſt das ganze Stück a b n f in 4 gleiche und ähnliche Fächer, deren eines c b m n iſt, getheilt. 5) An dem Rande dieſer Fächer laſſe ich kleine Streife vorſchießen, wie die Figur weiſet, deren die untern, 3 Lin. breiten, einwärts gebogen, die Spiegelchen zu halten; die obern aber, 2 L. breiten, dieſes Stück an das ſchon fertige ſimple Dach A, Fig. 3707 g), über welches man ſie auswendig herbiegt, anzulöthen dienen; aber auch an einer Seite a f, Fig. 3707 i), laſſe ich einen 2 Lin. breiten Streif über ſie hinaus gehen, um dieſes Stück mit dem benachbarten zu vereinigen. 6) Am dritten Stücke wird ein Fach c b m n wieder weggeſchnitten; oder vielmehr man macht daſſelbe gleich anfangs um ein Fach kleiner, daß es nur 3, an ſtatt 4 Fächer hat, ſo wird denn auch der zweyte untere Theil B, Fig. 3707 g),

dieſes Spiegeldaches geſtaltet, und, wenn man die Spiegelchen einſetzt, fertig ſeyn.

Nun laſſet uns die Vortheile dieſer Spiegeldächer erwägen. Nicht nur verdecken ſie die Flamme dem Auge, daß es nicht davon geblendet wird, ſondern ſie werfen auch alles Licht, das ſonſt im Zimmer herum vergeblich zerſtreuet würde, (das wenige ausgenommen, welches durch das wegen dem Rauche und der Hitze der Flamme unentbehrlich, über ihr befindliche Loch an die Decke hinauf geht,) auf den Schreibtiſch hin. Das Auge bleibt alſo völlig im Finſtern; denn das Licht an der Decke fällt für ſich ſelbſt nicht gerade in das Auge, ſondern dient nur, wie das vom Schreibtiſche zurückgeworfene das Zimmer noch einiger Maßen, nähmlich ganz ſchwach zu beleuchten, das uns auch nicht unbequem iſt, alſo faſt alles Licht, das die Flamme von ſich giebt, wird auf die Beleuchtung des Schreibtiſches verwendet. Die Pupille des im Finſtern ſich befindenden Auges eröffnet ſich derowegen, um mehr Licht zu empfangen, ſehr weit, und die Nerven des netzförmigen Häutchen werden von keinem andern Lichte, als dem auf dem Schreibtiſche, gerühret; alſo fühlen ſie dieſes allein, und eben darum wird es ihnen empfindbarer, und man hat deswegen keine ſo ſtarke Beleuchtung des Schreibtiſches nöthig, um leicht und deutlich zu ſehen, als ſonſt nöthg wäre, wenn das Auge nicht im Finſtern ſtände, ſondern theils unmittelbar von der Flamme ſelbſt, theils von den ringsherum von allen Seiten des Zimmers reflectirten Strahlen geblendet würde; und eben darum darf auch die Lichtflamme, wenn auch keine andere Urſache dafür da wäre, um ein merkliches ſchwächer ſeyn, als ſie ſonſt ſeyn müßte. Und dieſes iſt der erſte Grund des oekonomiſchen Vortheiles in Erſparung des Oehles, und der übrigen gleich anfangs bemeldeten, die uns dieſes Spiegeldach als Dach gewähret, welchen es aber auch mit andern Deckeln ohne Spiegel, die eine Lichtflamme ringsumher umgeben und verdecken, gemein hat. Der andere aber liegt in dem von den Spiegeln reflectirten Lichte, welches ſonderlich mitten unter der Lampe, wo ſonſt der ſtarke Schatten des Schnabels hinfiel, die ſchönſte Beleuchtung giebt, weil von jedem Spiegel (den gerade über dem Schnabel ſtehenden ausgenommen) Licht hingeworfen wird. Iſt gleich das von einem einzelnen zu-

rück-

rückgeworfene Licht bey weitem ſo ſtark nicht, als das unmittelbar von der Flamme kommende, ſo verſtärkt doch die Menge der Spiegel daſſelbe ſo ſehr, daß, obgleich die Flamme ſo klein gemacht wird, als man ſie bey einem gemeinen Nacht-Licht macht, welches man, um am Morgen, oder in der Nacht, wenn es nöthig iſt, geſchwinde dabey ein ſtärkeres dadurch anzuzünden, die ganze Nacht brennen läßt, doch die Beleuchtung vielen gar zu empfindſamen Augen zu ſtark iſt. Allein, da iſt leicht zu helfen, weil man, wie ich ſchon oben, S. 212, gezeigt habe, das Licht nach Belieben verſtärken, oder ſchwächen kann. Auſſer der hellen Beleuchtung in der Mitte ſind doch ringsherum auch die etwas entfernten Gegenſtände noch ſattſam beleuchtet, und es verlangt es ja auch unſere Bequemlichkeit nicht anders. Ich muß das, auf was mein Auge gerade hingerichtet iſt, (z. B. das Buch, worin ich leſe,) am klärſten und deutlichſten ſehen; aber was ſonſt noch auf dem Tiſche herum liegt, darf ſich zwar meinen Augen nicht völlig entziehen, doch auch nicht mit eben ſo großer Klarheit darſtellen, damit man, was man noch nöthig hat, leicht hernehmen und ſodann wieder weglegen kann. Die Halbſchatten von dem Schnabel der Lampe, derer wenigſtens ſo viel werden, als ſie Spiegel hat, wenigſtens die innern, werden bey dem doppelten oder abgeſetzten Dache gar nicht, oder (wenn das Licht ſchwach iſt,) kaum bemerket, weil immer einer in das reflectirte Licht von vielen andern Spiegeln fällt; die äuſſern merkt man freylich, ſie fallen aber auch nicht ſo beſchwerlich, weil man weiter von der Mitte nicht ſo ſtarkes Licht braucht. Unterdeſſen kann ich es nich läugnen, daß ich ſie doch gern, wenn es leicht möglich wäre, ganz ausgeſchloſſen haben möchte. Sie werden deſto merklicher, je ſchwächer man die Flamme macht, und bey dem einfachen Dache, da ſie für ſich ſelbſt ſtärker ſind, und näher, als die äuſſern bey den doppelten, gegen die Mitte kommen, ſind ſie doch unangenehm. Man könnte ſie zwar mit einem größern Dache, und mehrern Spiegelreihen, noch unmerklicher machen, aber ein ſo großes Dach würde gar unzierlich und unbequem fallen. Wollte man die Schnäbel noch dünner machen, ſo würden auch ihre Halbſchatten noch kleiner werden; man könnte ihnen die Geſtalt einer in einen Zirkel-Bogen m n, Fig. 3707 k) gekrümmten, inwendig nur

höchſten 1 Lin. weiten Röhre geben, welche unmittelbar den Dacht hielte, den man mit einem ganz dünnen, durch Umbiegung doppelt gemachten Drahte einzöge. Es hätte nähmlich dieſer Draht nur die Dicke eines Zwirnfadens, würde in der Mitte abgebogen und zuſammengelegt, daß die zwey Enden zuſammen kämen, und durchaus von ſeiner Mitte an die zwey gleich langen Theile ſich an einander anlegten; dieſer Drath würde durch die Oeffnung, die man weiter zurück ſetzte, als ſie an der oben, S. 206, beſchriebenen Lampe iſt, damit der Zirkelbogen m n c durch ſie gehe, mit dem Bugende von c aus in die Röhre m n geſtecket, bis dieſer Bug bey n hervorkäme; ſodann würde man unter dem Buge, den man über n hinausgehen ließe, den Drath mit Dazwiſchenſteckung einer Spitze ein wenig aus einander treiben, und den Dacht dazwiſchen durchſchieben; zöge man ſodann dieſen Draht zurück, und wieder bey c heraus, ſo folgte ihm auch der Dacht; man würde ihn darnach, da er ſchon durch die Oeffnung c hervorgekommen iſt, mit den Fingern ergreifen, und gar einziehen können. Den äuſſerſten Theil dieſes Dachtes möchte man wohl, ehe man ihn in die Röhre m n einzöge, ſo lang derſelbe iſt, in Oehl eintauchen, damit die dazwiſchen kommende Luft der Einſaugung des Oehles in dieſer engen Röhre nicht hinderlich ſey. Inwendig bey n würde es nothwendig ſeyn, dieſe Röhre mit einem Ringlein, das über dieſelbe ein wenig hinausſtiege, zu umgeben, damit nicht vom dem Dachte Oehl auswendig ſich an der Röhre n m herabzöge. Man würde auch gut thun, wenn man am hintern Ende der Röhre m innerhalb der Lampe einen kleinen horizontalen Trichter anſetzte, um den Draht ſicherer und leichter in ſie hinein zu bringen. Den Strahl des Bogens m n c, beſtimmen die Länge m n und die Höhe des Schnabels b n; nähmlich wie ſich verhält b m zu b n, ſo verhält ſich b n zu b x; und b x zu b n addirt, giebt den Strahl m x. Allein es liegt auch nicht viel daran dieſen Strahl gar genau zu haben, weil die Biegſamkeit des Drahtes der Röhre ſchon nachgiebt.

Weil die Zahl der Halbſchatten, (den, welcher unmittelbar der Flamme gegenüber ſteht, nicht mitgerechnet,) mit der Zahl der Spiegel übereinkommt, ſo hat man derſelben deſto weniger, je aus wenigern Spiegeln das Dach beſteht; ſie werden aber ſodann einzeln deſto ſtärker. Durch meh-

mehrere Spiegel wird das Licht in der Mitte ſtärker, aber durch wenigere wird es etwas gleicher ausgebreitet; und weil bey der Zuſammenſetzung eines Spiegels an den andern man es doch nicht leicht gar ſo genau trifft, daß nicht an den Rändern etwas Licht verloren geht, ſo kommt man bey einer nicht allzu großen Zahl der Spiegel beſſer zu, als bey gar zu vielen, und man kann wohl 10 oder 8, an ſtatt 12, nehmen; mehr aber als 12 beym einfachen Dache ſcheinen mir überflüſſig, und weniger als 8 zu wenig zu ſeyn.

Die Halbſchatten werden deſto kleiner, je weiter man das Spiegeldach macht, weil die Flamme deſto weiter ſich von jedem Spiegel entfernt, je weiter das Dach iſt; allein größere Spiegeldächer erfordern auch größere Spiegel, und werden darum etwas koſtbarer und zugleich unbequemer, und fallen übler in die Augen. Auch ein Doppeldach iſt ſchon nicht ſo ſchön und bequem, und koſtbarer als ein einfaches, aber auch dienlicher zur Beleuchtung.

Nun ſo gut auch immer die jezt beſchriebenen hangenden Lampen mit Spiegeldächern ſind, und obwohl man ſie auch, wie oben, S. 208, gezeigt worden iſt, an verſchiedenen Orten gebrauchen kann, ſo iſt es doch eine nicht geringe Unbequemlichkeit, daß man ſie ſo, wie ſie ſind, nicht wie die ſtehenden, behende von einem Orte in den andern bringen und überall leicht hinſtellen kann, wo man will; weswegen ſie bisher auch weniger beliebt worden, als die, welche ich jetzt beſchreiben will.

Stehende Lampen. Es ſind die beyden Arten der ſtehenden Lampen, deren Beſchreibung ich jezt vornehme, eben alls wie die hangenden, nur in der Geſtalt des Daches von einander unterſchieden, das übrige haben ſie alles mit einander gemein. Das Fußgeſtell, Fig. 3708 a) beſteht in einem cylindriſchen Stocke a b, deſſen Durchmeſſer 4 bis 5 Zoll, und die Höhe 15 bis 20 Lin. beträgt. Dieſer Stock, den man von Meſſing oder verzinntem Eiſenbleche machen kann, muß mit Bley ausgegoſſen, oder mit anderer ſchwerer Materie ausgefüllt ſeyn; je ſchwerer man ihn macht, je beſſer iſt es, damit die Lampe deſto ſicherer ſtehe, und nicht ſo leicht durch einen jählingen Stoß oder Erſchüterung umgeſtoßen werde. Mitten auf dieſem Stocke iſt ein eiſernes Plättchen mit einem Muttergewinde in ſei-

ner

ner Mitte feſt angelöthet, darin man das eiſerne Stängelchen d c, welches die Lampe trägt, einſchrauben kann. Dieſes Stängelchen iſt ungefähr 1 Schuh lang, und 4 Lin. dick, und hat ſowohl an ſeinem obern Ende d, als dem untern c, ein Schraubengewinde; das obere zwar, um den Ring daran zu Schrauben, welcher dient, die Lampe von einem Orte bequem zu einem andern zu übertragen; das untere aber, daß man das Stängelchen an dem Stocke a b anſchrauben, und wieder davon abnehmen kann, wenn man die Lampe einpacken und verſchicken will. Zu dieſer Abſicht iſt auch gleich unter dem untern Ende, welches dort dicker gemacht iſt, bey c ein rundes 3 Lin. weites Loch angebracht, daß man einen eiſernen Stift durchſtecken kann, um damit das Stängelchen in die Schraubenmutter an dem Stocke a b feſt anzuſchrauben, und wieder, wenn es nöthig iſt, abzuſchrauben. Die Lampe ſelbſt, Fig. 3708 b) iſt von quadratiſcher Geſtalt, 8 Lin. hoch, und hat zur Seite e f, Fig. 3708 a) und b) eine Länge von 4 Z. 6 Lin. Der mitten von der vordern Seite hervorgehende Schnabel, g h, iſt für ein einfaches Dach 2 Z. 6 L., für ein abgeſetztes aber nur 1 Zoll 5 Lin. lang. Dieſer Schnabel hat bis an das vorderſte Ende h, wo das Röhrchen ſteckt, welches den Dacht trägt, eine dreyeckige prismatiſche Geſtalt, deren Z, Fig. 3708 b), der vectikale Durchſchnitt iſt. Mitten durch dieſe Lampe geht ein kleines, verticales, beyderſeits offenes Röhrchen, ſo hoch als die Lampe, welches an ihrem Boden angelöthet iſt. Ueber demſelben iſt ein 2½ Zoll weites, rundes Loch, wodurch man das Oehl in die Lampe gießt, welches in einem etwa 3 oder 4 Lin. hohen Ringe umgeben iſt, darüber ein Deckel i zur Abhaltung des Staubes geſteckt wird. Es hat aber auch dieſer Deckel in der Mitte ein Loch, wodurch ein 4 bis 5 Z. langes Röhrchen l o, Fig. 3708 a), das an dem Unterſatze, F. 3707 a) und c), haftet, und genau an das durch daſſelbe gehende Stängelchen d c paſſet, gehen muß. Wenn man den Deckel i aufhebt, um Oehl in die Lampe zu gießen, ſo erhält man ihn an dem Ringe d durch ein daran hangendes Häklein, welches man zu äusserſt am Rande in den Deckel greifen läßt.

An dem Röhrchen l o, iſt unter dem Unterſatze eine gekrümmte ſtählerne Feder k, deren eiſerner Arm unter daſſelbe herunter ſteigt, und eine Stellſchraube trägt, feſt an-

angelöthet. Man thut aber ſehr wohl, wenn man das unterſte kürzere Ende dieſer Feder, welches ſich an das Röhrchen o anlegt, nebſt demſeben mit einem niedern Ringe, Fig. 3708 c) umgiebt, der auch daran angelöthet wird, um beyde feſter zuſammen zu halten, daß nicht die Feder durch ihre eigene Elaſticität, wenn man das Schräubchen k zu ſehr anpreſſet, ſich von dem Röhrchen losreiſſe. Dieſes Stellſchräubchen k dient, den Unterſatz ſammt der darauf ruhenden Lampe höher oder niedriger, wie man es immer haben will, an den Ringelchen c d, Fig. 3708 a), feſt und ſicher zu erhalten.

An dem Unterſatze, Fig. 3708 a) und d), nächſt hinter dem Schnabel, ſetze ich einen cylindriſchen Zapfen p an, welcher unten geſchloſſen, oben offen, 14 Lin. lang iſt, und eben ſo viel im Durchmeſſer hält, und das Oehl aufzunehmen dient, welches, wenn etwas vornher beym Schnabel übergienge, durch eine tiefe Rinne m n, Fig. 3708 a) und c), in ihn geleitet wird. (Es hat dieſe Rinne wenigſtens bey den Zapfen p eine dreyeckige pyramidaliſche Geſtalt.) Uebrigens iſt der Unterſatz bey dieſen Lampen, die Breite ausgenommen, wie bey den erſten zwey Arten beſchaffen.

Es ſind, wie ich ſchon oben gemeldet habe, auch dieſer ſtehenden Lampen zweyerley Arten, nähmlich eine mit dem einfachen, Fig. 3708 a), und die andere mit dem abgeſetzten Spiegeldache, Fig. 3708 d). Das einfache Spiegeldach verfertigte ich alſo: 1) Mit einem Strahle a c, Fig. 3708 e), von 5 Zoll, beſchreibe ich auf einer ebenen Tafel von Meſſing oder weißem Bleche, aus einem angenommenen Mittelpuncte c einen halben Zirkelbogen a b d, und führe ihn noch etwas weiter über d hinauf. 2) Den halben Zirkelbogen a b d theile ich in 9 gleiche Theile, nähmlich zuerſt in 3 größere, da ich den Strahl 3 Mahl herum führe, ſodann jeden derſelben, durch Verſuche mit den Handzirkel, in 3 kleinere, daß alſo jeder ſolcher Theil 20 Grad halte; von d aber ſetze ich ſodann in e noch einen ſolchen Theil. 3) Aus dem Mittelpuncte c mache ich, mit einem Strahle von 2 Z. 2 L., einen mit dem äuſſern concentriſchen Zirkelbogen, g f h. 4) Nun ziehe ich von jedem Theilungspuncte des Bogens a b d e, gegen den Mittelpunct c bis an den innern Bogen g f h, gerade Linien. 5) Mit einem Strahle c n von 3 Z., beſchreibe

ſchreibe ich zwiſchen den Strahlen, c d und c e einen kleinen Bogen m n. 6) Von einem Theilungspuncte zum andern an dem Bogen a b d, werden Sennen gezogen, und auch eine von m in n, und mit dieſen Sennen, in einer Entfernung von 3 Lin., auſſer ihnen gerade Parallellinien, um die ſchmahlen Streiſe zu beſtimmen, welche einwärts gebogen die Spiegel halten müſſen. Eben das geſchieht auch an dem kleinen Bogen des innern Zirkels g f h, wie die Figur weiſet, ausgenommen bey dem mittlern, f, da man mitten durch dieſes Fach eine gerade Linie c b zieht, in der man, 7 Lin. unter f, einen Mittelpunct beſtimmt, aus dem man mit einem Strahle von 8 Lin. einen kleinen Zirkel beſchreibt, welcher ausgeſchnitten wird, um das Loch zu machen, wodurch der Rauch der Flamme ſein n Ausgang findet; doch läßt man innerhalb dieſem Zirkel kleine Züngelchen ſtehen, welche ſodann umgebogen, als Häklein die Spiegel zu halten dienen. 7) Nun wird dieſes Blech in eine pyramidaliſche Geſtalt, Fig. 3708 a), gebogen, und zuſammengelöthet, wozu ein kleines, 2 Lin. breites Streifchen, das über c n, Fig. 3708 e) hinausreicht, dient; es kommt nähmlich dieſes Streifchen unter g hinein, und der Bogen g f h ſchließt ſich in ein reguläres Zehneck zuſammen, daß alſo eine zehneckige Oeffnung entſteht, die man mit einem darüber geſetzten und angelötheten runden oder zehneckigen Spiegeldeckel von 2 Z. 4 L. im Durchmeſſer bedeckt. 8) Endlich kommt bey S, Fig. 3708 a), ein Gelenk daran, und man kann das um dieſes Gelenk bewegliche Dach, wie die punctirten Linien zeigen, zurück legen; wenn es aber die Lichtflamme deckt, ſteht die Oeffnung f gerade über ihr, und die Axe der abgekürzten Pyramide macht mit der Verticallinie einen Winkel von ungefähr 45 Grad. 9) An die vörderſten 5 Fächer kann man von auſſenher noch einen, etwa 4 bis 6 L. breiten Streif B, Fig. 3708 a) und e), mit oder ohne Spiegel (er kann inwendig mit weißem Papier, ſtatt der Spiegel, ausgekleidet werden,) anſetzen, damit er das Licht abhalte, welches ſonſt von der Flamme unmittelbar dem Leſer, wenn er den Kopf neiget, und die Lampe etwas hoch ſteht, ins Geſicht fiele.

Beſchreibung des abgeſetzten Spiegeldaches bey dieſer Art Lampen; Fig. 3708 f). Dieſe Figur iſt, um größerer Deutlichkeit willen, nach einem etwas größern ver-

verjüngten Maßſtabe, als die übrigen Figuren, gezeichnet. Laß dir denn von Meſſing oder weißem Bleche eine dünne Platte ebnen, und zieh darauf 1) eine gerade Linie F f, von 5 Z. 6 Lin. 2) Mitten in dieſer Linie, nähmlich in d, errichte eine ſenkrechte, 4 Z. 3 Lin. lange Linie d a, und mit dieſer werden zwey halb ſo lange Linien, F H und f h, pararell gemacht, in deren Mitte die Puncte G und g beſtimmet werden, ſo, daß die 4 Linien F G, G H, f g, g h, einander gleich, und jede 1 Zoll und 5 halbe Linien lang werden; von G zu g aber wird eine gerade Linie gezogen, von welcher die Linie d a in c durchſchnitten wird. 3) Aus dem Mittelpuncte c beſchreibe mit einem Strahle c p von 3 Lin. einen kleinen Zirkel, und mit einem größern Strahle von 2 Z. durchſchneide die Linien H h und F f in 4 Puncte, nähmlich in I, i, E, und e i l, und zieh von dieſen Puncten gerade Linien bis an den kleinen Zirkel gegen c zu. 4) Aus eben dieſem Puncte c beſchreibe mit demſelben Strahle einen Bogen 2 L l i, und beſtimme in demſelben 2 gleiche Sennen, I L und i l von der Größe eines Zolles. 5) Mit dem Strahle a c beſchreibe aus dem Mittelpuncte c einen Bogen M a m, den zwey von c durch L und l gezogene Strahlen c M und c m begränzen. Dieſe Strahlen müſſen von den Puncten M und m bis an den kleinen Zirkel bey P ſichtbar gezogen werden. 6) Aus L und l mache mit den Strahlen L M und l m, kleine Bogen M N und m n, ſo, daß die Sennen M N und m n, 4 Lin. groß werden, und zieh die geraden Linien N n, N L und n l. 7) Eben ſo mache mit den Strahlen I H und i h, die kleinen Bogen H K und h k, deren Sennen 6 Lin. groß ſind, ſo ſind auch die Puncte K und k beſtimmt, und es laſſen ſich die Linen K M und k m, wie auch K I und k i, ziehen. 8) Mit einem Strahle c q von 1 Z. 4 Lin., beſchreibe einen kleinen Bogen q R, deſſen Sennen 6 Lin. groß iſt, und zieh nebſt q R von R eine Linie auf c zu bis an den kleinen Zirkel; und ſodann auſſer derſelben mit ihr eine Parallele in einer Entfernung von 2 Lin., zur Begränzung des kleinen Streifes, welcher die Seite C R mit c r, nach dem die pyramidaliſche Eckſeiten c Q, O G, c t, c l, c i, c g und c e abgebogen ſind, durch Löthung zu vereinigen dient; bevor aber dieſes geſchieht, werden 9) auch mit den Rändern F G, G H, K M, N n, mk, hg, g f und q R, in einer Entfernung von 2 oder 3 Lin paral-

lele

lele Linien gezogen, um die kleinen Streife zu begränzen, welche einwärts über die Spiegel, ſie zu erhalten, hergebogen werden; doch dürfen die 3 Streifen KM, Nn und mK, wenigſtens nicht ſchmähler als 3 Lin. ſeyn, denn von dieſen müſſen 3 Häklein, M, a und m, abwärts über die untern Spiegel gebogen werden. Eben ſolche Streifen werden innerhalb den kleinen, mit dem Strahle cP beſchriebenen Zirkel gemacht, und, wie die Figur weiſet, ausgeſchnitten; darum beſchreibt man zuvor innerhalb demſelben mit einem 2 bis 3 Lin. kürzern Strahle einen concentiſchen Zirkel, den man herausſchneidet; dieſe ſodann eingebogene Streifen halten die Spiegel oberhalb an ihren ſchmählern Enden. 10) Mit HI, LN, ln und hi, werden auch parallele Linien, in einer Entfernung von 2 Lin. auſſer ihnen gemacht, für die Begränzung der ſchmahlen Streife, welche die Fächer durch Löthung zuſammenzuhalten, und HI mit IK (bey den Linien IL, LI und Ii wird Blech abgebogen,) LM, mit LN, In mit lm und ik mit ih, zu vereinigen dienen. Ehe aber dieſes geſchieht, wird 11) aus einem Puncte b in der Linie ab, 2 L. über der Linie Hh, mit einem Strahle von 8 Lin., ein Zirkel beſchrieben und ausgeſchnitten, aber ſo, daß doch 4 Häklein bleiben, welche einwärts gebogen auch mit andern die Spiegel halten helfen; das ausgeſchnittene Loch aber läßt den Rauch durch, denn das mit dem Strahle cP gemachte wird mit einem zirkulären Deckel A, der mit umgebogenen Häklein einen Spiegel trägt, und darüber angelöthet wird, bedecket. Der äuſſere Strahl des Plättleins A hat 9 bis 10, der innere, welcher auch der Strahl des Spiegels iſt, 7 Linien. 12) Nachdem dieſes Spiegeldach, ſo weit als wir es bisher gebracht haben, fertig iſt, nachdem nähmlich alle Spiegelchen ſchon eingemacht ſind, kommt noch vornher ein Stück SZX xzs daran. Das Netz dieſes Stückes wird auf dem Meſſing oder weiſſen Bleche, alſo aufgezeichnet: 1) Man zieht zuerſt eine gerade Linie Ss, die in dem Puncte v in zwey gleiche Theile, jeden von 2 Z. 10 L., getheilt wird. 2) Man errichtet in v eine Perpendikularlinie vY, 2 Z. 9 Lin. lang, und beſtimmt darauf den Punct w, ſo, daß vw 7 Lin. lang wird, und zieht die Linien Sw und sw. 3) Auf dieſen werden die Puncte T und t beſtimmet; man macht nähmlich ST und st 2 Zoll lang, und zieht die Linie Tt.

4) Durch

4) Durch V wird mit T t eine Parallellinie gezogen, darauf man die Puncte X und x beſtimmt; man macht nämlich X V und Y x, 1 Z. 3 L. lang, darnach werden die Linien X T und x t, gezogen. 5) Von S aus wird S Z parallel mit T X, und von s die Linie s z parallel mit t x gezogen, und jede dieſer zwey Linien wird 8 L. lang gemacht; ſodann laſſen ſich auch Z X und z x ziehen. 6) Nun werden mit S Z, Z X, X x, x z und z s, in einer Entfernung von 3 Lin. parallele Linien gezogen, die ſchmahlen Streifen zu begränzen, welche einwärts gebogen die Spiegel halten. Zur Erhaltung dieſer Spiegel aber dienen auch, wie wir ſchon oben gemeldet haben, die Häklein des obern Stückes M, a und m, welche nicht, wie die andern aufwärts, ſondern abwärts über die untern Spiegel hinkommen. 7) Mit den Seiten S T, T t und t s zieht man auch parallele Linien, in einer Entfernung von 3 Lin. auſſer ihnen, die Streife zu begränzen, welche nicht die Spiegel zu halten, ſondern dieſes Stück über das ſchon fertige anzulöthen dienen; es wird nämlich der mittlere Streif T t über N n, die zur Seite S T über K M, und t s über m k hergebogen und angelöthet. 13) An der vordern Seite X x kann man, wenn man will, noch einen, etwa 6 Lin. breiten Streif von dünnem Bleche anlöthen, und abwärts biegen, daß er das Licht der Flamme von dem Auge abhalte, wenn man den Kopf tiefer neigt, als die Lampe erhöhet iſt. 14) An der hintern Seite 1 bis 2 Lin. über q R, Fig. 3708 d) und f), wird das Gelenk angemacht. Das Spiegeldach muß aber ſo über die Lampe kommen, daß, wenn das Dach niedergelaſſen wird, der Punct b gerade über der Flamme ſtehe, und die Linien Z X, x Z, horizontal und etwas tiefer, als die Lampe, in die Höhle des Unterſatzes kommen; ein Paar Tropfen Zinn am Unterſatze dies- und jenſeits des Schnabels, wo ſich das Dach daran anlegt, dienen es etwas zu erheben, wenn es ſich zu ſehr abwärts neiget; ſollte es aber vornher zu viel aufwärts ſtehen, ſo müßte man das Gelenk wieder loslöthen, und ein wenig weiter vorwärts rücken. Damit aber die Flamme gerade unter das Loch b im Dache komme, darf der Schnabel weder kürzer noch länger ſeyn, als die Geſtalt des Daches es erfordert. Die punctirten Linien in Fig. 3708 d) zeigen die Stellung des zurückgelegten Spiegeldaches, welche daſſelbe bekommt, wenn man

das Licht anzünden oder putzen will. Noch habe ich das anzumerken, daß, wer ſich bey einem Spängler, der noch keine ſolche Lampe geſehen hat, eine beſtellen will, der wird wohl thun, wenn er ſich zuvor wenigſtens des Spiegeldaches Geſtalt nach jezt gegebener Anleitung von Papier geſtaltet, und was von Bleche mit Löthung zu vereinigen iſt, an dem papiernen Dache mit Leim zuſammenfüget, und die Zeichnung auf das Blech, das er ſich zuvor ebnen läßt, zum erſten Mahl ſelbſt macht.

Vortheile bey den ſtehenden Lampen. Dieſe zwey Spiegelarten werfen nicht, wie die beyden hangenden Lampen, das Licht gerade unter dieſelben herunter, ſondern vorwärts gegen den, der am Tiſche oder Pulte ſitzt, welches die Lampe beleuchtet, und ſind zwar deshalb bequemer, ſie geben aber auch nicht ſo viel Licht als jene. Bey den hangenden Lampen iſt theils die Flamme ſelbſt näher an den Gegenſtänden, die ſie beleuchten ſoll, theils wird mehr von dem zur Seite ſich ausbreitenden Lichte geſammelt auf den Tiſch geworfen. Wollte man aber auch bey dieſen ſtehenden Lampen ſo viel als bey jenen von dem zur Seite austretenden Lichte erhalten, ſo müßte das Spiegeldach um ein merkliches größer ſeyn; es müßte wenigſtens noch eine Reihe Spiegelchen unter denen, die das jezt beſchriebene abgeſezte Dach hat, (welches die Strahlen enger als das einfache zuſammenbringt,) dazu kommen, und dieſe Spiegel würden auch ziemlich groß werden, und alſo ein unbequem großes Dach formiren. Noch größer würde das oben, S. 221, beſchriebene einfache ſeyn, wenn man noch eine Reihe Spiegel daran ſezte, und würde alſo ſehr ſchlecht in die Augen fallen; daher wird man leicht einſehen, daß es ſchwer fällt, bey dieſen ſtehenden Lampen eben ſo viel Oehl, als bey den hangenden, zu erſparen; aber die Bequemlichkeit, daß man jene leicht hinſtellen kann, wo man will, giebt ihnen einen Vorzug, der ſie meiſt vor den andern empfiehlt; vielleicht lieſſe ſich daraus eine mittlere Art von Lampen machen, mit einem ſehr ſchweren Fußgeſtelle, über welches ſie ziemlich weit hervorgiengen, und mit einem nur ein wenig geneigten Dache.

Laſſen ſich aber, wird vielleicht Mancher fragen, die Spiegeldächer der ſtehenden Lampen nicht auch bey den gemeinen, die man ſchon hat, mit Vortheil anbrin-

bringen? Antw. Ja, aber doch nicht mit ſo großem; denn je dicker der Schnabel iſt, je größer und dichter gegen die Mitte werden die Halbſchatten; wollte man aber von ſeiner Lampe den Schnabel abnehmen, und einen dünnen, oder etwa gar den in Fig. 3707 k) vorgeſtellten in des vorigen Stelle ſetzen, ſo könnte man dabey eben die Vortheile in Erſparung des Oehles haben, den die meinigen geben.“

Im J. 1783, gab Hr. *Argand* (*), ein geſchickter Chemiker von Genf, eine Lampe an, die, ohne weitere Beyhülfe von Gläſern oder Spiegeln, bloß für ſich ein ſtärkeres Licht und eine größere Hitze giebt, als irgend eine bis izt bekannte unter ähnlichen Umſtänden. Er ſuchte nämlich innerhalb der Flamme einen Luft-Strohm zu erhalten, und dieſes kann ſehr leicht bey Oehl-Lampen geſchehen; man darf den Docht nur um eine Röhre herum anbringen, die unten mit der freyen Luft Communication hat, ſo wird, ſobald derſelbe angezündet wird, die Luft über der Flamme ſehr verdünnet. Wie aber bey unſern gewöhnlichen Lampen und Lichtern die friſche Luft nur von der Seite zudringen kann, ſo ſteigt ſie hier durch die Röhre, um die der Docht gewickelt iſt, ſelbſt in die Flamme hinein auf; und da ferner ein Feuer immer deſto lebhafter iſt, je öfter die Luft um daſſelbe

(*) Zwiſchen Hrn. *Argand* in London, und Hrn. *L'Ange* in Paris, erhob ſich ein Streit über die Erfindung der cylindriſchen Lampen. Beyde glaubten, ſich die Ehre derſelben zuſchreiben zu können, und jeder machte dem andern dieſelbe ſtreitig. So viel iſt gewiß, daß beyde ſich mit dieſer Erfindung beſchäftigt haben, daß *Argand* ſpäter, als *L'Ange*, auf die Idee des kryſtallenen Kamines über der Flamme verfallen iſt, und ſpäter ſeine Erfindung der Academie angezeigt, aber vielleicht früher die Höhlung in dem Docht-Cylinder angebracht, und die Wirkung der Luft auf die Flamme bemerkt hat.

mit friſcher abwechſelt, und in je mehrern Puncten die friſche Luft die Flamme berührt, ſo begreift man leicht, wie vortheilhaft dieſe Einrichtung ſeyn müſſe. Das Weſentliche des Mechanismus dieſer neuen Lampe, welche ein ſchönes, auſſerordentlich helles Licht gab, und nicht im mindeſten rauchte, war, daß: 1) der baumwollene Docht rund und hohl wie ein Darm, 1 Zoll im Diameter, gewebt war, innerhalb eines ungefähr 2 Zoll weiten gläſernen Cylinders, der oben und unten offen iſt, frey ſtand, folglich 2) die Luft ſowohl durch den Docht und die ringförmig brennende Flamme, als auch zwiſchen ihr und dem gläſernen Cylinder ſehr heftig circulirt, und eben dadurch ſowohl ein äuſſerſt helles, glänzendes und ruhiges Licht verurſacht, und das ganze empyrevmatiſche Weſen, das ſich bey andern Lampen in dampfenden Rauch entwickelt, gänzlich verzehrt, oder mit der atmoſphäriſchen Luft ſo verbunden wird, daß auch die reizbarſte Naſe und Lunge nicht den geringſten Geruch davon ſpüret; 3) das Oehl in einer verſchloſſenen Vaſe ſteht, und alſo der Gebrauch dieſer Lampe auch mit der äuſſerſten Reinlichkeit verbunden iſt.

Herr *de Luc* hat ſeine Theorie der Verbrennung durch dieſe Lampe ſo ſinnreich erläutert, daß es hoffentlich dem Leſer nicht unangenehm ſeyn wird, etwas hiervon anzuführen.

Hr. de Lüc hat, in ſeinen Idées ſur la Météorologie, à Londr. 1786, 1787, und in deren Ueberſ. unt. dem Tit. Neue Ideen über die Meteorologie, 1 Th. (Berl. und Stett. 1787, gr. 8.) S. 131, fgg. auch einen Abſchnitt, wo er von den Erſcheinungen der Wärme handelt, welche das Verbrennen begleiten. Das Feuer hat, wie er in jenem Werke beweiſet, eigene Verwandtſchaften, und geht dadurch unter andern, weſentlich in die Zuſammenſetzung aller brennbaren feſten Körper, und von ihm rührt die

Wärme her, welche durch das Verbrennen hervorgebracht wird, wenn die dephlogiſtiſirte Luft, die immer bey dieſer Operation der Natur geſchäftig iſt, ſich nicht dabey zerſtört, und bloß durch fixe Luft erſezt wird. Aus den Verſuchen der Herren Lavoiſier und de la Place hat ſich ergeben, daß, wenn die dephlogiſtiſirte Luft in gleicher Menge bey der Verbrennung des Phosphors und der Kohle angewandt wird, ſie ſich beym erſtern zerſtört, und bey der leztern bloß durch fixe Luft erſezt findet, und die hervorgebrachte Wärme im erſtern Fall verhält ſich zu der im leztern, etwa wie 7 zu 3.

Wenn die dephlogiſtiſirte Luft ſich durch das Verbrennen zerſtört, ſo bringt die brennbare Subſtanz erſtlich entzündbare Luft hervor, zu deren Bildung das Feuer, welches ſie enthält, angewandt wird. Die dephlogiſtiſirte Luft zerſtört ſich aber nicht immer, und es ſcheint, daß alsdann ihre Verrichtung nur ſey, die merklich ſchwere Subſtanz, welche in die Zuſammenſezung der brennbaren Luft eingeht, aufzunehmen; dadurch entbindet ſich das Feuer, ohne dieſe leztere Luft zu bilden, und alsdann findet man, ſtatt der dephlogiſtiſirten Luft, fixe. Die Entſtehung der brennbaren Luft reicht aber allein nicht zu, um das Verbrennen hervorzubringen, ſondern es iſt noch nöthig, daß, wenn dieſe Luft mit der dephlogiſtiſirten in Berührung kommt, ſie einen gewiſſen Grad von Wärme habe, der, nach Hrn. de Lüc Thermometer, der 275ſte zu ſeyn ſcheint. Bey dieſem zerſezt ſie ſich mit der dephlogiſtiſirten, und die Erzeugung des Feuers iſt dann ſehr groß; de Lüc nennt dieſen Grad, **brennende Wärme**. Es ſcheint ihm, daß eine größere Wärme, welche in den brennenden Körpern unterhalten wird, eine von den kräftigſten Urſachen zu Erzeugung neuer Wärme ſey, weil hier eine Zörſterung der dephlogiſtiſirten Luft, ſtatt ihrer bloßen Verwandlung in fixe, entſteht.

Eine Thatſache, die auf dieſen Schluß führt, iſt unter andern die nun ganz allgemein bekannte Lampe vom Hrn. Argand. Die lebhafte Flamme, welche dieſelbe hervorbringt, ohne Rauch, ſcheint ein doppeltes Zeichen von der gänzlichen Verwandlung des Oehles in brennbare Luft, und von der Zerſtörung dieſer Luft mit der dephlogiſtiſirten, welche ſie in der atmoſphäriſchen Luft antrifft, zu ſeyn. Das erſte ſieht man mit Augen, wenn die Lampe

in guter Ordnung iſt; denn wenn man das Auge gleich hoch mit dem kreisförmigen Dochte ſtellt, ſo ſieht man zwiſchen ihm und der Flamme einen beträchtlichen Raum, der völlig durchſichtig iſt. Die Gegenſtände zeigen ſich dadurch weit beſſer, als durch eine Glasröhre. Dieſer Zwiſchenraum wird alſo nur durch die gänzlich reine brennbare Luft eingenommen, welche ſich hinlänglich ſchnell erhebt, um dieſen Raum für ſich allein zu behalten. Sobald ſie aber dephlogiſtiſirte Luft antrifft, welche ſich inn- und auſſerhalb des Dochtes erhebt, und auf eine kleine Entfernung convergirt, ſo zerſetzen ſie einander. Dieſes erzeugt die ſchöne Flamme, deren kreisförmiger Strohm mit brennbarer Luft bekränzt iſt.

Hr. de Lüc vermuthete dieſe Wirkung an einem Symptom, das ſie auszeichnet. Er bemerkte beſtändig, wenn er ſeine Lampe anzündete, und ihren gläſernen Rauchfang aufſetzte, daß er durch die Verdickung eines Waſſerdunſtes befleckt wurde, der ſich zerſtreuete, ſobald das Glas warm war. Er glaubte alſo, daß dieſe Lampe die dephlogiſtiſirte Luft nicht in fixe verwandelte, ſondern ſie zerſtörte. Er ſprach davon mit Hrn. Argand, welcher derſelben Meinung war, und er bat ihn, dieſe Vermuthung dadurch zu beſtätigen, daß er das Waſſer über ſeiner Lampe aufzuſammeln ſuche, wie man dies thun kann, wenn man entzündbare Luft verbrennt. Hr. Argand hat auch dieſe Deſtillation wirklich ausgeführt, indem er bloß in einer kleinen Höhe, über die Flamme ſeiner Lampe, einen Helm anbrachte, deſſen durch eine lange Glasröhre verlängerter Schnabel die Dämpfe auffing und verdickte. So wenig vortheilhaft dieſes Mittel auch war, welches wegen ſeiner Einfachheit gebraucht wurde, wobey aber noch eine große Menge Dünſte ſeitwärts zwiſchen der Flamme und dem Knopfe entweichen konnten, ſo hat er doch in einem Verſuche ½ Unze völlig reines Waſſer erhalten, welches tropfenweiſe binnen 2 Stunden herab fiel. Dies iſt ein Beweis, daß die dephlogiſtiſirte Luft ſich wirklich zerſetzte (*).

Da

(*) Gegen dieſe Hypotheſe hat man Hrn. de Lüc bereits Einwendungen gemacht. Man ſetzt ihm entgegen, daß jede Verbrennung einer vegetabiliſchen Subſtanz nothwendig fixe Luft hervorbringe, und daß das in dem Argandiſchen

Da die verſchiedenen Wirkungen, welche dieſe Lampe hervorbringt, Folgen von der Zerſetzung der beyden Luftarten ſind, ſo war es Hrn. de Lüc Zwecke gemäß, ſie in dem oben erwähnten Werke vorzutragen; er thut es aber auſſerdem auch noch aus Liebe zur Billigkeit, und wegen des großen Antheiles, den er an dem Schickſale des Hrn. Argand, ſeines Landsmannes, nimmt, der ſich von Jugend an, aus Neigung phyſikaliſchen Unterſuchungen gewidmet, und ſie mit Eifer, Scharfſinn und Ruhm verfolgt hat, ſeitdem ihre Anwendung zu nützlichem Gebrauche ſein Haupt-Geſchäft geworden iſt.

Drey Vortheile dieſer Lampe zeichnen ſie ſo offenbar aus, daß alle Perſonen, die ſie ſahen, als ſie Hr. Argand im Nov. 1783 bekannt machte, und ehe ſie irgendwo nachgeahmt war, davon gerührt wurden, und ihn bewogen, ein Patent zu nehmen (*). Es ſind dieſelben Vorzüge,

ſchen Verſuche geſammelte Waſſer nur von der Zerſetzung des Oehles herrühre, wovon es einen Theil ausmache.

Hr. de Lüc geſteht, daß dieſe Einwürfe ſowohl an ſich, als auch wegen der Perſonen, von welchen ſie herrühren, Gewicht habe, indeſſen kommen ſie ihm doch nicht peremtoriſch vor. In dem Oehl iſt, ſeinem Weſen nach, Waſſer, dies iſt ohne Zweifel; allein man hat Hrn. de Lück nicht gezeigt, daß darin eben, oder auch nur beynahe ſo viel ſey, als der Argandiſche Verſuch vorausſetzt. Es iſt ferner wahr, daß man bey jeder Verbrennung einer vegetabiliſchen Subſtanz, deren Producte man ſammelt, fixe Luſt erhält. Dies iſt aber nicht mehr daſſelbe Phänomen; denn um dieſe Producte zu ſammeln, hat man Recipienten nöthig, und alsdann fällt der, der Argandiſchen Lampe weg; denn was ihn auszeichnet, iſt der heftige Luftſtrohm, welcher bey dieſen Apparaten aufhört. Hr. Argand hat einen Apparat von beſonderer Einrichtung im Sinne, wo man alle Producte ſeiner Lampen wird ſammeln können, ohne die Heftigkeit des Luftſtrohmes zu vermindern; dies iſt, wie es Hrn. de Lüc ſcheint, das einzige Mittel, die Frage auf eine beweiſende Art zu entſcheiden.

(*) Wer ein Patent für irgend eine Entdeckung nachſucht, muß vorher die genaueſte Erkundigung einziehen, ob ſolche bereits in England bekannt und benutzt iſt, weil er in dieſem Falle ſein Privilegium verliert. Argand hatte eine der von ihm erfundenen Lampen ſeinem Freunde, dem Magheilan, geſchickt. Bey dieſem ſahe ſie ein engliſcher Künſtler, und machte ſie nach. Argand wußte hievon nichts, er kam nach England, bat um ein Patent für eine Er-

welche alle Kunſtgriffe des Eigennutzes, dem Erfinder ſein 14jährigen Privilegium zu rauben, vernichteten. Dieſe wichtigen Vorzüge ſind: eine groſſe Helle, Abweſenheit von Dampf, und Erſparung von Oehl in Vergleichung mit der bewirkten Helle. Ein vierter Vortheil iſt noch vorzüglicher, auf welchen ſich de Lüc umſtändlicher einläßt. Es iſt nämlich von verſchiedenen Phyſikern und von Hrn. Lavoiſier, bewieſen, daß, wenn ein Licht in der gemeinen Luft brennt, der Antheil an dephlogiſtiſirter Luft, welche allein im Stande iſt, die Flamme und das thieriſche Leben zu erhalten, durch fixe Luft erſetzt wird, die zu jenen beyden Wirkungen unfähig iſt; um beyder willen muß alſo die Luft ſich erneuern. Die weiſen Natur-Geſetze ſorgen dafür in den gemeinen Fällen; die durch die Wärme ausgedehnte Luft erhebt ſich, und wird ſogleich erſetzt; dies bringt den beſtändigen Zutritt von friſcher Luft zu den brennenden Körpern hervor. Um dieſer Wirkung der Natur mehr Kraft zu geben, hat man über die Feuer-Herde einen Rauchfang errichtet, in welchem die erwärmte Luft ſich aufwärts zieht; dieſes unterbricht um ſo früher das Gleichgewicht zwiſchen der Säule, wo die Körper brennen, und den benachbarten, daher tritt friſche Luft um ſo ſchneller zu ihnen. Dies iſt nun auch der Grund, weswegen Argand einen gläſernen Rauchfang über ſeinen Lampen angebracht hat, und es entſpringt daraus die doppelte Wirkung: 1. einen Luftſtrohm um die Flamme herum zu veranlaſſen; und 2. denjenigen, den er in dem Innern ſeines kreisförmigen Dochtes bewirkt hat, zu beſchleunigen. Hieraus entſieht auch unmittelbar die Zerſtörung der dephlogiſtiſirten Luft, ſtatt ihrer Verwandlung in fixe; dieſes vermehrt ſehr die Geſchwindigkeit beyder Luft-Ströhme, und zugleich die daraus entſpringenden Wirkungen.

Das

Erfindung, und erhielt es. Nicht lange nachher erfuhr er, daß ſeine Lampen von jenem Künſtler verfertiget würden. Er hielt ſolches für eine Beeinträchtigung ſeines ausſchließlichen Privilegii, und nahm den Künſtler in gerichtlichen Anſpruch; dieſer bewies aber, daß dieſe Lampen bereits vor Ertheilung des Argandſchen Patentes von ihm verfertigt worden ſeyn, und der Rechtsſtreit wurde zu ſeinem Vortheile entſcheiden.

Das Matte bey den gewöhnlichen Lichtern, in Vergleichung mit der Argandiſchen Lampe, kommt daher, weil bey den erſtern die dephlogiſtiſirte Luft in fixe verwandelt wird; denn hierdurch entſteht weniger Feuer, und auſſerdem geſchieht die Erneuerung der Luft nicht geſchwinde genug. Die fixe Luft hat eine merklich größere ſpecifiſche Schwere, als die gemeine. **Lavoiſier** fand z. B. ihr Verhältniß etwa 70 zu 47. Ob alſo gleich die Luft, welche an der Flamme vorbeyſtreicht, durch die Wärme ausgedehnt wird, ſo erhebt ſie ſich doch nur langſam. Wenn aber reine brennbare Luft hervorgebracht wird, wenn durch ihre Zerſetzung mit der dephlogiſtiſirten ein ſehr heißer Waſſerdunſt an ihre Stelle tritt, ſo bringt die Entbindung dieſes Dunſtes, der, indem er ſich auf einmahl durch eine gewiſſe Maſſe dieſer Luft-Arten bildet, zerplatzt, ein beſtändig ſchnelles Aufſteigen der Luft, mit der er ſich vermiſcht, hervor, und die Luft erneuert ſich um die Flamme herum, nach Verhältniß dieſer Geſchwindigkeit.

Folgendes iſt der allgemeine Gang der Wirkungen bey dieſer Lampe: Eine groſſe **Hitze**, wechſelsweiſe **Wirkung** und **Urſache**, bringt erſt eine faſt gänzliche Verwandlung des Oehles in brennbare Luft, bey der Temperatur, die Hr. **de Lüc brennende Wärme** nannte, hervor. Wenn dieſe Luft mit der dephlogiſtiſirten in Berührung kommt, ſo verwandelt ſie ſich mit ihr in einen mit freyem Feuer überladenen Waſſerdunſt. Die Flamme iſt dieſer Dunſt ſelbſt; die große Wärme, welche ſie erzeugt, kommt von einer großen Menge von plötzlich befreytem Feuer, und ihre glänzende Helle von der um ſo reichlichern und vollſtändigern Zerſetzung von einem Theile dieſes Feuers, je dichter es iſt. Nachdem der Waſſerdunſt ſein Feuer, an dem Orte, den die Flamme anzeigt, fahren gelaſſen hat, vermiſcht er ſich mit der obern Luft, und erhebt ſich ſchnell mit ihr; daher folgt ihr die untere Luft mit derſelben Schnelligkeit um die Flamme herum nach, und erneuert alſo dieſelben Wirkungen.

Bisher hat de **Lüc** nur den Gang vorgetragen, woher die große Erleuchtung bey dieſer Lampe entſteht; dies war aber nicht das einzige Stück, was man bey den Lichtern verlangte. Die ſpecifiſche Schwere der fixen Luft, welche die gewöhnlichen Lichter hervorbringen, trägt immer mehr

und mehr zu ihrem matten Lichte bey, in Zimmern, die bey einer zahlreichen Geſellſchaft ſehr erleuchtet ſeyn ſollten, und macht hier die Luft ungeſund. Gebraucht man aber jene Lampen, ſo wird die ſchädliche Luft immer nach der Decke des Zimmers ſteigen, und durch die obern Oeffnungen entweichen, ihre Stelle aber wird durch friſche Luft erſetzt werden, welche durch die untern Oeffnungen eindringt. Daher wird man ſelbſt, ſo wie die Lampen, immer friſche Luft bekommen. Man könnte ſogar dieſe Wirkung für groſze Geſellſchaften, Hoſpitäler, Schiffe, Gefängniſſe ꝛc. noch mehr befördern, indem man der Luft gehörig vertheilte Oeffnungen machte, und alſo durch die Urſache ſelbſt, welche die Luft mit verdarb, die beſten Ventilatoren erhalten. Es iſt alſo für ſachkundige Perſonen, und vielleicht auch ſelbſt für das groſze Publicum, klar, daß Argand durch ſeine Lampen der Geſellſchaft einen groſzen Dienſt erwieſen hat.

Die **Argandiſche** Lampe iſt von Zeit zu Zeit nach verſchiedenen Einrichtungen bekannt gemacht worden. Der Lehrer der italiäniſchen Sprache in Braunſchweig, Hr. *Gae tani*, zeigte im J. 1785 die Wirkungen einer von ihm nach **Argandiſchen** Grundſätzen angegebenen Lampe dem ganzen Hofe mit dem größten Beyfalle. Dieſe Lampe wurde auf der Stelle mit einer pariſer **Argandiſchen** Lampe verglichen, und die braunſchweigiſche übertraf jene beſonders darin, daß, da die franzöſiſche dampfte, ſie dagegen bey dem ſtärkſten ruhigſten Lichte, ſelbſt mit dem ſchlechteſten Oehle, nicht den mindeſten Dampf oder Rauch verurſachte. Der Aufwand dieſer Lampe iſt dabey ſo geringe, daß eine kleine Studierlampe, bey einem Scheine, welcher mehrere Lichter übertrifft, ſtündlich noch nicht für anderthalb Pfenn. Oehl verbraucht. Eine einzige Lampe erhellet ein mäßig groſzes Zimmer hinreichend, um überall darin zu leſen. Eine ſolche einfache Lampe koſtet 5 Rthlr. in Golde. Es werden auch von dem Verfertiger Lüſtres und Lampen gemacht, die ein auſſerordentliches Licht hervorbringen.

Zwey Engländer, *Bulton* und *Parker*, in Soho bey Birmingham, bemächtigten ſich der Argandiſchen gemeinnützigen Erfindung, und ließen ſolche Lampen von weißem oder lackiertem Blech, mit Silber plattirt, von Glaſe in Silber gefaßt, einfach auf Tiſche zu ſtellen, oder auch mit 2, 3 und 4 Armen, um ſie in Zimmer, Sähle und Veſtibülen aufzuhängen, in den ſchönſten und geſchmackvollſten Formen verfertigen, und verkauften ſie, ſo wie die Franzoſen, ſehr theuer. Eine dreyarmige dergleichen **Bultoniſche** von lackiertem Blech, koſtete noch vor Kurzem 30 Rthlr., und eine gleichförmige, nur ein wenig mehr verzierte pariſer **Argandiſche**, 45 Rthlr.

Endlich hat der Mechanikus, Hr. **Zacharias Konrad Rieß**, in Frankfurth am Mayn, es unternommen, die **Argandiſche** und **Bultoniſche** Lampe zu vereinigen und zu verbeſſern, und ſie um mehr als die Hälfte wohlfeiler zu liefern, und hat dadurch das, was im Entſtehen nur ein Gegenſtand des Luxus war, in ein gemeinnütziges Haus-Meuble umgeſchaffen. An dieſer verbeſſerten Lampe findet man folgende Vorzüge. 1. Das ſchönſte, weißeſte und helleſte Licht, welches nach Belieben vermehrt oder vermindert werden kann 2. Unter dem Schirme der Lampe ſind noch 30 Grad nach **Reaumür**, ſo, daß man im Winter unter dem Schirme der Lampe ſchreiben kann, ohne daß die Hand kalt wird. 3. Ueber dem Cylinder iſt die Hitze hinreichend, Waſſer kochend zu machen, oder Queckſilber zu deſtilliren. 4. Man ſieht nicht ein Sonnen-Stäubchen groß Rauch aufſteigen, weil derſelbe ſich in ſich ſelbſt verzehrt. 5. Das Oehl giebt nicht den mindeſten Dampf oder Geruch von ſich. 6. In Anſehung der Oehl-Conſumtion überſteigt ſolche nicht die Koſten von zwey Talglichtern. 7. Sie beleuchtet ein Zimmer von 200 Schuh in Quadrat ſo ſtark, daß man in allen Winkeln

keln eine Schrift leſen kann. Man findet einige einfache dieſer Lampen, in Fig. 3709, 3710 und 3711, vorgeſtellt. Die erſten zwey, mit einem dazu gehörigen Schirme. Wenn der Schirm weggelaſſen wird, kann mit jeder dieſer 3 Lampen ein ziemlich großes Zimmer auf das helleſte erleuchtet werden; mit dem Schirme aber ſind ſie als die beſte Studierlampe zu gebrauchen; man kann ſie auf einen Schreib- oder andern Tiſch hinſtellen, und genießt hierbey den Vortheil, daß bey der helleſten Erleuchtung doch das Geſicht geſchont wird. In dieſem Zuſtande kann ſie auch von Künſtlern bey Nachtzeit zu den feinſten Arbeiten gebraucht werden, da ſie den Tiſch ſehr hell beleuchtet. Sie ſind von weißem polierten Blech, feinem engliſchen Zinn und Eiſen zuſammengeſetzt, der Fuß aber iſt von ſauber lackiertem oder ſchwarz gebeiztem Holz. Da Meſſing und Kupfer, Grünſpan anſetzt, der, wenn er ſich mit dem Oehle vermiſcht, die Flamme dunkler brennen macht, ſo ſind auch deswegen dieſe Metalle vermieden worden. Fig. 3710 und 3711 ſind zugleich ſo eingerichtet, daß ſie ohne Fuß an die Wand gehängt, und zur Beleuchtung eines Zimmers oder einer Treppe gebraucht werden können. Zwey dieſer Lampen, an entgegen geſetzte Wände angebracht, erleuchten einen kleinen Saal. Fig. 3711 iſt ſowohl zum ſtehen auf dem Tiſche oder Pulte, als zum hängen an die Wand, eingerichtet, und kann, zur Vermehrung der Helle, mit einem Spiegel (*) verſehen werden.

Ausführlichere Beſchreibung der erſten Lampe; Fig. 3709 (**). A, iſt das Oehl-Gefäß, in Form einer

(*) Die bequemſten Spiegel hierzu, ſind diejenigen, die man bey Straßen-Laternen in Vorſchlag gebracht hat, und die ich im Art. Laterne beſchreiben werde.

(**) Eine ſolche Lampe koſtet bey Hrn. Rieß in Frankfurth 15 Fl. rheinl., oder 3 Ducaten.

einer Vaſe, welche, durch Abnehmuug des oben darauf befindlichen ſternförmigen und luftdichten Stöpſels e, mit Oehl gefüllt werden kann. B, iſt der Fuß, worauf die Lampe vermöge eines mechaniſchen Zapfens, der durch das Herumdrehen der Vaſe geöffnet und verſchloſſen wird, ſteht. C, die Röhre, die an B angeſchraubet iſt, durch welche in die Lampenröhre E Oehl kommt, und dadurch den Docht d mit dem nöthigen Oehle tränkt. H, iſt ein hohler antiker Leuchter-Fuß, der, um die Lampe vor dem Umfallen zu ſichern, in ſeinem untern Theile 2 bis 3 Pfund Bley-Schrot enthält, welches ſie ſicher und feſt ſtehen macht. E, iſt das äuſſere Anſehen des blechernen Lampenröhres, welches innerhalb noch eines enthält; zwiſchen dieſen beyden ſchiebt ſich der in einzelnen Fäden rund herumſtehende und beſonders dazu gewirkte Docht, vermittelſt der Anrichtung c b, auf und ab. D, iſt ein gläſerner Cylinder, der in E in einem Falze ſteht, und den Docht d vor dem Winde bewahrt, daß er ſtets brenne und zur Vermehrung der Helle beytrage. Das kleine Gefäß oder Näpfchen F dient, um das allenfalls zuweilen abtropfende Oehl zu ſammeln, damit der Tiſch, worauf ſie ſteht, nicht beſchmutzt werde. f, ſind in den untern Theil der Röhre E angebrachte bogenförmige Löcher, welche dazu dienen, das innere Lampenrohr durch das freye Eindringen der Luft kühl zu erhalten, und zwiſchen dem hohlen Dochte d und dem Glas-Cylinder D frey zu circuliren, wodurch ein äuſſerſt helles, glänzendes und doch ruhig brennendes Licht verurſachet wird, das zugleich wegen ſeiner Ausbreitung allen aufſteigenden Dampf verzehrt. c, iſt ein Rädchen mit einem Getriebe, welches in die vertical ſtehende gezähnte Stange b eingreift, ſie auf und ab bewegt, damit durch ſie der daran befeſtigte Docht-Träger g nach Belieben auf und nieder gezogen, und dadurch

der

der baumwollene Docht d ſelbſt, der rund und hohl wie ein Darm iſt, entweder heraus oder hinein geſchoben, und daher die Flamme verſtärkt, geſchwächt oder ganz ausgelöſcht werden kann. G, iſt ein blecherner Schirm, der an B, vermittelſt der zwey Lappen a feſt geſteckt werden kann, und dadurch das Auge vor der Helle der Flamme ſchützt, wenn man dabey leſen oder ſchreiben will; er iſt inwendig mit weißer Oehlfarbe matt angeſtrichen, auswendig aber lackiert, mit einem vergoldeten Reife. Man kann ihn weglaſſen, wenn man die Lampe bloß zur Erleuchtung des Zimmers gebrauchen will.

Da das Oehl in dem verſchloſſenen Gefäße A ſteht, ſo iſt die ganze Lampe jederzeit ganz reinlich; ſie läßt nicht den geringſten Geruch verſpüren, weil durch das heftige Circuliren der Luft in dem innern Lampen-Röhre, durch den ringförmigen Docht, und den 2 Zoll weiten gläſernen Cylinder D das ganze empyrevmatiſche Weſen des Oehles, das ſich bey andern Lampen in dampfendem Rauch entwickelt, gänzlich verzehrt, aufgelöſet und mit der atmoſphäriſchen Luft ſo unmerklich verbindet, daß auch die empfindlichſte Naſe und Lunge nichts davon verſpüret. In einer Entfernung von 10 bis 12 Schritt, kann man bey dieſer einfachen Lampe die feinſte Schrift, dergleichen z. B. die berliner, hamburger oder frankfurther politiſchen Zeitungen enthalten, vollkommen deutlich leſen. Dieſe Lampe conſumirt, in 18 bis 19 Stunden ungefähr 1 Pfund Baum-Oehl, wonach man ihre Koſten berechnen kann. Mit bloßen Augen kann man den Glanz ihrer Flamme nicht wohl in gerader Höhe mit dem Auge, oder etwas tiefer, als daſſelbe, wie ein Licht gewöhnlich ſteht, ertragen; allein mit dem Schirme auf dem Schreib-Tiſche thut ſie den Augen ſo wohl, daß man ſie, wenn man einmahl daran gewohnt iſt, nicht mehr gern entbehren kann. Kommt ein

na-

nach richtigen Regeln verfertigter (nicht obenhin bloß von Meſſing oder weißem Blech geſchlagener) Metall-Spiegel dazu, ſo verbreitet ſie auf 30 Fuß ein Licht, welches wenigſtens ½ Mondenlicht ſtark iſt, bey der Lampe ſelbſt aber 4 Mondenlicht ſtark ſeyn wird. Hängt man alſo dergleichen Lampe z. B. in einen 30 Fuß langen Vorſahl, ſo wird er dadurch genug erleuchtet, um alles deutlich darauf zu ſehen, und von einem Zimmer in das andere zu gehen. Will man einen dergleichen oder noch größern Sahl noch mehr erleuchten, ſo leiſten zwey = drey = oder vierarmige Lampen dieſer Art, deren weiter unten Erwähnung geſchehen wird, die beſten Dienſte.

Beſchreibung der zweyten einfachen Lampe Fig. 3710 a). A, iſt ein Cylinder von weißem polierten Blech, in welchem das ebenfalls cylindriſche Oehl=Gefäß e ſteckt, welches man ganz heraus nehmen und durch den Boden mit Oehl füllen kann, wo ſich ein Loch mit einer Klappe befindet, die bey dem Verkehrthalten des Gefäßes das Loch zum füllen öffnet, und bey dem Wiederumwenden verſchließt. Eine Anrichtung innerhalb auf dem Boden des äuſſern Cylinders hält dieſe Klappe des Oehl=Gefäßes, wenn es darin ſteht, offen, ſo, daß das doppelte Lampen-Rohr E k durch den Canal C beſtändig Zufluß von Oehl erhält, welches bis auf den lezten Tropfen verbraucht werden kann. B, iſt ein hölzerner, ſchwarz gebeizter oder lackierter, antiker Fuß, in welchen unten einige Pfund Bley eingegoſſen ſind, um die Lampe feſt und ſicher ſtehend zu machen. a, iſt eine Stell-Schraube, vermittelſt welcher das Gefäß A mit ſeiner Anrichtung nach Gefallen höher geſtellt werden kann; cd, eine Einrichtung, um die ganze Lampe ohne Fuß an die Wand zu hängen; b, eine Blech-Hülſe, in welche, wenn die Lampe zum Studieren, Leſen, Schrei-

Schreiben, oder zum Arbeiten gebraucht wird, der blecherne, inwendig matt weis angeſtrichene, auswendig aber glanzgrün lackierte Hut, G, vermittelſt des Hakens l eingeſteckt, oder, wenn die Lampe an die Wand zur Erleuchtung des Zimmers gehängt wird, ein metallener Hohl-Spiegel eingeſteckt werden kann. C, iſt ein Rohr, welches das doppelte Lampen-Rohr mit Oehl verſieht. Zwiſchen dieſen Röhren befindet ſich der beſonders dazu gewirkte baumwollene Docht, deſſen Fäden gleichſam einzeln im Zirkel herum ſtehen, der vermittelſt des Drahtes i hinauf oder hinunter geſchoben werden kann, um mehr oder weniger Helle zu erhalten, oder den brennenden Docht ganz auszulöſchen. Dieſer Docht iſt ſo eingerichtet, daß er ſehr leicht an die, zwiſchen den Lampen-Röhren zum Auf- und Abſchieben befindliche Einrichtung befeſtiget werden kann. Der Draht i geht oben hinunter in einen Ausbug des äuſſern Lampen-Rohrs E, und trägt unten einen Ring, woran der Docht befeſtigt wird. F, iſt ein kleines Gefäß, welches das allenfalls abtropfende Oehl aufnimmt, und daher die äuſſerſte Reinlichkeit erhält; dieſes läßt ſich in der Hülſe p verſchieben und ganz herabnehmen, und ſteht vermittelſt einer daran befindlichen Stahl-Feder an jedem Puncte, auf den man es geſtellet hat, feſt. g, iſt ein Draht, der in einer Blech-Hülſe f, die auf dem Verbindungs-Rohr C feſt gelöthet iſt, eingeſteckt werden kann; er iſt oben einige Zoll hoch, mitten über dem Lampen-Rohr in einen Ring gebogen, in welchen ein von beyden Seiten offenes cylindriſches Gefäß D eingehängt wird, innerhalb welchem der Docht k brennt, demſelben da er vor dem Winde ſicher iſt, eine beſtändig brennende Flamme zuläßt, und dem allenfalls aufſteigenden Dampfe keine Verbreitung geſtattet, welcher, da er ſich über der Flamme des Dochtes befindet, von

der

der Hitze derſelben meiſtens wieder verzehrt wird, ſo, daß man nichts davon empfindet. Um aber die durch die Hitze der Flamme vermehrte Conſumtion des Oehles durch die Heißwerdung des Lampen-Rohres zu vermindern, ſo kann die Luft durch das inwendige Lampen-Rohr durch m k, und von da durch das Glas, nicht allein ſehr heftig circuliren, ſondern ſie kühlt auch das äuſſere Lampen-Rohr ab, da ſie durch das Glas n o wieder ſehr ſtark circulirt.

Dieſe Lampe hat vor der vorher beſchriebenen den Vorzug, daß, da ſie ebenfalls alles das leiſtet, doch weit wohlfeiler im Preiſe zu ſtehen kommt, ein eben ſo gutes Anſehen macht, zugleich ein ſchönes Meubel iſt, hoch und niedrig geſtellt werden kann, ohne Fuß an der Wand zu gebrauchen, und zu einem metallenen Hohl-Spiegel eingerichtet iſt, um die ohnehin ſtarke Helle noch mehr und weiter zu verbreiten.

Eine einfachere Art dieſer Lampe ſtellt Fig. 3710 b) dar.

Die Bau-Art der dritten Lampe, Fig. 3711, iſt weniger koſtſpielig, als die zwey vorher beſchriebenen, und von eben den Nutzen, nur daß kein Schirm oder Hut daran angebracht iſt, weil ſie zu niedrig ſteht, auſſerdem aber leicht anzubringen wäre. Sie iſt mehr dazu beſtimmt, an die Wand gehängt zu werden, läßt ſich aber auch bequem auf ein Schreib- oder Studierpult ſtellen. A, iſt ein Gefäß von weißem polierten Bleche, welches auf ſeiner hintern Seite einen Haken hat, womit es an die ebenfalls blecherne Wand E eingehängt wird, mit der ganzen übrigen Anrichtung aber ſich davon abnehmen läßt. B, iſt das Oehl-Gefäß, welches in A gemächlich eingeſteckt iſt, und zur Hälfte in daſſelbe hinein reicht, an ſeinem Boden aber ein Loch hat, wodurch es mit Oehl gefüllet werden kann. C, iſt das Verbindungs-Rohr,

Rohr, welches das doppelte Lampen-Rohr D C aus dem Gefäße A mit dem nöthigen Oehle verſieht. Zwiſchen dieſen Röhren iſt der rund herumſtehende, ſchon oben beſchriebene Docht, befindlich, welcher vermittelſt des Drahtes b auf- und niedergeſchoben werden kann, und an einem unten befindlichen Ringe deſſelben angebunden iſt. a, iſt ein an dem Gefäße A feſtgelöthetes Draht, der oben in einen Ring gebogen, in einer Höhe von 2 Zoll, mitten über den Lampen-Röhren ſteht, und das Glas G trägt. Die Lampen-Rohre ſind ebenfalls von unten hohl, damit die Luft frey durchcirculiren könne, um die Hitze von den Röhren zu vermindern. F, iſt ein Boden, der nicht allein dazu dient, die ganze Lampe auf einem Tiſchpult, u. d. gl. zu ſtellen, ſondern auch allenfalls abtropfende Oehl aufzunehmen. Auf der hintern Seite der Wand E, iſt eine Anrichtung, an welcher ſich die ganze Lampe an die Wand hängen läßt. Sollte auf dieſe Lampe ein Hut verlangt werden, ſo könnte ſolcher leicht zum Einſtecken oben an der hintern Seite des Oehl-Gefäßes B angebracht werden.

Auſſer dieſen einarmigen Lampen, verfertigt Hr. Rieß auch dergleichen zwey- und dreyarmige, zum Aufhängen in Comptoirs, Concert- und Gartenſähle, auf Billards, in Veſtibülen, weite Galerien und Corridors großer Häuſer. Sie ſind ſchön geformt, das Gefäß von Glas, hangen in zierlichen Ketten, und thun, auſſer ihrer Nützlichkeit, auch als ſchönes Meuble Effect. Eine dergleichen zweyarmige, ſieht man Fig. 3712 abgebildet. Die Haupteinrichtung iſt, wie bey den vorhergehenden. Der Cylinder C iſt von allen Seiten verſchloſſen, und hat nur unten im Boden eine Oeffnung I; oben iſt er gewölbt, und mit einem meſſingenen Knopfe zum Anfaſſen verſehen. Dieſen Cylinder kehrt man um, und füllt ihn durch die

Oeffnung I mit gutem Baum-Oehl an, alsdann ſetzt man den Daumen auf die Oeffnung, und kehrt den gefüllten Cylinder wieder um. Während des Umkehrens fällt inwendig eine Klappe über die Oeffnung l, ſo, daß ſie den Cylinder völlig verſchließt, und keinen Tropfen Oehl heraus läßt. Dieſen alſo gefüllten Cylinder ſteckt man in die Büchſe A, in welche er ganz genau paſſet. Im Grunde dieſer Büchſe A, iſt ein meſſingener Stift, welcher die Klappe bey I wieder öffnet, und ſo viel Oehl heraus laufen läßt, bis der Cylinder B auf eine gewiſſe Höhe damit angefüllt iſt, worauf weiter kein Oehl herunter ſinkt, als bis die Flamme einen Theil des Oehles in dem Cylinder B verzehrt hae; und ſo ſchießt nach und nach alles Oehl aus A in B, bis A ganz ausgeleert iſt. Man nimmt ferner ein Stück feines und reines Sanspeine, und macht davon den Cylinder G, in der Länge des Cylinders B, und ſo weit wie den Ring F, welcher Cylinder ſtatt des Dochtes dient; wer ſich aber dieſe Mühe nicht geben will, kann ſie ganz fertig das Dutzend für 6 Gr. bekommen. Dieſen Docht oder Cylinder von Sanspeine ſteckt man auf den meſſingenen Ring F, bindet ihn mit einem Zwirnfaden feſt, ſteckt alsdann den Ring mit dem Dochte in den Cylinder B, und ſchiebt ihn ſo weit herunter, als es gehen will. Iſt der Docht länger als der Cylinder, und raget er hervor, ſo ſchneidet man das Hervorſtehende mit einer Schere ſauber weg, ohne Faſern und Fädchen zu machen. Dieſe Behandlung nimmt man mit jedem Arme, ſo viel man deren hat, vor, hängt ſie wieder an ihren Ort ein, ſo iſt alles zum Anſtecken bereit, welches folgender Geſtalt geſchieht. Man zieht den Docht vermittelſt des Drahtes, welcher an dem Ringe F befeſtigt iſt, etwa ½ Zoll heraus, und brennt ihn rund herum mit einem Wachsſtocke an. So bald er in Flamme ſteht, zieht man ihn ſo weit herunter, bis

die Flamme ganz ruhig in der Höhe eines Quer-Fingers brennt; ſie muß aber rund herum eine Höhe haben. Setzt ſie Spitzen, ſo iſte es ein Zeichen, daß der Docht oben nicht platt iſt, ſondern Faſern hat; dieſe muß man mit einre Schere ſauber wegſchneiden, ſo brennt er eben und ruhig. Brennt die Flamme höher als ein Quer-Finger, ſo ſteht der Docht zu weit heraus, und man muß ihn alsdann weiter herunter ziehen. Wenn alle Dochte angeſteckt ſind ſind, hängt man die Gläſer D in die meſſingenen Ringe E, damit die Flamme durch Auf- und Zumachen der Thüren, oder das Hin- und Hergehen im Zimmer, nicht beweget werde. Endlich nimmt man den Flor K, und befeſtigt ihn mit den daran befindlichen 4 Haken an dem Reverbere L, ſo iſt die Lampe zum Aufhängen fertig. Uebrigens iſt dieſe Lampe von feinem polierten engl. weißem Blech gemacht; die Galerien und das Laubwerk an der Krone ſind bronzirt; die Drähte und Knöpfe ſind von Meſſing, und der ganze Umhang iſt von weißer Gaze.

Eine ſechsarmige Lampe mit Reverbere, koſtet 26 Thlr. Eine vierarmige, 16 Thlr. Eine zweyarmige, 12 Thlr.

Dergleichen Lampen, wo die Luft von unten auf, mitten durch die Flamme des um einen hohlen blechernen Cylinder gelegten Dochtes ſtreicht, und die Flamme ſelbſt in einem darüber aufgehängten unten und oben offenen gläſernen Cylinder aufſteigt, hat auch in Paris ein Apotheker, Nahmens *Quinquet*, erfunden, oder wenigſtens in Paris zuerſt bekannt gemacht; daher ſie auch die Quinquetiſche Lampe genannt wird.

Im J. 1786, legte der Blech-Arbeiter *le Clerc*, in Paris, der Acad. der Wiſſ. eine neue Lampe von ſeiner Erfindung vor, die allen andern bisher erfundenen vorzuziehen ſeyn ſoll. Nach dem Berichte der

Acad.

Acad. vom 17 May, giebt eine einzige Dille oder Schnauze dieſer Lampe ein 7 bis 8 Mahl helleres Licht, als eine Wachs-Kerze, alle vier Dochte zuſammen aber ſo viel als 31 Wachs-Lichter, und brauchen die Stunde nur höchſtens 5 Loth Baumöhl. Jede Unze Baumöhl giebt gerade ſo viel Licht, als ein einfaches Wachslicht, wenn es 11 Stunden 12 Min. brennt; dahingegen in den Lampen mit doppelten Luftzuge (z. B. der Quinquetiſchen) 1 Unze Oehl nur ſo viel, als 9 Stunden 31 Minut. brennendes Wachslicht, giebt; alſo gewährt die Leclerciſche Lampe dagegen ein beträchtliche Erſparung. Ueberdies raucht ſie nicht, und hat auch nicht die Unannehmlichkeit mit den gläſernen Röhren der andern, die entweder ſpringen oder anlaufen, und das Licht ſchwächen; kann auch höchſtens in 4 Minuten gereiniget, und auf die bequemſte Art gefüllt und zurecht gemacht werden. Dieſe Erfindung ſcheint für Beleuchtung großer Sähle, Werkhäuſer, Comtoirs ꝛc. von Wichtigkeit zu ſeyn.

Herr Hof-Diaconus Goeze, in Quedlinburg, gab, im J. 1790, eine Spar-Lampe beym Studieren an, welche eine Modification der Argandiſchen Lampe mit bandförmigem Dochte iſt. Er ertheilte zuerſt im 3 B. des u. d. T. Natur, Menſchenleben und Vorſehung für allerley Leſer herausgegebenen Werkes (Lpz. 1790, 8.) S. 514, fgg. folgende Nachricht.

„Da jezt alles auf Sparen gedenkt, ſo kam ich auf den Einfall, meine Studier-Lampe oekonomiſcher, und zugleich für ihre Abſicht, hell und rein, ohne Dampf zu brennen, vortheilhafter einzurichten. Mir fiel aber doch bey der Sparkunſt, die ſich jetzt auf die Oefen, Lampen, Holz-Menagen, nur nicht auf den Beutel, erſtreckt, ein, daß man ſolche als einen der größten Wiederſprüche unſerer Zeiten betrach-

ten müſſe. Den man ſpart in einigen Theilen, und das Ganze verzehrt der Luxus. Umgekehrt konnte man eher beſtehen, wenn auch in einigen Theilen mehr Ausgaben ſtatt finden; aber ſich mehr Bedürfniſſe machen, als die Einkünfte beſtreiten können, iſt ein Zeichen, daß ſich die Aufklärung noch nicht bis auf unſere Oekonomie erſtrecke.

„Doch zur Spar Lampe. Es iſt dies nicht ganz meine Erfindung, ſondern den Grund und die Gelegenheit dazu fand ich in einer kleinen Blacker-Lampe, in welcher der Oehl-Kaſten verkehrt eingeſteckt wurde. Docht und Tülte waren dazu eingerichtet, hell und ſparſam zu brennen. Nur konnte die in einen halben Bogen gekrümmte Tülte bey der Studier-Lampe nicht angebracht werden, weil ſie zu ſtarken Schatten auf das Buch warf.

Ich komme nun zur Beſchreibung meiner, nach dieſer verbeſſerten, Studier- und Sparlampe. Sie beſteht aus überzinntem Blech, welches mit grüner Terpenthin-Farbe angeſtrichen wird, um das Blenden zu verhüten. Die ganze Höhe der Lampe hat 12 ¾ Zoll, und das Knöpfchen oben darauf ½ Zoll. Der Durchmeſſer des Fußes beträgt 8 ½ Zoll, und die trichterförmige Erhöhung deſſelben, worin der Stiel in die Höhe läuft, kann mit etwas Bley zum Feſtſtehen gefüttert werden. Der Kaſten der Lampe, in welchen der Oehl-Kaſten eingeſteckt wird, kann rund, auch viereckig ſeyn, welches leztere ich wegen des Schluſſes der Ecken vorziehe. Die Höhe des Kaſtens beträgt 3, und der Durchmeſſer deſſelben 2 Zoll; der eingeſetzte Oehl-Kaſten aber richtet ſich in der Höhe und Breite nach dem erſten. Dieſer Oehl-Kaſten iſt eins der weſentlichſten Stücke der Lampe; er hat oben ein Knöpfchen, oder Ring zum Angriff, unten aber um die Oeffnung einen kleinen Trichterrand, um das Oehl bequem einzugießen. Neben

der Trichteröffnung iſt noch ein kleines Loch, damit die Luft beym Eingießen des Oehles heraus getrieben werde, und das Oehl auch wieder Ausfluß habe. Der Boden in den äußerſten Kaſten muß eine kleine Vertiefung haben, worin ſich die Unreinigkeiten ſammeln. Dieſer gefüllte Kaſten wird nun in den andern ſenkrecht eingeſetzt. Die Tülte iſt von Meſſing, und mit der ſanften Krümmung 2 ½ Zoll lang, doch an der Spitze ½ Zoll höher, als das inwendige Oehlloch. Oben hat ſie eine ovale trichterförmige Erhöhung, in welcher die ſchmahlbreite Oeffnung zum Dochte ſich befindet; dieſe iſt ½ Zoll und 2 Lin. lang, und die Oeffnung, in welche der Docht geſteckt wird, richtet ſich nach der Breite und Dicke des Bandes, welches zum Dochte genommen wird; und dieſes Band, nebſt der Einrichtung des Oehl-Kaſtens und der Tülte, iſt daß allerweſentlichſte bey der Lampe. Es wird dieſes Band von dem Poſamentirer von dem feinſten baumwollenen Garne recht dicht verfertigt, weil es rathſamer brennt. Von dieſem Bande zieht man 1 oder 2 Ellen durch geſchmolzenes weißes Wachs ſo lange, bis es geſättigt iſt; zu dem zerlaſſenen Wachſe aber gießt man etwas Bernſtein-Oehl. Von dieſem Bande ſchneidet man Stücken, welche die Länge der Tülte haben, und ſchiebt ſie ſo weit ein, bis ſie inwendig in dem Kaſten aus der Oeffnung hervorragen. Es iſt gar nicht nöthig, daß der Docht auf dem Boden des Kaſtens herum liege. So bald der Docht darin iſt, zieht man den Oehl-Kaſten ½ Linie in die Höhe, und das Oehl fließt vor, wie man an der äußerlich in der Dochtröhre angebrachten Oeffnung ſehen kann. So bald der Docht angezündet iſt, fließt das Oehl, durch die Wärme gereizt, von ſelbſt zu, ohne überzuflüßen; und wenn es ſtockt, ſo darf man den Oehlkaſten nur ein wenig lüften, und es fließt gleich wieder zu.

„Die Vortheile dieſer Lampe ſind größer, als wir vielleicht denken, und ich kann mich hier getroſt auf die Erfahrung eines Jeden berufen. 1. Iſt es eine wahre Sparlampe; denn in das Käſtchen geht ungefähr $\frac{1}{4}$ Pfund Baum-Oehl. Ich habe es genau berechnet, wie lange dieſes vorhält. Wenn ich im Winter des Abends um 6 Uhr die Lampe anzünde, und ſie bis um 10 Uhr brennen laſſe, ſo brennt ſie von dem Viertel-Pfunde Oehl über 14 Tage, welches jeden Abend kaum $1\frac{1}{4}$ Pfennig ausmacht. 2. Giebt ſie wegen des breiten Dochts ein überaus reines, helles, aber keinesweges blendendes, fackelndes Licht. Und was das vornehmſte iſt, ſo dampft dieſe breite Flamme nicht im mindeſten. Man ſieht nicht den geringſten aufſteigenden Rauch, und bemerkt auch keinesweges, wie bey andern Lampen, den eckelhaften Oehl-Geruch, ſondern weil der Docht mit weißem Wachs und Bernſtein-Oehl getränket iſt, ſo giebt es vielmehr einen lieblichen Geruch. 3. Brennt ſie für den Studierenden beym Leſen und Schreiben ſo vortheilhaft, daß ich keine andere damit zu vergleichen wüßte. Denn ſo rein und hell auch das Licht iſt, ſo greift es doch die Augen nicht an, zumahl wenn der inwendig weiß lackierte Deckel, der im Durchmeſſer 8 Zoll hat, darüber gedeckt wird. Ein Stückchen Docht eines Finger lang, brennt länger als ein Monath, weil es in 3 bis 6 Abenden kaum darf geſchnuppt werden. Und dieſe ganze grün angeſtrichene Lampe koſtet 1 Rthlr. 8 Gr. Gelehrte und andere Stuben-Arbeiter werden mirs danken, wenn ſie erſt ſelbſt die Erfahrungen dieſer Sparlampe genießen; es kann dabey, auch wenn der Deckel überhängt, eine ganze Familie ſehen, und ihre Arbeiten verrichten. Jezt brenne ich, ſtatt des Baum-Oehls, Härings-Thran, der die Hälfte wohlfeiler iſt, und weder Geruch noch Dampf

Dampf von ſich giebt; nur muß er beſtändig in der Wärme erhalten werden.“

Bey dieſer bequemen Studier- und Sparlampe, hat Hr. Goeze nachher noch einige Verbeſſerungen angebracht, und er hat nachſtehende Beſchreibung davon, nebſt Abbildung, im J. 1791, auf 2 Octav-Bogen, bekannt gemacht.

„Die Studier- und Spar-Lampe, die ich jezt beſchreiben will, iſt nicht, wie ich im 3ten Bande meiner Schrift: Natur, Menſchenleben und Vorſehung, S. 514, f. ausdrücklich geſagt habe, meine Erfindung, ſondern ich habe ſie nach dem Modell einer kleinen Blaker-Lampe, nach meinen Abſichten eingerichtet, und verbeſſert. Da ſie ſolchen nun völlig entſprach, und beſonders dem Gelehrten, der viel bey Lichte arbeiten muß, in Vergleichung der bisherigen blendenden und Oehl freſſenden Lampen, die ich faſt nach allen Sorten durchgeprobt habe, vorzügliche Dienſte leiſtete, auch in der That gegen die vorigen eine Spar-Lampe zu nennen war: ſo glaubte ich manchen dadurch einen Gefallen zu thun, wenn ich ſie in der, oben angezeigten Schrift durch eine kurze Beſchreibung gemeinnütziger mache. Seit der Zeit ſind verſchiedene Verbeſſerungen angebracht, inſonderheit allen Schatten, auch das Blendende bey dem Papiere wegzubringen. Da ich nun darüber viele Anfragen und Aufträge bekam, die ich zum Theil befriedigen, zum Theil nicht erfüllen konnte; ſo ſahe ich mich genöthig, eine Anzeige in die Zeitungen zu ſetzen, daß ich von dieſer Lampe eine kleine Beſchreibung mit Abbildungen und Maßen herausgeben wollte, damit ſie ein jeder Künſtler an jedem Orte nachmachen könne. Hier iſt ſie, dieſe Beſchreichung, die ich in 4 Abſchnitten liefere. In dem erſten: die Zuſammenſetzung der Lampe, und Beſchreibung aller dazu gehörigen Theile; im zweyten: den Gebrauch aller Theile, und der Lampe ſelbſt; im dritten: die Bereitung des Dochts, und Gebrauch deſſelben; im vierten: die Vortheile der Lampe.

Erſter Abſchnitt.

Die Zuſammenſetzung der Lampe, und Beſchreibung aller dazu gehörigen Theile.

Auf der erſten Kupfertafel (Fig. 3713) ſehen meine Leſer die Lampe in ihrer Zuſammenſetzung. Dieß bedarf keiner großen Erläuterung. Ich fange von unten an.

A B, iſt der Fuß der Lampe. B C, das mittelſte lange Rohr. D, der Griff. E F, der Kaſten der Lampe. x, das Heft, wo das Schirm-Blech eingeſchoben wird. G, das Häkchen, an welches die Zange, H, gehängt wird. I, das eingeſetzte Oehl-Käſtchen. h, der kleine Ring des Oehl-Käſtchen. K L, der übergedeckte Schirm; M, das Charnier deſſelben. K M, die eingeſchnittene Oeffnung, den Schirm über den Kaſten der Lampe zu decken. P q, das Docht-Rohr. Die ganze Höhe der Lampe, wenn ſie zuſammengeſetzt iſt, beträgt 15 Zoll.

Die einzelnen Theile der Lampe ſind auf der zweyten Kupfertafel (Fig. 3714) abgebildet. Ich werde ſie nicht bloß anzeigen, ſondern auch zugleich die Größen und Maßen, die Art der Zuſammenſetzung, und ihres Gebrauchs, angeben. Das Maß iſt rheinländiſch, nach welchem 12 Zoll auf eine halbe Elle gehen.

A B, der Lampen-Kopf, der mit ſeinem kurzen Rohre B, in das mittelſte lange Rohr, B C, eingeſteckt wird, um, nach Belieben, die Lampe zu erhöhen, oder zu erniedrigen. Dieſer Lampen-Kopf A. in welchen bey a b der Oehl-Kaſten A A eingeſteckt wird, hat im Lichten des Durchmeſſers $2\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{8}$ Zoll; ſeine Höhe aber beträgt $3\frac{1}{4}$ Zoll. Der Zapfen c d, der in das mittelſte Rohr B C, eingeſteckt wird, hat mit ſeiner obern gewölbten, unterwärts converen, Platte e f, an Länge 3 Zoll; die Dicke des Zapfens, e d, im Durchmeſſer $\frac{2}{4}$ und $\frac{1}{8}$ Zoll. Das hinterſte Heft g, am Lampen-Kopfe, in welches das an dem Licht-Schirm befindliche und mit einem Charnier verſehene Blech eingelaſſen wird, iſt 1 Z. breit, die Höhe aber $\frac{3}{4}$ Zoll.

Die Oehl-Büchſe, der der Oehl-Kaſten A A, ſteht ſo über dem Lampen-Kopfe A B, daß man an den gezeichneten Linien 1, 2, ſehen kann, wie er eingeſetzt wird. Er muß nicht gedrängt, ſondern willig einpaſſen, doch ſo, daß

daß er nicht ſchlottere. Im Durchſchnitt hat der Oehl-Kaſten $2\frac{1}{2}$ Z.; in der Höhe aber $3\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{8}$ Zoll. mit der unterſten kleinen gewölbten Scheibe oder Pfanne a b, in welche, durch das in der Mitte befindliche Loch, c das Oehl eingegoſſen wird. Der Durchſchnitt der Pfanne a b, beträgt $1\frac{1}{8}$ Z.; das Oehl-Loch c, im Durchmeſſer $\frac{1}{4}$ Zoll. Neben dem Rande der Pfanne befindet ſich das kleinere Luftloch d, von $\frac{1}{8}$ Z. im Durchmeſſer, aus welchem beym Eingießen des Oehls die Luft getrieben wird, weil es ſonſt ſehr beſchwerlich iſt, das Oehl in den Kaſten zu bringen, indem ſolches durch vorgeſetzte Luftblaſen beſtändig gehindert wird.

Das dritte Docht-Rohr, C D, welches unten bey E, aus dem Lampen-Kopfe A B, ausgeht, iſt beym Ausgange E $1\frac{1}{4}$ Z., an ſeinem äuſſerſten Ende F aber 1 Zoll breit; die Dicke unten am Kopfe $\frac{1}{2}$ Zoll, oben aber, wo der Docht gleichſam in einer ſchmahlen Rinne (ſ. das Rohr en face, m) herausgeht, $\frac{1}{8}$ Zoll. Die Länge dieſes krummen Docht-Rohrs vom Ausgange des Lampen-Kopfs bis zum äuſſerſten Ende des Deckels iſt 3 gute Zoll; ſeine gebogene Krümme aber, die ſo ſanft, als möglich, ſeyn muß, gegen eine gerade Linie gerechnet, beträgt $1\frac{1}{4}$ Zoll. Der Deckel, welcher oben auf das Docht-Rohr kommt, G, wodurch das Licht ausgedämpft wird, iſt $1\frac{1}{2}$ Z. breit und 1 Zoll hoch; (deutlicher an dem en face abgebildeten Docht-Rohre I K, der Deckel H;) der ganze Deckel aber mit ſeinem gleichrunden Untertheile L M, oder der Pfanne an Höhe $\frac{3}{4}$ Zoll. Das Docht-Rohr muß gegen die Baſis des Lampen-Kaſtens, wo es ausgeht, nach Proportion eine ſolche Krümmung bekommen, daß die Pfanne mit dem Dochte $\frac{1}{2}$ Z. höher ſteht, weil ſon das Oehl beſtändig vorläuft, und die Lampe rinnen muß.

Der Licht-Schirm, N O, der über die Lampe und das Docht-Rohr gedeckt wird, iſt hinten am Lampen-Kopfe, bey M, Fig. 3711, beſteſtigt, und wird in das Heft x, mit ſeinem hinterſten doppelten Charnier-Bleche eingeſteckt; mit der Oeffnung aber über dem Lampen-Kopf geſchlagen, da er dann gerade ſo zu ſtehen kommt, daß ſein Rand mit der Pfanne und dem Lichte horizontal, und das Auge völlig verdeckt wird. Das Doppel-Blech des Schirms N O, P q, Fig. 3712, geht mit einem Drath x y, durch ein Charnier c d, und iſt deshalb doppelt, damit es

in dem Hefte des Lampen-Kopfes g deſto beſſer ſchließe. Dieſes Doppel-Blech Pq, an ſich ſelbſt, iſt $1\frac{1}{2}$ Z. lang, die Breite aber $\frac{3}{4}$ Z.; der Draht, der durchgeſtoßen wird, xy, $3\frac{1}{4}$ Z. lang. Unten im Durchſchnitt hat der ganze Schirm in der Weite 9 Z. oben aber $4\frac{1}{2}$ Zoll; die hinterſte Oeffnung hi, womit er über die Oehl-Büchſe fällt, hat $2\frac{3}{4}$ Zoll im Durchmeſſer; ſie iſt aber, wie der Augenſchein lehrt, nicht zirkelrund, ſondern birnförmig, damit der Schirm auf der Oehl-Büchſe bequem aufliege. Ich habe abſichtlich dieſen Schirm ſo einrichten laſſen, weil er ſich viel bequemer aufſchlagen und niederlegen läßt, als wenn er vor dem Lampen-Kopfe beym Ausgange des Docht-Rohrs angebracht wird. Dann muß erſtlich das Docht-Rohr weit länger und gekrümmter seyn; zweytens, der Schirm mit einer Kette wagerecht gehalten werden, weil er ſonſt ganz niederfällt, und nicht zurückgelegt werden kann.

Der trichterförmige Fuß der Lampe, RS, iſt, um feſt zu ſtehen, mit Bley ausgegoſſen. Unten auf der Fläche iſt er $4\frac{1}{8}$ Zoll im Durchmeſſer, oben aber im Lichten der Oeffnung, kl, wo das unterſte Lampen-Rohr C einge-ſteckt wird, $\frac{3}{4}$ Zoll; die Höhe beträgt 3 Zoll. Die große Scheibe, RS, unter dieſem Fuße hat im Durchſchnitt $8\frac{1}{2}$ Zoll; die Krümme des Randes aber, aufwärts gebogen, mn, an Höhe $\frac{1}{2}$ Zoll.

Das Zängelchen, op, iſt $3\frac{1}{4}$ Zoll lang.

Dies wären die Maßen aller einzelnen Theile der Lampe, nebſt ihrer Beſchreibung, wornach ſich, meines Erachtens, jeder Künſtler leicht richten, und die Lampe zu-ſammenſetzen könnte.

Zweyter Abſchnitt.

Von dem Gebrauche dieſer Theile, und der ganzen Lampe ſelbſt.

Wenn die Lampe zuſammengeſetzt iſt, und gebraucht werden ſoll, ſo iſt das erſte, daß man den Schirm zurück-legt, und den Docht in die Röhre einſchiebt. Da dieſer mit Wachs ſteif gemacht iſt, ſo läßt er ſich leicht behan-deln, und in die Rinne der Pfanne des Dochtrohrs, mit mit welcher er gleiche Breite hat, einſchieben. Man mißt vor-

vorher die Länge von der oberſten Rinne der Pfanne, bis hinten an den Ausgang des Dochtrohrs aus dem Lampen-Kopfe, und ſchneidet darnach das Stückchen Docht ab, welches eingeſchoben werden ſoll. Länger darf der Docht nicht ſeyn, und es iſt nicht nöthig, daß er unten im Boden des Lampen-Kopfes, wie bey andern Lampen, herumgelegt werde. Dieß würde dem Oehl-Kaſten hinderlich ſeyn, mit ſeinem kleinen Trichter genau aufzutreten. Es brennt ein ſolches Stückchen Docht, von etwa 3 Zoll in der Länge, über 3 Wochen, nach dem die Lampe mehr oder weniger gebraucht wird.

Das zweyte, was alsdann geſchehen muß, iſt das Eingießen des Oehles in das Oehl-Käſtchen. Dieſes wird heraus genommen, umgekehrt gehalten, und das Oehl eingegoſſen. Wenn man ſich mit den rechten Arm aufſtemmt, und das Oehl-Käſtchen in der linken niedrig über den Tiſch und über ein untergelegtes Blatt Löſchpapier hält, ſo kann man das Oehl, ohne daß ein Tropfen überläuft, aus einer Bouteille ganz bequem hineinbringen. Gewöhnlich geht in das Oehl-Käſtchen, nach dem angegebenen Maß, ½ Pf. Baum- oder Buchnuß-Oehl. Sobald das Oehl-Käſtcheu voll iſt, welches ſich bald an dem, aus dem kleinen Luftloch quillenden Tröpfchen zeigt, ſo hört man mit dem Zugießen auf, ſezt die Bouteille zurück, faßt das Oehl-Käſtchen mit der rechten, hält es über den Lampen-Kopf, und kehrt es geſchwinde um, ſo ſteht das Oehl, weil es von der Luft gehalten wird, und ſezt es ganz gelaſſen ein, da es dann mit ſeinem Trichterchen unten auf dem Boden des Lampen-Kopfes zu ſtehen kommt.

Anfänglich war der Boden des Lampen-Kopfs etwas ausgehöhlt, aber ich habe in der Folge gefunden, daß es beſſer ſey, ihn ganz gerad und flach zu machen.

Wenn das Oehl-Käſtchen ſteht, ſo hebt man die Lampe etwas auf, und zieht ſie nach ſich. Gleich wird man hören, daß das Oehl durch kleine Luftſtöße vorkollere, wie man an bem in der Pfanne befindlichen kleinen Loche ſieht, und in dem Dochte, bis oben in der Rinne vortrete. Dann ſezt man die Lampe wieder nieder, und ſie iſt zum Brennen fertig, wenn man nur vorher den Docht mit einer Nadel, oder Schere etwas ausgefaßert hat. Man braucht bloß daß eine erſte Spitzchen anzuſtecken, und die Flamme

wird

wird ſich bald in die Breite ziehen. Der Docht darf mit ſeinen Spitzchen kaum ½ Lin. weit vorſtehen, und die Flamme iſt doch breit und hell genug.

Wenn das Oehl-Käſtchen eingeſetzt iſt, ſo brauche man die Vorſicht, es nicht wieder aufzuheben, bis es ausgebrannt iſt. Es iſt ſonſt unvermeidlich, daß nicht bey dem Aus- und Einſetzen etwas Oehl auslaufe, und ſich auf dem Boden ſetze. Wird nun das Oehl-Käſtchen wieder eingeſetzt und niedergedrückt, ſo muß das Oehl weichen, in der Docht-Röhre hinauf treten, und obern überlaufen. Bleibt aber das Käſtchen vom Anfang an ruhig ſtehen, ſo wird die Lampe nie rinnen, wenn das Docht-Rohr vorn ½ Zoll höher, als hinten, ſteht, und das Oehl wird ſich, durch die Wärme der Docht-Röhre gereizt, allmählich, doch nicht mehr als nöthig iſt, vorziehen.

Einige nehmen auch, ſtatt des blechernen Oehl-Käſtchens, ein helles Kryſtall-Glas, halb mit durchbrochenem Blech eingefaßt, welches aber accurat in den Lampen-Kaſten einpaſſen muß, damit man ſehen könne, wie weit das Oehl niedergebrannt ſey. Dieſes aber kann man eben ſo gut bey dem blechernen Oehl-Käſtchen wiſſen, wenn man weis, wie lange man von ¼ oder ½ Pf. Oehl brennt.

Wenn die Lampe brennt, ſo deckt man dem Schirm darüber. Nun wird man oben an der Oeffnung des Schirms ſehen, ob ſich ein kleines Spitzchen der Flamme zeigt. Dies muß nicht ſeyn, und man muß alsdann mit dem Zängelchen den Docht etwas niederdrücken, bis ſich oben weder Rauch noch Flamme zeigt. In dieſem Zuſtande läßt man die Lampe ruhig vor ſich ſtehen. Sie brennt 4 bis 6 Stunden mit gleicher Klarheit, ohne das man nöthig hat, die Lampe wegen des Oehls zu heben; dies zieht ſich durch die Wärme von ſelbſt vor. Eben ſo wenig darf man den Docht ſchnuppen, wie bey andern Lampen, ſondern er brennt ſeine 5 Stunden fort, ohne groben Ruß zu ſetzen. Was übrig bleibt, iſt ein feiner ſchwarzer Staub, der bey dem abermahligen Gebrauch der Lampe, durch das vorhergegangene Zudecken des Pfannendeckels von ſelbſt abgeht, oder mit dem Zängelchen abgenommen wird. Mit einer Nadel faßert man die Spitzchen des Dochts wieder aus, und die Lampe iſt zum Anzünden fertig.

Beym

Beym Brennen nehme man ſich in Acht, daß man den Docht nicht zu viel ſtöre, und mit dem Zängelchen bezupfe. Da derſelbe aus Einſchlag und Aufzug beſteht, ſo iſt es natürlich, daß die Flamme auf den Quer-Faden komme, wenn die Spitzchen über ihn abgebrannt ſind. Dann laſſe man ſolchen ruhig abbrennen, ohne daran zu ziehen, ſonſt reißt man den Quer-Faden los, ohne ihn abzureiſſen, welches in dem Dochte eine große Verwirrung macht. Merkt man bey dem Anzünden in der Lampe, daß der Quer-Faden vorliegt, und keine Spitzchen herausſtehen, ſo ziehe man ihn alsdann herunter, und ſchneide ihn mit der Schere an dem einen Ende ab.

Wenn ein friſcher Docht eingelaſſen wird, und man ihn vorn gefaſert hat, ſo zieht ſich das Oehl nicht gleich bis an die vorderſten Spizen. Will man die Lampe gleich gebrauchen, ſo befeuchte man die Spitzen mit etwas Oehl, vermittelſt eines Stückchens zuſammengedreheten Löſchpapiers, doch hat man es nicht nöthig, weil die Wachsſpitzen leicht Feuer faſſen, und die Lampe darf nur etwa 5 Minuten brennen, ſo hat ſich das Oehl vorgezogen. Zuweilen ſammelt ſich in der Pfanne, durch das Heben und Verſetzen der Lampe, zu viel Oehl, und drohet überzulaufen. Alsdann nehme man breit zuſammengelegte Streifen Löſchpapier, und trockne ſie aus, welches in einigen Minuten geſchehen iſt. Inwendig muß auch der Pfannen-Deckel öfters ausgewiſcht werden; auch iſt es gut, daß dieſer Deckel allezeit höher iſt, als der inwendig ſtehende Docht; ſonſt, wenn dieſer den Deckel berührt, zieht ſich etwas Oehl durch das Charnier des Deckels, bleibt oben auf dem Docht-Rohr. ſtehen, und die Lampe bleibt nicht rein genug.

Beobachtet man dieſe kleinen Regeln, ſo kann man die Lampe Monathe lang, wie ich aus der Erfahrung weis, ſo rein halten, daß auch kein Spur von Oehl daran zu ſehen iſt. Trägt ſichs aber einmahl durch Unvorſichtigkeit zu, daß das Oehl-Käſtchen zur Unzeit herausgezogen iſt, und ſich unten in dem Lampen-Kaſten zu viel Oehl geſammelt hat: ſo iſt kein anderer Rath, als das Oehl-Käſtchen herauszunehmen, es geſchwinde umzukehren, ſo umgekehrt, mit dem Trichtern und Oehl-Loche oben, auf ein Töpfchen oder andere hohle Röhre hinzuſetzen, das Oehl

aus

aus der Lampe auszugießen, ſie zu reinigen, und dann das Oehl-Käſtchen wieder einzuſetzen.

Da die Lampe von Blech iſt, ſo iſt der Glanz des Bleches unerträglich; daher wird die ganze Lampe grün angeſtrichen. Der inwendige Glanz des Schirms iſt für das Auge nicht zu ſtark, und dem gelben widrigen Schein des Meſſings weit vorzuziehen. Iſt er einigen zu ſtark, ſo kann er durch Queckſilber matt gemacht werden; das Blendende aber verliert ſich von ſelbſt, und man muß ihn nach einem halben Jahr wieder auffriſchen laſſen. Gut iſt es, den Staub oft auszufegen, und ihn mit einem weichen Leder abzureiben. Schwarzer Ruß ſetzt ſich nie daran, weil die Oeffnung für die Flamme, wenn ſie auch flackert, groß genug iſt.

Dritter Abſchnitt.

Von der Bereitung des Dochts.

Dieſer wird von dem Poſamentirer aus dem feinſten baumwollenen Garn verfertigt. Die Breite richtet ſich nach der Breite der Rinne des Docht-Rohrs in der Pfanne, wo er eingeſteckt wird. Die Maſchen müſſen nicht zu dicht und enge gemacht werden, weil ſich ſonſt das Wachs nicht gut einzieht, und auch das helle Brennen gehindert wird. Von dieſem Docht nimmt man 2 oder 3 Ellen, oder ſo viel, als einem beliebt, und zieht ſie durch weiſes geſchmolzenes Wachs. Wenn das Wachs geſchmolzen iſt, thut man einige Tropfen Bernſtein-Oehl hinzu, auch etwas Wallrath, damit ſich ſolches durch das Oehl nicht gleicht auflöſe, und gut rieche. Sonſt iſt das Bernſtein-Oehl eben nicht nöthig. Das Durchziehen geſchieht ſo lange, bis der Docht völlig geſättigt iſt; alsdann ſtreicht man ihn mit einem Meſſerrücken auf beyden Seiten glatt, damit die Wachs-Klümpchen abgehen, und beſchneidet die Seiten mit einer Schere, ſo iſt er zum Gebrauch fertig. Brennt man Härings-Thran, ſo iſt es gut, ein Paar Tropfen Nelken-Oehl unter das geſchmolzene Wachs zu miſchen, wodurch det Thran-Geruch beym Brennen gehindert wird. Brennt man aber Baum- oder Buchnuß-Oehl, ſo iſt weder Bernſtein- noch Nelken-

Oehl

Oehl nöthig; doch iſt der Wallrath mit Wachs vermiſcht, ſehr brauchbar.

Kann man nicht gleich den, vom Poſamentirer verfertigten Docht haben, ſo thut jede Streife vom ſeinem baumwollenen Zeuge, oder jedes Stückchen Parchent, ſeine Dienſte; nur iſt es zu dicht, und kann nicht wohl durch Wachs gezogen werden.

Vierter Abſchnitt.

Von den Vortheilen dieſer Lampe.

1. Iſt ſie wohlfeil, da ſie aus bloßem Blech beſteht. Eine meſſingene Studierlampe mit dem Deckel koſtet 4 bis 5 Thlr.; dieſe aber, wenn ſie aus einem Stück gemacht, und das Rohr nicht ausgezogen wird, und grün angeſtrichen iſt, koſtet hier (in Quedlinburg) 1 Thlr. 13 Gr. Wird ſie aber zum Verſchicken, oder zum Mitnehmen auf der Reiſe, eingerichtet: ſo wird das mittelſte Rohr oben und unten ausgezogen, damit ſie ſtückweiſe eingepackt werden kann; dann koſtet ſie 1 Thlr. 15 Gr. Das Ausziehen des Lampen-Kopfs iſt auch darum vorzuziehen, weil mancher Gelehrter bey ſeinen Arbeiten ſie gern erhöhen und erniedrigen will. Die Elle des Dochts koſtet 8 Pfenn., und die Zuthaten des Wachſes betragen auch nicht viel. Der Docht in ſolcher Breite brennt weit rathſamer, als eine aus knotrichter und unreiner Baumwolle zuſammengedrehete Lunte.

2. Sind die Vortheile für den Gelehrten und Studierenden einleuchtend ſichtbar. Die Lampe qualmt und dampft auf keine Art, und wenn man den Docht angegebenermaſſen nicht zu weit vorgezogen hat, ſo kann man ſich mit dem Auge gegen die Oeffnung des Schirms legen, und man wird nicht die mindeſte Spur von Rauch oder Qualm, wie bey andern Lampen, bemerken. Ueber der Lampe, wo ſie bey mir, von Michaelis bis Oſtern, allezeit auf einer Stelle ſteht, iſt an der geweißten Decke kein ſchwarzes Fleckchen zu ſehen. Dieß gilt ſogar vom Häringsthran.

Die Lampe gewährt das reinſte und helleſte Licht, ohne im mindeſten zu blenden; und da der Schirm weit genug iſt, ſo erhellt ſie den ganzen Tiſch des Gelehrten, daß

er nicht nur auf ſeinem Papiere, ſondern auch auf den Seiten ſehr gut leſen und ſchreiben kann. Es iſt natürlich, daß eine breite Flamme heller ſcheint, als die, welche von einer gedreheten Lunte kommt, und über welcher immer eine ſchwarze Rauchwolke aufſteigt. Denn die Flamme kann ſich in der Dicke nicht weiter ausbreiten, als es die Dicke des Dochts erlaubt.

Wie oft muß eine andere Lampe geſchnuppt werden, und was giebt es dabey für einen übeln Geruch! Dieſe brennt ganze Abende, ohne daß man nöthig hat, ſie zu ſchnuppen, wie die Erfahrung lehrt.

Bey andern muß man in den langen Winter-Abenden alle Augenblick Oehl aufgießen. Dieſe brennt gegen die andern ausnehmend ſparſam. Ich habe ſonſt den Winter durch bey einer andern Lampe, öfters für 6 bis 7 Rthlr. Baum-Oehl verbraucht; bey dieſer aber an Häringsthran, welcher, weil er animaliſch iſt, immer etwas rathſamer brennt, etwa für 21 Gr., höchſtens 1 Rthlr. Welcher Abſchlag! Jezt iſt meine Lampe ſo eingerichtet, daß das runde Oehl-Käſtchen gerade ½ Pfund Baum-Oehl oder Buchnuß-Oehl faßt. Da ich leztern vorziehe, ſo habe ich, wenn der Docht nicht zu weit vorgezogen iſt, und die Flamme nicht flackert, von dieſem halben Pfunde 20 bis 25 Stunden gebrannt, welches aber, kleiner Umſtände halber, ſich nicht immer gleich bleibt. Ich habe ungemerkt, daß das Oehl geſchwinder wegbrennt, wenn es noch zu friſch, oder wenn die Stube zu warm iſt, u. ſ. w. Es iſt doch eine große Bequemlichkeit, wenn man ſich in 5 oder 6 Tagen um ſeine Lampe nicht weiter bekümmern darf, als ſie morgens und abends anzuzünden. Das Pfund Härings-Thran koſtet hier 2 Gr. 6 Pfenig, und das Pfund Buchnuß-Oehl 3 Gr. 9 Pfenig, wonach die Berechnung für Tage und Stunden leicht zu machen iſt. Von einer Elle Docht brennt man ſicher den ganzen Winter durch, und öfters noch länger, und dieſe koſtet, zubereitet, höchſtens 1 Gr. 4 Pfenig. Ein jeder, der die Lampe gebraucht, muß das alles, nach ſeiner Lage und Umſtänden, beſtimmen. Beſondere Regeln, die auf alle Umſtände paſſen, laſſen ſich darüber, wie ein Jeder einſehen wird, nicht geben. Ich habe dabey die augenſcheinlichſten Vortheile für Auge und Caſſe gefunden.

Wahr

Wahr iſt es, daß der Härings-Thran auf alle Fälle rathſamer brennt; er hat aber doch ſeine Unbequemlichkeiten. Erſtlich riecht die Lampe, wenn ſie auch nicht brennt; zweytens iſt das Schmierige nicht wohl zu vermeiden; drittens talget der Thran den Augenblick, wenn die Stube nicht immer gleich warm iſt; viertens muß man ihn erſt an der Wärme recht flüſſig machen, wenn man ihn eingießen will, und wenn er in der Lampe iſt, muß ſie erſt eine halbe Stunde brennen, ehe er flüſſig, und die Flamme hell wird. Buchnuß-Oehl ziehe ich allen andern vor.

Die Lampe hat auch noch den Vortheil, daß ſich, wenn das Lampen-Käſtchen etwas höher ausgezogen wird, eine ganze Familie um den Tiſch ſetzen, und ihre Geſchäfte verrichten kann.

Ich hoffe nun, alles ſo deutlich beſchrieben zu haben, daß ſie jeder Künſtler verfertigen, und jeder Gelehrter gebrauchen kann. Meine Abſicht geht bloß dahin, meine Erfahrungen für andere gemeinnütziger zu machen; und es iſt mir Freude und Belohnung geweſen, daß mir viele auswärtige Gelehrte, welche die Vortheile davon ſelbſt erfuhren, gedenkt haben.

Nachricht. Liebhaber, die an ihrem Orte eine ſolche Lampe nicht verfertigt bekommen können, können ſich, wenn es ihnen beliebt, an die Gräffſche Buchhandlung in Leipzig wenden. Wer für Eine Lampe und Eine Elle Docht, und für Emballage 2 Thlr. 6 Gr. Franco einſendet, kann ſich prompter Bedienung verſichert halten."

Publicandum, wegen verbothener Einbringung ſo genannter Rießſchen Lampen. De dato Berlin, den 12 May 1791.

Da Se. kön. Maj. von Preuſſen ꝛc. Unſer allergnädigſter Herr, in Betracht, daß die bisher aus der Fremde eingegangenen ſogenannten Rießſchen Lampen von den hieſigen Klempnern in vollkommener Güte verfertiget werden, die Einbringung der fremden Lampen dieſer Art in Höchſtdero ſämmtlichen Provinzen dieſſeits der Weſer, mittelſt Cabinets-

Ordre v. 6 dieſes Monaths verbothen haben, auch ſämmtliche Acciſe-Aemter darnach bereits inſtruiret ſind; ſo wird ſolches dem Publico hiermit zur Nachricht bekannt gemacht. Signatum Berlin, d. 12 May 1791.

Auf Special-Befehl.

v. Blumenthal. Frh. v. Heinitz. v. Werder. v. Arnim. v. Voß.

Die Lampen mit Schirmen, die das ganze Zimmer verfinſtern, bis auf die Stelle, da man lieſet, müſſen bey fortgeſetztem Gebrauch nothwendig das beſte Geſicht durch eben dieſe ungleiche Vertheilung des Lichtes ſchwächen, da, bey jedem Umherſehen, das Auge eine nachtheilige Veränderung erleidet, und auch ſelbſt in dem Falle, da man nicht umherſieht, eine ungleiche Erleuchtung des Innern des Auges bewirkt, die ſehr ſchädlich iſt. Schade, daß die vortreffliche Lampe des **Argand**, die ſonſt in aller andern Rückſicht eine der ſchönſten Erfindungen iſt, auch dieſen Fehler hat! Man hat zwar einiger Maßen dieſer übeln Wirkung dadurch vorzubeugen geſucht, daß man die Schirmſtürze aus dicken, weißem Papier gemacht hat, wodurch das Licht mehr durch die Stube vertheilt wird, und freylich nicht ſo ſchädlich, als ein undurchſichtiger Schirm, oder als der Anblick der Flamme ſelbſt wird, aber doch noch immer zu abſtechende gegen das übrige Licht des Zimmers iſt, weil die Licht-Flamme bey dieſer Lampe ſo äuſſerſt lebhaft iſt. Auch hat man den Rauchfang aus gefärbten Glaſe gemacht; dadurch wird aber ein Theil der Abſicht dieſer Lampe, nämlich die große Helle, verfehlt.

Zur Schonung der Augen, erfand Hr. Ge. Fr. **Parrot**, Lehrer der Mathematik zu Karlsruhe, eine Vor-

Vorrichtung, vermöge welcher der Schein einer jeden Art von Lampe und Licht in einen dem Tageslichte ähnlichen verwandelt werden kann, wobey das Weſentlichſte darauf beruhet, daß das Licht von einem Glas-Cylinder umgeben wird, deſſen Farbe von der blauen in die röthliche ſchielen muß; wovon ich im Art. Licht ein Mehreres ſagen werde.

Preiſe von Bureau-Zimmer-Galerie- und Boutique-Lampen, bey Hrn. *L'Ange* in Paris (*).

	Liv.	Sous.
1. Bureau- oder Studier-Lampen; von weißem Blech und Kupfer, auf einem Fuße ſtehend, mit gläſernem Rauchfang (Cheminée), Garde-vue und Recipient -	16	—
2. Eine dergleichen lackiert - -	20	—
3. Eine dergleichen mit Reſervoir gemahlt und lackiert, in cylindriſcher Form, mit hangender Haken-Dille (Porte-mèche à cremaillière) von Kupfer, auf einem Fuße ſtehend, mit gläſernem Rauchfang, Garde-vue und Recipient - - -	30	—
4. Eine dergleichen, mit Reſervoir, welches dem Dochte das Oehl vermittelſt eines verticalen Hahns mittheilt, mit kupfernem hermet. Stöpſel, hangender Haken-Dille, auf einem Fuße ſtehend, lackiert, mit gläſern. Rauchfang, Garde-vue und Recipient	33	—
5. Eine dergl., das Reſervoir in Form einer antiken Vaſe auf einem verſilberten Fußgeſtelle, mit kupfernem hermet. Stöpſel, vertic. Hahn, lackiert à St. Martin, hangender Hacken-Dille, gläſ. Rauchfang, Garde-vue und Recipient - -	57	—
6. Eine dergl., auf einem Fuße in Form einer Säule, mit Maſivgold gemahlt -	58	—

(*) 35 und 36 St. der Goth. Handlungs-Zeitung, v. Jahr 1790.

	Liv.	Sous.
7. Bureau- oder Studier-Lampe; das Reservoir in Geſtalt einer Vaſe, auf welcher eine Flamme mit Maſivgold gemahlt befindlich iſt, welche ſtatt hermet. Stöpſel dient. Die Vaſe iſt auf Art des Lazurſteins lackiert, und mit vergoldeten Zierrathen und Figuren, hangender Haken-Dille und vergoldetem Porte-Recipient verſehen. Die Lampe ſteht auf einem Fuße in Geſtalt einer Säule, mit Maſivgold gemahlt, mit Rauchfang, Garde-vue und Recipient	72	—
Alle dieſe izt beſchriebenen Lampen können von ihrem Fuße genommen und in die Arme des Rauchfanges geſezt werden, und an ſtat der Garde-vue von weißem Blech, kann man ſich derer von Gaze bedienen, und alsdann gelten		
No. 1 - - -	12	—
No. 2 - - -	15	—
No. 3 - - -	24	—
No. 4 - - -	27	—
No. 5 - - -	36	—
No. 6 - - -	42	—
No. 7 - - -	48	—
8. Einfache Lampen, zur Erleuchtung der Treppen und Vorſäle, an die Wand zu befeſtigen, von weißem Blech, mit Portemêche à couliſſe von Kupfer, mit Rauchfang und Recipienten - - -	9	—
9. Eine dergleichen lackiert - -	12	—
10. Eine dergl., mit Reflecteur, Rauchfang und Recipienten - - - -	12	—
11. Eine dergl., das Reſervoir in Geſtalt einer Kugel, lackiert, mit Reflecteur, Porte-Méche à cric, Rauchfang und Recipient -	24	—
12. Boutiquen-Lampen mit 2 Dochten, von weißem Blech, Reſervoir à ſoupape, Porte-Mêche a couliſſe von Kupfer, mit Rauchfang und Recipienten - - -	18	—
13. Eine dergleichen beſſer - -	24	—
14. Eine dergleichen lackiert - -	27	—

15. Eine

	Liv.	Sous.
15. Eine dergl., das Reſervoir gemahlt und lackiert, mit vertic. Hahn und Porte mêche à cric. Die Lampe iſt an einer kupfernen Kugel aufgehängt, mit Stöpſel, Rauchfang und Recipienten - - -	42	—
16. Eine dergl., mit zwey Dochten, das Reſervoir in Geſtalt einer antiken Vaſe, gemahlt und lackiert en reliet, mit Porte-mêche à cric, hängender Kugel mit Stöpſel, Rauchfang und Recipienten - -	60	—
17. Eine dergl., mit 3 Dochten, von weißem Blech, porte-mêche á couliſſe von Kupfer, mit Rauchfang und Recipienten -	27	—
18. Eine dergleichen beſſer - - -	33	—
19. Eine dergleichen lackiert - -	36	—
20. Eine dergl., das Reſervoir, gemahlt und lackiert, mit vertic. Hahn, auf Art der Bayonnette, Porte-mêche à cric, an einer Kugel mit Stöpſel, vermittelſt welcher man die Vaſe füllet, mit Rauchfang und Recipienten - - - - -	60	—
21. Eine dergl., das Reſervoir in Geſtalt einer antiken Vaſe, gemahlt und lackiert en relief, Porte-mêche a crémailliére, an einer kupfernen Kugel, welche den Stöpſel der Vaſe in ſich faſſet, mit Rauchfang und Recipienten - - - - 84 bis	90	—
22. Eine dergl. mit vier Dochten, von weißem Blech, Porte-mêche a couliſſe, mit Rauchfang und Recipienten - -	46	—
23. Eine dergleichen beſſer - - -	48	—
24. Eine dergleichen lackiert - -	54	—
25. Eine dergl., das Reſervoir gemahlt und lackiert, mit vertic. Hahn, Porte-mêche a cric, an einer Kugel, mit Rauchfang und Recipienten - - - -	78	—
26. Eine dergl., das Reſervoir in Geſtalt einer antiken Vaſe, gemahlt und lackiert en relief, mit Porte-mêche a crémailliére, hängender Kugel, Rauchfang und Recipienten 96 bis	102	—

	Liv.	Sous.
Bey allen dieſen Lampen kann ein Reflecteur von lackiertem Blech, oder ein Garde-vuë von Gaze angebracht werden. Von ein und den andern iſt der Preis -	3	—
27. Eine Aufhänge-Lampe mit 1 Docht, mit Reſervoir in Geſtalt einer Krone, welche über der Flamme hängt, von weißem Blech, Porte-mèche a couliſſe, kupfernem Stöpſel, Rauchfang und Recipienten -	24	—
28. Eine dergl. lackiert, mit Porte-mèche a crémailliére - - - - - -	36	—
Der Preis eines gläſernen Rauchfanges iſt - - - - - - -	—	25

Bey öffentlichen Schauſpielen bedient man ſich, um die Schaubühne von vorn her zu erleuchten kleiner, in eiſenblechernen Formen gegoſſener Lampen von Talg, oder Wachs, welche man im Franz. Lampions, oder Biſcuits nennt, weil der Talg oder das Wachs in eiſenblechernen Formen geſchmolzen iſt, welche denen gleich kommen, worin man die Zucker-Brode (Biſcuits) macht. Es giebt deren zwey Arten; einige werden ſchlechthin Biſcuits, die andern aber Waſſer-Biscuits (Biſcuits à l'eau), genannt. Die ſchlechthin ſo genannten Biſcuits werden gemacht, indem man in einem, 8 bis 9 Z. langen, 4 Z. breiten, und 1 Z. tiefen, eiſenblechernen Käſtchen, Wachs ſchmelzt. Auf dem Boden eines ſolchen Käſtchens ſind 8 kleine blecherne Dillen oder Höhlungen angelöthet, die ungefähr 4 Lin. hoch ſind, und in deren jede man einen Lampen-Docht legt, ehe man die Form anfüllt. Wenn dieſe Bitcuits erkaltet ſind, oder man Gebrauch davon machen will, muß man das Ende des Dochtes ein wenig aus einander bringen, damit man ihn leichter anzünden könne. Der Gebrauch dieſer Biſcuits iſt koſtbar, ob man ſie gleich gewöhnlich nur mit gemeinem Wachſe füllt, weil die Dochte nicht

alles

alles Wachs verzehren, und das übrigbleibende ſchwarz und beynahe verloren iſt; auſſerdem pflegen die Dillen ſich aus ihrer Löthung zu geben, und man muß beſtändig zum Klempner ſchicken, um ſie wieder herſtellen zu laſſen; daher die Waſſer-Biscuits für beſſer gehalten werden. Dieſe Biſcuits à l'eau ſind ökonomiſcher; ſie verzehren nicht ſo viel Wachs, und die Käſtchen werden nicht ſo leicht ſchadhaft; man macht ſie in eiſenblechernen Käſtchen, worin Waſſer iſt. Oben auf dieſen Käſtchen ſind 3 Oeffnungen, um darein drey kleine blecherne Becher zu ſtellen, die in das Waſſer gehen. In jedem Becher macht man zwey Dochte mit Thon-Erde feſt, und füllt ſie mit Wachs aus.

Die Lampen, welche Kaufleute in ihren Läden oder Gewölben haben, ſind gar wohl eingeriet, denn da ſteht die Lampe vor einem Hohl-Spiegel. Allein, weil das Lampenlicht ſtets im foco, (welcher allezeit innerhalb des 4ten Theiles des Diametri iſt, aus welchem die Cavität des Spiegels beſteht,) ſtehen muß, wenn der Spiegel recht leuchten ſoll, ſo wird bey einem großen Spiegel das Licht allzu weit vom Spiegel entfernet. Der Spiegel muß nur $\frac{1}{6}$ von ſeinem Zirkel in Diameter, und nicht einmahl voll, haben, ſonſt kommt die Lampe in des Spiegels Cavität hinein, und alsdann fährt der Rauch der Lampe in den Spiegel, wovon er dunkel wird. Will man aber die Lampe nahe am Spiegel haben, ſo kann der Spiegel nicht groß werden, und alſo auch nicht viel Strahlen von ſich werfen, weil die Strahlen, welche über den 6ten Theil der Cavität vom Zirkel einfallen, gar keine Reflexion machen können. Ja, man ſieht zuweilen ſolche, von unerfahrnen Profeſſioniſten verfertigte, Lampen, welche wohl aus einem Segmento circuli, deſſen Radius 2 Ellen beträgt, gemacht

gemacht ſind, und die Lampe ſteht etwa 6 Zoll vom Centro des Spiegels, da ſie doch, nach dieſer Proportion, viel weiter geſtellt ſeyn ſollte, und mithin kann ſolche Lampe keinen rechten Effect thun.

Soll nun eine ſolche Lampe das ganze Gewölbe recht hell erleuchten, ſo muß der Spiegel nach einer paraboliſchen Section ausgearbeitet ſeyn, ſo bekommt ein großer Spiegel doch einen nahen Focum, und der Rauch fährt doch nicht in den Spiegel. Man kann ein ſolches Corpus zur Lampe an der Seite des Spiegels ordnen, da dann die Pfanne zum Docht ſo lang gemacht werden muß, daß ſie das Licht gerade im foco, und dem Centro des Spiegels gegenüber ſtellt; ſiehe Fig. 3715.

Ueber alle ſolche Stubenlampen, beſonders in Kaufmanns-Gewölben, muß billig ein rauchfangender Trichter geordnet werden, der den Rauch abführt, damit man von dem Oehl-Dampfe keine Beſchwerden habe, und auch davon die Waren nicht anlaufen. Der Rauch-Trichter muß aber kein winkelrechtes Knie haben, ſondern rund gebogen zu einem Fenſter oder durch eine Wand hinaus geführt werden, wie Fig. 3716 zeigt, damit er deſto beſſer ziehe.

Sonſt kann man auch über alle ſolche Stubenlampen gar bequem ein Rauch-Pfännchen, Fig. 3717, ordnen, welches man über das Licht ſchieben und wieder wegwenden kann. Oder man kann auch, an ſtatt des Rauch-Pfännchens, eine Art einer Aeolipil'a, Fig. 3718, über das Licht rücken, welche, bis zu einem Drittel, mit wohlriechendem Waſſer angefüllt iſt, ſo bläſet es einen angenehmen Wind aus, welches für Perſonen von trockner Natur, und in trockner Jahrszeit, ſo wie hingegen das Rauch-Pfännchen für Perſonen von feuchter Complexion, oder bey feuchtem Wetter, ſehr zuträglich iſt. Will man dieſe Aeo-

Aeolipilam füllen, ſo läßt man ſie über der Lampe heiß werden, und hält alsdann geſchwinde den Mund des krummen Röhrchens in das wohlriechende Waſſer, ſo zieht ſich ſo viel hinein, als genug iſt; hernach kann man es nach Belieben, wenn man will, wieder dicht über das Licht hängen, ſo wird das Waſſer kochen, und einen lieblichen Duft oder Wind aus dem engen Röhrchen blaſen.

Die italiäniſchen Cabinets-Lampen von halbdurchſichtigem Alabaſter, ſind in Deutſchland noch nicht bekannt. Man hat nämlich in Rom Vaſen von weißem italiäniſchen Alabaſter, die, mit einer Lampe innerhalb, zu ſchönen Laternen in Zimmer und Cabinete dienen. Mit vier ſolchen Vaſen kann man ein ziemlich großes Zimmer erleuchten. Die Beleuchtung davon iſt überaus angenehmen, wie ein ſchöner Mondſchein, und dem Auge wohlthuend. Ein Paar ſolcher Vaſen, ungefähr 15 bis 18 Z. hoch, koſtet in Rom 5 Ducaten.

Journal des Luxus und der Moden, Sept. 1788, S. 379.

Man hat eine überaus bequeme Art von Lampen, welche man auf Reiſen bey ſich führen, und als Nacht-Lampen, oder in Laternen, gebrauchen kann, denn man kann kein Oehl vergießen noch überſchwappern, man möge auch noch ſo heftig fahren, oder die Lampe erſchüttern. Das Profil davon, ſtellt Fig. 3719 dar. Die Lampe iſt ein cylindriſches Gefäß, welches oben einen etwas erhabenen Deckel a hat, der an den Cylinder wohl angelöthet iſt, und in der Mitte ein ovales Loch b hat; in daſſelbe iſt ein ovaler Ring d an den Deckel a angelöthet, welcher einwärts in die Lampe hinein geht. Gleich unter dieſem Ringe iſt noch ein Boden c, welcher ebenfalls rings herum innerhalb der Lampe an das Corpus angelöthet iſt.

Unter

Unter dem ovalen Ringe hat dieſes Diaphragma ein zirkelrundes Loch, welches etwas enger, als der kleine Diameter des darüber ſtehenden ovalen Loches iſt; an daſſelbe iſt auch ein Cylinder von gleicher Größe, f, angelöthet, welcher unten offen iſt, und nicht ganz auf den unterſten Boden der Lampe reicht, ſondern einen Meſſerrücken breit davon abſteht. Bey g iſt eine meſſingene Schrauben-Mutter eingelöthet, ſo, daß ſie ſowohl durch den oberſten Deckel a, als auch durch den mittelſten, oder das Diaphragma, c, der Lampe durchgeht, und an beyden Deckeln wohl verlöthet iſt. Das Röhrchen, welches den Docht faßt, iſt bey B vorgeſtellt. Bey h hat es ein ovales Blech, wie eine Krauſe, juſt ſo groß, daß es in das ovale Loch b und den Ring d der Lampe eingeſetzt werden kann; unten iſt ein zirkelrunder Ring k angelöthet, der in den runden Cylinder f in der Lampe paſſet; und dann iſt auch an das ovale Blech h ein runder Cylinder m angelöthet, in welchen der Docht n eingelegt wird. Wenn man nun das Röhrchen B mit dem Dochte in die Lampe einſetzen will, ſo kommt das ovale Blech h in das ovale Loch b, und wird bis auf den mittelſten Boden c hinein geſetzt, und daſelbſt umgedrehet, daß der groſſe Diameter des Bleches h mit dem kleinen Diameter des ovalen Ringes d kreuzweiſe ſtehe, und unter den ovalen Ring hinunter geſchoben nicht heraus könne, und alſo befeſtigt und angeklemmet, den Docht n über den oberſten Deckel a zum anzünden präſentire, wie p vorſtellt. Wenn nun die Lampe angezündet iſt, wird das Schräubchen g geöffnet, ſo drückt die einfallende Luft das Oehl, daß es willig, wegen der verdünnenden Flamme der angezündeten Lampe, den Docht hinan ſteigt, wodurch die Lampe lange brennen kann. Will man dieſe Lampe auf einer Reiſe in der Laterne führen, ſo ſchraubet man die Schraube

be g zu, ſetzt den ovalen Deckel q in das ovale Loch b der Lampe, ſo kann ſie ſicher in den Wagen geſetzt werden, und wird kein Oehl verſchütten, der Wagen möge rütteln, wie er will. Einer hierzu beſonders ſchicklichen Laterne, wird im Art. Laterne Erwähnung geſchehen.

Von dem Lampen-Ofen, einer Art von Athanor, in welchem die Wärme durch die Flamme einer in denſelben hineingeſetzten Lampe erzeugt und unterhalten wird, und welcher zu denjenigen Deſtillierungen und Digerirungen, die nur ſehr wenig Wärme erfordern, bequem iſt, werde ich im Art. Ofen handeln.

Die Gold- und andere Metall-Arbeiter, bedienen ſich der Löth-Lampe, einer Lampe in Geſtalt eines Hutes, kleine Sachen daran zuſammen zu löthen, wovon im Art. Löthen ein Mehreres vorkommen wird.

Von Schmelz-Lampen zum Glasſchmelzen, und vom Glasblaſen bey der Lampe, ſ. im XVIII Th. S. 650, fgg.

Im ſächſiſchen Erz-Gebirge, und in verſchiedenen andern Gegenden, bedienen ſich einige Künſtler und Handwerksleute einer gläſernen Kugel zum Leuchten, welche, weil beſonders die Klöppel-Mädchen dergleichen gebrauchen, die Klöppel-Flaſche oder das Klöppel-Glas genannt wird. Dieſes iſt eine hohle Kugel von ſehr dünnen reinen Glaſe, im Durchſchnitt 6 Zoll, und 5 Zoll hoch; unten, zum Feſtſtehen, etwas breit, und oben mit einem kurzen Halſe und einer ½ Z. weiten Oeffnung. Die Kugel wird mit dem reinſten Waſſer gefüllt, mit welchem man in nöthigem Falle abwechſelt, weil jede Unreinigkeit die durch-

durchfallenden Strahlen des Lichtes hindert. Es giebt zweyerley Arten: entweder ſolche, die man auf einen Tiſch ſetzen kann, und deren man ſich inſonderheit beym Klöppeln bedient; oder ſolche, die bey andern Arbeiten und von verſchiedenen Handwerkern, als: Schuh-Machern, Schneidern, Strumpfwirken, auch ſo gar von den Leinwebern, zum Aufhängen gebraucht werden. Bey jeder Flaſche kann nur eine, höchſtens zwey Perſonen arbeiten, welche in gerader Linie neben einander ſitzen müſſen; doch bekommt der zweyte weniger Licht. Wenn aber bey Einer Lampe 4 bis 6 Perſonen klöppeln ſollen, ſo wird dazu ein Tiſch mit einem ungefähr 1¾ Ellen hohen Geſtelle, und 1 E. im Durchmeſſer runden Blatte, erfordert. Mitten auf demſelben ſteht eine niedrige Lampe, deren Dille in der Mitte hervor raget, wie man dergleichen im Gebirge beſonders dazu hat, und ringsherum werden ſo viel ſolche gläſerne Klöppel-Flaſchen geſtellet, als Perſonen arbeiten. Der Klöppel-Sack oder das Klöppel-Küſſen ſteht auf einem hölzernen Stuhle, und die Klöpplerinn ſitzt davor arbeitend auf einem Schemel, und zwar ſo, daß jede ihre Flaſche zur Seite hat, und eine der andern den Rücken zukehrt. Kann, nach der Größe der Stube, ein noch gröſſerer Tiſch genommen werden, ſo können auch noch mehrere Perſonen bey Einer Lampe arbeiten. Die Lampe wirft ihren Schein durch jede Flaſche auf das Klöppel-Küſſen, da dann jede Arbeiterinn ihre Flaſche, dem Erfordern ihrer Augen gemäß, entweder näher oder entferneer richtet. Der Raum der Helle iſt zu dem Behuf des Klöpplers, von der oben beſchriebenen Art Gläſer ungefähr 30 Zoll, und es kann ſolcher auch vergrößert werden. Allein, ſodann verhält ſich die Verminderung der Helle, wie die Entfernung des zu erleuchtenden Gegenſtandes von dem Brennpuncte. Denn je ſtärker die Flamme, je näher die

die arbeitende Perſon ſelbſt an der Flaſche mit der Arbeit iſt, deſto heller iſt das Licht, welches auf die Arbeit fällt. Nur feine Arbeit, als: Klöppeln, Nähen, Stricken ꝛc. mit welcher man auf Einer Stelle, nämlich im foco des Scheines, bleibt, und wodurch keine Erſchütterung entſteht, kann bey dieſen Flaſchen gemacht werden, daher auch dabey ſchwerlich geſchrieben werden kann. Bey andern Arbeiten wo dieſe Einrichtung mit dem Tiſche nicht angeht, pflegt man jene gläſernen Kugeln zu hängen: z. B. in einer Schuhmacher-Werkſtatt, wird die Lampe auf die Erhöhung geſetzt, und jeder Arbeiter hat ſeine gläſerne Flaſche; und ſo ſind ſie auch bey andern Profeſſioniſten und Künſtlern eingeführt. Bey Anſchaffung dieſer gläſernen Kugeln ſowohl, als bey der Erleuchtung, iſt folgender ſehr geringer Aufwand. Eine weiße runde Flaſche von böhmiſchem Glaſe zum Aufhängen, koſtet im Gebirge 2 Ggr.; etwas kleiner, 1 Ggr. 6 Pf.; dergleichen von grünem inländiſchen Glaſe auf den Tiſch zu ſetzen, 10 Pfennigen bis 1 Ggr., ohne das hölzerne Geſtelle. Zu einer Lampe, wobey 1, 6 oder mehrere Perſonen arbeiten, wird in 12 Stuben für 8 bis 10 Pfenn. Rübſen-Oehl erfordert. Wer aber feine weiße Zwirn-Spitzen klöppelt, nimmt unter das Rübſen-Oehl etwas Baum-Oehl, wodurch der ſonſt auffallende Oehl-Dampf verhindert und die Flamme heller gemacht wird, wie denn überhaupt die im Sommer geklöppelten Spitzen weißer ausfallen, als die im Winter. In 12 Stunden wird für 1 Ggr. Oehl erfordert.

Der Bergmann gebraucht, um zu feiner Arbeit in der Grube ſehen zu können, das Grubenlicht. Dieſes beſteht entweder in einer Lampe mit Oehl, oder in einem Leuchter mit einem Talglichte. Die Berg-Lampe, oder Gruben-Lampe, Fig. 3720 a), beſteht

ſteht entweder in einer gemeinen eiſernen Lampe, welche mit Oehl gefüllt und mit einem Dochte verſehen wird. Man brennt darin gemeiniglich reinen Fiſch-Thran, weil der Schwaden von dem Rüb-Oehle die Wetter gern verdirbt. Zuweilen gebraucht man etwas gröſſere Lampen, Fig. 3720 b), die aber mit keinem Deckel, ſondern mit einem gebogenen Bleche a, verſehen ſind, welches man über den Docht legt, der aus alter Leinwand beſteht. In dieſe Lampen legt man ein Stück Talg, welches nach und nach zuſammenſchmilzt. Von dem Bergleuchter mit Talglicht, werde ich im Art. Leuchter handeln.

Von der Stall-Lampe, in Pferde-Ställen, ſ. Th. LVII, S. 457.

Von dem von Hrn. Prof. Beguelin angeſtellten Verſuch, Hühner-Eyer vermittelſt des Lampenfeuers auszubrüten, ſ. im XXVI Th. S. 165, fgg.

Eine kugelnde oder laufende Lampe, welche auf der Erde gerollt werden kann, ohne daß das Licht davon auslöſche; Fig. 3721. Es iſt dieſes eine runde und hohle Kugel von Meſſing oder Kupfer, welche aus zwey Halbkugeln beſteht, die ſich auf einander ſchließen, allenthalben mit durchgebrochenen Sternen, Blumen, oder dergleichen, übrigens aber mit einem Charnier a und Häkchen b verſehen ſind, daß es aufgemacht und zugehaket werden kann. Inwendig iſt ein meſſingener Reif, oder Ring, d, welcher mit ſeinen Beyzapfen oder Angeln f, in der unterſten Halbkugel hängt und ſich bewegt. In dieſem Ringe iſt noch ein anderer, etwas kleinerer, g welcher mit ſeinen beyden Angeln h in dem erſten Ringe d leicht beweglich hängt, und zwar übers Kreuz. In die-

dieſem zweyten Ring hängt eine Lampe, k, als ein halbkugelicher Körper, an zwey Angeln, m, die mit den Angeln des erſten Ringes in gleicher Linie ſtehen; in dieſelbe wird ein Docht gethan, Oehl eingegoſſen, und der Docht angezündet, ſo kann man die zugemachte Lampe hinrollen, wo man will, ohne daß etwas Oehl vergoſſen wird, oder die Flamme auslischt, weil die Lampe bey allen Umläufen und Wendungen der Kugel allezeit in dem Mittelpuncte und in der Balance hangen bleibt. Dieſe Lampe ſcheint zwar nur zum Spiel und zur Luſt erdacht zu ſeyn, damit man im Finſtern ein laufendes Feuer zur Kurzweile präſentiren könne. Allein, wenn man, an ſtatt der Kugel, die in einander gefügten Ringe in eine Wurflaterne (welche ich im Art. **Laterne** beſchreiben werde,) gehörig einſetzte, und ſolche auf einen Hut befeſtigte und anſchnallete, ſo könnte, bey nächtlichen Marſchiren der Soldaten, auch wohl bey nächtlichen Kriegs-Expeditionen, manche Kriegsliſt damit glücklich angebracht und ausgeführt werden, indem 1000 Mann nicht vermögend wären, gegen 150 ſolcher mit Laternen verſehnen Mannſchaft zu ſtehen, viel weniger zu fechten.

Unter **Blut-Lampe**, **Blut-Kerze**, oder **Lebens-Kerze**, Gr. und Lat. Biolychnium, verſteht man eine durch vorgebliche chemiſche Künſte aus eines Menſchen Blut verfertigte Lampe oder Kerze, welche, ſo lange der Menſch lebt, brennen, in dem Augenblicke ſeines Todes aber verlöſchen, und durch ihren hellern oder dunklern Schein die beſſere oder ſchlechtere Gemüths- und Geſundheits-Verfaſſungen anzeigen ſoll. Dergleichen ſoll **Olivier Arto**, ein Engländer, und **Hier. Reuter**, ein ehemahliger Bürgermeiſter in Leipzig, gehabt haben, und es ſollen beyde nach

 ihrem

ihrem erfolgten Lebens-Ende augenblicklich verloſchen ſeyn.

Nach der Meinung einiger chemiſchen ältern Aerzte ist in dem Blute eines jeden Menſchen ein Lebens-Balſam vorhanden, der daſſelbe gegen alle Fäulniß ſchützen ſoll ſie ſuchten ſogar durch Verſuche, die ſie mit dem warmen, aus der Ader gelaufenen Blute anſtellten, aus dieſem Lebens-Balſam ein beſonderes **Lebens-Licht** zu verfertigen, welches ſo lange brennte, als der Menſch lebte, aus deſſen Blute es verfertigt worden iſt, hingegen im Augenblicke des Todes auch auslöſchte; ja, ſie behaupteten, daß, wenn dieſes Licht ruhig und ſtill brennte, ein ſolcher Menſch keine Sorgen hätte, beym Gegentheil aber unruhig wäre. In unſerm erleuchteten Jahrhundert ſind dieſe Poſſen unter aller Kritik und Widerlegung.

Eine Erfindung neuerer Zeiten, iſt die ſogenannte **Brenn-Luft-Lampe**, oder **elektriſche Lampe**, Fr. Lampe electrique, Lampe à air inflammable. Unter allen den verſchiedenen Gattungen von Luft, welche man fixe nennt, und die man vielmehr entwickelt nennen ſollte, hat vornehmlich diejenige, die unter dem Nahmen der brennbaren Luft bekannt iſt, wegen ihrer beſonders merkwürdigen und auffallenden Eigenſchaften, Vieler Neugierde erregt. Denn nicht allein die Gelehrten haben ſich mit Unterſuchung dieſer Luft-Gattung beſchäftigt, ſondern es haben auch die in der Kunſt Unerfahrnen ein Vergnügen dabey gefunden; ja ſo gar iſt in der Haushaltungs-Kunſt Gebrauch davon gemacht worden. Im J. 1777 beſchrieb *Neret*, in des Abts *Rozier* phyſikal. Journal (Obſervations ſur la Phyſique, Janv. 1777) eine Art Gluth-Pfanne, wozu er die Flamme von brennbarer Luft an ſtatt einer ordentlichen Flamme benutzt, und nannte dieſes Gefäß Réchaud à air inflammable. Da daſſelbe viele Aehnlichkeit mit den elektriſchen Lampen hat, ſo will ich es kürzlich beſchreiben. Es beſteht in einer cylindriſchen metallenen Büchſe,

ſe, von 8 bis 10 Zoll im Durchmeſſer, und 10 Zoll in der Höhe. Auf ſie paßt ſehr genau ein Deckel von derſelben Materie. Zwiſchen dieſen zwey Böden befindet ſich ein anderer kleinerer, welcher an dem Boden der Büchſe durch 3 gleichweit von einander ſtehende gewundene Federn befeſtigt iſt, damit derſelbe beſtändig gegen den Deckel gedrückt werde. Wenn man ſich dieſer Gluth-Pfanne bedienen will, ſo legt man zwiſchen den Deckel und den beweglichen Boden eine breite, mit brennbarer Luft angefüllte Blaſe, und läßt den daran befeſtigten Hahn durch eine im Deckel gemachte Oeffnung hervorragen. So bald man nun den Hahn, der eine enge Mündung haben muß, aufſchließt, und an dieſe ein angezündetes Licht hält, ſo geräth die ausſtröhmende Luft, mit einer dem Anſchein nach gelinden, doch ſehr wirkſamen Flamme (*), in Brand; denn ſie giebt, alles übrige gleich gerechnet, mehr Hitze als jede andere Flamme. Ueber dem Deckel des Gefäßes ragen vier, etliche Zolle hohe, Füße hervor, um das, was man wärmen will, darauf zu ſetzen. Hierbey iſt zu merken, daß die Blaſe nur halb voll Luft ſeyn muß, damit ſie deſto beſſer an das Gefäß anpaſſe.

Die einfachſte Art, brennbare Luft in eine Blaſe zu bringen, iſt, daß man dieſe dicht an eine inwendig geſchraubte Hülſe anbindet, aus derſeben zuerſt alle atmoſphäriſche Luft austreibt, indem man ſie ſo viel möglich zuſammendrückt, und ſie alſo auf das Bret führt; alsdann geht man, wie mit einem jeden Gefäß, daß man mit brennbarer Luft füllen will, zu

(*) „Die Blaſe der erſtbeſchriebenen Gluht-Pfanne enthält ſo „viel brennbare Luft, daß, wenn ſie ſich entzündet, ſolches „8 bis 10 Minuten fortdauert.“ Alſo ſagt Hr. *Neret*; allein, man ſieht leich, daß es bey dieſer Dauer hauptſächlich auf die Mündung des Hahnes ankommt.

Werke, und ſchraubt hernach den Hahn unter dem Waſſer an.

Eine andere Art, (welche aber vornehmlich zum Abwägen der vderſchiedenen Luft-Gattungen gebraucht werden kann,) Blaſen mit brennbarer Luft zu füllen, iſt dieſe, daß man auf die Hülſe eines Wirbel-recipienten eine mit einem Hahne verſehene und dicht zuſammen gepreßte Blaſe (wenn man aber eine Luft-Gattung abwägen will, eine gläſerne Kugel, die man zuvor luftleer hätte machen müſſen,) aufſchraubt, den Recipienten zuerſt mit brennbarer Luft anfüllt, und ihn alsdann in dem Zober, nach Aufſchließung des Hahnes, immer tiefer ſenkt, wodurch die Luft nach und nach ſich in die Blaſe oder in die Kugel zieht, die man nach Verſchließung des Hahnes alsdann von Recipienten abnimmt. Wenn bey dem Abſchrauben des Hahnes nichts von der in dem Recipienten zurück gebliebenen Luft verloren gehen ſoll, ſo darf man ſich nur eines zweyten auf die Hülſe geſchraubten Hahnes bedienen.

Nunmehr verfertigt man auch **Lampen mit brennbarer Luft**, oder wegen des elektriſchen Funkens, womit dieſelben angezündet werden, ſo genannte **elektriſche Lampen.** Dieſe Lampen, welche man auch **Philoſophen**- oder **philoſophiſche Lampen**, oder das elektriſche Feuerzeug, nennt, ſind beſonders zur Nachtzeit um ſo viel bequemer, als man ſich auf der Stelle dadurch im Bette Licht verſchaffen kann, ohne ſich eines andern Feuerzeuges bedienen, und den Schwefelgeruch einathmen zu dürfen. Ihre Einrichtung beruhet auf den erſten Grundſätzen der Naturlehre, nach welchen zwey Körper, ihrer beyderſeitigen Undurchdringlichkeit wegen, nicht zu gleicher Zeit einen und eben denſelben Raum ausfüllen können, und folglich der eine dem andern weichen muß, wenn dieſes des erſtern Stelle einnehmen kann. Dies iſt nun der gegenwärtige Fall, wo es darauf ankommt, brennbare Luft aus ihrer Stelle zu treiben, und ſie durch eine enge Oeffnung vermittelſt eines an-

andern flüſſigen Körpers, gemeiniglich des Waſſers, durchgehen zu machen; ein Grundſatz, worauf die Einrichtung des Herons-Brunnens (ſ. Th. XXIII, S. 73) abſonderlich beruhet, und wovon dieſe Lampen im Grunde nur eine Gattung ſind. Man bemerkt bey denſelben gemeiniglich zwey Behälter, die vermittelſt einer Röhre mit einander in Verbindung ſtehen, um dadurch das Waſſer aus dem einen Behälter in den andern übergehen zu laſſen, und überdies noch eine zweyte Röhre, wodurch die brennbare Luft geht, als welche, indem ſie durch eine enge Oeffnung ausſtröhmt, ſogleich vermittelſt eines beſondern Kunſtgriffes durch einen elektriſchen Funken angezündet wird.

Es iſt eine durch Erfahrung bewieſene Sache, daß die auf ſolche Weiſe ausſtröhmende brennbare Luft ſich nicht allein durch unmittelbare Berührung eines brennenden Körpers, ſondern auch durch einen ſchwachen elektriſchen Funken, den man gegen die Mündung richtet, entzündet. Die Flamme ſelbſt hat unten her eine grünliche Farbe, iſt mit einem in das Röthliche fallenden Scheine umgeben, und brennt wie ein ordentliches Licht in der Geſtalt eines länglichen Kegels. Man kann dieſen Verſuch anſtellen, indem man eine Blaſe, woran ein meſſingener Hahn, welcher vorn eine ſtumpfe Spitze und eine enge Mündung hat, befeſtigt iſt, mit brennbarer Luft anfüllt. Wird die Blaſe gelinde gedrückt, ſo entzündet ſich die Luft, wenn man die Mündung des Hahnens gegen einen brennenden Körper richtet, oder wenn man zwiſchen ihr und einem elektriſirten Körper einen Funken erregt; wird ſie aber ſtark gedrückt, ſo fährt ein mehr oder minder langer Feuerbüſchel heraus.

Man erhält dieſelbe Wirkung vermittelſt einer kleinen Maſchine, an welcher die weſentlichen Theile einer elektriſchen Lampe angebracht ſind. Dieſelbe iſt

ein metallenes cylindriſches Gefäß (*), welches gegen die Mitte durch einen rings herum angelöthet en Boden oder eine Scheidewand in zwey Theile getheilt iſt, und aus deren Mitte eine coniſche Röhre deren Spitze eine enge Oeffnung hat ſich in die Höhe erhebt. Seitwärts iſt an derſelben Scheidewand eine ähnliche Röhre angelöthet, deren Spitze unterwärts gekehrt iſt. Dieſe zwey Mündungen verſchließt man; erſtere mit einer Stecknadel deren Kopf ein wenig Wachs angeklebt iſt, und die man alsdann in die Mündung, damit ſie ſich nicht verſtopfe, einſteckt. Die zweyte Mündung wird vermittelſt eines Korkſtöpſels, welchen man in dieſe Röhre einzwingt, verſchloſſen. Man bringt alsdann brennbare Luft in den untern Behälter durch eine in dem Boden angebrachte Oeffnung, die man hernach mit einem Kork feſt verſchlißt; ſodann füllt man den obern Behälter mit Waſſer, und ſchließt die beyden coniſchen Röhren auf. Nach dem Verhältniſſe, wie das Waſſer in den untern Behälter fließt, treibt es die brennbare Luft durch die obere Röhre hindurch; und dieſe brennt, ſo bald ſie angezündet iſt, mit einer gelinden Flamme (**).

Nach den izt angegebenen Grundſätzen kann man ſich von der Einrichtung dieſer Lampen leicht einen Begriff machen. Ihr Erfinder war der einſichtsvolle Naturkündiger und Bürger zu Baſel, Hr. **Fürſtenberger**, und Hr. Prof. **Ehrmann** in Strasburg be-

(*) Ein hohes Trink-Glas, an welchem eine ſolche Scheide-Wand rings herum angekittet iſt, kann zu demſelben Zwecke dienen.

(**) Wird der obere Theil des Gefäßes ſo eingerichtet, daß man gerade über der Mündung der kegelförmigen Röhre einen elektriſchen Funken erregen kann, wie ich im Folgenden zeigen werde, ſo erhält man dadurch eine elektriſche Lampe.

beſchrieb ſie (*). Siehe Fig. 3722. A, iſt der Behälter für die brennbare Luft, und hat die Geſtalt eines Wirbel-Recipienten; übrigens kommt es auf die Geſtalt dieſes ſowohl, als des obern Recipienten B, welcher der Waſſerbehälter iſt, eben ſo wenig an, wie aus Fig. 3723 und 3724 zu erſehen iſt, als auf ihren wechſelſeitigen Inhalt; denn es iſt gleichgültig, ob man das Waſſer auf ein Mahl, oder zu wiederholten Mahlen in den obern Behälter gießt; indeſſen iſt zu bemerken, daß dieſer niemahls von Waſſer leer ſeyn muß, damit keine atmoſphäriſche Luft in den untern Behälter eindringen und dadurch eine Explosion entſtehen könne (**). C, iſt ein meſſingener Ring (***), der an den Boden des Luftbehälters angekittet iſt, und das Fußgeſtell ausmacht. D, iſt eine Hülſe oder Kappe, die an den Rand des Recipienten angebracht und mit einer Schrauben-Mutter verſehen iſt, um die Schraube der meſſingenen Röhre E anzuſchrauben, nachdem man zuvor ein fettes Leder dazwiſchen

(*) Er beſchrieb dieſelbe zuerſt in franzöſ. Sprache, u. d. Tit. Deſcription et uſage de quelques lampes à air inflammable, Strasb. 1780, in Octav; und hernach auch deutſch, u. d. Tit. Beſchreibung und Gebrauch einiger elektriſcher Lampen, von F. L. Ehrmann, beyder Rechten Licentiat und Lehrer der Experimental-Phyſik zu Strasburg. Aus dem Franzöſ. von ihm ſelbſt überſeꝫt. Mit Anmerkungen und einem Anhange. Mit einer Kupfertafel. Strasb. 1780, 8. 2 und ein Viertelb.

(**) Der Verſuch mit der elektriſchen Piſtole beweiſet zur Genüge, daß brennbare mit atmoſphäriſcher Luft ſich mit Exploſion durch jedes angebrachte Feuer, ſogar durch einen ſchwachen elektriſchen Funken, von welchem man auch bey dieſer Lampe Gebrauch macht, entzündet.

(***) Ueberhaupt ſind alle die an den Gläſern dieſer Lampen befindlichen Stücke von Meſſing. Diejenigen, die von einer andern Materie gemacht ſind, werden beſonders angezeigt.

gegeben hat (*), um zu verhüten, daß die Luft nicht eindringen könne. Durch dieſe Röhre geht ein Hahn R um das Waſſer aus dem obern Behälter in den untern durch eine enge Röhre f, deren Mündung nicht viel über 3 Quartlinien betragen darf, durchfließen zu laßen. H, iſt eine zweyte Hülſe, welche auf der einen Seite an der Röhre E angelöthet, und auf der andern an den obern Behälter B, den man oberhalb zur Zierde mit einem Ringe verſehen kann, angekittet iſt. So wie das Waſſer, womit dieſer Behälter angefüllt iſt, ſich in den untern ergießt, ſo wird die Luft durch den an die Hülſe D gelötheten Seiten-Canal g g heraus getriben. I I, iſt eine hölzerne Conſole, oder ein Teller, welcher ſich auf dem obern Theile der Seiten-Röhre auf und nieder ſchieben läßt. Auf eben den Theil dieſer Röhre paßt ein Glas-Röhrchen K, oder, welches beſſer wäre, ein Röhrchen von Meſſing, welches oben zugeſpitzt iſt und eine enge Mündung hat. Auf dieſer Conſole ſtehen zwey Säulen von Holz, L L, die ſich um ihre Achſe drehen laſſen. Auf dem obern Theile der einen Röhre iſt ein meſſingenes Röhrchen oder eine Hülſe m befeſtigt, und auf der andern eine elektriſche Glas-Röhre n, an welcher eine elaſtiſche Feder p angekittet iſt. Durch jede dieſer Röhrchen oder Hülſen laſſen ſich zwey meſſingene Stäbchen o o ſchieben; dieſelben ſind auf der Seiten gegen die Mündung der Auffatz-Röhre ſtumpf abgeſchärft, und auf der andern Seite ringförmig oder in Häkchen umgebogen, um Drahte oder Kettchen anzuhängen, an deren einem ein metallenes Kügelchen q, welches man an einen elektriſirten Körper hält, und an dem andern ein Ha=

(*) Damit die auf einander geſchraubten meſſingenen Stücke deſto beſſer paſſen, iſt es unumgänglich nothwendig, ſich eines dazwiſchen gelegten fetten Leders zu bedienen.

Haken r ſich befindet, welchen man mit der Seiten-Röhre g g verbindet, um die elektriſche Materie deſto beſſer ableiten zu können, d. i. um deſto gewiſſer einen elektriſchen Funken zwiſchen den zwey Spitzen der metallenenen Stäbchen zu erhalten. Aus eben der Urſache iſt auf der äuſſern Fläche ein Streif von Zinn-Folio (Stanniol) v, der von der Hülſe D bis an den meſſingenen Fuß C reicht, aufgeleimt. Dieſer Stanniol-Streif, wie auch die Kette iſt überflüſſig, wenn die Conſole oder der Teller von Metall iſt (*).

Will man nun dieſe Lampe gebrauchen, ſo muß zuerſt die Conſole ſo gerichtet werden, daß die beyden ſtumpfen Spitzen der Querſtäbchen ungefähr anderthalb Linien über die Mündung des Aufſatz-Röhrchens K, und auch ungefähr ſo weit von einander abſtehen, ſo, daß dieſe Mündung in der Mitte dieſes Abſtandes ſich befinde. Iſt nun der untere Behälter mit reiner brennbarer Luft und der obere mit Waſſer angefüllt, ſo wird zuerſt der Hahn R geöffnet, um das Waſſer durch die Röhre E durchlaufen zu laſſen, und hernach der Hahn S, damit die brennbare Luft durch die Mündung des Aufſatzes K entkommen könne. Wird unmittelbar darauf ein elektriſcher Funke zwiſchen dem Kügelchen q und einem elektriſirten Körper erzeugt, ſo entſteht in demſelben Augenblicke ein zweyter Funke zwiſchen den beyden metallenen Spitzen, welcher alsdann die brennbare Luft und durch dieſelbe ein daran gehaltenes Wachslicht anzündet (**). Soll

(*) Bey ferner angeſtellten Verſuchen hat Hr. Ehrmann doch bemerkt, daß dieſe Vorſicht mit den Ketten, welches man mit einem leitenden Körper verbindet, nicht überflüſſig iſt, wenn die oberhalb der Lampe angebrachte Metall-Maſſe nicht ſehr beträchtlich iſt, welches man aber durch die Erfahrung am beſten findet.

(**) Mehrerer Bequemlichkeit wegen, kann man das Wachslicht auf ein kleines bewegliches und mit einem Charnier ver-

die Flamme auslöſchen, ſo wird zuerſt der Lufthahn H, und alsdann der Waſſerhahn R, geſchloſſen.

Die leichteſte Art, einen elektriſchen Funken zu erregen, iſt, ſich eines Elektrophors zu bedienen, weil derſelbe lange Zeit ſeine elektriſche Kraft behält, und weil ein ſchwacher Funke hinreichend iſt, die brennbare Luft anzuzünden. Man bringt in dieſer Abſicht, die Trommel L des Elektrophors, vermittelſt einer Kette, Fig. 3728, mit den iſolirten Stäbchen in Verbindung, berührt dieſelbe, und zieht ſie hernach von dem Harz-Kuchen K, welcher zuvor mit einem Stücke Pelz gerieben worden iſt, auf. Will man in der Nacht von einer ſolchen Lampe Gebrauch machen, ſo darf man nur den Harz-Kuchen reiben, ehe man zu Bette geht, und alsdann nach der Vorſchrift verfahren.

Der gelehrte augsburgiſche Mechanicus, **Brander** verfertigte, um eben dieſe Zeit, elektriſche Lampen, die noch früher, als die **Fürſtenbergiſchen**, nähmlich 1778, bekannt gemacht wurden. Nach **Brander's** erſter Einrichtung ſeiner Lampe, wurde auf der mit brennbarer Luft angefüllten Flaſche eine andere dergeſtalt aufgeſteckt, daß ihre beyderſeitige Gemeinſchaft durch eine dazwiſchen angebrachte, mit einem Hahn verſehene Röhre aufgehoben werden konnte. Aus dem untern Gefäße gieng durch denſelben Kork-Stöpſel, durch welchen eben erwähnte Röhre gieng, eine Seitenröhre mit der unterbrochenen elektriſchen Leitung, wie ſie in Fig. 3723 angegeben iſt. Die Zeichnung dieſer Lampe, nebſt ihrer Erklärung, befindet ſich auf der dritten Kupfert. als ein Anhang zu Hrn. **Weber's** Luftelektrophor, Augsb. 1778,

verſehenes Leuchterchen ſetzen, wie Fig. 3723 a), oder daſſelbe auf einen metallenen Stift, den man irgendwo auf der Conſole anbringt, wie Fig. 3723 und 3726.

1778, 8. Weil aber nach dieſer Einrichtung ein Theil der brennbaren Luft verloren gieng, und das Waſſer aus dem ober Behälter nicht ſogleich aus der engen Mündung heraus fließen konnte, ſo hat **Brander** dieſer Unbequemlichkeit dadurch abgeholfen, daß er dem obern Gefäße eine Oeffnung gab, um den Ausfluß des Waſſers durch den Druck der äuſſern Luft zu befördern, den Seiten-Canal aber nicht an der Zwiſchenröhre, ſondern am untern Behälter ſelbſt, anbrachte. Dieſe von **Brander'n** verbeſſerte Lampe ſtellt Fig. 3723 dar. Der Luftbehälter A iſt eine tubulirte, oder mit zwey Hülſen verſehene Flaſche, welche mit dem Waſſerbehälter B, vermittelſt einer mit einem Hahne C verſehene Röhre, die unten eine ſubtile Oeffnung D hat, um das Waſſer in den Luftbehälter laufen zu laſſen, Gemeinſchaft hat. Dieſe Röhre geht durch einen Kork-Stöpſel E, welchen man in den Hals des Luftbehälters hinein zwingt. Durch einen Kork-Stöpſel, mit welchem der Seitenhals F verſchloſſen iſt (*), geht ebenfalls eine mit einem Hahne S verſehene metallene Röhre, auf welcher ein gläſernes zugeſpiztes Röhrchen H aufgeſteckt iſt, wodurch die brennbare Luft ausgetrieben wird (**). I I ſind zwey gebogene Drähte, auf deren jedem ein geſpaltenes federhartes Röhrchen k k beſeſtigt iſt. In dieſem Röhr-

(*) Viel beſſer wäre es, wenn an die beyden Hälſe der Luft-Behälter meſſingene Hülſen angebracht, und die beyden Röhren C und G daran geſchraubt wären; dadurch würde man viel leichter und ſicherer mit der Lampe umgehen können.

(**) Der Inhalt des Waſſer-Behälters einer von Brander'n dem Hrn. Prof. Ehrmann zugeſandten Lampe betrug ungefähr 95 pariſ. Zoll; die Oeffnung, woraus das Waſſer läuft, $\frac{9}{120}$ eines Zolles; und die Zeit, bis das Waſſer ausgelaufen iſt, 7 Min.; ſollte nun eine ſolche Lampe eine ganze Stunde fortbrennen, ſo müßte dieſer Waſſer-Behälter 815 zollige Würfel ungefähr enthalten.

Röhrchen laſſen ſich zwey andere von Glas, in welchen die an beyden Enden mit Kügelchen verſehenen Metallſtäbchen L L gekittet ſind, hin und her ſchieben, um den elektriſchen Funken an der unterbrochenen Stelle übergehen zu laſſen, wenn man an das eine Ende dieſer Metallſtäbchen einen elektriſirten Körper hält. Um deſto ſicherer einen Funken zu erhalten, kann an dem andern Ende des gegenüber ſtehenden Stäbchens eine kleine Kette, 3720, angehängt werden, die man auf einen Tiſch legt, oder mit einem andern Leiter in Verbindung bringt.

Eine dritte, nach der erſten eingerichtete Art ſolcher Lampen hat de Gabriel, ein geſchickter Phyſiker in Straßburg, verfertigt; dieſelbe unterſcheidet ſich von der Fürſtenbergiſchen, welche er in Baſel geſehen hat, dadurch, daß ſie einfacher iſt, indem nicht nur die Stücke, welche an der erſten Lampe ſeitwärts angebracht ſind, an der ſeinigen auf dem obern Behälter ſich befinden, ſondern auch dabey nur Ein Hahn nöthig iſt. Sie iſt dem Herons-Brunnen ähnlich, und Fig 3724 a), und im Durchſchnitte Fig 3724 b), vorgeſtellt. A B, ſind zwey gläſerne Behälter, an deren Halſe eine meſſingene Einfaſſung oder Kappe, K L, angekittet iſt, welche an die Büchſe des Hahnes R, vermittelſt deſſen ihre Gemeinſchaft unterhalten wird, angeſchraubt iſt. In dieſem Hahne ſind zwey Löcher g, h, Fig. 3724 b), parallel und auf die Achſe des Hahn-Schlüſſels ſenkrecht gebohrt. Dieſe zwey Löcher paſſen auf zwey Röhren, i m, wovon die eine an den obern Theil der Hahn-Büchſe angeſchraubt, und mit dem Aufſatz-Röhrchen l, wie bey den andern Lampen, verſehen iſt; durch dieſe Röhre zieht ſich die brennbare Luft; die andere geht von dem untern Theile der Büchſe bis nahe an dem Boden des untern Gefäßes herab, und verſtattet dem Waſſer

einen

einen Durchgang in den Luft-Behälter. An dieſem Gefäße iſt ein meſſingener Fuß C, der in der Mitte eine mit einer Schraubenmutter N verſehene Oeffnung hat, angekittet, welche, wenn die brennbare Luft dadurch in das Gefäß gebracht worden iſt, mit einer Lappenſchraube (welches auch bey allen übrigen Lampen zu beobachten iſt,) luftdicht verſchloſſen wird (*). Die Vorrichtung zu Erregung des elektriſchen Funkens, iſt, wie bey den vorhergehenden Lampen; ſie iſt auf einer in der Mitte durchbrochenen meſſingenen Scheibe O O angebracht, welche in einen auf dem Waſſerbehälter B aufgekitteten Reif ſchließt. Die beyden Säulen ſind ſo eingerichtet, daß die Querſtäbchen ſich in allen Richtungen bewegen laſſen. Deswegen beſteht eine jede aud zwey Stücken, wovon das auf der Scheibe ruhende q feſt ſteht und ausgehöhlt iſt, damit man das andere t in die Höhlung ſchieben und mit einer Stellſchraube feſt ſtellen könne. An dieſes letztere iſt eine Kugel r befeſtigt, durch deren Mittelpunct die Querſtäbchen s s geſchraubt ſind. Man kann auch die durch den obern Theil der Säulen gehenden Querſtäbchen nach allen Richtungen bequem bewegen, wenn man ſie durch ein geſpaltenes federhartes Röhrchen, A, Fig. 3724 c), ſchiebt, unter welchem eine dem Kopfe eines Zirkels ähnliche, und an dem obern Theile der Säule, die ſich um ihre eigene Achſe bewegen läßt, angebrachte Bewegung ſich befindet. Eine von dieſen Säulen iſt, weil ſie einen gläſernen Schaft v hat, iſoliert. Der an dem Ende des Querſtäbchens befindliche Kopf w kommt entweder unmittelbar, oder vermittelſt eines Kettchens, mit dem elek-

(*) Es wäre weit vortheilhafter, wenn die Böden der beyden erſt beſchriebenen Lampen mit dergleichen Schrauben verſehen wären, um ſie mit brennbarer Luft deſto bequemer füllen zu können.

elektriſirten Conductor der Maſchine, dem Deckel des Elektrophors, oder dergl. in Verbindung. Die andere Säule, die nicht iſolirt iſt, leitet die elektriſche Materie an die metallene Scheibe O O, welche durch eine Kette mit dem Fußboden verbunden werden kann, oder überhaupt an die metallene, an dem Waſſer-Behälter beſindliche Maſſe.

Der k. k. Hofrath und Leib-Arzt, Hr. Jo. Ingenhous, in Wien, hat an dieſer Lampe noch verſchiedene Verbeſſerungen angebracht, wovon er folgende Nachricht ertheilt (*).

„Die Brennluft-Lampen, von Hrn. Fürſtenberger, einem Bürger zu Baſel, ausgedacht, erhielten in den Händen verſchiedener Liebhaber Verbeſſerungen und Zuſätze, die ihren Werth um vieles erhoben. Bey meiner Durchreiſe durch Strasburg, im Jahr 1780, ſah ich zum erſten Mahl eine dieſer Lampen beym Hrn. *Barbier de Tinan*, einem vortrefflichen und in der gelehrten Republick ſehr ausgezeichneten Naturforſcher. Es iſt die nähmliche, die durch die 3 und 4 Figur der zweyten Kupfertaf. vorgeſtellt wird, welche ſich bey dem Werkchen, u. d. T. Deſcription et uſage de quelques lampes à air inflammable, par *L. F. Ehrmann*, a Strasb. 1780, befindet. Ich verſchaffte mir eine allda, deren Einrichtung man in der 6 Figur der zu dem erwähntem Werkchen gehörigen Kupfertafeln erſieht. Ich halte ſie für die einfachſte unter allen, und für eine, die niemahls verſagt, die Kerze in dem Augenblick anzuzünden, als man den Hahn umdreht, und den Elektrophor aufhebt. Sie iſt gleichfalls geſchickt, den Zuſatz anzunehmen, den ich hier unten, nach einer gegebenen vorläufigen Beſchreibung derjenigen, die ich zu Wien habe verfertigen laſ-

(*) In ſeiner Beſchreibung einer Brennluft-Lampe zum häuslichen Gebrauche, welche in Deſſen von Nik. Karl Molitor überſetzten und herausgegeben vermiſchten Schriften phyſiſch-mediciniſchen Inhals, (2te Auflage, Wien, 1784, gr. 8.) S. 211, fgg. befindlich iſt.

laſſen, und die man in Fig. 3725 findet (*), zergliedern werde. Sie iſt von der 3 und 4 Figur der Ehrmann's Werkchen angehängten Tafel hergenommen, und Hr. von Gabriel iſt ihr Erfinder.

Dieſe Lampe beſteht aus zwey auf einander geſetzten und durch eine meſſingene Einfaſſung befeſtigten gläſernen Gefäßen, A und B, zwiſchen welchen ſich der Hahn C, durchbohrt von zwey mit einander gleichlaufenden, und mit der Axe der Gefäße ſenkrechten Löchern vorſindet. Dieſe zwey Gefäße gehen in zwey verſchiedene Löcher, F und E, jedes in ſeine eigene, wovon die erſtere in dem Grunde der meſſingenen Einfaſſung des Gefäßes B feſt eingeſchraubt und eingeſetzt iſt. Dieſe Röhre entſpricht nicht nur einem der zwey Löcher des Hahnes, ſondern auch noch einem andern, das in dem Grunde der meſſingenen Einfaſſung des untern Gefäßes A angebracht iſt, ſo, daß dieſe Röhre F mit dem eben erwähnten Gefäße A, welches die entzündbare Luft enthält, Gemeinſchaft hat, ohne im geringſten mit dem Waſſergefäße B in Verbindung zu ſtehen. Dieſe nähmliche Röhre F geht mitten durch den meſſingenen Deckel, der auf der Lampe ſitzt, und die Vorrichtung zum Lichtanzünden trägt, durch, und greift in das Stück Meſſing, welches mit dem Hahne M und dem Röhrchen D verſehen iſt. Dieſes Röhrchen D läuft in ein ſehr feines Löchlein aus, um der Luft-Säule, die aus dem Gefäße A in die Röhre F aufzuſteigen gezwungen wird, einen Ausgang zu geben, mittlerweile die in dem Grunde der meſſingenen Einfaſſung des Gefäßes A eingeſchraubte Röhre E das Waſſer aus dem obern Gefäße B in das untere Gefäß A leitet, welches vermöge der Gemeinſchaft geſchieht, die dieſe Röhre E vermittelſt eines der zwey Löcher im Hahne mit dem Waſſergefäße B unterhält, ſo, daß das Waſſer des Gefäßes B durch die Röhre E in das Gefäß A zur nähmlichen Zeit herunter fällt, als die entzündbare Luft durch die Röhre F D ausgetrieben wird.

Der Grund des Gefäßes A iſt an einem meſſingenen Boden in Geſtalt eines Trichters, deſſen Mündung ein in dem

(*) Dieſe Lampe wird von Laurenz Ampichl, Drechslermeiſter bey St. Stephan, Nro. 853, zu Wien recht vortrefflich hergeſtellt.

dem Grunde dieſes Gefäßes ausgeſchnittenes Loch iſt, angekittet. Die Oeffnung dieſes Trichters verſtopft ein Korkſtöpſel P, der, wenn man dieſes Gefäß mit entzündbarer Luft anfüllen will, herausgenommen wird. Die den elektriſchen Funken zu leiten beſtimmte Vorrichtung iſt bey dieſer Lampe von der in der 3ten Figur zu Ehrmanns Werkchen vorgeſtellten etwas unterſchieden. Hier an dieſer Lampe ſieht man eine von zwey iſolirenden Stützen N O gehaltene metalliſche Stange G, welche den elektriſchen Funken auf die Spitze des metalliſchen Hakens H zu übertragen dient. Dieſer Funke fährt bey ſeinem Uebergange durch die aus der Röhre D aufſteigende Säule der brennbaren Luft, ſetzt ſie in Feuer, und entzündet den Docht der Wachskerze I.

Um endlich ſicher zu ſeyn, daß der elektriſche Funken die zwey metalliſchen Spitzen überſpringe, um die Luftſäule, welche in dem Augenblicke dieſes Ueberganges aus der Mündung der Röhre D herausſteigt, zu entzünden, iſt es nothwendig, daß das elektriſche Flüſſige von dem Metallſtücke H in die gemeine Maſſe übergehen könne. Man muß alſo den Boden des großen Behältniſſes A, ſo wie man es in der Figur vorgeſtellt ſieht, mit einem metalliſchen Trichter verſehen, deſſen Oeffnung in das am Boden dieſes gläſernen Gefäßes eingebohrte Loch geht; ſolchergeſtalt wird der elektriſche Funken durch die Subſtanz der Röhre F und E, durch das Waſſer und den Boden, oder den metalliſchen Trichter in die gemeine Maſſe übergehen. Iſt der Boden des Gefäßes A hinlänglich trichterförmig gebildet, ſo kann man ſich des metalliſchen Trichters entſchlagen; in dieſem Falle aber iſt es nothwendig, an den Stöpſel, der die Oeffnung P ſchließt, eine Kette zu hängen, welche eine metalliſche Gemeinſchaft zwiſchen der Röhre E, oder wenigſtens zwiſchen dem bis an die Röhre reichenden Waſſer und dem Tiſche, worauf die Lampe ſteht, oder der Metallplatte des Elektrophors, auf welcher der Harz-Kuchen liegt, errichtet.

Das Loch Q, welches in das Gefäß B ſich öffnet, dient, um dieſes Behältniß mit Waſſer anzufüllen.

Um vermittelſt dieſer Lampe die Wachs-Kerze anzuzünden öffnet man den Hahn C, damit die in dem Gefäße A eingeſchloſſene brennbare Luft, gedrückt von dem Waſ-

ſer,

ſer, das zu gleicher Zeit aus dem Behältniſſe B durch die Röhre E in das Behältniß A herab ſteigt, durch die Röhre FD herauszugehen gezwungen wird. Indeſſen nun die brennbare Luft-Säule austritt, hebt man bey der von Ehrmann beſchriebenen Lampe den Elektrophor auf, und der Funken, dem jeder anderer Weg, als von der Stange G zu dem metalliſchen Haken H, verwehrt iſt, fährt nothwendiger Weiſe durch die brennbare Luft-Säule, und entzündet ſie, welche, ſolchergeſtalt in Flamme geſetzt, die darüber aufgeſteckte Wachs-Kerze I auf der Stelle in Brand ſteckt.

Herr Prof. Pickel in Würzburg, iſt es, der dieſe Lampe, ſo wie man es in der Figur ſieht; ins Einfache gebracht, hat, indem er die auf dem Elektrophor herabhangende Kette über das Rad oder die Rolle K gehen ließ, und die ſeidene Schnur, L, beſtimmt, den mit ihr zuſammen geknüpften Theil der Kette zu iſoliren, an das Rad C, welches mit dem Hahne herumgedrehet wird, anband. Auf dieſe Art hebt ſich beym Umdrehen dieſes Hahnes, um die Gemeinſchaft zwiſchen den Gefäßen C und A zu öffnen, der Elektrophor zu gleicher Zeit auf, und der Funken ſpringt einen Augenblick darnach, als die brennbare Luft-Säule in Bewegung zu ſeyn angefangen hat, von der Stange G auf den Haken H. Hierbey hat man alſo, um ſogleich und zu jeder Zeit Licht zu haben, nicht mehr, als eine Hand, nöthig; d. h. man hat, wenn man die metalliſche Platte des Elektrophors, oder auch nur die Kette, berührt hat, nichts zu thun, als dem Hahne C eine Viertels-Wendung zu geben.

Der Hahn M iſt ein kleiner Zuſatz, der für den Erfolg bey der erſten Viertels-Wendung, die man dem Hahne C giebt, ſieht; denn noch ehe dieſer Hahn angebracht war, mußte ich, bis die brennbare Luft-Säule Feuer fieng, mit dem Hahne C die Viertels-Wendung mehrmahlen wiederhohlen. Die Urſache davon war, daß ohne dieſen Hahn M die entzündbare Luft, die in der Röhre F geblieben iſt, durch die Oeffnung D entwiſchte, als welche ohne dieſen Hahn M immer offen ſtand; und da, dem zu Folge, die erſte Luft, die herauskam, nicht entzündbar war,

mußte man warten, bis ſie von der aus dem Behältniſſe A aufſteigenden brennbaren Luft ausgeſtoßen wurde (*).

Die brennbare Luft der ſiehenden Wäſſer kann zu dieſer Lampe nicht dienen. Dieſe Luft fängt durch einen kleinen elektriſchen Funken nicht ſo leicht Feuer, und wenn auch eine aufſteigende Säule derſelben Feuer gefangen hat, ſo verlöſcht es wieder. Es iſt keine andere brennbare Luft, welche hierzu gut iſt, als die man vermittelſt der Salz- oder Vitriol-Säure aus den Metallen zieht; wenigſtens hat es mir mit der Luft ſumpfiger Wäſſer noch nicht gelungen.

Will man die brennbare Luft in dieſe Lampe bringen, ſo nimmt man den Stöpſel P, beſtimmt, das in dem Grunde des Behältniſſes A angebrachte Loch zu verſchließen, ab. Ferner nimmt man auch das Ende der Röhre D, deſſen Oeffnung ſo enge ſeyn muß, als es möglich iſt, ab, um der Luft, die aus dem Behältniſſe A durch die Röhre F herausgehen ſoll, einen um ſo ſchnelleren Ausgang zu verſtatten, damit ſolchergeſtalt dieſes Behältniß unverweilt mit Waſſer gefüllt werden kann. Alsdann dreht man den Hahn C um, damit der Uebergang von dem Gefäße A in die Röhre F, wodurch die Luft beym Eintritte des Waſſers aus dem Gefäße A entweichen muß, offen ſtehe. Man taucht nun die Lampe in eine Waſſerbütte bis an den Hahn unter Waſſer. Das Waſſer in der Bütte dringt durch den Eingang P geſchwinde ein, und jagt die Luft durch die Röhre F hinaus, und, ſobald das ganze Gefäß bis an den Hahn C voll iſt, ſchließt man dieſen Hahn zu, und ſtellt die Lampe auf ein Bret (**), wobey man ſie nicht ganz aus

(*) Wenn man dieſe Lampe eine gewiſſe Zeit lang nicht in Gang gebracht hat, ſo muß man den Hahn C etliche Augenblicke hindurch öffnen, um etwas Waſſer hinunter in das Behältniß A fallen zu laſſen, damit die brennbare Luft in einen Stand eines Druckes verſetzt werde. Nach dieſem bringt man den Hahn C wieder in ſeine alte Stellung, damit die Platte des Elektrophors wieder auf den Harz-Kuchen zu liegen komme. Man berührt dieſe Platte, öffnet den Hahn M, und dann iſt man bey Eröffnung des Hahnes C ſicher, daß bey dem erſten oder zweyten elektriſchen Funken die Wachskerze brennen wird.

(**) Dieſes Bret muß beyläufig auf viertbalb Zoll von dem Rande der Waſſerbütte befeſtigt ſeyn, und das Waſſer derſelben muß ungefähr anderthalb bis 2 Zoll über dieſem Brete ſtehen.

aus dem Waſſer zi-hen darf, damit die gemeine Luft nicht von unten durch die Oeffnung P hineinkommen kann. Man füllt eine Flaſche, die ungefähr 5 bis 6 Zoll enthält, bis auf die Hälfte mit Eiſenfeil an, und ſetzt ein mit dem 4ten oder 5ten Theile Vitriol-Oehl (und wenn dies ſehr ſtark iſt, kann man noch weniger nehmen,) vermiſchtes Waſſer zu. Man ſchließt ſie ſogleich mit einem Stöpſel zu, durch welchen eine gebogene Glas-Röhre geht. Dieſe Flaſche ſetzt man nun auf das Bret der Waſſer-Bütte, ſo, daß die Oeffnung dieſer Glas-Röhre unter dem Boden des Behältniſſes A gehe, wenn man ſicher iſt, daß die Hahnen M und C genau ſchließen. Die aus der Eiſenfeile entbundene brennbare Luft wird in das Gefäß A der Lampe übergeben, da zu gleicher Zeit das Waſſer heraustritt. Iſt dieſes Gefäß gefüllt, ſo ſteckt man den Stöpſel in das Loch P des Lampen-Grundes wieder ein; und, nachdem auch das Behältniß B durch das Loch Q in dem kupfernen Deckel der Lampe mit Waſſer gefüllt worden, iſt ſie nun fertig, in Gang gebracht zu werden. Das Waſſer wird von oben vermittelſt eines Trichters eingegoſſen, oder, was noch beſſer iſt, vermittelſt eines bloß aus einer umgebogenen Glas-Röhre verfertigten Hebers.

Indeß rathe ich allen Beſitzern einer Lampe mit entzündbarer Luft, dieſe Luft niemals in dieſelbe unmittelbar aufſteigen zu laſſen, ſondern ſie vorher in was immer für einer Glocke oder Flaſche zu ſammeln, und dann auf einmahl in das Behältniß A der Lampe zu bringen. Die Urſache hiervon iſt, daß man niemals völlig ſicher iſt, ob nicht zu der nämlichen Zeit, da die brennbare Luft aufſteigt, gemeine Luft durch die Hahnen C und M mit einſchleiche. Iſt man jedoch allerdings verſichert, daß dieſe zwey Hahnen durchaus keine Luft durchaulaſſen, ſo kann man ohne die geringſte Furcht die umgebogene Röhre des Fläſchchens, worin die brennbare Luft entwickelt wird, unter die Lampe ſelbſt ſetzen; obſchon ich ſelbſt aus Vorſicht die brennbare Luft lieber vorher in einem andern Glaſe auffange; die beſten hierzu ſind die gewöhnlichen Luftpumpen-Glocken.

Erinnerungen über den Gebrauch dieſer Lampe.

Wenn das Glas A, das Behältniß der brennbaren Luft, ungefähr 100 Kubik-Zoll enthält, ſo kann man die Wachs-Kerze mehr als 100 Mahl anzünden, bis dieſe ganze Luft-Maſſe verzehrt wird; folglich, wenn man ſich ihrer nur in den Fällen bedient, wo man ein Licht nöthig hat, ſo würde dieſe Menge Luft, falls ſie durch die Berührung des Waſſers ſich zu verderben nicht unterworfen wäre, auf eine lange Zeit zureichen. Allein, da dieſe Luft, die zu dieſem Endzwecke erforderliche Güte nicht länger, als 2 bis 3 Wochen (in der Großen Sommer-Hitze von 1781 war ſie ſchon in 8 bis 10 Tagen völlig unbrauchbar,) erhält (*), ſo iſt es nöthig, ſie von Zeit zu Zeit zu erneuern, welches, wie wir ſchon geſehen haben, gar leicht iſt. Es iſt allezeit beſſer, beym Luftfüllen alle alte Luft davon gehen zu laſſen, damit man keine Miſchung von guter und ſchlechter Luft bekomme. Ich habe jedoch Lampen geſehen, die ihre Luft mehrere Monathe hindurch bey der größten Sommerhitze gut erhielten.

Alle die, welche die Luftlehre bearbeiten, wiſſen, daß die brennbare Luft ſehr ſtark entzündbar oder knallend wird, wenn ſie zu einer gewiſſen Menge gemeiner Luft gemiſcht wird; dieſe alſo braucht man nicht zu warnen, daß ſie Acht haben, daß ja keine atmoſphäriſche Luft in das Gefäß, welches zum Behältniß der brennenden Luft beſtimmt iſt, ſich mit einſchleiche, weil, wenn eine ſolche Miſchung Feuer ſienge, das Gefäß mit einem entſetzlichen Knalle zerplatzen könnte, welches nicht ohne Unglück ablaufen würde. Diejenigen alſo, welche ſich dieſer Gattung von Lampen bedienen wollten, ohne daß ſie in dieſem ſchönen Zweige der Phyſik etwas bewandert wären, müſſen auf ihrer Hut ſeyn. Vor allem darf man nicht zulaſſen, daß in

(*) Die brennbare Luft erhält ihre erſte Stärke kaum einen einzigen Tag, da es aber nicht nöthig iſt, daß ſie zum Gebrauch dieſer Lampe von der erſten Güte iſt, liegt wenig daran, wie ſtark ſie ſey, wenn ſie nur die Wachskerze anzündet. Es iſt mehr daran gelegen, die Luft in ihrer ganzen Stärke zu haben, wenn man ſie zu der Voltaiſchen Luftpiſtole nehmen will; in dieſem Falle muß ſie friſch verfertigt ſeyn, beſonders bey einer Miſchung der brennbaren und dephlogiſtiſirten Luft.

in den Kunſtgriffen, ein ſolches Werkzeug zu behandeln, wenig unterrichtete Leute, z. B. Bediente, ſich drein miſchen, aus Furcht eines Unfalles. Nicht weniger muß man verhindern, daß Kinder mit dieſem Werkzeuge umgehen. Inzwiſchen könnte die Unvorſichtigkeit mit den andern von Luftlampen ein ſolches Zerplatzen eher verurſachen, als mit dieſer. Ich weis, daß ſolche Zufälle ſich ſchon eräugnet haben, aber aus bloßer Unaufmerkſamkeit; denn wenn man die Natur dieſer Lampen genau kennt, und ſie allezeit ſelbſt zurichtet, ſo iſt nichts zu beſorgen.

Die hier beſchriebene Lampe aber ſcheint mir einem ſolchen Unglücke, falls man auch eine Unvorſichtigkeit dieſer Art begangen hätte, wenig oder gar nicht unterworfen zu ſeyn, wofür uns der lange Weg, den die Flamme von der engen Oeffnung D (*), die ganze Röhre F hindurch bis in das Behältniß A durchzubrechen hat, Bürge ſteht; ſie würde erſtickt werden, ehe ſie die Oeffnung D erreichte. Um jedoch allerdings verſichert zu ſeyn, daß kein Unfall dieſer Art zuſtoßen könne, wenn auch jemand die Unvorſichtigkeit begienge, oder Bosheit genug hätte, die in dem Behältniſſe A enthaltene brennbare Luft mit gemeiner, oder gar mit dephlogiſtiſirter Luft, deren Ausbruch unendlich mehr zu fürchten wäre, zu miſchen, verſetzte ich dieſe Arten von Knall-Luft mehrmahlen genau in denſelben Fall, in welchem ein ſolches gefährliches Mengſel in dem Behältniſſe A ſich befände, ohne daß ich ſie jemals durch dieſelbe Röhre FD, Fig. 3725, noch durch eine Glas-Röhre deſſelben Durchmeſſers, und die viel kürzer war, anzuſtecken im Stande geweſen wäre, ja nicht einmahl da, wo ich

(*) In Anſehung der Möglichkeit einer ſolchen Begegniß, die jedoch, um möglich zu werden, das gröbſte Verſehen zum Grunde haben müßte, begreift man leicht, daß die Oeffnung der kleinen Röhre D nicht zu enge ſeyn kann; ſie muß alſo eine Haar-Röhre ſeyn. Aus dem nämlichen Geſichtspuncte begreift man, daß der innere Durchmeſſer der Röhre F nicht weiter ſeyn darf, als nöthig iſt, um der entzündbaren Luft einen Durchgang zu verſtatten; da hingegen die Röhre E weiter ſeyn kann, um in kurzer Zeit einer hinlänglichen Menge Waſſer den Weg zu bahnen, damit die entzündbare Luft zuſammengedrückt, und mit Ungeſtüm durch die Röhre FD herauszugehen gezwungen werde.

ich dieſe unterſchiedenen Miſchungen von Knall-Luft entzündete, als ich ſie in der Geſtalt einer Säule durch die Oeffnung des Röhrchens D auf die nämliche Art heraus trieb, als die brennbare Luft aus dieſem Löchlein aufſteigt, wenn ſie die Wachskerze anzündet.

Es iſt nöthig, in dem Behältniſſe B das Waſſer allezeit beyläufig in der Höhe zu erhalten, als man in der Figur erſieht, damit ſein Fall durch die Röhre E in das Behältniß A Gewalt genug habe, um die brennbare Luft in die Höhe zu treiben, und ſolchergeſtalt durch die Röhre F D herauszuſtoßen.

Dieſe Lampen ſind denjenigen vorzüglich von großem Nutzen, die ſich aus bloßer Vorſicht eine Nacht-Lampe zu halten pflegen, damit ſie im Falle der Noth, wo ſie ein Licht brauchen, ſich auf der Stelle eines anzünden können; denn nebſt der Erſparniß der Unkoſten, die ein beſtändiges Nachtlicht verurſacht, hat man die Annehmlichkeit, in dem Augenblicke, als es nöthig iſt, ein Licht zu bekommen, ohne daß die Luft des Zimmers durch den brennbaren Grundſtoff einer beſtändig brennenden Flamme verdorben wäre, und ohne daß man von der Helle des Lichtes, die manchen Perſonen die Nacht-Ruhe benimmt, geblendet wird. Hiernächſt ſind ſie eine wahre Zierde eines Zimmers; und es findet ſich nicht leicht ein phyſiſches Inſtrument, welches eine ſo allgemeine Bewunderung auf ſich zöge. Von dieſem ihren phyſiſchen-ſchönen Anſehen verlieren ſie gewiß vieles, wenn man ihnen, wie ich Verſuche geſehen habe, die Gläſer nimmt, und ſie ganz in Metall herſtellt. Die vielfältigen Künſteleyen, die zugleich dabey angebracht waren, machen ſie um nichts bequemer, ſondern nur verwickelter, und mehreren Zufällen ausgeſetzt.“

Herr **Ehrmann** beſchreibt auch eine von ihm und ſeinem jüngern Bruder ausgedachte Einrichtung dieſer Lampe. Er meldet davon, am ang. O. S. 21, Folgendes. „Fig. 3726, iſt eine Lampe, die mein jüngſter Bruder und ich, nach den oben angeführten Grundſätzen eingerichtet haben. Wir wollen ihre Güte nicht anpreiſen, ſondern denen, die einen Gebrauch davon machen werden, das Urtheil überlaſſen. Wenigſtens wird man wahrnehmen, daß ſie mindern Raum

ein-

einnimmt, nicht ſo koſtſpielig iſt, und ſich eben ſo geſchwinde und ſicher gebrauchen läßt. Der Luftbehälter A, iſt eine gemeine Trinkflaſche von weißem Glaſe, auf deren Halſe ein dem vorigen in den Hauptſtücken gleicher, doch minder zuſammengeſetzter Apparat aufgekittet iſt, wie die Figur zeigt. D, iſt eine viereckige Hahnbüchſe, welche auf die an den Flaſchen-Hals angekittete Hülſe E angeſchraubt iſt. An der einen Ecke dieſer Büchſe, iſt ein krumm gebogenes Stängechen G, welches den elektriſchen Funken über der Mündung des Aufſatzes H von dem Elektrophor, F. 3728, übergehen zu laſſen dient; in welcher Abſicht dieſer vermittelſt eines Kettchens mit dem Quer-Stängechen I, welches auf einer Glas-Röhre F ruhet, in Verbindung ſteht. Die gedachte Flaſche wird in ein anderes mit Waſſer angefülltes Glas B geſetzt, da das Waſſer alsdann, indem es durch eine an dem Boden der Flaſche befindliche Klappe durchgeht, auf die darin enthaltene brennbare Luft drückt, und ſie nach aufgeſchloſſenem Hahn R durch die enge Mündung des kegelförmigen Aufſatzes H heraus treibt. Dieſe Klappe iſt ſo eingerichtet, daß ſie in dem gröſſern Gefäße immer offen bleibt, damit die brennbare Luft nach Verhältniß deſſen, wie ſie aus der Flaſche heraus ſtröhmt, durch eben ſo viel Waſſer erſetzt werde. Zu dem Ende läßt man ein gläſernes Haar-Röhrchen durch einen Korkſtöpſel gehen, und ſteckt ihn ſodann in die an dem Boden der Flaſche befindliche Oeffnung feſt, oder, wenn dieſer nicht dick genug wäre, in eine daran gekittete Hülſe. Durch dieſes Haar-Röhrchen geht ein mit Siegel-Lack (*) überzogener Draht, der ſo dünn ſeyn muß, daß rings um-

(*) Ueberhaupt wäre es gut, alles Metall, welches der unmittelbaren Wirkung des Waſſers und der brennbaren Luft ausgeſetzt iſt, mit in rectificirtem Weingeiſt aufgelöſetem Siegel-Lack zu überziehen.

umher ein Raum von ungefähr $\frac{1}{2}$ Lin. bleibt. An dem obern Theile dieſes Drahtes iſt ein metallenes, unterhalb mit einem fetten Leder verſehenes Plättchen befeſtigt; ſein unterer Theil aber iſt gehörig beſchwert, damit die Klappe genau ſchließen könne, wenn man die mit brennbarer Luft angefüllte Flaſche in das größere Gefäß ſetzt, oder wenn man ſie aus demſelben heraus nehmen will, um der atmoſphäriſchen Luft allen Zugang zu verſchließen. Damit die Klappe deſto dauerhafter werde, kann man an den Boden der Flaſche eine Hülſe V Fig. 3727, ankittten, und in dieſe eine fingersdicke Lappen-Schraube T ſchrauben. Dieſe, die alsdann die Stelle des Korkes vertritt, iſt längſt ihrer Achſe durch und durch gebohrt, um für denjenigen Zwiſchenraum zu dienen, durch welchen der oben gemeldete metallene Draht geht. Es iſt klar, daß die Luft-Flaſche, wenn ſie in das zum Theil mit Waſſer angefüllte Gefäß geſetzt wird, darin ſchwimmen würde, wenn die oberhalb derſelben befindliche Metall-Maſſe nicht ſchwer genug wäre; deswegen iſt an ihrem untern Theile eine hinreichend ſchwere metallene Büchſe, NO, angekittet, um ihr zum Gewichte und zugleich zum Fußgeſtelle zu dienen. Doch muß dieſe Büchſe den Boden des größern Gefäßes nicht völlig berühren, damit die Klappe immer offen bleiben könne; und um zu verhüten, daß ſie ſich nicht öffne, wenn man die Flaſche, nachdem man ſie aus dem andern Gefäße herausgenommen hat, auf einen Tiſch ſetzen will; deshalb hat der Boden einen ausgeſchnittenen Wulſt P Q, damit das Waſſer aus dem gröſſern Gefäße deſto beſſer in die Flaſche dringen könne. Zugleich wird dieſe von einer Kork-Scheibe S feſtgehalten, in welcher auf der Seite ein Loch v, um ſo oft als man es für nöthig findet, Waſſer in das gröſſere Gefäß gießen zu können, gebohrt iſt. Damit die Hahnen nicht aus ihren Büchſen fallen, und dadurch

durch der Verſuch fruchtlos ablaufe, ſo kann man 1) auf die am Ende des Hahnes gedrehete Schraube einen Ring von fettem Leder und darauf eine Scheibe von dünnem Meſſing ſtecken, die man mit einer eckigen Schraubenmutter feſt ſchraubt. Damit aber, wenn man den Schlüſſel nebſt Scheibe und Leder herum drehet, die Schraubenmutter nicht locker werde, kann man hinten in den Schlüſſel der Schraube zur Seite ein Loch bohren, in welches ein kleiner an die Scheibe vernieteter Stift paßt; oder 2) auf das hervorragende viereckige Stück des Hahn-Schlüſſels ein meſſingenes Plättchen aufſtecken, welches man mit einer Schraube zuzieht.

„Einen nicht geringen Vortheil bey dem Gebrauche dieſer Lampen würde man noch dadurch erhalten, wenn man den Hahn nur eine Viertels-Wendung machen ließe. Zu dem Ende wird ein Stift a, Fig. 3729, auf der Seite der Hahn-Büchſe, wo das Plättchen iſt, befeſtigt; dieſes aber muß etwas breit und dick ſeyn, um eine Vertiefung hinein drehen, und in dieſe ein zweytes dünneres, wovon ein Stück in der Größe eines Viertel-Zirkels ausgeſchnitten iſt, hineinlegen zu können, da man ſodann beyde auf das viereckige hervorragende Stück c des Hahn-Schlüſſels ſteckt, und mit einer Schraube feſt ſchraubet. Da nun der Stift ſich in dem Ausſchnitte d e befindet, ſo muß, natürlicher Weiſe, der Hahn ſtehen bleiben, wenn jener die eine oder andere Seite des Ausſchnittes berührt. Dieſe Einrichtung iſt bey des Hrn. von Gabriel und unſerer Lampe benutzt worden.

„Um brennbare Luft zu erhalten, legt man in eine gläſerne Flaſche, oder in einen langhalſigen Kolben A, Fig. 3730, 2 bis 3 Quent ganz reine und vom Roſte nicht angefreſſene Eiſenfeil-Späne, gießt

verdünnte Vitriol-Säure, oder auch zuerſt ſo vie Waſſer darauf, daß dieſe Eiſenfeil-Späne wie ein dünner Brey werde, und alsdann Vitriol-Säure. In dem Augenblicke als ſolches geſchieht, entſteht ein Aufbrauſen, wodurch die in der Flaſche befindliche atmoſphäriſche Luft ausgetrieben wird. Nach einer kurzen Zwiſchenzeit verſchließt man dieſelbe ſorgfältig mit einem in Wachs getauchten, oder auch unterhalb mit Siegel-Lack überzogenen Korke, durch welchen eine gebogene Glas-Röhre f g h i geht. Dieſe leztere richtet man alſo, daß ihr anderes aufwärts gebogenes Ende i etliche Linien unter das Waſſer eines Zobers zu ſtehen komme, und in den Hals einer mit Waſſer angefüllten Flaſche K, in welche man die brennbare Luft übergehen laſſen will, hinein geleitet werden könne. Während der Zeit als die brennbare Luft durch das Waſſer in die Höhe geht, muß man eine zweyte, dritte und mehrere Flaſchen in Bereitſchaft halten, ſo lange nämlich als das Aufbrauſen dauert (*), um eine nach der andern zu füllen. Die Flaſchen werden alsdann unter dem Waſſer genau verſchloſſen, doch ſo, daß in ihrem Halſe ungefähr 1 Zoll hoch Waſſer bleibt; alsdann ſtellt man ſie umgekehrt zum Gebrauch hin, wodurch man entübrigt iſt, ſie alſo in einem mit Waſſer angefüllten Gefäße ſtehen zu laſſen.

„ Dieſe Lampen mit brennbarer Luft zu füllen, müſſen ihre Luft-Behälter ganz mit Waſſer angefüllt ſeyn, welches man, je, nach dem die Lampe einge- richtet

(*) Wenn dieſes Verfahren zu Ende iſt, d. i. wenn das Aufbrauſen aufgehört hat, muß man das in dem Gefäße zurückgebliebene wegwerfen, und es mit Waſſer ausſpühlen, ſonſt würde ſich eine Rinde anſetzen, die hart und mit Mühe loszubringen ſeyn würde. Doch kann man, nach Prieſtley's Bemerkung, den Eiſen-Roſt, der ſich an das Glas geſezt hat, wie auch andern Unrath, mit Salzgeiſt wegbringen.

richtet iſt, auf verſchiedene Weiſe bewerkſtelligen kann. 1) Indem man Waſſer von unten hinein bringt. Zu dem Ende ſchließt man den Hahn, vermittelſt deſſen die Luft entweichen muß, auf, und ſchraubt die Schraube an dem Boden des Luftbehälters los, taucht alsdann dieſen ſenkrecht in einen Zober voll Waſſer, bis daß er ganz damit angefüllt iſt, und ſchließt hernach den Hahn wieder zu. Hierauf taucht man den Hals einer Flaſche, worin brennbare Luft enthalten iſt, in das Waſſer, zieht unter demſelben den Kork heraus, und ſenkt die Flaſche ſo, daß ihre Mündung immer gerade unter die Oeffnung des Behälters der Lampe zu ſtehen komme; auf dieſe Weiſe wird das Waſſer, weil es ſchwerer als die Luft iſt, ſich in den Zober ergießen, und dieſe wird dafür ſeine Stelle einnehmen. Zulezt verſchließt man in dem Zober den Behälter dergeſtalt, daß man allemahl noch etwas Waſſer in ihm läßt, um die atmoſphäriſche Luft deſto beſſer abzuhalten. 2) Wenn der Waſſer-Behälter an dem Boden keine Oeffnung hat, ſo iſt das Verfahren etwas mühſamer; denn alsdann iſt man genöthigt, beyde Behälter mit Waſſer anzufüllen, den obern in den Zober zu tauchen, und die Lampe alſo umgekehrt zu halten, um brennbare Luft in dieſelbe hinein zu bringen. Indem nun dieſe Luft durch die Verbindungs-Röhre in den obern, d. i. den Luftbehälter, durchgeht, füllt ſie dieſen, und treibt das Waſſer aus ihm heraus. Alsdann wird der Hahn verſchloſſen, und die Lampe in ihre gehörige Lage geſtellt. Dieſe Arbeit ſich zu erleichtern, und keinen Gehülfen nöthig zu haben, der die Gefäße, in welche man die brennbare Luft übergehen laſſen will, mit den Händen halten müßte, kann man den Zober B, Fig. 3730, ungefähr $\frac{1}{2}$ Schuh länger, und zugleich auch etliche Zoll höher verfertigen laſſen, als die Flaſche iſt. An dem einen Ende des Zobers, den man,

man, um das Waſſer zu ſparen, nicht breitrr zu machen nöthig hat, als eben erfordert wird die Gefäße hinein zu tauchen, iſt obenher ungefähr 1 Z. tief im Waſſer ein Bret C angebracht, worin ſich ein Loch e mit einem Ausſchnitte d befindet, damit ſowohl der Hals der mit Luft anzufüllenden Flaſche, als auch der gebogene Theil der Glas-Röhre, durch welche ſie übergehen ſoll, in ſolches hinein paſſen könne. Wenn die Gefäße einen weiten Hals haben, darf man ſie nur über das Loch im Brete ſtellen.

„Um die brennbare Luft bequemer aus einem Gefäße in das andere zu bringen, kann man das Bret unterhalb ablang aushöhlen, und in der Mitte dieſer Höhlung ein Loch durchbohren, welches jedoch allemahl kleiner, als die Mündung der Gefäße iſt, welche an dieſes Bret anſchließen muß. Alsdann läßt man die brennbare Luft unter der Höhlung durchgleiten, indem man die damit angefüllte Flaſche an dieſelbe anhält, und ſie nach und nach ſenkt. Dieſe Luft wird, weil ſie ſpecifiſch leichter iſt als das Waſſer, durch das Loch in das darüber ſtehende Gefäß übergehen, das Waſſer aus demſelben treiben, und ſeine Stelle einnehmen. Wofern die an den Boden der Luftbehälter angebrachte Oeffnung, wegen des daran gekitteten Fußgeſtelles nicht gehörig an das an dem Brete befindliche Loch herum anſchließen ſollte, ſo könnte man ſich eines Trichters bedienen, den man unter dem Waſſer durch das Loch in der Höhlung und zugleich durch das Loch des Luftbehälters brächte. Dieſer Trichter iſt an einem elaſtiſchen Stiele befeſtigt, um ihn niederdrücken und aus dem Loche bequem heraus nehmen zu können; dieſer iſt mit einer Schraube unter dem Brete alſo angeſchraubt, daß er ſich um dieſelbe bewegen läßt; dadurch kann der Trichter nicht allein an dem Brete bleiben, ſondern er kann auch

auch ganz bequem in die Oeffnungen der Gefäße hinein gebracht werden“.

Herr Jacob Langenbucher, Mechanikus in Augsburg, hat, in ſeiner Beſchreibung einer beträchtlich verbeſſerten Elektriſirmaſchine, (Augsb. 1780, 8,) S. 221, f. den elektriſchen Lampen gleichfalls noch einige Abänderungen und Verbeſſerungen gegeben. Er meldet davon Folgendes:

„Der Irrwiſch, oder die elektriſche Lampe, iſt eine vortreffliche Erfindung; nur hat mir daran mißfallen, daß dieſe Art dem Umwerfen ſo viel ausgeſetzt iſt. Dieſertwegen gab ich derſelben folgende Geſtalt, wie ſie Fig. 3731 a) ſich zeigt. Ich machte derſelben einen proportionirlichen Fuß L, welches zugleich das Gefäß iſt, worein die brennbare Luſt kommt, die übrige Einrichtung mit den Hähnen aber ſchraubte ich bey d auf daſſelbe, und auf die Hähne das Gefäß A, welches mit Waſſer gefüllt wird. So lange brennbare Luft in dem Gefäße L iſt, ſo lange muß Waſſer in A ſeyn. Wenn ich nun den Hahn a öffne, ſo läuft das Waſſer in das mit brennbare Luft gefüllte Gefäß L; nun öffne ich auch den Hahn, b, ſo wird durch e ſo viel brennbarer Luft heraufſteigen, als bey d Waſſer durch den Hahn a hinunter läuft. Hierauf giebt man dem Kügelein E durch ein Elektrophor einen Funken; dieſer wird ſogleich die aus e heraufſteigende brennbare Luft entzünden, dieſe Flamme wird ſo lange auf e brennen, bis das Gefäß L voll von Waſſer iſt, wo ſie ſodann nach und nach verlöſchen wird. Will man dieſe Lampe als ein Feuerzeug gebrauchen, ſo kann eine Füllung 8 bis 14 Tage lang Dienſte machen, und jederzeit durch den allerſchwächſten Funken entzündet werden, da man dann an dem Feuer das Licht ſogleich anzünden kann; durch Verwendung der Hähne wird es wieder ausgelöſcht.

„Eben

„Eben dieſelbe Lampe auf eine andere Art. Fig. 3731 b), iſt eben eine ſolche Lampe. Sie wird gleich voriger bedient. Bey L kommt vermittelſt der Linſen die brennbare Luft hinein, und zwar durch die Oeffnung d; ſodann wird der Stöpſel hinein geſteckt, und das Rohr d darüber geſchraubt. Eben ſo kommt in den Obertheil A Waſſer. Der erſte Hahn iſt an dem Rohr b befeſtigt, und iſt offen, wenn die obere Anrichtung E in der Gegend der Handhabe c ſteht. Oeffne ich den zweyten obern Hahn a, ſo kann die brennbare Luft heraus fahren. Auch dieſe Lampe kann, beſonders da ſie ſo bequem iſt, als ein Feuerzeug gebraucht werden, und 8 Tage Dienſte thun, beſonders wenn man die brennbare Luft durch Verwendung der Hähne gleich wieder auslöſcht.“

Der fürſtl. quedlinburgiſche Stiftsprobſtey-Rath und Regierungs-Advocat, Hr. Jo. Aug. Dondorff, ertheilt, im 2ten B. der Lehre von der Elektricität ꝛc. (Erf. 1784, 8.) S. 867, fgg. folgende Beſchreibung einer der Langenbucheriſchen ähnlichen, elektriſchen Lampe, die er von Hrn. Prof. Stegmann aus Caſſel bekommen hatte, und deren Einrichtung ſehr einfach iſt.

„Fig. 3731 c) iſt eine ſolche Lampe. A, iſt das Behältniß für die brennbare Luft; von willkürlicher Gröſſe. Das meinige hält ungefähr 2 Maß Waſſer. Auf die Geſtalt dieſes Recipienten kommt nichts an. B, iſt der zweyte Recipient, deſſen Gröſſe ebenfalls willkürlich iſt. Um aber der Lampe theils ein proportionirtes Anſehen zu geben, theils ſie für das Umfallen zu ſichern, kann er wohl um den 4ten Theil kleiner ſeyn. Beyde Recipienten ſind durch ein ſtarkes, rundes oder viereckiges Stück Meſſing C, welches etwa $1\frac{1}{4}$ Z. breit, $\frac{1}{2}$ Z. dick, und 3 Z. hoch ſey kann, mit einander verbunden, welches ich den Hals nennen will. In dieſem Halſe ſind zwo Röhren, welche in

der

der Figur durch die punctirten Linien d und e bezeichnet ſind, deren Durchmeſſer ungefähr 2 bis 3 Lin. beträgt. Dieſe Röhren gehen durch den Boden des Recipienten B ſowohl, als durch den Deckel des Recipienten A. Bey f iſt ein Hahn angebracht, wodurch beyde Röhren zugleich nach Befinden geöffnet, oder verſchloſſen werden können. Die Röhre e iſt in dem Recipienten B mit dem Boden deſſelben faſt egal, die Röhre d aber iſt durch eine zwote metallene kegelförmig geſtaltete andere Röhre, die etwas über die Mündung des Recipienten B hervorragt, verlängert, g, wie die punctirten Linien anzeigen. Die kegelförmige Geſtalt der verlängerten Röhre d, iſt in der Figur nicht deutlich genug ausgedrückt; es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß ſie weiter ſeyn müſſe, als der Theil, der in dem Holze C ſelbſt befindlich iſt, weil ſie denſelben umſchließen muß; und daß ſie oben ſpitzig zulaufen müſſe, läßt ſich ſchon daraus begreifen, weil die Oeffnung des Holzes H, welches, wie gleich gezeigt werden ſoll, darauf geſteckt wird, ſonſt nicht dicht genug darauf paſſen würde. Das ganze Inſtrument beſteht übrigens aus Meſſing, und iſt nun ſo weit fertig, daß die brennbare Luft hinein gebracht werden kann, wie ich nachher zeigen werde. Hierauf verfertigt man den Aufſatz E folgender Maßen. H, iſt ein rundes Stück Holz, welches in die hölzerne Kugel h entweder gefugt und geleimt werden, oder, noch beſſer, mit derſelben aus Einem Stücke ſeyn kann. Die Kugel ſowohl, als der coniſche Stab, werden durchbohrt, ſo, daß das Loch die Weite bekomme, daß der Aufſatz auf die verlängerte Röhre g geſteckt werden könne. In die obere Oeffnung der Kugel h, wird eine, etwa 1 Z. lange Glas-Röhre, p, die unten mit dem Loche von gleichem Durchmeſſer ſeyn, oben aber ganz ſpitzig zulaufen muß, ſo, daß der Durchmeſſer der Oeffnung daſelbſt etwa und kaum 1

Linie

Linie betrage, befeſtigt. Auf jeder Seite der Kugel h, iſt ein hölzerner, mit einer kleinern Kugel i i verſehener, 1 Z. langer, horizontal liegender Stab befeſtigt. Auf den Kugeln i i ſtehen wieder zwey hölzerne Stäbe l l, von gleicher Länge und Dicke, die oben mit Halbkugeln m m verſehen ſind. Durch dieſe Halbkugeln gehen zwo gläſerne, etwa $1\frac{1}{2}$ Z. lange Röhren, in der Dicke einer mittelmäßigen Barometer-Röhre, n n, und durch dieſe gläſerne Röhren zwey meſſingene Dráhte, o o, die an dem äuſſerſten Ende in einen Ring gebogen, an dem andern Ende aber, bey q ſtumpf ſind, und über der gläſernen Röhre bey p etwa $\frac{1}{3}$ Z. weit von einander abſtehen. Dieſer ganze Aufſatz wird, die Dráhte o o und die Röhre p ausgenommen, mit Siegel-Lack überzogen, und auf die in dem Recipienren B befindliche, verlängerte meſſingene Röhre g geſteckt: ſo iſt die elektriſche Lampe völlig fertig.

Wenn man nun dieſe Lampe gebrauchen will, ſo wird zuerſt in den unterſten Recipienten B die brennbare Luft folgender Maßen hinein gebracht. Man nimmt zuvörderſt von der verlängerten Röhre d den Aufſatz oben von g ab, und gießt den Recipienten B ſo oft voll Waſſer, bis der Recipient A, in welchen es durch die Röhre e hinab läuft, ganz damit angefüllt iſt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man vorher den Hahn, der beyde Röhren verſchließt und öffnet, aufgeſchloſſen haben muß. Wenn dies geſchehen iſt, ſo mache man die bekannte Miſchung aus Vitriolöhl, Eiſenfeil und Waſſer, nehme die S förmige Röhre, Fig. 3732, befeſtige das eine Ende derſelben vermittelſt eines Korkes, durch welchen ſie geleitet wird, oder vermittelſt umwundenen Flachſches, auf die Bouteille, worin die Materialien zur brennbaren Luft befindlich ſind, das andere Ende der Röhre aber drücke man (vorausgeſetzt, daß es die gehörige Weite habe,) übe-

über die in dem Recipienten befeſtigte kegelförmige Röhre g, nachdem man das oberſte Ende der Lampe zu unten gekehrt hat, und öffne den Hahn, ſo wird die zündbare Luft aus der Bouteille durch die S förmige Röhre, und vermittelſt derſelben durch die Röhre des Halſes d in den Recipienten A gehen, und das darin befindliche Waſſer mit groſſer Heftigkeit aus der andern Röhre e eben dieſes Halſes heraus treiben. Wenn das Waſſer zuſammen heraus getrieben iſt, ſo verſchließt man ſchleunig den Hahn, und nun iſt der Recipient A mit zündbarer Luft angefüllt. Will man nun den Verſuch machen, ſo ſeze man den Aufſatz auf die Röhre d, wie die Figur zeigt, lade eine Flaſche, verbinde den einen Ring deſſelben o durch eine Kette mit dem äuſſern Beleg der Flaſche, gieße den Recipienten B voll Waſſer, öffne den Hahn, und bringe nun den Knopf der Flaſche an den andern Ring des Drahtes o, wie aus der Figur hinlänglich zu erſehen iſt. Wenn nun der Hahn geöffnet wird, ſo läuft das in den Recipienten B gegoſſene Waſſer, durch die Röhre e, in den Recipienten A. So viel Waſſer nun durch dieſe Röhre hinläuft, ſo viel brennbare Luft wird aus demſelben durch die andere Röhre d oben bey p heraus getrieben. Berührt man nun mit dem Knopfe der geladenen Flaſche, den andern Ring des Drahtes o, ſo wird in p der Funken entſtehen, der die aus dem gläſernen Röhrchen gehende brennbare Luft anzündet. Hierdurch entſteht eine niedliche Flamme, in der man faſt alle Farben ſieht, und die vollkommen ſo lange brennt, daß man mit aller Bequemlichkeit ein Licht dabey anſtecken kann. Will man die Flamme verlöſchen, ſo verſchließe man den Hahn, damit der Zufluß des Waſſers aus dem obern Recipienten in den untern, und folglich auch das Aufſteigen der brennbaren Luft aus dieſem gehemmet werde. Man kann dieſen Verſuch wohl zehn-

und mehrmahl wiederhohlen, ehe man nöthig hat, die Lampe aufs neue wieder mit brennbarer Luft anzufüllen.

Des Herzogl. ſachſen-weimar. und eiſenachiſchen Hof-Mechanikus zu Jena, Hrn. Ge. Ch. Schmidt Beſchreibung einer ganz einfachen elektriſchen Lampe, oder geſchwinden Nacht-Feuerzeug (*). Fig. 3733 a), iſt die ganze Figur, wie ſolche auf eine Luft-Bouteille geſetzt wird, und wenn dieſe brennbare Luft in a gänzlich ausgebrannt iſt, ſogleich auf eine andere wieder geſetzt werden kann. Der obere Theil b zeigt die Figur einer gewöhnlichen Hauslampe von Glas, welche aber hier zugleich die Stelle eines Waſſer-Behälters vertritt. Der Rand c aber, weil er von Glas iſt, iſolirt zugleich die darauf befeſtigten kleinen Säulen, wodurch die Zünd-Stifte d e in horizontaler Richtung können an die Aufſatz-Röhre f an- und abgeſchoben werden. Die Röhre f, wodurch die Luft ausſteigt, und daſelbſt zum Anzünden gebracht wird, muß etwas coniſch oder ſpitzig zu verengert ſeyn, daß die Oeffnung nicht über $\frac{1}{2}$ Lin. beträgt; g, iſt eine meſſingene Hülſe, welche die engere Figur, oder den untern Hals mit dem Boden umſchließt. Die innere Einrichtung der Lampe zeigt Fig. 3733 b) deutlicher. f, iſt die enge Röhre, wodurch die Luft ausſteigen kann; um dieſelbe ſind zwey Kolben angebracht, welche in einem beſondern Cylinder mit f auf- und nieder können geſchoben werden. In den Boden g iſt die weitere Röhre a b feſt gelöthet, um dieſelbe iſt ein Kork-Stöpſel c c befeſtigt, und die ganze Fig. a) wird über ein mit brennbarer Luft gefülltes Gefäß geſetzt. In die weite Röhre ſind 3 Oeffnungen a b d angebracht, und unten

(*) In Deſſen Beſchreibung gemeinnütziger Maſchinen, (Jena, 1784, 4.) S. 55, f88.

ten eine Bedeckung e angelöthet; mit f aber, die Kolben auf eine beſtimmte Höhe zu ziehen, kann man einen beſondern Stift, oder eine aparte Bedeckung überzuſchrauben anbringen. Will man nun die Lampe anzünden, ſo ziehe man die Röhre f zu der beſtimmten Höhe von den Oeffnungen a b, nach Fig. 3733 b) ab, ſo wird von dem Gefäße b, Fig. 3733 a), das Waſſer durch die Oeffnung b, Fig. 3733 b), und ferner durch die Oeffnung d in das untere Gefäß fallen, und die brennbare Luft in die Oeffnung a und durch die engere Röhre f ausſteigen. Iſt nun der Stift d bey Fig. 3733 a) mit dem Conductor der Elektriſir-Maſchine, oder mit dem Teller eines Elektrophors, in Verbindung gebracht, und e mit ableitenden Körpern verbunden, ſo bewirke man die Maſchine, oder man hebe den Teller des angeriebenen Elektrophors auf, ſo wird zwiſchen f und den beyden Stiften der Funken übergehen, und die ausſtröhmende Luft aus f anzünden. Geſchwinder wird wohl kein gewöhnliches Feuerzeng ein Licht zum Vorſchein bringen können, als dieſe Lampe ſolches leiſten kann, wenn man ſie in der Lage ſtehen läßt, daß man ſolche nur öffnet, und den elektriſchen Funken übergehen läßt. Man hat auch das Bequeme bey dieſer Art Lampen, daß man keine beſondere Flaſche zur Luft nöthig hat, ſondern man kann ſolche, ſogleich wenn eine Bouteille ausgeleert iſt, wieder auf eine andere, welche mit brennbarer Luft angefüllt iſt, ſetzen. Die Höhe der Röhre f richtet ſich nach der Größe der Lampe, die kurze und weite Röhre Fig. 3733 b) aber kann $2\frac{1}{8}$ bis 3 Z., und $1\frac{1}{2}$ Viertel-Zoll weit, ſeyn.

Die zweyte Lampe, deren ich mich vor jener zu meinem Gebrauch ſchon bedient habe, iſt eben ſo einfach, nur daß dabey eine einzige Verrichtung mehr vorausgeſetzt wird. Sie iſt, im Ganzen betrachtet,

das nämliche, als Fig. 3733 a) und b) vorſtellt; nur daß, an ſtatt des Schieb-Hahns, hier die ähnliche Figur eines Wende-Hahns angebracht iſt. In Fig. 3734, zeigt der Durchſchnitt die innere Einrichtung der nöthigen Röhren von Meſſing. Fig. 3734, a b c d, beſteht im Ganzen aus 3 Röhren, bey c d zuſammen gelöthet, und ſtellt den Hahn vor, wie ſolcher zwiſchen der Röhre e f oben an dem Scheibchen oder Quergriff b nach der Oeffnung f gewendet werden kann. a, iſt eine enge Röhre, etwa 1 Lin. weit, und iſt in der etwas coniſchen Röhre b, bey c d feſt gelöthet; desgleichen c d, welche um a b den Hahn vorſtellt, doch ſo, daß um a eine Höhlung bleibt, und durch die Oeffnung bey f das Waſſer einlaufen, und in das Gefäß mit brennbarer Luft zwiſchen a und i herunter fallen kann. Bey a iſt die enge Röhre etwas trichterförmig ausgetrieben, damit das herunterlaufende Waſſer den Eingang der Luft nicht verſetzen kann. e f, iſt der weiteſte Cylinder oder Röhre, welche die ganze Einrichtung umſchließt, und iſt die Hülſe oder Faſſung g, welche das gewöhnlich bekannte Lampen-Glas, ſo wie bey Fig. 3733 a), faſſet, an e f feſt gelöthet; die Röhre e f aber kann ungefähr 4 bis 5 Lin. im Durchmeſſer, nach dem man ſolche nöthig hat, weit ſeyn. h, der Korkſtöpſel, wird mit einem glühenden Eiſen durchbohret, und, eben ſo wie bey Figur 3733 a), mit Kitt oder Siegellack angekittet und mit Wachs über Kohlen, daß ſolches eindringen kann, gehalten. Dies wäre nun die ganze innere Zuſammenſetzung der zweyten elektriſchen Lampe, nur daß über der Oeffnung b ein beſonderer Stift wegen den Ausgang der brennbaren Luft, wenn ſie nicht brennen ſoll, geſetzt werden muß. Uebrigens wird c d in die Röhre e f eingeſchliffen und eingeſchmergelt, wie man einen andern gewöhnlichen Hahn zu verfertigen pflegt. Die obere Einrich-

richtung zum Anzünden wird alsdann auf die nämliche Art verfertigt, wie bey Figur 3733 a) zu ſehen iſt. Will man nun die Lampe anbrennen, ſo gieß man Waſſer in das Gefäß über den Hahn, ſetze dieſelbe über den Hals einer mit brennbarer Luft gefüllten Bouteille, und verbinde den einen Stift mit dem Conductor der Elektriſir-Maſchine oder dem Teller des Elektrophors, den andern aber zur Ableitung des Funkens, ſo wie bey Fig. 3733 a) auf die nämliche Art beſchrieben iſt. Dann wendet man bey dem Quergriff b den Hahn zu ſeiner Oeffnung, und nimmt den Stift über b ab, läßt den Funken übergehen, ſo wird auch hier die aufſteigende brennbare Luft über b entzündet, und die Lampe brennt, daß man alſo ein anderes Licht, Wachsſtock oder Oehllampe anbrennen kann. Nachdem kann man ſie wieder verſchließen, und auf viele Wochen über einer Bouteille aufbehalten, ſo wie auch Fig. 3733 a) auf die nämliche Art an ſtatt eines Feuerzeuges zu gebrauchen iſt. Iſt aber die Luft in einer Bouteille ausgebrannt, ſo kann man die Lampe gleich wieder über eine andere ſetzen, und man hat kein beſonderes Luftgefäß bey dieſer Einrichtung apart dazu nöthig. Da man 1) im Gegentheil bey der Fürſtenbergeriſchen, Aranderſchen, Degabrielſchen, u. ſ. w. welche Hr. Prof. Ehrmann in Strasburg 1780, bekannt gemacht, wenn die brennbare Luft in den beſonders dazu beſtimmten Gefäßen ausgebrannt iſt, erſt wieder dergleichen einbringen muß. Da ich aber zu den meinigen allemahl einen Vorrath von vielen Bouteillen auf einmahl mit Luft fülle, und öfters für 3 Gr. 6 bis 10 Bouteillen erhalte, ſo kann man dieſelben leicht von einer Bouteille abnehmen, und wieder über eine andere ſetzen, weil man die Luft, wenn man dieſelben gut verſchließt, wohl auf etliche Jahre erhalten kann. 2) Hat man auch ferner keine aparte Conſole oder in

Tiſchchen, worauf die Säulen ſtehen, nöthig. Die Stifte oder Stängchen brauchen auch nicht beſonders durch Glas-Röhren iſolirt zu werden, welche, wie ſchon oben erwähnt worden, gleich über die gewöhnliche Lampe oder Waſſer-Gefäße durch Säulchen von Holz, Bein oder Horn geſetzt werden. Nur aber muß man beym Eingießen des Waſſers den Rand des Glaſes nicht benetzen, daß dadurch keine Ableitung der elektriſchen Materie abgeführt werde, ſonſt möchte das Anzünden nicht gut erfolgen. 3) Hat man beſonders darauf zu ſehen, daß der Stift oder Ableitungs-Stängchen jederzeit mit ableitenden Körpern oder mit dem Boden des Zimmers verbunden ſey; denn wenn ſolche fehlt, ſteht man in der Gefahr, daß der elektriſche Funken durch das Röhrchen b oder f ſich fortpflanzt, und die Luft in der ganzen Bouteille entzündet, welches, wenn es auch ſonſt keinen Schaden verurſacht, doch die Lampe zerſtören kann. 4) An die Stängchen oder Stifte d e, Fig. 3733 a), und Fig. 3734, werden, wo ſie die Luft zur Lampe entzünden ſollen, etwas coniſch ſtumpfe Spitzen angebracht.

„Da es nicht jedem Liebhaber bekannt ſeyn möchte, wie man ſich brennbare Luft verſchaffen ſoll, und derſelbe auch hierzu die nöthige Anweiſung nicht hat, ſo will ich ſolche nach meiner Art, von 6 bis 10 Flaſchen zu verfertigen, mit angeben. Man nehme 3 Loth reine Eiſenfeil-Späne, bringe ſolche in eine ſtarke gläſerne Bouteille, oder in eine andere Figur einer Flaſche, und gieße 4 Loth warm Waſſer darüber, daß es wie ein dünner Brey werde, nachdem 2 Loth Vitriolöhl oder Vitriol-Säure. In dem Augenblicke als ſolches geſchehen, entſteht ein Aufbrauſen, wodurch die in der Flaſche befindliche atmoſphäriſche Luft ausgetrieben wird. Nachdem verſchließt man

man die Bouteille a, Fig. 3735, ſorgfältig mit einem in Wachs getauchten Korke, durch welchen eine gebogene Blech-Röhre a b c d geht, und an derſelben mit Siegellack befeſtigt iſt. Ueber eine Stunze mit Waſſer bringe man nach der Richtung der Fig. 3735 die Röhre unter das Waſſer alſo, daß ihr anderes aufwärts gebogenes Ende d, 1 Zoll unter das Waſſer zu ſtehen komme; alsdann bringe man in den Hals einer, von den 6 bis 10 mit Waſſer angefüllten Bouteillen e über die Röhre d, in welche man die brennbare Luft übergehen laſſen will, damit ſolche hinein geleitet werden könne. Da nun die brennbare Luft das Waſſer in derſelben heraus treibt, und ſolches bis auf 1 Zoll hoch unter dem Hals der Flaſche e gefallen iſt, ſo wird ſie unter dem Waſſer mit einem Korke verſchloſſen. So lange als nun das Aufbrauſen in der Bouteille a dauert, werden alsdann die übrigen in Bereitſchaft ſtehenden Bouteillen nach und nach angefüllet, und umgekehrt zum Gebrauch hingeſtellt, wodurch man entübrigt iſt, ſie in einem mit Waſſer angefüllten Gefäße ſtehen zu laſſen. Man kann den Kork a, wodurch die Röhre geht, und noch beſſer Luft halten kann, überdies mit Blaſen überbinden.

„Blaſen mit brennbarer Luft zu füllen. Man nehme einen kleinen Wein- oder Bier-Hahn von Meſſing, und binde über die Oeffnung, wo das Getränk heraus läuft, eine Blaſe; dieſen Hahn ſetze man über die Röhre d, Fig. 3735. Iſt nun vorher, ſo viel möglich, die Blaſe zuſammengedrückt und die Luft ausgetrieben worden, ſo wird in dieſelbe die brennbare Luft einſteigen, und ſolche ausſpannen. Alsdann verſchließe man den Hahn, ſo können Verſuche damit angeſtellet werden. Oefters habe ich aber den Hahn gleich über die Bouteille mit einem Korke geſetzt, und die Blaſe hat ſich auf dieſe Art gefüllet. Will man aber dergleichen zum Steigen anfüllen, ſo iſt ein geſchicktes Ventil anzubringen nöthig. Noch beſſer möchte

es aber über der Luft-Pumpe (*) zum Füllen angeben.

Erſter Verſuch. Seifen-Blaſen damit füllen und ſteigen zu laſſen, ſetzt man die untere Oeffnung des Hahns in das Gefäß des Seifen-Waſſers, und öffnet denſelben, daß man mit der linken Hand den Hahn aus dem Gefäße hebt, zugleich aber mit der rechten Hand die brennbare Luftblaſe drückt, doch ſo, daß ſich das Seifenwaſſer durch den Druck derſelben in eine, wie mit dem Munde gewöhnlich aufgeblaſene Seifenblaſe ausdehnt, und in die freye Luft von dem Hahn abgeſondert werde.

Beyläufig muß ich dabey erinnern, daß die elektriſchen Seifenblaſen beſſer geſtiegen ſind, als dieſe mit brennbare Luft. Ferner, wenn man die mit brennbare Luft gefüllten Seifenblaſen zum Zerknallen wollte mit einem Lichte entzünden, ſo müßte ſelbige von dem Hahn ſchon abgeſondert ſeyn, wenn man nicht in Gefahr ſeyn wollte, daß die Blaſe in der Hand von der Seifenblaſe zugleich angezündet werden, und in der Hand zerſpringen ſoll. Ein thönerner Tobakspfeifenkopf liefert die Blaſen noch gröſſer, wenn man ſolchen noch an den Hahn anbringt.

Zweyter Verſuch. Die Seifenblaſen in dem Gefäße mit einem brennenden Wachslichte zu entzünden, ſetzt man den Hahn in das Seifenwaſſer, und drückt gelinde die Blaſe, ſo werden in demſelben Seifenblaſen entſtehen; zündet man nun dieſe mit dem Lichte an, ſo werden ſie mit einem ſtarken Knall zerplatzen.

Dritter Verſuch. Läßt man die Blaſe mit der brennbaren Luft, ſo wie bey den erſten Verſuchen, an den Hahn befeſtigt, und man bringt vorn eine ſtumpfe Spitze, die eine enge Mündung hat, an den Hahn an, wird die Blaſe gelinde gedrückt, ſo entzündet ſich die Luft, wenn man die enge Mündung des Hahns gegen einen brennenden Körper richtet, oder wenn man die Mündung zwiſchen die Stifte der elektriſchen Lampe richtet, und in einen elektriſchen Funken übergehen läßt; und wird die Blaſe ſtark gedrückt, ſo fährt ein mehr oder minder langer Feuerbüſchel heraus.“

Die

(*) Dieſer von Hrn. Schmidt angegebenen Luftpumpe wird an ſeinem Orte Erwähnung geſchehen.

Die vom Hrn. Baron v. Litgendorf verbeſſerte elektriſche Lampe, Fig. 3736, ſitzt in Geſtalt eines Kelches auf einem Käſtchen, in welchem ein Elektrophor iſt. Sobald der Hahn a geöffnet wird, und das Waſſer, welches ſich im Gefäße B befindet, in das untere Gefäß herab fällt, ſo wird die brennbare Luft, welche in dem untern Gefäße dicht eingeſchloſſen iſt, gedrückt; öffnet man dann den Hahn d, ſo fährt die gedrückte Luft durch das Glas-Röhrchen e heraus; da aber der Hahn, vermittelſt eines Schnürchens, mit dem Elektrophor-Deckel fg verbunden iſt, und in demſelben Augenblicke, da die brennbare Luft aus dem Röhrchen e heraus geht, den Elektrophor-Deckel an das Knöpfchen h bringt, von da den elektriſchen Funken durch den Draht hi, welcher in einem Glas-Röhrchen k eingemacht iſt, fort leitet, und über das Röhrchen e wegführt, ſo entzündet ſich die Luft, und brennt gar ſchön ohne Rauch und Ruß.

Der Lehrer der Mathematik und Naturlehre in Nürnberg, Hr. Jo. Conr. Gütle, ertheilt von ſeiner elektriſchen Lampe, nachſtehende Beſchreibung. „Die nicht nur ſchöne, ſondern auch nützliche, Lampe iſt in Fig. 3737 a) vorgeſtellt, und einer genauern Beſchreibung ihrer Theile und Einrichtung werth. Ich habe ſie deswegen in den folgenden Figuren größer vorgeſtellt. Fig. 3737 b), abcd, iſt der Grund des Kaſtens von Holz, der 12 Z. lang, 10 Z. breit, und 4 Z. hoch iſt. Auf der Seite ab öffnet er ſich durch einen Schieber, damit die Unterſcheibe des Elektrophors, davon hernach die Rede ſeyn wird, ſich hinein und heraus ſchieben laſſe. Auf der Gegenſeite dc befindet ſich ebenfalls ein Schieber, der aber nur

(*) In ſeinen Verſuchen und Beluſtigungen aus der natürlichen Magie, (Lpz. und Jena, 1791, gr. 8.) S. 48, 199.

bis de geht, damit man der Einrichtung der Oberſcheibe des Elektrophors bequemer beykommen könne. In dieſen Kaſten kommt ein Elektrophor, deſſen Unterſcheibe f g h i viereckig iſt, und 9 Zoll im Quadrat hat. Der Grund oder die Baſis dieſer Unterſcheibe iſt von Metall, und oben mit einer harzigen Miſchung eingegoſſen. Ein ſchmahler Streif Stanniol k iſt von ſeiner untern Fläche auf die Harzfläche herauf gebogen, auf welcher er ungefähr 2 Zoll breit hinein liegt. Es dient ſolcher, um die Oberſcheibe nicht berühren zu dürfen, wenn ſie auf der untern Scheibe geladen werden ſoll. Die Oberſcheibe l l iſt rund, hat 7 Z. im Durchmeſſer, und iſt mit Stanniol ſauber bezogen. Sie hat in der Mitte einen Zapfen, durch welchen querdurch ein Loch geht, in welchem ein mit Siegellack überzogenes Glasſtänglein m ſteckt. Dieſes Glasſtänglein iſt auf ſeiner andern Seite in Holz n gefaſſet, das ſich in eine halbrunde Scheibe endigt, und in einen Ausſchnitt des Eckholzes o o c paſſet, und denſelben vermittelſt eines quer durchgehenden Drahtſtiftes o o, gleichſam wie in einem Gewinde, ſich auf und nieder bewegen läſſet. Um dieſe Einrichtung bequemer zu machen und beſſer zu erhalten, dient beſonders der Schieber d e. Bey p iſt an die Glas-Röhre m eine ſeidene Schnur befeſtigt, welche durch ein mit Siegellack überzogenes Glas-Röhrchen läuft, das im Deckel des Kaſtens bey q ſich befindet. Es läßt ſich damit auſſerhalb des Deckels, die Oberſcheibe des Elektrophors im Kaſten aufheben, wodurch ein bey r ebenfalls durch ein Glas-Röhrchen im Deckel an einem Drahte innerhalb des Kaſtens hangendes Kügelchen elektriſirt wird, welches die erhaltene Kraft dem Drahte, woran es befindlich iſt, mittheilt, welcher ſie dahin bringt, wo er auſſerhalb angehängt worden iſt. Zu noch leichterer Ladung des Elektrophors, ſteht derſel-

be

be noch auf einem Stanniol-Streifen s, welcher von dem Boden des Kaſtens an der Seite und dem Deckel herauf läuft, und mit dem auf leztern ſtehenden metallenen Gefäße verbunden iſt.

„Auf dem Deckel des Kaſteus, wird das meſſingene runde Gefäß t, Fig. 3736 c), vermittelſt zweyer Schrauben befeſtigt. Es hat ſolches 6 Z. im Durchmeſſer, und iſt mit dem erhaben getriebenen Deckel 3 Z. hoch. In der Mitte des Deckels befindet ſich eine ebenfalls meſſingene Hülſe u mit einer Schrauben-Mutter, die die Schraube y des meſſingenen Stückes Fig. 3737 e) aufnimmt. Zwiſchen dieſe zwey Stücke wird vorher ein fetter Ring von Leder gelegt, zur luftdichten Verwahrung der Schraube und des Luft-Gefäßes t ſelbſt. Durch das Stück v w geht ein weites Loch, in welches oben bey w wieder eine Schraubenmutter geſchnitten iſt, um die Schraube 8, Fig. 3737 e) und f), aufzunehmen. Ein von der Seite herausgehender Arm, der ebenfalls bis x hohl iſt, hat in ſeiner Mitte einen Hahn y, an dem ſich das meſſingene Stück z befindet, deſſen Ende etwas eingeſchnitten iſt, und ein denſelben quer durchkreuzendes Loch hat, durch welches ein Drahtſtift geht, deſſen Gebrauch ſogleich folgen wird. Dieſer Hahn öffnet beym Umdrehen nicht nur die Arm-Röhre, daß ſie mit der Röhre v w Communication hat, ſondern zieht auch zugleich das, vermittelſt eines an ihrem Ende befindlichen Häkchens, das an dem vorhin gemeldeten Stift eingehängt wird, angeknüpfte ſeidene Schnürchen zurück, das über die Rolle r, Fig. 3737 l), läuft, durch die in dem Loch q des Kaſten-Deckels befindliche Glas-Röhre geht, und da es an die Oberſcheibe des Elektrophors haltende Glas-Röhre befeſtigt iſt, die Oberſcheibe zugleich dadurch ſo weit aufhebt, daß ſie die oben ſchon gemeldete

meldete Kugel, deren Draht, woran ſie hängt, durch ein Glas-Röhrchen, welches in dem Loche des Deckels r beſindlich iſt, geht, elektriſiret, und die Elektricität nach dem Draht fortpflanzt. Es iſt ſolcher an den Ring eines andern Drahtes 2, Fig. 37373 d), eingehängt. Dieſer leztere Draht geht durch ein Glas-Röhrchen, in welchem er mit Siegellack befeſtigt iſt. Dieſes Glas-Röhrchen läſſet ſich in der beſonders ausgeſchnittenen meſſingenen Hülſe, die mit einer Seite an den Träger 4 befeſtigt iſt, vor- und rückwärts ſchieben. Auf dem Hahnenſtock y iſt noch ein Draht 5 eingeſchraubt, welcher gegen den durch die Glas-Röhre gehenden Draht gebogen iſt. Auf das Stück w, F. 3737 d), wird der Hahn Fig. 3737 e) und f), wo er von zwey Seiten vorgeſtellt iſt, geſchraubt, der eine gewöhnlich durgehende Oeffnung, unten an der Schraube aber noch ein angelöthetes meſſingenes Röhrchen 8 hat, um daran die meſſingene Röhre Fig. 3737 g) zu ſtecken, die beynahe bis an den Boden des Luft-Gefäßes t, Fig. 3737 c), reichet. Der Hahn hat auf der hintern Seite eine Scheibe mit einem Einſchnitt einer Viertels-Wendung, welche an einen im Hahnenſtock befindlichen Stift anſchlägt, und dadurch den Hahn nicht weiter öffnen oder ſchließen läſſet, als es nöthig iſt, wie Fig. 3747 f) zeigt. Auf die obere Schraube des Hahnes, Fig. 3737 e) und f), wird das Waſſer-Gefäß, Fig. 3737 h), welches von Meſſing-Blech iſt, geſchraubet, welches deswegen unten eine Hülſe 9 mit einer Schrauben-Mutter hat; dieſes Gefäß hat 3½ Z. im Durchmeſſer, und 6 Z. in der Höhe, hat unten einen vertieften Boden und oben einen erhabenen Deckel, in deſſen Mitte ein kleines Luftloch befindlich iſt.

„In das Loch 10, Fig. 3737 b), des Deckels des Kaſtens, wird das hölzerne Gewinde, Fig. 3737 i), ge-

i), geſteckt, welches eine meſſingene Röhre, Fig. 3737 k), hat, in welcher ſich ein Wachslicht befindet. Eben ſo ſteckt man den Rollenſtock, Fig. 3737 l), in das Loch 11, F. 3737 b), und legt über die daran befindliche Rolle r, F. 3737 l), die an den bey z, F. 3738 d), eingehängten Drahthaken befindliche Seiden-Schnur, welche gerade ſo lang ſeyn muß, daß nach der Lage, welche F. 3737 l) zeigt, die daran befeſtigte Oberſcheibe, die Harz-Fläche des im Kaſten befindlichen Elektrophors gehörig berühren könne, bey Eröffnung des Hahnes in die Höhe gezogen werde, und dadurch die bey dem Loch r hangende Kugel elektriſire. Auf dem Arm des Stückes F. 3737 d), iſt bey x oben ein meſſingenes Röhrchen, 6, befeſtigt, deſſen Oeffnung mit der innern Oeffnung des Armes correſpondirt, und in welches ein Glas-Rührchen 7, oben mit einer feinen Oeffnung, mit Siegellack eingekittet iſt.

„Das Stück v w, F. 3737 d), iſt alſo eingerichtet, daß die dadurch gehende Röhre, F. 3737 g), deren Oeffnung von unten nicht ausfüllt, ſondern an der Seite noch ſo viel offen bleibt, daß die in das Gefäß t, F. 3737 c), verſchloſſene Luft dadurch in den Arm, und von da durch das Glas-Röhrchen 7, bey Eröffnung des Hahnes y herausdringen könne.

„Will man dieſe Lampe gebrauchen, ſo wird vor allem der Elektrophor durch tüchtiges Schlagen mit einer Fuchsruthe oder einem Katzenpelz elektriſch gemacht, welchen Zuſtand er ſehr lange Zeit behalten wird, wenn er nicht in feuchter Luft ſteht. Nun fülle man das Gefäß t, F. 3737 c), mit brennbarer Luft, ſchraube ſogleich die beyden zuſammengeſetzten Stücke, F. 3737 d) und e), mit verſperrtem Hahne darauf, fülle ſodann das Gefäß F. 3737 h) ebenfalls mit Waſſer, und ſchraube ſolches auch auf den Hahn, F. 3737 e) und f). Hierauf lege man das

Wachs-

Wachslicht alſo über die kleine Glasröhre 7, F. 3737 d), daß deſſen Docht über deren Oeffnung zu ſtehen komme, und öffne den Hahn, Fig. 3737 e) und f). Das Waſſer wird dadurch und durch F. 3737 g) in das Luft-Behältniß fließen, die darin befindliche brennbare Luft durch die Neben-Oeffnung des Stückes F. 3737 d), und das darauf ſtehende Röhrchen, wenn der Hahn y auch ſogleich geöffnet wird, gehen. Durch die Oeffnung dieſes Hahnes wird die auf der Harzfläche des Elektrophors liegende Oberſcheibe elektriſirt, und theilt durch Berührung der mit dem Draht 2, F. 3737 d), verbundenen, im Kaſten hangenden Kugel die Elektricität mit; und da der Draht, woran dieſe Kugel hängt, ſo wie der andere Draht, mit dem er verbunden, iſolirt iſt, ſo wird von ſeiner Spitze ein Funken auf die Spitze des Drahtes 5 überſpringen, bey dieſem Uebergange aber die aus der Glasröhre 7 herausdringende brennbare Luft ſich entzünden, von dieſer aber das Wachslicht in Brand geſetzt werden, wornach man die Hähne ſogleich wieder verſchließen muß, damit nicht zu viel brennbare Luft unnütz verloren gehe, und die Flamme ſogleich verlöſche.

„Herr Faulwetter hat dieſer Lampe noch eine längſt von mir vorgehabte einfachere Einrichtung gegeben, wodurch der eine Hahn entbehrlich gemacht wird, und durch den andern beyde Wirkungen zugleich verrichtet werden. Auch hat er die meſſingenen Luft- und Waſſergefäße in Glasgefäße verwandelt, wie man ſogleich ſehen wird, wodurch er zuwege gebracht hat, daß man jederzeit ſehen kann, wenn das untere Gefäß von Luft und das obere von Waſſer leer iſt. Statt des untern metallenen runden Luftgefäßes t, 3737 c), nimmt er ein viereckiges Glas, deſſen jede Seite $4\frac{1}{2}$ Z. breit, und mit dem Halſe eben ſo hoch iſt. Daſ-

ſelbe

ſelbe wird in eine, auf dem Deckel des Kaſtens Fig. 3737 b) aufgeſchraubte meſſingene, $1\frac{1}{2}$ Z. hohe, Faſſung oder Hülſe, oder vermittelſt einer umgewickelten gewichſten Schnur, oder einer Fütterung der Hülſe mit wollenem Tuch oder Sammet, feſt geſtellet, auf dem etwas engen Halſe eine Hülſe mit einer Schraubenmutter feſt gekittet, und auf dieſe, ſtatt des Stückes F. 3737 d) der Hahnenſtock Fig. 3737 m) aufgeſchraubet. Derſelbe hat einen Arm wie das ſchon beſchriebene Stück Fig. 3737 d), mit welchem alles übereintrifft, nur daß der Hahn y daran weggelaſſen, und auf den Arm ſelbſt der krumm gebogene Draht 5 eingeſteckt worden iſt. In der, der Deutlichkeit willen etwas größer gezeichneten Figur iſt der Hahn theils gerade durchgebohrt, theils hat er neben dieſem Loche noch eine Oeffnung, welche nur bis in deſſen Mitte, von da aber horizontal gegen die Oeffnung des Armes zugeht, und an dieſelbe paſſet. Wird nun der Hahn geſperrt, ſo wird dadurch die durch die obere Schraube laufende Oeffnung eben ſowohl, als die Oeffnung des Seiten Armes, verſchloſſen, ſo, daß weder durch jene Waſſer herunter laufen, noch durch dieſe Luft hinauf dringen könne. Damit aber das Waſſer den Gang der Luft nicht hindere, noch durch dieſe an ihrem Falle gehindert werde, ſo iſt unten an dem Hahnenſtocke ein Röhrchen befindlich, welches beynahe bis auf den Boden des Luft-Behältniſſes herunter geht, ſo wie das Röhrchen Fig. 3737 g bey dem vorigen Verſuche. Ingleichen iſt, ſtatt des metallenen Waſſer-Behältniſſes, Fig. 3737) c), eine gläſerne, unten mit einem offenen Halſe verſehene Glocke, mit einem Dekel von Meſſing gewählt worden. An dem Halſe iſt eine meſſingene Hülſe, die innerhalb eine Schraubenmutter hat, aufgekittet, und damit auf den Hahnenſtock Fig. 3737 m) aufgeſchraubet, alles übrige aber wie bey der vorigen Ma-

ſchine

ſchine gelaſſen worden. Sind nun beyde Behältniſſe mit Waſſer und Luft gefüllet, iſt ferner die Elektricität der Harzfläche des Elektrophors gehörig erregt worden, und man will den Wachsſtock anzünden, ſo darf man nur den Hahn, der durch Einſchnitte und Zapfen nur eine Viertelswendung machen kann, herumdrehen, ſo wird nicht nur das Waſſerbehältniß zum Herabfallen des Waſſers, ſondern auch der Canal des Armes zum Hinaufſteigen der brennbaren Luft geöffnet, und alles übrige dem vorhergehenden Verſuche gleich ſeyn."

Beſchreibung einer philoſophiſchen Lampe, nach der Einrichtung des Hrn. M. Bohnenberger, in Altburg. Fig. 3738 a) ſtellt dieſes Werkzeug in ſeiner ganzen äuſſern Geſtalt und Zuſammenſetzung vor, und Fig. 3738 b) ihren Durchſchnitt. Beyde Figuren ſind mit einerley Buchſtaben bezeichnet, damit in beyden die Theile um ſo beſſer mit einander verglichen werden können, und der möglichſte deutlichſte Begriff ſich machen laſſe.

A und B ſind zwey Gefäße von feinem weißen Glaſe, ohne Boden und mit einem offenen Halſe; dieſer iſt 3 Z. weit und 1 Z. hoch, der übrige Theil des Glaſes iſt 6 Z. weit und 5 Z. hoch. Beyde Gläſer ſind einander in allen Stücken gleich. C, iſt eine Büchſe von Meſſing, in welche die Gläſer mit ihren Hülſen eingekittet werden. Sie beſteht aus folgenden Stücken. 1) Aus einem Ringe oder Cylinder a, etwas über 2 Zoll hoch, unten und oben nach der Krümmung des Glaſes in etwas auswärts gebogen. 2) Aus einem Boden von weißem Blech c, der in die Mitte der Büchſe gelöthet iſt. 3) Aus einem zweyten Ringe b b, der auf die obere Seite des Bodens c gelöthet iſt, von weißem Blech. 4) Aus einem dritten Ringe f f von gleichem Blech, der auf die

die untere Seite des Bodens c gelöthet iſt. Dieſe innern Ringe ſtehen von den äuſſern ſo weit zurück, daß ſie mit dieſen eine Vertiefung formiren, in welche die Hälſe der Gläſer eingelaſſen werden können. Weil aber die Hälſe hier eingekittet werden müſſen, ſo muß ſo viel Raum ſeyn, daß, wenn der Kitt eingegoſſen iſt, die Hälſe leicht eingegoſſen werden können, und der Kitt das Glas allenthalben einſchließe. 5) d, iſt ein Deckel von weißem Blech, mit welchem der obere Ring b zugeſchloſſen iſt, und 6) e ein gleicher Deckel oder Boden, der den untern Ring f zuſchließt. Beyde müßen eingelöthet werden. Das Innere der Büchſe bleibt alſo ganz leer und hohl, weil die Deckel verhindern, daß kein Kitt hinein kommen kann. Durch alle drey Böden der Büchſe geht ein Loch, in dem Mittelpuncte derſelben, und ein zweytes auf der linken Seite, in welche zwey Röhren zu ſtehen kommen, die dort, wo ſie in den Böden ſtehen, aufs beſte verkittet werden. Die eine dieſer Röhren, g, wird von verzinntem Bleche gemacht, das man hernach mit einem Lack überzieht. Man laßt ſie unten vom Boden des Glaſes, den daſelbſt der meſſingene Fuß formiert, 2 oder 3 Linien abſtehen. Die andere Röhre h muß von etwas ſtarkem Meſſing gemacht werden, und wird ebenfalls dort, wo ſie in den Böden oder Deckeln der Büchſe ſteht, auf das ſorgfältigſte verlöhtet. Das obere Ende der Röhre g, und das untere der Röhre h, müſſen mit den Deckeln der Büchſe gleich und eben ſeyn, wenigſtens mehr nicht, als etwa, um des beſſern Anlöthens willen, 1 Lin. weit vorſtehen. In der Zeichnung wird man ſehen, daß die Deckel inwendig in die Büchſe hinein gelöthet ſind, und ganz auf dem Rande des innern Ringes ſtehen. Es iſt beſſer, man laſſe ſie etwa $\frac{1}{2}$ Lin. tief im innern Ringe ſtehen, damit der Kitt darüber laufe, ehe man die

Gläſer einſetzt, wodurch hernach auch der hervorſtehende Theil der Röhren wieder bedeckt wird.

Das untere Glas bekommt einen Fuß d, in welchem es muß eingekittet werden. Seine Beſchaffenheit iſt folgende. Auf einem ringförmigen, ein wenig gewölbten Fuß i von etwas ſtarkem Meſſing, wird ein Boden l von Meſſingblech gelöthet, auf dem Rande dieſes Bodens aber ein 3 Lin. hoher, meſſingener Ring k k ringsherum überall luftdicht angelöthet, und auf eben dieſem Boden ein zweyter Ring von gleicher Höhe, der mit dem erſten eine Vertiefung bildet, in welche der Kitt gegoſſen und das Glas hernach eingelaſſen wird. In dieſem innern Ringe wird ein Deckel m von weißem Blech, etwa eine Lin. tief eigelaſſen und wohl verlöthet. Man kann dem innern Ringe, ſo weit er über dieſem Boden ſteht, an 6 bis 8 Stellen ringsherum Einſchnitte geben, durch welche der auf den Deckel m gegoſſene Kitt in die Vertiefung zwiſchen den beyden Ringen hinaus laufen könne. In dieſen Boden muß nun das untere Glas eingekittet werden, ehe der Klempner die Röhre g in die Büchſe löthet, damit er ſich in Anſehung ihrer Länge darnach richten könne. Auch muß das Glas, ſobald der Kitt feſt geworden iſt, ganz mit Waſſer gefüllt und über Nacht ſtehen gelaſſen werden, damit man ſehen könne, ob noch irgendwo Waſſer heraus dringe oder nicht. Im erſten Falle muß man es ſich nicht verdießen laſſen, das Glas wieder herauszunehmen, und den Kitt aus der Vertiefung auch heraus, ſo wie von dem Deckel m wiederwegzuſchaffen, um es noch einmahl einzukitten. Erſteres hat keine Schwierigkeit, wenn man das Glas mit ſeinem Fuße auf eine warme Ofen- oder Heerdplatte, oder in warme Aſche, ſtellt, wodurch der Kitt wieder ganz weich wird. Hr. **Bohnenberger** ſagt, daß er einſtmahls dieſe Einkittung 3 Mahl habe vornehmen müſſen. Dies

ge-

geſchieht leicht, wenn man den Kitt allzu ſchnell erkalten läßt, und vor dem Eingießen den Fuß nicht hinlänglich erwärmt hat, oder auch, wenn man das Glas zu bald mit Waſſer, beſonders ganz kaltem, füllt, welches alles daher ſorgfältig zu vermeiden iſt.

In die Büchſe kann das untere Glas mit ſeinem Halſe nicht eher eingekittet werden, als bis das obere Glas A vorher eingekittet iſt, weil man ſonſt hernach mit dieſem in große Verlegenheit kommen könnte, wenn nicht alles zuſammen genau paßte. Doch kann man auch das untere Glas noch vor dem obern in eine Büchſe einkitten, wenn man den Klempner alsdann erſt den Deckel des obern Glaſes, mit ſeiner Zugehör verfertigen, und auf das Rohr h anpaſſen läßt. In ſolchem Falle muß die Büchſe mit dem Rohr h unter ſich gekehrt, auf ein Geſtell, wozu Bücher dienen können, zwiſchen welchen das Rohr gleichſam eingeklemmet wird, gebracht werden, damit der Boden f f oben ſtehe, und man auf denſelben und in die Vertiefung den Kitt eingießen, in dieſe aber den Hals des Glaſes B einlaſſen könne, worauf man es ſo lange ſtehen läßt, bis alles genug erkaltet und feſt geworden iſt. Hernach kann man das Glas wieder von den Büchern herab nehmen, und auf den Tiſch ſtellen.

An das Rohr h iſt oben ein rundes Stück Meſſing angelöthet, (vergl. mit Fig. 3738 c), o) an welches ein Abſatz r gedreht iſt, der einen Schraubengang hat. An das meſſingene Stück muß ein Stück Meſſing-Blech p p gelöthet werden, das an ſeinen beyden Enden Löcher hat, in welche kleine Stücke Eiſen-Drath q q, an welche ein Schraubengang geſchnitten iſt, geſteckt, und unter dem Meſſing-Blech gut gelöthet werden. Dieſes Blech an ſich ſelbſt muß ſo geſtellt ſeyn, daß ein über das Glas gelegtes Lineal

gerade auf demſelben aufliegt. Man ſieht übrigens aus der Figur, daß, da dieſer meſſingene Knopf beſtimmt iſt, den Hahn aufzunehmen, der hier aufgeſchraubt werden muß, der hohle Gang der Röhre h in gleicher Weite ſich durch dieſes Stück Meſſing hindurch fortſetzen muß.

Das Glas A wird mit einem ganz platten Deckel von Meſſing verſchloſſen, welcher eine runde Scheibe iſt, auf deren Rande ein 2 Lin. hoher meſſingener Ring angelöthet iſt, mit welchem ſich der Deckel in das Glas einſchließt, aber nicht inwendig, ſondern auswendig. Dieſer Deckel muß 3 Löcher haben: eines für den Kopf der Röhre h, auf welchen der Hahn geſchraubet wird, und zwey für die Drath-Stücke q q, F. 3738 b) und c), um an dieſe den Deckel auf das, an dem Kopfe der Röhre h angelöthete Meſſing-Stück anſchrauben zu können. Auf dem Rande des Deckels wird ein meſſingenes Röhrchen s, welches etwa 2 Z. hoch iſt, angelöthet, in welches ein zweytes, t, ebenfalls von Meſſing, geſteckt werden kann, und auf dieſes wieder ein drittes u, gelöthet, in welches ein viertes, v, das von Glas iſt, geſteckt wird, in welchem ſich ein meſſingener Draht befindet. Das Röhrchen s muß mit dem Kopfe, auf welchen der Hahn geſchraubt wird, und mit den beyden Schrauben, zwiſchen welchen er ſteht, in einer geraden Linie ſich befinden. Auf dem gegenüber ſtehenden Rande des Deckels wird noch ein anderes meſſingenes Röhrchen w, mit dem vorigen von gleicher Höhe nnd Weite, angelöthet, in welches ein rundes maſſives Stückchen Meſſing geſteckt werden kann, das unmittelbar über der Mündung des Röhrchens, aus welcher es noch ungefähr 1 ½ Z. weit hervorſteht, auf beyden Seiten ſo viel platt gefeilt iſt, daß hier zwey ſtarke Meſſing-Bleche, ungefähr 2 Lin. breit, angelöthet werden können. welche oben ein Loch für die

die Achſe des meſſingenen Scheibchens x haben, welches zwiſchen dieſen beyden meſſingenen Blechen eingeſetzt wird. Auf dieſes Scheibchen iſt ein meſſingenes Röhrchen y gelöthet, in welches ein Wachs-Licht geſteckt wird, und bey z iſt ein kleiner eiſerner Stift eingeſchraubt, welcher dem Scheibchen nicht weiter als den vierten Theil ſeiner Umdrehung zuläßt. Daß es übrigens auf ſeiner Peripherie eine Hohlkehle habe, in welcher die Schnur von gezwirnter Seide liegt, verſteht ſich von ſelbſt. Zu merken iſt noch, daß es mit dem Hahne und dem Röhrchen s nicht in einer geraden Linie, ſondern um ſo viel davon ſeitwärts abſtehen muß, daß der hinten am Hahn befindliche kleine Arm, an welchem die Schnur angebunden wird, gerade auf die Hohlkehle des Scheibchens gerichtet iſt.

Der metallene Hahn G bedarf keiner Beſchreibung, da ſeine Geſtalt und Einrichtung in den Figuren leicht zu erkennen iſt. Auch ſieht man leicht, daß das Stück H, aus welchem die brennbare Luft hervor kommt, zum An- und Abſchrauben zugerichtet iſt. Die Oeffnung muß ſich hier ſo enge zuſpitzen, daß nur die Spitze einer feinen Steck-Nadel noch hineingebracht werden kann, damit nicht auf ein Mahl zu viel Luft heraus komme. Der Bolzen des Hahnes muß hinten viereckig gefeilt werden, damit man daſelbſt den kleinen Arm, der in Fig. 3738 d), welche die hintere Seite vorſtellt, ganz zu ſehen iſt, anſtecken könne. Dieſer Arm wird aus einem Stücke Meſſing-Tafel geſchnitten, und zwar ſo, daß derjenige Theil, mit welchem er ſich an den Bauch des Hahnes, der hier platt gefeilt werden muß, anſchließt, die Geſtalt eines Scheibchens hat, in deſſen Mittelpuncte ein viereckiges Loch iſt, der übrige Theil aber nur 1 oder $1\frac{1}{2}$ L. breit gerade ausläuft. An ſeinem äuſſerſten Ende wird ein ſenkrechter Einſchnitt gemacht, welcher durch-

bohrt wird, damit man hier einen eiſernen Stift ein- ſetzen könne, welcher auf beyden Seiten vernietbet wird. In dieſem Stifte wird die Schnur einge- hängt und feſt gebunden. So dick das Meſſing iſt, aus welchem dieſer Arm geſchnitten worden iſt, gerade ſo lang muß auch der viereckige Abſatz des Bolzens ſeyn, an welchen er angeſteckt wird. Was dann von dem Bolzen aus dem angeſteckten Arme noch hervor- ſteht, muß wieder rund abgedrehet ſeyn, damit man einen Schraubengang daran ſchneiden, und den Bol- zen mit einem Mütterchen feſt ſtellen könne; a und b, Fig. 3738 d). Zwiſchen den Arm und den Bauch des Hahnes muß ein beſchmutztes Leder-Scheibchen gelegt werden. Wie lang nun der Arm, und wie groß der Durchmeſſer des Scheibchens, auf welchem die Schnur läuft, ſeyn müſſe, hängt von der Breite des Deckels ab, welche von dem Durchmeſſer des Glaſes beſtimmt wird. Es iſt genug, zu bemerken, daß der Abſtand zwiſchen dem Mittelpuncte des Scheibchens, und dem Mittelpuncte im viereckigen Loche des Armes, in 2 gleiche Theile getheilt, und hernach jeder dieſer Theile wieder um 1 Linie abgekürzet werden muß; alsdann hat man das Maß für den Ra- dius oder halben Durchmeſſer des Scheibchens, und für die Länge des Armes, von dem Mittelpuncte ſeines viereckigen Loches bis an ſeinen Stift, an welchen die Schnur gebunden wird. Das Scheibchen muß ſo hoch ſtehen, daß der Arm, wenn er horizontal liegt, gerade auf den Mittelpunct des Scheibchens zielt.

Bey F iſt ein rundes Loch in den Deckel gemacht, welches mit einem meſſingenen Deckel, auf welchen ein Knopf zum Anfaſſen gelöthet iſt, verſchloſſen werden kann. Durch dieſes Loch wird das Waſſer hinein gegoſſen, welches durch die Röhre g in das untere Glas hinab läuft. In dem Fuße des untern Glaſes wird man zwey Flügel-Schrauben ſehen; und eine dritte,

dritte, die man in der Figur nicht ſehen kann, ſteht hinter dem Glaſe. Durch dieſe drey Flügel-Schrauben wird die Lampe auf dem Deckel des Käſtchens befeſtigt. Sie werden heraus genommen, wenn man die Lampe von dem Käſtchen abnehmen, und das Waſſer ausleeren will, um ſie mit reinem und friſchem wieder zu füllen.

Wenn mann das untere Glas noch vor dem obern mit ſeinem Halſe in die Büchſe eingekittet hat, ſo muß man das obere nicht eher einkitten, als bis der Klempner vorher den Deckel, und ſowohl in den Kopf der Röhre h, als in das Glas eingepaßt hat. Er ſetzt daher das obere Glas in die Büchſe ungekittet ein, nachdem er etwa ein wenig Papier, ſo viel es leiden mag, um ſeinen Hals gebunden hat. Alsdann nimmt er das Stück Meſſing-Blech, woraus der Deckel geſchnitten werden ſoll, macht in ſeinem Mittelpuncte ein rundes Loch, welches ſo weit iſt, daß das Blech mit demſelben in den Kopf o der Röhre h eingelaſſen werden kann, fährt hernach mit einer Zirkel-Spitze, oder einem andern ſpitzigen Werkzeuge von Stahl oder Eiſen, auf der untern Seite des Bleches rings um das Glas herum, und zeichnet ſo den Zirkel vor, auf welchem der Rand gelöthet werden ſoll, mit welchem der Deckel das Glas in ſich ſchließt; dem Bleche ſelbſt aber giebt er einen um 2 bis 3 Lin. größern Durchmeſſer, als ſeinem Rande, damit man oben auf dem Deckel um ſo viel mehr Raum gewinne. Es iſt gut, wenn man auch dem Rande ſelbſt einen etwas größern Durchmeſſer giebt, als das Glas hat, damit man dieſen Rand inwendig mit einem weichen Leder ausfüttern könne, wodurch er beſſer ſchließend gemacht und dem Glaſe weniger gefährlich wird. Die Drähte q q, F. 3738 c), werden nicht eher eingelöthet, und auch die Löcher für ſie nicht eher gemacht, als bis

die Löcher, durch welche ſie auf dem Deckel hervorkommen ſollen, vorher in dieſen gemacht ſind. Sobald dieſes geſchehen iſt, können durch dieſe Löcher auch jene vorgezeichnet und aufeinander zutreffend gemacht werden.

Wenn nun der Deckel des Glaſes mit aller ſeiner Zugehör fertig iſt, kann aus den Röhrchen w und s, das, was darin ſteht, herausgenommen, der Hahn abgeſchraubt, aus den Dråhten q q die Mutter ausgewunden, der ganze Deckel abgenommen, und das alles beyſeit geleget werden. Ehe nun das Glas ſelbſt auch aus der Büchſe gehoben und auf die Seite geſtellt wird, leimet man auf das Glas und die Büchſe zwey Papier-Stückchen, welche auf dem Rande der Büchſe zuſammen ſtoßen, und zieht über beyde einen Strich mit Tinte, worauf man das Glas aus der Büchſe aushebt, das um ſeinen Hals gewundene Papier wieder abnimmt, und das Glas auf den Tiſch ſtellt; alsdann wird der Kitt in die Vertiefung der Büchſe gegoſſen, bis ſie ganz damit angefüllt iſt, das Glas ſo eingelaſſen, daß die vorigen Striche wieder auf einander zutreffen, und, indem der Kitt noch etwas flüſſig iſt, der Deckel über das Glas her mit ſeinen Löchern in die Dråhte q q, und den Kopf der Röhre g eingelaſſen, worauf man hernach alles ruhig ſo ſtehen låßt, bis der Kitt kalt und feſt geworden iſt. Es iſt aber nicht zu vergeſſen, daß man noch vor dem Eingießen des Kittes, ein mit Fett beſchmiertes hölzernes Ståbchen in die obere Oeffnung der Röhre g ſtecken muß, damit nicht der Kitt hinein laufe, und ſie verſtopfe. Sollte ſich etwa der Kitt nicht über den ganzen obern Deckel d der Büchſe ausgebreitet haben, ſo kann durch das Loch F ſo viel noch hinunter gelaſſen werden, als zu ſeiner völligen Bedeckung nöthig iſt. Wenn der Kitt erkaltet iſt, låßt ſich das Ståbchen, nachdem man den Deckel

vom

vom Glaſe abgenommen hat, leicht wieder heraus ziehen.

Das hölzerne Käſtchen, I, auf welches dieſe Lampe geſtellt wird, iſt, mit Einrechnung der Holz-Dicke, 1 Schuh breit, 13 Zoll lang, und 4 $\frac{1}{2}$ Z. hoch. Die Dicke des Holzes beträgt durchgehends nur einen ſchwachen halben Zoll; es ſchließt alſo im Lichten einen Raum ein, der in der Länge 12, und in der Breite 11 Z., in der Höhe aber 3 $\frac{1}{2}$ Zoll hat. Nirgends hat es eine Oeffnung, als vorn bey K, wo es mit einem Schieber, der in Falzen läuft, aber nicht von der Seite, ſondern von oben herab eingeſchoben wird, verſchloſſen werden kann. Mitten auf den Deckel dieſes Käſtchens wird die Lampe geſetzt, und mit den oben gemeldeten drey Flügel-Schrauben befeſtigt. Bey L iſt ein Loch, durch welches der vom Scheibchen x herabhangende Faden geht, und bey M ein zweytes, aber viel größeres, in welchem ein abgedrehtes Holz ſteht, welches ſeiner Länge nach durchbohrt iſt, und eine Glas-Röhre in ſich hat, durch welche ein Draht geht. Inwendig im Käſtchen befindet ſich ein 3 Lin. dickes Bretchen, welches ſeinen ganzen Boden bedeckt, folglich an den innern Wänden deſſelben ſich überall anſchließt, und vorn bey dem Schieber nur um ſo viel zurück ſteht, daß dieſer bis auf den Boden des Käſtchens herab geſchoben werden kann. Auf dieſes Bretchen wird die Schale des Elektrophors befeſtigt, welche von ſtarkem Sturz gemacht iſt, und einen nur 2 Lin. hohen Rand hat, der mit einem Ring von Meſſing überzogen iſt. Der Durchmeſſer dieſer Schale iſt 9 Zoll. Den Kuchen kann man von guten Siegel-Wachs machen, das in kleine Stücke zerhackt, und hernach in die Schale gleich herum vertheilt wird. Man ſetzt alsdann die Schale auf einem Dreyfuß über ein Kohl-Feuer, läßt das Siegel-Wachs langſam zerfließen, rührt es

mit einem eiſernen Stäbchen bisweilen um, und zieht es nach dem Mittelpuncte der Schale hin, damit es von hier aus wieder zerfließe, und rings herum nach dem Rande der Schale hinauslaufe. Sobald man ſieht, daß die ganze Maſſe flüſſig geworden iſt, wird die Schale nebſt dem Dreyfuß vom Feuer gehoben, und vermittelſt untergelegten Bretchen, oder ſonſt etwas, wo es nöthig iſt, ſo wagerecht geſtellt, als es möglich iſt. Zulezt wird ein glühendes Plätt-Eiſen überall, auch da wo keine Blaſen ſind, nach und nach über die ganze Oberfläche des Siegel-Wachſes gehalten, wodurch es ſo ſchön eben und glatt erhalten wird, als ein Spiegel. Die Ober-Platte oder der Deckel des Elektrophors wird von einem wohl getrockneten und feſten Holze gedrehet, welcher hernach mit Zinn-Folie bezogen wird, die man auf dem Rande ſo glatt, als möglich, macht. Die Scheibe hält 6 ½ Zoll im Durchmeſſer, und folglich bleibt auf dem Siegelwachs-Aufguß der Unter-Schale ein unbedeckter Rand, der 1 Z. 3 Lin. breit iſt. Die Unter-Schale muß auf das im Käſtchen befindliche Bret feſtgemacht werden. Dieſes geſchieht vermittelſt zweyer Blech-Stücke von Meſſing, davon das eine vorn bey a, Fig. 3738 e), und das andere hinten bey b an den Rand der Schale angelöthet iſt. Erſteres iſt nur ½, lezteres aber 1 ½ Zoll lang. Das vordere hat ein Loch, durch welches eine Flügel-Schraube in das Bret geht, das hintere aber wird unter einem andern Blech-Stücke c durchgeſchoben, welches mit ſeinen beyden Enden in die Quere auf das Bret genagelt iſt, und nach der Breite des Blech-Stückes b in etwas aufgehoben ſeyn muß, damit lezteres unter ihm durchgeſchoben werden, aber auch nicht auf die Seite ausweichen könne. Wenn das Bret mit dem Elektrophor in das Käſtchen geſchoben iſt, ſteht alles feſt, und es kann kein Verſchieben oder Ausweichen Statt finden.

a) Fig. 3738 f), iſt ein Glas-Streif, einen ſchwachen Zoll breit, vorn bey b und hinten bey c in Hülſen von Meſſing-Blech gekittet. Durch die vordere Hülſe geht ein Loch, durch welches eine Holz-Schraube, die einen Knopf hat, in den Deckel des Elektrophors getrieben, und ſo der Glas-Streif auf demſelben befeſtigt wird. Dieſe Holz-Schraube ſteht gerade in dem Mittelpuncte des Deckels; a a, Fig. 3738 b); die hintere Hülſe wird an eine Welle d, F. 3738 f), angelöthet; dieſe Welle iſt ein Stück Draht, von der dickſten Sorte, woraus die Fenſter-Stänglein gemacht werden, und an beyden Enden ſind Zapfen angefeilt, welche ungefähr 1 Lin. dick ſind. Mit dieſen Zapfen wird die Welle in die Löcher zweyer hölzerner Säulchen gebracht, welche unten ein Zäpfchen haben, mit welchen ſie hinten nahe am Rande des Bretes in die Löcher d und e, F. 3738 e), eingeſetzt werden. Das eine dieſer Säulchen ſieht man bey b b, F. 3738 b) im Durchſchnitt. In dieſe Säulchen ſind auf ihrer innern Seite, welche die Zapfen der Welle in ſich nimmt, von oben herab längliche Stücke Meſſing-Blech mit einem, ihrer Länge nach, auf beyden Seiten ſchief zugefeilten Rande eingeſchoben, welche Löcher haben. Dieſe Löcher können vermittelſt der Verſchiebung der Meſſing-Stücke in den Säulchen höher oder niedriger geſtellet werden, wie es die Lage des Deckels auf der Siegelwachs-Fläche der Unter-Schale erfordert. Zu dieſem Ende ſind die Löcher in den hölzernen Säulchen länglich geſchnitten, damit die Zapfen der Welle in denſelben auf- und abgehen können, wie bey b b, Fig. 3738 b), zu ſehen iſt. In den Löchern der Meſſing-Stücke bleiben die Zapfen unbeweglich, nich zwar abſolut, weil ſie ſich darin umdrehen müſſen, ſondern nur in Anſehung des Verſchiebens. Man muß dieſen Mittel, dem Deckel des Elektro-

phors die möglichſte gleichförmige Lage auf der Unter-Schale zu geben, deswegen ſuchen, weil ſie ohne daſſelbe nicht leicht nach Wunſch zu erhalten iſt; und man darf nun die Meſſing Stücke recht gedränge gehen machen, ſo wird man nie zu befürchten haben, daß ſie ſich von ſelbſt wieder verſchieben möchten. In Fig. 3738 g) iſt dieſes eingeſchobene Meſſing-Stück deutlich zu ſehen.

Bey M, F. 3738 a) und b), iſt ein Loch in den Deckel des Käſtchens gemacht, welches 9 Lin. im Durchmeſſer hat. In dieſes Loch wird ein abgedrehtes Stück Holz geſetzt, welches durchbohrt iſt, um in ſich ein Glas-Röhre aufzunehmen, in welcher ſich ein Eiſen Draht befindet, der oben in einen Ring c c gebogen iſt, unten aber 3 bis 4 Lin. weit aus der Glas-Röhre hervorſteht, und hier ein Schrauben-Gewinde hat, an welches ein meſſingener Knopf d d geſchraubt wird, der einen Streif von Meſſing-Blech, in welchem der hervorſtehende Theil des Eiſen-Drahtes ſteht, an die Glas-Röhre antreibt und nach Nothdurft befeſtigt. An dem andern Ende dieſes Streifen iſt ein meſſingener Knopf e e mit einem kurzen Stiele angelöthet. Der Blech-Streif muß mit einer feinen Feile überall wohl abgerundet werden. Er befindet ſich um etwas weniges höher, als in der Mitte des Raumes zwiſchen dem Deckel des Elektrophors und des Käſtchens, und kann, nachdem er an den Drath in der Glas-Röhre angeſchraubt worden iſt, ganz leicht durch das Loch im Deckel des Käſtchens, in dieſes hineingebracht werden. Wozu übrigens dieſes alles beſtimmt iſt, ſieht man in beyden Figuren von ſelbſt. Durch ein anderes, vorn beym Schieber befindliches, nur ganz kleines Loch, geht ein gezwirnter ſtarker Seiden-Faden, der oben eine Schleife hat, mit welcher er in einen kleinen Haken von Meſſing-Draht eingehängt wird, der ſich

an

an der Schnur befindet, welche an den Arm des Hahnes gebunden iſt, ſodann ganz um das Scheibchen x herum geführt, und hernach mit dem Seiden-Faden zuſammengehängt wird, deſſen unteres Ende auch einen kleinen Haken hat, mit welchem er in einen Heft von Meſſing-Draht eingehängt wird, der ſich in den Deckel des Elektrophors befindet. Wenn der Hahn gedrehet wird, ſo geht der Deckel in die Höhe, giebt an den Knopf e e einen Funken ab, der aus dem in der Glas-Röhre v befindlichen Drahte in H überſpringt, und die daſelbſt herauskommende brennbare Luft anzündet, da inzwiſchen das Scheibchen x ſich um den vierten Theil ſeines Umfanges umgedreht hat, und das in dem Röhrchen y ſtehende Wachslicht in eine horizontale Lage, und folglich mit ſeinem hervorragenden Ende (Butzen) gerade über H gebracht worden iſt, wo die brennbare Luft es anzündet, worauf es durch Verſchließung des Hahnes wieder ſeine lothrechte Stellung erhält. Wenn man das Bret worauf der Elektrophor befeſtigt iſt, aus dem Käſtchen herausnehmen will, um die Kraft des Kuchens zu erneuern, ſo wird der Seiden-Faden erſt aus dem obern Haken ausgehängt, und dann mit ſeinem untern Haken aus dem Hafte des Elektrophor-Deckels genommen.

Nachſtehende Anmerkungen werden noch verſchiedenes erläutern.

1. Das obere Glas muß von gleicher Höhe, wie das untere, ſeyn, da es in Fig. 3738 b) etwas niedriger vorgeſtellt iſt.
2. Vor dem Einkitten muß Glas und Metall wohl erwärmt werden.
3. Man kann nicht verhüten, daß bey dem Einkitten der Kitt von auſſen über Glas und Metall herablaufe; aber man laſſe ihn nur lauffen, wohin er will. Wenn er kalt und hart geworden iſt, läßt er ſich leicht wieder wegbringen, und mit Terpentin-Oehl kann alles vollends rein abgewiſcht werden.

4. Ge-

4. Genau wagerecht ſollen die Gläſer und die Büchſe ſtehen, wenn man die Einkittung vornimmt.
5. Das Rohr g muß weiter ſeyn, als das Rohr h, damit der Druck ſtärker ſey.
6. Alles, was auf dem Deckel des obern Glaſes ſteht, muß in Anſehung ſeiner Höhe genau zuſammen paſſen, kann aber um einen ganzen Zoll niedriger ſeyn, als es gezeichnet iſt.
7. Muß man den Seiden-Faden um deswillen über das ganze Scheibchen x gehen laſſen, weil er ſonſt leicht rutſchen würde.
8. Wenn die Lampe mit brenbarer Luft gefüllt werden ſoll, ſo wird der Deckel von dem Loche F, F. 3738 a), abgehoben, und Waſſer in das obere Glas gegoſſen, welches dann durch das Rohr g in das untere Glas herabfließt. Damit hält man ſo lange an, bis es ganz angefüllt iſt, und das Waſſer in das obere Glas heraus zu treten anfängt, worauf man den Hahn, der unterdeſſen offen gehalten werden muß, wieder verſchließt, das Stück H aber, welches vor dem Eingießen auch abgeſchraubt werden muß, weil ſonſt die Luft zum Austreten gar zu viel Zeit brauchen würde, noch beyſeit geſtellt läßt. Hierauf wird die Blaſe des Hahnes, Fig. 3739 a) und b), nach der Beſchreibung, die ich hernach davon geben werde, mit brennbarer Luft gefüllt, und alsdann wird der Hahn verſchloſſen. Hernach ſchraubt man den Trichter davon ab, und das Rohr mit d auf den Hahn der Lampe auf, öffnet beyde Hähne, und zwingt, durch das Drücken der Blaſe, das Waſſer, aus dem untern Glaſe in das obere herauf zu treten, in deſſen Stelle dann die brennende Luft kommt, worauf beyde Hähne wieder verſchloſſen werden, der Blaſen-Hahn abgeſchraubet, und das Stück H, Fig. 3738 a) und b), wieder aufgeſchraubet wird. Es wird nun zwar durch dieſes Verfahren, die vor dem Anfange der Operation in der Röhre h befindlich geweſene gemeine Luft auch mit in das untere Glas gebracht, und daſelbſt mit der brennbaren vermiſcht; allein, es iſt hiervon nicht das geringſte zu befürchten, da wohl noch zehnmahl ſo viel gemeine Luft unter die brennbare kommen dürfte, ohne daß man

man eine Exploſion zu befürchten hätte. Wie bequem und mit wie wenigen Umſtänden übrigens auf eine ſolche Art die Lampe gefüllt werden kann, läßt ſich leicht einſehen.

9. Es iſt weniger gut, wenn die Lampe zwey Hähne hat, den einen für die Luft und den andern für das Waſſer. Wenn der Waſſer-Hahn nicht ſehr gut ſchließt, ſo kann in Zeit von einer Stunde ſo viel atmoſphäriſche Luft hinein kommen, daß eine Exploſion entſteht, welche nicht nur die Lampe zerſchlägt, ſondern auch für den, der die Hähne öffnet, gefährlich iſt. Wenn bey dieſer Lampe der Hahn nicht gut ſchließt, wie geſchehen kann, wenn der Bolzen nicht feſt genug ſteht, ſo geſchieht weiter nichts, als daß die brennbare Luft aus dem untern Glaſe fortgeht, und an ihre Stelle Waſſer in das Glas kommt.

10. In den Deckel des Käſtchens wird ein Draht eingelegt, der unter den Fuß der Lampe geht; N, Fig. 3738 a). Mit ſeinem andern Ende iſt er durch den Deckel hindurch geſteckt, und unter demſelben in einen Ring gebogen, in welchem eine kleine auf den Stanniol g, der mit dem Stanniol-Streife, F. 3738 c), verbunden iſt, herabhangende Kette eingehängt wird. In den Knopf F, F. 3738 a), kann eine bis auf den Fuß der Lampe herabreichende Kette eingehängt werden. Durch dieſe Einrichtung wird dem Funken ſeine Ableitung bis zur Unter-Schale des Elektrophors verſchaffet.

Herrn M. Bohnenberger Methode, um Blaſen auf verſchiedene Art mit brennbarer, vermiſchter, oder anderer Luft-Art zu füllen und wieder auszuleeren (*).

„Dieſe nützliche Einrichtung, deren ich ſo eben, in der 8ten Anmerk. gedacht habe, iſt Fig. 3739 a) und b), ſowohl nach ihrer äuſſern Geſtalt, als auch nach ihrem Durchſchnitt, vorgeſtellt. Das Maß von

(*) M. Bohnenberger's erſte Fortſetz. der Beſchreib. einer Elektriſirmaſchine, (Stutg. 1786, 8.) S. 71, fgg.

von Fig. 3739 b) iſt von a bis b = 14½ Zoll; von b bis c = ¼ Zoll; von c bis d = 4 Z.; und von e bis f = 1½ Zoll. Die Oeffnung der Röhre iſt durchaus gleich, und beträgt ⅙ Zoll. Die ganze Röhre nebſt dem Hahne iſt von Meſſing. Oben bey a ſind eingedrehte Rinnen, um die Blaſe feſt binden zu können, welches mit ſtark gewichſtem dünnen Bindfaden geſchieht wodurch das Ausweichen der Luft gänzlich verhindert wird. Der Reiber des Hahns, deſſen Bauch nach ſeinem größten Durchmeſſer ¾ Zoll beträgt, iſt an ſeinem hintern Ende ⅛ Z. tief hohl ausgedreht, und die Höhlung mit einem Schrauben-Gange verſehen, in welchem das gewölbte Schräubchen, das mit einem Einſchnitte zum Umdrehen zugerichtet iſt, getrieben, und der Reiber feſtgeſtellt werden kann, daß er im Aufdrehen nicht zurück weiche. Wo die Röhre am dünnſten iſt, hält ſie ⅓ Zoll im Durchſchnitt. Das untere Stück, d e f, läßt ſich von dem obern abſchrauben, und wo die beyden Stücke zuſammen geſchraubt werden, iſt der Durchmeſſer ein ſtarker halber Zoll. Bey e iſt ein zirkelrundes Scheibchen angelöthet, von 1 Zoll im Durchmeſſer, und über deſſen Rand her, ein Trichter, deſſen Höhe nach der ſenkrechten Linie 2½, und die obere Weite 3½ Z. iſt. An dem Fuße deſſelben iſt ein ¼ Z. hoher Ring angelöthet, der ihm nach ſeinem äuſſern Anſehen denen Trichtern ähnlich macht, deren ſich die Schlächter bey Verfertigung der Würſte bedienen. Durch den Boden des Trichters geht nahe bey der Röhre, ein Loch, in welchem ein zweyte kurze Röhre e f ſteht, die an die Haupt-Röhre angelöthet iſt, und mit dieſer keine Gemeinſchaft hat. Dieſe Röhre e f reicht unten einen halben oder ganzen Zoll über die Haupt-Röhre hinaus, und verurſachet dadurch, daß alsdann das Waſſer aus dem Trichter leichter abfließt. g iſt ein Pfropfen, durch welchen, ſeiner Länge nach,

mit

mit einem heißen Eiſen zwey in einander fallende Löcher ſo gebrannt und gebohrt ſind, daß er an die doppelte Röhre genau paſſend angeſteckt, und in den Ring des Trichters bis auf den Boden deſſelben, nachdem zuvor etwas elektriſcher Kitt hinein gegoſſen worden iſt, getrieben werden kann. Oben nahe am Rande des Trichters iſt ein Loch, in welches eine etwa 2½ Z. lange Röhre gelöthet iſt, durch welche das bey einer gewiſſen Operation, welche unten vorkommen wird, in den Trichter heraufſteigende Waſſer ablaufen kann; ſie iſt mit der kurzen Neben-Röhre von gleicher Weite. Fig. 3739 c) ſtellt einen dicken metallenen Draht vor, der oben breit geklopft, und unten hinaus etwas dünner auslaufend gefeilt, darauf vollkommen rund abgedreht und poliert worden iſt, um damit die kurze Neben-Röhre nöthigen Falls verſchlieſſen zu können, wenn es von oben hinunter geſchehen muß. Er muß etwas krumm ſeyn, damit er oben von der Hauptröhre ſo weit abſtehe, als nöthig iſt, um ihn bequem anfaſſen und drehen zu können. Der Trichter, in deſſen Rand ein Draht gelegt wird, damit er eine runde Einfaſſung bekomme, das Röhrchen h, das Nebenröhrchen und der Boden des Trichters, das alles wird von geſchlagenem Meſſing gemacht; alles übrige aber iſt von gegoſſenem Meſſing, und wird auf der Drehbank abgedreht und poliert.

„Ehe die Blaſe angebunden wird, muß ſie mit reinem Baum- oder ſüßem Mandel-Oehl, das man durch ihre Oeffnung hineinbringt, wohl eingeſchmiert, und zwiſchen den Händen ſo lange geriben werden, bis das Oehl, welches man, wenn ſie hernach ſtark aufgeblaſen wird, auf ihrer äuſſern Oberfläche kann heraus ſchwitzen ſehen, ihre ganze Subſtanz durchdrungen, und ſie vollkommen weich und geſchmeidig gemacht hat.

„Der Gebrauch dieſes Inſtrumentes iſt eben ſo bequem, als mannichfaltig, wie aus dem Folgenden erhellen wird.

1. Wenn man brennbare Luft machen will, und man hat die erforderlichen Ingredienzen an Feilſpänen, Vitriolöhl und warmem Waſſer in ihrer verhältnißmäßigen Quantität, in eine in warmer Aſche ſtehende Schoppen-Bouteille gebracht, ſo wird ſogleich der unten befindliche Pfropfen des Hahnes, ſammt demſelben, nachdem vorher das Nebenröhrchen, von unten hinauf, mit einem eingeſteckten, in geſchmolzenes Wachs getauchten, und mit Werk umwickelten Hölzchen genau verſchloſſen worden iſt, in die Mündung derſelben feſt eingeſteckt, wobey aber nicht zu vergeſſen iſt, daß man vorher alle Luft aus der Blaſe heraus drücken, ſolche von oben herab, nach unten hinaus zuſammen drehen, und ſodann den Hahn ſchließen muß. Sobald nun der Hahn aufgeſteckt iſt, ſchließt man denſelben wieder auf, damit die in der Bouteille ſich entwickelnde Luft in die Blaſe hinauf ſteigen könne, welche ſich zuſehends ausdehnt, und, wenn Vitriolöhl und Feilſpäne von guter Beſchaffenheit ſind, von der aufſteigenden Luft immer ſtrotzend voll wird.

2. Will man mit dieſer Luft den Luftbehälter der vorhin beſchiebenen philoſophiſchen Lampe füllen, ſo wird der Hahn verſchloſſen, von der Bouteille abgenommen, das untere Stück mit dem Trichter davon abgeſchraubt, der obere Theil mit der verſchloſſenen Blaſe auf den Hahn der Lampe, der das nämliche Schrauben-Gewinde hat, aufgeſchraubt, der Hahn geöffnet, die Blaſe gedrückt, und durch dieſen Druck das in dem Luftbehälter befindliche Waſſer genöthigt, durch einen Nebenweg in den leeren Waſſerbehälter hinauf zu ſteigen, und der dagegen eindringenden brennbaren Luft Platz zu machen, worauf der Hahn

der

der Lampe ſowohl als der Blaſe, wenn noch Luft in dieſer zurück iſt, wieder verſchloſſen wird.

3. Weil die brennbare Luft in der Blaſe ſich nicht lange unverdorben aufbewahren läßt, ſo kann man ſie aus derſelben auf folgende Art in eine Bouteille bringen. Der Stöpſel, Fig. 3739 c), wird aus dem Neben-Röhrchen des Blaſen-Hahnes herausgezogen, und dagegen eine andere meſſingene Röhre, welche ſo lang ſeyn muß, daß ſie bis auf den Boden einer halbmäßigen Bouteille hinab reicht, in eben dieſes Röhrchen von unten hinauf eingeſteckt. Mit dieſer angeſteckten Röhre verſehen, wird der Blaſenhahn in eine mit Waſſer ganz angefüllte Halb-Maß-Bouteille geſteckt, und unter das Abfluß-Röhrchen des Trichters ein Gefäß, in welches das Waſſer ablaufen kann, geſtellt. Hierauf wird der Hahn geöffnet, und die Blaſe ſo lange gedrückt, bis entweder alles Waſſer der Bouteille durch die angeſteckte Röhre in den Trichter hinauf geſtiegen, oder keine Luft mehr in der Blaſe iſt, worauf der Hahn wieder abgenommen, und die Bouteille mit ihrem Pfropfen verwahrt wird. Es iſt hierbey wohl zu merken, daß die angeſteckte Röhre genau ſchließen muß, weil ſonſt die Stärke des Druckes die Luft nöthigt, in der Nebenröhre auszuweichen, wodurch ſie faſt alle verloren geht. Man muß daher dieſe Röhre an dem Orte des Anſteckens etwas dünner auslaufend machen laſſen, und mit einem gewichſten Faden ſo umwickeln, daß ſie feſt und genau ſchließend in das Neben-Röhrchen getrieben werden kann.

4. Will man aus einer, mit brennbarer oder dephlogiſtiſirter Luft gefüllten Bouteille, eine dieſer Luftarten in die Blaſe bringen, oder zu einem andern Verſuch verwenden, ſo wird der Stöpſel, Fig. 3739 c) von oben herab in das Neben-Röhrchen

genau ſchließend eingeſteckt, alsdann der Blaſen-Hahn auf die Luft-Bouteille gebracht, der Trichter mit Waſſer gefüllt, der Stöpſel herausgezogen, und der Hahn aufgeſchloſſen. In dem Augenblicke des Aufſchließens fängt das Waſſer im Trichter an, in die Bouteille hinab zu laufen, und die Luft zum Aufſteigen in die Blaſe zu nöthigen, daher man zu gleicher Zeit Waſſer in den Trichter nachgießen, und damit ſo lange anhalten muß, bis die Bouteille ganz mit Waſſer angefüllt, und folglich alle Luft in die Blaſe aufgeſtiegen iſt, es wäre denn, daß man nur eine gewiſſe Portion derſelben in die Blaſe auffangen wollte, in welchem Falle man nur den Hahn ſchließen darf, welches das Waſſer augenblicklich ſtillſtehen macht. Man wird ſich von ſelbſt erinnern, daß vor dem Anfange der Operation alle Luft aus der Blaſe ausgedrückt werden muß, wie oben bey No. 1. geſagt worden iſt.

5. Wenn man eine Miſchung von verſchiedenen Luftarten in einem angegebenen Verhältniß nöthig hat, ſo kann ſie mit dieſem Inſtrumente erhalten werden; und das iſt der Fall, in welchem man ſich befindet, wenn man Seifen-Blaſen anzünden will, bey welchem Verſuch, der zugleich die Art des Verfahrens in allen ähnlichen Fällen lehrt, auf folgende Weiſe zu Werke gegangen wird. Man drückt die Blaſe des Hahnes aus, und beobachtet alles übrige, was bey No. 4 geſagt iſt, gießt aus einem Gefäße, das einen Schnabel und eine beſtimmte Portion Waſſer in ſich hat, mit Sorgfalt, daß man nichts verſchütte, dieſes Waſſer nach und nach in den Trichter des Hahnes, der in einer mit dephlogiſtiſirter Luft gefüllten Bouteille ſteht. Wenn das Waſſer hinabgelaufen iſt, wird das Neben-Röhrchen ſogleich verſchloſſen, und unmittelbar darauf auch der Hahn, der ſodann wieder abgenommen und beyſeit gelegt wird; die Bouteille aber

wird

wird mit ihrem Pfropfen wieder zugeſtopft. Sodann ſteckt man den Hahn auf eine Bouteille, in welcher brennbare Luft iſt, gießt in das vorgemeldete Gefäß mit dem Schnabel von der vorigen Portion Waſſer das Duplum, und verfährt dann, wie vorhin, ſo hat man in der Blaſe einen Theil dephlogiſtiſirte, und 2 Theile brennbare Luft. Wenn man nun in einem irdenen Gefäße Seifenwaſſer angemacht hat, ſo taucht man den Pfropfen des Hahnes in daſſelbe bis auf den Boden des Gefäßes hinein, öffnet den Hahn, und drückt die Blaſe, aus welcher die vermiſchte Luft in das Seifenwaſſer dringt, und eine Menge Blaſen auftreibt, welche nicht nur das ganze Gefäß anfüllen, ſondern ſich auch noch weit über daſſelbe erheben. Man zündet hierauf ein Hölzchen an, das ein wenig zugeſpitzt iſt, und bläſet die Flamme wieder aus. In dem Augenblicke, da man die glühende Spitze dieſes Hölzchens, wenn die Gluth auch noch ſo klein seyn möchte, in die Seifenblaſen taucht, entzündet ſich die ganze Maſſe derſelben, und es entſteht wider alles Vermuthen ein Knall, den man ſelbſt hören muß, wenn man ſich den Grad ſeiner Stärke vorſtellen will; in dem Gefäße iſt auch nicht ein einziges Bläschen mehr zu ſehen, und das zurückgebliebene Waſſer ſteht ſo unbeweglich da, als ob nichts darin vorgegangen wäre. Wenn noch mehr Luft in der Blaſe iſt, ſo kann man den Verſuch auf der Stelle wiederhohlen, und ſo mehreremahl nach einander. Man muß aber nie vergeſſen, den Hahn allezeit vorher zu verſchließen, ehe man ihn aus dem Seifenwaſſer zurück zieht. Wenn man ein groſſes Gefäß nehmen und ſo viele Blaſen machen wollte, daß eine ganze Schweinblaſe voll Luft dabey aufgienge, ſo würde der Knall kaum auszuhalten ſeyn. Wollte man den Verſuch mit einzelnen Blaſen machen, ſo müßte man ein zweytes Stück, wie e f, haben, welches ſich bey

d an ſtatt des erſtern einſchrauben ließe, wobey man den Pfropfen nebſt dem Trichter wegläßt, und dem meſſingenen Rohre unten eine Ausbeugung giebt, wie Fig 3739 d) zeigt. Man taucht es mit dieſer Mündung in das Gefäß mit Seifenwaſſer, daß ein kleines Tröpfchen unten in der Oeffnung hangen bleibe, und ſolche gleichſam verſchließe. Man öffnet ſodann den Hahn, und drückt aus der Blaſe ſo viel Luft, daß ſich eine Seifenblaſe aus dem Tropfen Seifenwaſſer bilde, ſchließt den Hahn augenblicklich wieder zu, und bringt ein angezündetes und wieder ausgeblaſenes Wachsſtöckchen, das nur etwas Gluth an ſeinen Dochten behalten hat, in die Blaſe, ſo wird ſich die darin befindliche Luft entzünden, und einen ſtarken Knall machen. Man kann dieſen Verſuch augenblicklich und ſo oft wiederhohlen, als Luft in der Blaſe vorhanden iſt; nur muß man nicht vergeſſen den Hahn zu zumachen, ehe man die Blaſe anzündet. Mir geſchahe dieſes einmahl, da die Blaſe noch voll Luft war, die ſich zugleich mit entzündete; der Knall war ſo heftig, daß die Lichter im Zimmer auslöſchten, die Gläſer auf dem Tiſche umfielen, und die Fenſter des Zimmers vermuthlich würden Schaden gelitten haben, wenn nicht zu allem Glück ein Flügel offen geweſen wäre, der der gepreßten Luft Platz gemacht hätte; indeſſen erſtreckte ſich der Knall weit, ſo daß man ihn in einer ſehr entfernten Straße hörte, die Blaſe war in Stücke geſprungen, und in kleine geſpaltene Fetzen zerriſſen und verſchleudert.“

Ein Ungenannter in Paris hat eine Art von philoſophiſcher Lampe erfunden, die eine Veſtalinn vorſtellt, welche vor einem Altare ſitzt, und eine Wachsfackel in der Hand hält. Bey den Füſſen der Veſtalinn iſt ein Hahn angebracht, den man nach Belieben drehen kann. Wenn man ihn dreht, bricht aus

der Mitte des Altares ein Feuerſtrahl hervor, der die Fackel der Veſtalinn anzündet (*).

Wer weder die Brennluft=Lampe, und den oben beſchriebenen elektriſchen Apparat, ein Licht anzuzünden, beſitzt, oder, wie Frauenzimmer, nicht damit umzugehen weis, kann ſich mit den ſo genannten Phosphor=Lichtchen, welche ich an ſeinem Orte beſchreiben werde, behelfen.

Bey Ertheilungen, ſind Lampen, welche nicht angehängt ſind, Gerade; wo ſie aber befeſtigt ſind, hat es gleiche Beſchaffenheit wie mit den Laternen, wovon an ſeinem Orte gehandelt werden wird. Eine Spiritus=Lampe iſt zwar an und für ſich ſelbſt, und einzeln, ſo wie andere Lampen, Gerade; aber wenn ſie unter einem Dreyfuß und Thee=Keſſel befindlich und dazu gehörig iſt, nimmt ſie die Natur des Theekeſſels an, und wird Erbe. Wäre hingegen der ſilberne Kaffe= oder Thee=Keſſel nebſt dem Dreyfuß oder der Kohlpfanne verkauft, und die Spirituslampe nur noch einzeln vorhanden, ſo wird ſie wieder Gerade.

Es giebt auch ganze Thier=Lampen; ein einziges Vögelchen vertritt die Stelle derſelben. Von dem ſo gen. Sturmvogel, Procellaria pelagica, iſt es bekannt, daß er ein Fett=Klümpchen werde. Die Einwohner ziehen ihm einen Docht durch den Körper, und ſo brennen ſie ihn eine geraume Zeit, als eine Lampe.

(*) Notice de l' Almanach ſous verre des Aſſociés, Paris, 1790 S. 591, f.

* * *

Der Name Lampe kommt auch in der Konchyliologie vor. Man pflegte ehedem einige Arten der Klippkleber, oder der Schüſſelmuſcheln (Patella) damit zu belegen; weil aber ſolcher in dieſen Fällen nicht gehörig beſtimmt war, hat man izt dieſe Benennung nur auf zwey kielförmige Schnirkelſchnecken (Helix) eingeſchränkt.

1. Die oſtindiſche Lampe, Helix ringens *Linn.* Die Größe iſt verſchieden; man findet einige, die im Durchſchnitt des Bodens 1½ Z. haben. Die Farbe iſt, nach Linné, braungelb, alſo einfarbig; nach **Bonanni**, grau mit goldgelben Flecken; nach **Born** weiß mit bräunlichen Flecken. Die Geſtalt iſt einiger Maßen kielförmig. Die Schale ſelbſt iſt nicht durchbohrt, oben erhaben rund, unten platt, mit einer ungefaltenen Mündung, und hinten mit einer doppelten Lippe verſehen, daher dieſelbe einer Lampe ähnlich ſeyn ſoll. Dieſe indianiſche Erdſchnecke iſt überaus ſelten.

2. Die Baſtard=Lampe, Helix carocolla *Linn.* führt dieſen Namen, weil die Mündung nur einfach iſt, und nicht eine doppelte Lippe hat. Die Schale iſt erhaben rund, die Gewinde aber ſind kielförmig eckig. Sie hat im Durchſchnitt ungefähr 2 Zoll, und iſt braun, wenn ſie aber poliert worden iſt, farbig glänzend.

Lampe, (Argandiſche) ſiehe oben, S. 227, fgg.

— — (Baſtard=) die Benennung einer Schnecke, Helix carocolla *Linn.*; ſiehe oben auf dieſer Seite.

— — (Begräbniß=) ſ. oben, S. 97, fgg.

— — (Berg=) ſ. oben, S. 271, f.

— — (Blut=) ſ. oben, S. 273, f.

— — (Brennluft=) ſ. oben, S. 274, fgg.

Lampe, (Blutoniſche) ſ. oben, S. 235.
— — (Cabinet-) von halbdurchſichtigem Alabaſter, ſ. oben, S. 267.
— — (Cardaniſche) ſ. oben, S. 172, fgg.
— — (elektriſche) ſ. oben, S. 274, fgg.
— — (Epictet's) ſ. oben, S. 185, f.
— — (ewige) ſ. oben, S. 98.
— — (Gärtneriſche) ſ. oben, S. 170, fgg.
— — Göziſche) ſ. oben, S. 245, fgg.
— — (Grab-) ſ. oben, S. 97, fgg.
— — (Gruben) ſ. oben, S. 271, f.
— — (heilige) ſ. oben, S. 92.
— — (Helfenzriederiſche) ſ. oben, S. 204, fgg.
— — (immerbrennende) ſ. oben, S. 98.
— — (irdene) ſ. oben, S. 119.
— — (Kaffe-) ſ. im XXXII Th. S. 192.
— — (kugelnde oder laufende) ſ. oben, S. 272, f.
— — (langwierige) ſ. oben, S. 170.
— — (Laternen-) ſ. unter Laterne.
— — (Leclerciſche) ſ. oben, S. 244, f.
— — (Leutmanniſche) ſ. oben, S. 178, u. 188, f.
— — (Löth) ſ. oben, S. 269.
— — (Nacht-) ſ. oben, S. 180, f.
— — (Oehl-) ſ. oben, S. 120.
— — (oſtindiſche) die Benennung einer Schnecke, Helix ringens *Linn.*; ſ. oben, S. 344.
— — (Philoſophen- oder philoſophiſche) ſiehe oben, S. 276.
— — (Pumpen-) ſ. oben, S. 182, f.
— — Quinquetiſche) ſ. oben, S. 244.
— — (Reiſe-) ſ. oben, S. 267, f.
— — (Rießſche) ſ. oben, S. 235; deren Einbringung iſt in den kön. preuß. Provinzen dießſeits der Weſer, verbothen; S. 259, f.
— — (Schmelz-) zum Glasſchmelzen, ſ. oben, S. 269.

Lampe, (Segneriſche) ſ. oben, S. 190, fgg.
— — (ſilberne) ſ. oben, S. 96.
— — (Spiritus-) ſ. oben, S. 120, 160, und 343.
— — (Stall-) in Pferde-Ställen, ſ. im LVII Th. S. 457.
— — (Studier-) ſ. oben, S. 185, fgg. und 245, fgg.
— — (Talg-) ſ. oben, S. 264, und 272.
— — (Thier-) ſ. oben, S. 343.
— — (Thran-) ſ. oben, S. 156.
— — (Todten-) ſ. oben, S. 97, fgg.
— — (Wachs-) ſ. oben, S. 264.
— — (Wolfiſche) ſ. oben, S. 188, f.

Lampen-Docht, ſ. oben, S. 126, und 155, fgg.

Lampen-Kerze, ſ. unter Wachsſtock.

Lampen-Leuchter, bey dem jüdiſchen Gottesdienſte in dem Heiligen der Stiftshütte und des Tempels; ſ. oben, S. 82, fgg.

Lampen-Mann, im Plurali die Lampen-Männer, oder Lampen-Leute, derjenige, welcher die an öffentlichen Orten befindlichen Lampen anzündet und putzet, der daher auch wohl der Lampenputzer, Lampenwärter, genannt wird.

Lampen-Mikrometer, ſ. Mikrometer.

Lampen-Oehl, deſſen Unterſchied im Brennen und Leuchten, ſ. oben, 148, fgg.

Lampen-Obſen, ſ. oben, S. 269.

Lampen-Putzer, ſ. Lampen-Mann.

Lampen-Schwarz, Oehl-Ruß; ſ. unter Ruß.

Lampen-Stock, Fr. Cul de Lampe, nennt man, in der Baukunſt, einen oben an der Decke eines Zimmers, oder auch einen von einem gothiſchen Gewölbe herunter hangenden Zierrath, welcher gemeiniglich, wie der Untertheil einer Kirchen-Lampe, unten etwas ſpitzig ausläuft; an deſſen ſtatt aber unſere heutigen Baumeiſter die Gewölbe, oben wo das Kreuz iſt,

oder

oder wo dieſelben zuſammen laufen, gemeiniglich nur mit ſchlechten Ziegel- oder andern Steinen ſchließen, welche daher auch die Schlußſteine oder Schlüſſel heißen.

Beym Bildhauer, heißt alſo ein ähnlicher Zierrath, welcher einer Figur, einer Vaſe, einem Trophee, u. d. gl. zur Unterſtützung dient.

Lampen-Wärter, ſiehe Lampenmann, oben, S. 346.

Lampertsloch, ein Dorf, im Amte Wörd, in der heſſen-darmſtädtiſchen Herrſchaft Lichtenberg, iſt wegen des Stein-Oehles, welches aus der Erde quillt, zu merken.

Lamperts-Nuß, ſ. Lamberts-Nuß, oben, S. 36.

Lampertswalda. 1. Ein kurſächſiſches Dorf, in dem Amte Großenhayn, im meißniſchen Kreiſe, 2 Stunden von der Stadt Großenhayn gelegen, von 31 H, 1158⅓ Sch., mit einer Pfarrkirche. Es wohnen lauter Zwirnleute darin, welche die leipziger Meſſen bauen, auch wöchentlich auf den dresdner Markt mit Zwirn kommen.

2. Ein kurſächſiſches Rittergut mit 3 Ritterpferden, in dem Amte Oſchatz, im meißniſchen Kreiſe. Von der daſelbſt im J. 1787 errichteten ökonomiſchen Bienen-Geſellſchaft, werde ich, ſo Gott will, in den Supplementen handeln.

Lampfel, (das) eine Art Bieres in Meißen, welches beſſer als Kofent, und ſchlechter als Tiſchbier, iſt; ein Gemiſch von Halb-Bier und Kofent.

Von dem Urſprunge dieſer Benennung, ſiehe unten Langeweile.

Lampidoſa, ſ. Lampadoſa, oben, S. 78.

Lampion, ſ. oben, S. 264.

Lamprete, eine Fiſchgattung, welche zu der Claſſe der Knorpel-Fiſche (Piſces chondropterygii, ſ. cartilaginei, d. i. derjenigen Fiſche, deren feſtere Theile,

ſtatt

ſtatt der Knochen, aus Knorpeln beſtehen, und welche Linné, aber unrichtig, in die Claſſe der Amphibien gebracht und ſchwimmende Amphibien genannt hat; ſ. Th. XLI, S. 722, fgg.) gehört, mit ſieben Luftlöchern auf jeder Seite, und welche 4 Arten, als: die eigentlich ſo genannte Lamprete, die eigentlich ſo genannte oder die kleine Neunauge, unter ſich begreift, welche insgeſammt bey uns einheimiſch ſind.

Die ſieben Luftlöcher auf jeder Seite ſind ein ſicherer Charakter für dieſe Gattung. Der Kopf iſt dünner als der Körper, und inwendig mit orangefarbigen, oben etwas gekrümmten und unten breiten, Zähnen verſehen, welche inwendig hohl und von einem fleiſchigen Rande umgeben ſind. Der Mund, womit ſie ſich anſaugen (2), iſt oben länger als unten. Vor dem

(1) Dieſer Fiſch hat den Namen Neunauge, Gr. und Lat. Enneophthalmus, von ſeinen, den Fiſchaugen nicht ganz unähnlichen, ſieben Luftlöchern an der Seite, welche mit ſeinen beyden wahren Augen ihrer neun machen, daher er eigentlich Siebenauge, wie zu Rouen, Sept-Oeil, heißen ſollte. Im Niederſ. gleichfalls Negenoge, im Dän. Negenöye, im Schwed. Nejonögon, im Poln. Ninog, im Böhm. Neynoky.

Eigentlich, und der Analogie nach, ſollte dieſes Wort ungewiſſes Geſchlechtes ſeyn, weil Auge dieſes Geſchlecht hat, das Neunauge; allein der Gebrauch hat hier ein anderes beliebt.

(2) Die Lamprete kann ſich mit dem immer offenen Saugemaule ſo feſt an Felſen, Steine oder Holz im Waſſer anſaugen, daß, wie Pennant, brit. Zool. III, 78. meldet, ein Stein von 12 Pfund, an dem ein dreypfündiger Fiſch ſaß, mit in die Höhe gezogen wurde, ohne daß er losgelaſſen hätte. Der Fiſch thut es auch an der Hand und den Fingern, doch läßt er von trocknen Dingen eher ab, als von naſſen. Von dieſem feſten Anſaugen an Steine hat der Fiſch im Griech. den Namen Πετρομύζον, Petromyzon, (d. i. Stein-Sauger,) im Lat. Lampetra, oder Lampreta, von lambo, ich lecke, und petra, der Stein, im Deutſchen Lamprete, ehedem Lampereyd, im Ital. Lampreda, im Engl. Lambry, Lamprey. Lamprey-Eel, im Franz. Lamproire, im Spann. Lamprea, im Welliſ. Llam-

dem Auge bemerkt man unterwärts, wie auch über demſelben, mehrere kleine runde Oeffnungen, welche unſtreitig zum Geruch und Gehör dienen. Die Zunge iſt mit verſchiedenen ſägeförmigen Zähnen beſetzt, zart, von einer halbmondförmigen Geſtalt, und dem Fiſche beym Anſaugen und Loslaſſen nützlich. Dieſe Fiſche ſind am Genicke mit einer Oeffnung verſehen, aus welcher ſie, wenn ſie mit dem Munde feſt ſitzen, nach Art der Wallfiſche, das eingeſogene Waſſer ausſpritzen. Der Körper iſt aalförmig, glatt, mit einem Schleime überzogen; die Bauchhöhle ſchmahl und lang, und der After unweit dem Schwanze befindlich. Am Rücken ſind ſie mit zwey, und am Schwanze mit einer Floße verſehen. Sie haben ein ungemein zähes Leben, denn ſie ſaugen ſich auch alsdann noch an, wenn ihnen bereits der Leib aufgeſchnitten iſt, und leben ſo noch mehrere Stunden im Waſſer fort. Ihre Nahrung beſteht in Würmern, Inſecten, kleinen Fiſchen und fetter Erde.

Den Griechen und Römern ſind dieſe Fiſche unbekannt geblieben; nur **Galenus**, de alim. Claſſ. 2, gedenkt zuerſt der Lamprete. Nachher macht uns **Bellon**, Aquat. p. 75, mit der Neunauge und dem Querder bekannt. Als einen vierten Fiſch dieſer Gattung führt Hr. D. **Bloch** die kleine Neunauge auf. **Willughby**, der ſie zuerſt in eine eigene Gattung zuſammenbrachte, zählt zwar 5 Arten; allein ſeine erſte und fünfte Art macht nur eine einzige aus, und ſein braſilianiſcher Muceu gehört in die Aal-Gattung. Hr. **Bloch** hält ihn für das Spitzmaul, Muraena Myrus *Linn.* Auch **Klein**, Miſſ. Piſc. III. 29, führt 4 Arten auf; allein wie Jener den Querder verdop-

Llampiai, erhalten. Bey dem Willeram, und in den monſeeiſchen Gloſſen wird die Muräne Lampreythe, Lamfrigun, Lantfriede, genannt.

verdoppelte, ſo machte es auch Dieſer mit der Neunauge. Ungeachtet die 3 Arten, welche dieſe Gattung in ſich begreift, ſchon der Größe nach, in welcher wir ſie gewöhnlich antreffen, ſich leicht unterſcheiden laſſen, ſo findet man doch viele Verwirrung bey den Schriftſtellern, wie aus dem Folgenden zu erſehen iſt.

1. Die eigentlich ſo genannte **Lamprete** (3), oder große **Neunauge**, **Meer-Neunauge**, in Holland Zee-Lamprey; auf der Inſel Malta Muſtilla; bey den Alten Muraena, oder Muſtella, wegen der Aehnlichkeit mit einer Meer-Muräne; Muſtela ſ. Lampetra, *Bellou.* aquat. p. 76. *Salviani* aquat. p. 62 b. Lampetra maior, Lampetra oculata maior, *Schwenkf.* Theriotr. Sileſ. p. 451. *Charlet.* Onom. p. 153. n. 3. Il Muſtilla, *Forskäl* deſcr. anim. p. 18. Petromyzon maculoſus, ordinibus dentium circiter viginti, *Art.* gen. p. 64. n. 2. Syn. p. 90 n. 2. *Klein.* Miſſ. Piſc. III. p. 30. n. 3. Petromyzon marinus, ore intus papilloſo, pinna dorſali poſteriore a cauda diſtincta, *Linn.* S. N. p. 394. n. 1 (4). Petromyzon ordinibus dentium plurimis, *Bloch* oecon. Naturgeſch. der Fiſche Deutſchl. 3 Th. (Berl. 1784, gr. 4.) S. 38. Tab. 77. Lamproie, Cours d'hiſt. nat. 1. 5. p. 284. Lamprey, or Lamprey-Eel, *Wil-lughb.* Ichth. p. 105. *Raj.* Synopſ. p. 35. *Penn.* brit. Zool. III. p. 76. pl. 8. f. 1. Joatzmo unagi, **Kämpfer** Geſchichte von Japan, 1 Th. t. 12, f. 2. **Bellon** hat ſie zuerſt gut beſchrieben, und eine Zeichnung davon

(3) Von dem Urſprunge dieſes Wortes, ſ. oben, Anm. 2.

(4) Des Ritters Beſchreibung iſt viel zu allgemein; denn auch bey den übrigen beyden Neunaugen iſt die Rückenfloße abgeſondert, und der Mund eben ſo gebildet; auch nennt er die Zähne, da ſie eine knöcherne Subſtanz haben, unrichtig Warzen.

von geliefert. Die mehreren Reihen im Kreiſe geordneter, aus einander ſtehender, ſpitziger, gelber Zähne, unterſcheiden dieſe von den übrigen Arten. Auſſer dieſen Reihen findet man auch nach hinten zu eine gerade Reihe ſieben zuſammengewachſener Zähne; auch oberwärts bemerkt man zwey ſtarke, und an der Zunge verſchiedene ſägeförmige.

Herr J. J. W. (D. Jo. Jul. Walbaum) in Lübeck, beſchreibt (5) eine Meer-Neunauge, welche 1 Elle lang, Zoll $1\frac{1}{2}$ breit, und 1 Z. nach dortigem Maße dick, war. Ihr Körper iſt ſehr lang, ſtockförmig, vorn etwas dicker, nach hinten zuſammengedrückt, endlich ſpatelförmig, und mit 3 Floßen begabt; auswendig glatt; fleckicht, ohne Schuppen, und mit 7 Löchern an jeder Seite durchbohrt; hat inwendig keine Gräthen, ſondern nur einen ſehnigen Rückgrath. Die Farbe iſt oben und zu den Seiten des Leibes gräulich-blau, mit unordentlichen ſchwarzen, zuſammen fließenden, auch abgeſonderten, theils groſſen und theils kleinen Flecken ſchattiert, unten aber milchweiß und an der Kehle röthlich. Der Kopf hat oberwärts eine aus Olivenbraun und Schwarz gemiſchte Farbe, wo nur ein einziger Fleck auf dem Hinterhaupte durchſcheint; die Seiten deſſelben ſind dunkel bleyfarbig; der Mund inwendig fleiſchfarbig, und die Zähne gelb; die Augen in der Mitte ſchwärzlich, und mit einem blaſſen goldgelben Ringe umgeben. Die Bekleidung macht eine ſchlüpfrige, bloße, zähe und etwas dicke Haut aus, welche ſich mit Mühe abſtreifen läßt. Der Kopf hängt, in Einem Stücke, ohne ein merkliches Unterſcheidungs-Zeichen, mit dem Rumpfe zuſammen, iſt im Verhältniſſe des Körpers nur klein und eyförmig, hinten etwas zuſammengedrückt,

(5) Im 2 Jahrg. der allerneueſten Mannigfaltigk. (Berl. 1783, gr. 8.) S. 433, fgg.

drückt, und dem Rumpfe in der Dicke gleich, nach vorn zu etwas breiter, niedergedrückt, und endigt ſich in eine ſtumpfe, kurze Spitze, ſo lange der Mund geſchloſſen iſt. Dieſer iſt in der Form einer langen Spalte unten am Kopfe befindlich. Zu beyden Seiten des Hinterhauptes liegen die Augen, und oben auf demſelben iſt ein Naſenloch. Die Schnauze (roſtrum) iſt dick, im Umfange faſt kreiſelförmig, oben gebogen und abſchüſſig gegen die Spitze, welche ſehr kurz und ſtumpf iſt, auch nach hinten hin ſteht. Die Mundſpalte iſt gerade und $1\frac{1}{2}$ Z. lang, geht von der Spitze der Schnauze, der Länge nach, bis zu der Kehle, hat große Lippen, welche ſich von beyden Seiten zuſammenſchließen, und einen Mundwinkel unter der Spitze der Schnauze und den andern vor der Kehle haben, die aber verſchwinden, wenn der Mund ſich aufthut, und alsdann die Form eines runden ausgehöhlten Trichters annimt. Beyde Lippen beſtehen aus einem Stücke, welches einem ſchief abgeſchnittenen Ringe gleicht. Der vordere Theil iſt vorn 3 Mahl breiter und etwas härter, als der hintere, macht den größten Theil der Lippen aus, hat einen platten, etwas dicken und mit kurzen Fäden gefranſeten Rand. Der Hintertheil, welcher kürzer und ſchmähler iſt, hat an ſeinem Rande eine wenig hervorragende gezähnte Haut ſtatt der obigen Franſen. Hinter dieſem ſieht man unter der Kehle eine dreyeckige Grube, worein der hintere Mundwinkel zurück tritt, wenn die Lippen ſich zuſammenziehen, und der Mund geſchloſſen wird. Die Kiefer fehlen. An ſtatt derſelben liegt vor dem Gaumen, ſchief aufgerichtet, ein harter, knochiger, unbeweglicher, kreisförmiger Ring, welcher an der inwendigen Fläche eben und platt, an dem vordern Rande aber ungleich gezähnt iſt; nämlich die untere Hälfte deſſelben Randes ſteht etwas mit einer ſcharfen, ſägeförmigen Kante ſchief hervor, deſſen

ſen Zähne unten zuſammengewachſen und von beyden Seiten gegen die Mitte gerichtet ſind; die obere Hälfte iſt meiſtens unbewaffnet, nur ſitzen an deſſen Mittelpuncte zwey neben einander liegende gröſſere Zähne, welche ſchief gegen einander, auch nach der Mitte des Ringes gerichtet ſtehen. Die Zähne, welche an der inwendigen Fläche der Lippen feſt ſitzen, ſind, wie die vorigen, gelb, kurz, ungleich, am Grunde und herum in Form einer halben Kugel ausgebreitet, oben aber ſcharf zugeſpitzt und zurück gekrümmt, ſtehen von einander abgeſondert in 20 krummen Reihen, welche von dem Rande der Lippen nach dem knochigen Ringe laufen. Sie haben die Länge einer Linie; doch ſind diejenigen, welche neben dem Rande der Lippen ſich befinden, kaum halb ſo groß. Die Zunge muß man wegen ihrer beſondern Geſtalt bewundern, welche ſich deswegen nicht recht deutlich beſchreiben läßt. Sie iſt überhaupt fleiſchicht und kurz, oben wie eine Rinne ausgehöhlt und glatt, unten erhaben, rund, angewachſen, vorn abgeſtutzt und dicker als hinten, auch daſelbſt in zwey Stücke abgetheilt. Das obere Stück iſt wie ein halber Mond geſtaltet, unterwärts ausgerändelt, und an beyden Seiten mit einem hervorragenden ſcharfen, ſägeförmigen, harten Rande eingeſchloſſen, welcher, wie eine Fiſch-Angel gekrümmt, unten in dem Einſchnitte wieder in die Höhe ſteigt; das untere Stück iſt kleiner und beweglich, liegt gerade unter dem Einſchnitte des obern Stückes, hat die Form eines Kugelwinkels, und iſt mit einem ſägeförmigen, ſcharfen und harten Rande umgeben, wie das obere. Der Gaumen iſt glatt, rundherum gewölbt, hat am Hintertheile eine Maul-taſche, und geht in eins, ohne Abtheilung und ſcharfe Höker, mit dem Schlunde fort. Die Augen ſind nur klein, rund, und liegen in einer Grube etwas hoch an den Seiten des Hinterhauptes. Ordentliche

Naſelöcher ſind hier nicht zu bemerken; man ſieht aber auf dem Hinterhaupte ein feines Loch, mit einem geringen Rande umgeben, welches nach hinten zu in eine kugeliche Höhle vor dem Hirnſchedel führt, die mit einer ſchwarzen Membran ausgekleidet iſt, und kaum eine Erbſe faſſen kann. Weil dieſe Höhle keinen andern Ausgang hat, ſo iſt vielleicht die feine Oeffnung deſſelben das Naſe-Loch. Der Rumpf nimmt rückwärts in der Breite und Dicke allgemach ab, iſt ſehr lang, faſt ſtockförmig, vorn etwas, und nach hinten zu mehr zuſammengedrückt, hat einen geraden, gering-kielförmigen Rücken, flachrunde Seiten, einen erhaben-runden, geraden und langen Bauch, einen kurzen, ſehr zuſammengedrückten, zugeſpitzten Schwanz, welcher mitten durch die Schwanz-Floße bis an das äuſſerſte Ende geht. Die Kiemen-Oeffnungen, ſieben an der Zahl, ſind ovale, kleine Löcher, $1\frac{1}{2}$ Lin. lang, welche in einer geraden und etwas niederſteigenden Reihe, von einander abgeſondert, an beyden Seiten des Rumpfes hinter dem Kopfe liegen. Die Kiemen ſind ſieben runde, dicht zuſammengedrückte, gleichförmige Kapſeln, die überzwerch und etwas ſchief nach vorn hin liegen. Sie hangen rundumher an den benachbarten Theilen feſt, und haben keine knochige Bögen. Ihre inwendige Fläche iſt glatt, die auswendige aber hat kammförmige, röthliche, gerade Fibern. Ihre Höhle, welche ſich durch die eingeblaſene Luft, wie eine Lunge ausdehnen läßt, hat auſſer dem auswendigen Loche noch ein anderes kleines inwendiges, welches dem erſten gegenüber ſteht; dieſes geht in einen langen Canal, welchen Herr Walbaum die Luft-Röhre nennt; ſie liegt unter dem Schlunde zwiſchen den Kiemen, iſt wie eine Raben-Feder weit, häutig, inwendig glatt, am hintern Ende geſchloſſen, und an beyden Seiten von den ſieben inwendigen Löchern der Kiemen durchbohrt;

bohrt; ihr Ausgang iſt oben in der Kehle hinter der Zunge, wo ſie 2 weiche, ſpitzige, kurze, benachbarte Zähne unten am Rande hat. Eine Seiten-Linie hat Hr. W. nicht deutlich bemerken können. Der After liegt von dem Kopfe ſehr weit entfernt, am Ende des Bauches in einer ovalen Grube, worin auch hinterwärts die Oeffnung der Urinblaſe zugleich ſich befindet, welche durch einen kleinen erhabenen Theil, gleichſam wie eine überzwerche Klappe, von dem After abgeſondert wird. Hierein öffnen ſich auch die Röhren der Hoden, welche, wie lange Würſte, zu beyden Seiten des Rückgrathes bis an die Mitte des Bauches fortgehen. Die Glieder beſtehen aus drey häutigen, ungleichen Floßen, die am Grunde etwas dicker und überall mit der gemeinen Haut des Rumpfes bekleidet ſind, wovon 2 an dem Hintertheile des Rückens, und eine an dem Ende des Schwanzes, gefunden wird. Die erſte Rücken-Floße ſitzt ganz abgeſondert über dem Ende des Bauches, iſt halb lanzenförmig, niedrig, wie die Seite eines Eyes gebogen, ſo, daß ſie nach hinten zu allmählich abnimmt. Die zweyte Rücken-Floße iſt 2 Mahl ſo groß, als die erſte, und derſelben faſt gleichförmig; doch hat ſie oben vor der Mitte eine abgenutzte Ecke; ſie hängt mit der Schwanz-Floße zuſammen, wovon man ſie nur durch ihre Breite, und durch die Aushöhlung, die dazwiſchen iſt, unterſcheiden kann. Die Strahlen in dieſen beyden Floßen ſind knorpelig, theils einfach, theils geſpalten, und reichen nicht ganz bis an den Rand derſelben. Die Schwanz-Floße ſitzt zu beyden Seiten des äuſſerſten Endes des Schwanzes, iſt nur klein, ſpaltenförmig, und hinten ſcharf abgerundet; die Strahlen daran ſind knorpelig, kurz, einfach, und ſtehen von den Seiten abwärts gekehrt.

Wenn der Verfaſſer des Cours d'hiſtoire natur. To. V, p. 284, ſagt, daß man vergebens die Gehöröffnungen bey den Lampreten ſuchen würde, ſo widerſpricht ihm, nach Hrn. Bloch Verſicherung, die Erfahrung. Hinter den Zähnen fängt der Speiſecanal an; dieſer geht in gerader Richtung, ohne Abſatz und ohne Beugung, bis zum After, und iſt weder mit Anhängen, noch mit Quer-Falten, zum Zurückhalten der genoſſenen Speiſen, verſehen. An ſtatt daß andere Fiſche zum Athemhohlen 8 Kiemen haben, ſind dieſe mit 14 kleinen Säcken, über welche eine rothe faltige Haut ausgeſpannt iſt, verſehen; dieſe Säcke, die mit den Lungen der Thiere eine Aehnlichkeit haben, ſind in einer ſchiefen Richtung nach vorwärts zu hinter einander geordnet, ſtehen aber in keiner Verbindung mit einander; ein jeder derſelben hat auswendig eine, und inwendig zwey Oeffnungen; durch jene hat das Waſſer ſeinen Eingang, und durch dieſe ſeinen Ausgang, entweder aus dem Munde, oder, wenn der Fiſch mit dieſem ſich feſtgeſogen hat, durch das Spritzloch im Genicke. Unter den Werkzeugen des Athemhohlens iſt ein ſtarkes Zwerchfell ſichtbar, und unter dieſem findet man das Herz, bey welchem die ganze Einrichtung von ungewöhnlicher Art iſt; denn das Herzohr iſt groß, und mit ihm in der Mitte der einen Fläche durch einen Canal verbunden; an dem breiten Theile des Herzens entſpringt die große Pulsader; der Herzbeutel iſt dick, ſtark und knorpelig. Auch die Structur des Rogens iſt merkwürdig. In dem Fiſche, den Hr. Bloch unterſuchte, und der $2\frac{1}{4}$ F. lang war, nahm der Rogen beynahe die Bauchhöhle ein, und beſtand aus ſehr dünnen Scheiben oder Blättern, die nach hinten zu, durch ein Gefäß, wie an einer Schnur längſt dem Rückgrathe befeſtigt waren. Vom Anfange der Leber bis zur Hälfte des Bauches lag er vor dem Darm-Canale, der untere Theil

Theil aber war von leztern, der ſich hervorſchlang, bedeckt. Die Oeffnung des Eyerſtockes am Nabel-Loche iſt unter dem After befindlich, röhrenförmig und hervorragend; er wog 5½ Loth, und die orange-farbigen Eyer hatten die Gröſſe des Mohnſamens, getrocknet aber waren ſie ſo klein, daß es unmöglich war, ſie zu zählen. Auch die Nieren haben nicht, wie bey andern Fiſchen, die ganze Länge der Bauch-höhle, ſondern fangen erſt in der Mitte derſelben an, und endigen ſich, an ſtatt in der Urinblaſe, in zwey Canälen, die ſich im Maſtdarme öffnen.

Daß dieſe Fiſche ſich mit dem Munde feſt an Fel-ſen und Steine anhängen, daß ſie, wie die Wallfiſche, auf der Mitte des Kopfes eine Oeffnung oder eine Röhre hervorſtehen haben, und daß, weil der Mund, wenn ſie an den Felſen hangen gänzlich geſchloſſen iſt, ihnen gedachte Oeffnung höchſt nöthig ſey, um die Luft einzuſchöpfen, welche ſie durch die an einem jeden Kiefen befindlichen ſieben Oeffnungen wieder von ſich geben; iſt bereits im Vorhergehenden bemerkt wor-den.

Der ordentliche Aufenthalt der Lamprete iſt zwar im Meere, und ſie wird inſonderheit bey den hitlän-diſchen oder ſchetländiſchen Inſeln, in der Nordſee, in großer Menge gefangen, eingeſalzen und geräuchert, ſie geht aber bisweilen, zur Leichzeit, in die Mündun-gen der Ströhme und Flüſſe, wie ſie denn im Früh-jahre in der Weſer, Elbe, und der damit verbunden Havel und Saale, und in der Oder, auch zuweilen in kleinern, in dieſe Ströhme fallenden Flüſſen, ge-fangen wird; daß aber dieſes ſelten geſchieht, kommt daher, weil ſie wieder zurück in das Meer kehrt, wenn die Flüſſe meiſtentheils noch mit Eiſe belegt, und nicht zu fiſchen ſind. Man trifft ſie aber auch in England, Frankreich, Italien und Amerika, an,

wie denn Jovius auch ihrer unter den Fiſchen des lariſchen Sees (Lago di Como) im Mayländiſchen erwähnt.

Dieſer Fiſch erreicht eine anſehnliche Größe, wie denn derjenige, wovon Hr. Bloch eine Zeichnung geliefert hat, 3 F. lang und 3 Pfund ſchwer war. Er wird zuweilen 4 bis 6 Pf. ſchwer, und iſt alsdann einen Arm dick. Er lebt vom Raube, und vermehrt ſich ſtark. Seine Feinde ſind der Wels, der Hecht, und die Fiſch-Otter.

Die Alten haben geglaubt, daß die Lamprete mit den Schlangen ſtreiche, daher die Aegypter ſie zu einem Bilde des Ehebruches und unbändiger Liebe gebraucht haben.

Nach der Beobachtung des Condamine, ſollen ſich in dem Amazonen-Fluſſe in den Gegenden um Para, in Süd-Amerika, Lampreten, mit der elektriſchen Eigenſchaft der Zitter-Fiſche (Torpedo Raja) finden, und derjenige, der ſie unmittelbar mit der Hand, oder auch mittelbar durch einen Stock, berührt, ein ſchmerzhaftes Einſchlafen und eine Erſterbung des Armes empfinden, auch wohl einen heftigen, ihn zu Boden ſtürzenden Schlag bekommen.

Dieſer Fiſch wird mit Reuſen und dem Netze, und in England vorzüglich häufig zugleich mit dem Lachſe und der Alſe gefangen. Die Reuſen, oder ſo genannten Nauces, deren die Fiſcher bey Nantes ſich bedienen Lampreten zu fangen, haben die Geſtalt eines Kegels, ungefähr wie Fig. 3740. An dem Ende b iſt eine Einkehle, die ſehr enge wird. Man ſtellt ſie an denen Orten auf, wo ein ſehr reiſſender Strohm iſt, dem man den Eingang entgegen hält.

In Norwegen iſt dieſer Fiſch ſehr gemein, wird aber auch dafür im geringſten nicht geachtet, wie Pontoppidan in ſeiner Reiſe berichtet. Deſto mehr galt er bey den Römern, die ihn unter ihren Leckerbiſſen zähl-

zählten, und ihn würdig genug hielten, ſeiner in ihren Gedichten zu erwähnen. Er wird für die bey den Römern ſo hochgeſchäzte Muräne gehalten.

Wie theuer man die Lamprete zu Rom bezahle, erzählt *Aldrovandus*, L. 5, c. 7, und meldet dabey, daß Leo X., ehe er Papſt ward, den Schluck-Bruder *Marianum* zum Eſſen geladen, und unter andern eine Lamprete, die aus einem Stricke formirt, und mit einer köſtlichen Brühe reichlich übergoſſen war, in einer großen Schüſſel habe auftragen laſſen; *Marianus* aß anfangs ein gut Theil von dieſer ſchmackhaften Brühe, endlich machte er ſich auch an die falſche Lamprete, und käuete dieſelbe mit großer, aber vergeblicher, Mühe. Als nun die anweſenden Gäſte ihn auslachten, antwortete er ſehr ſpitzig: „Ich wünſchte „oft alſo veriert zu werden; zumahl mit einer ſo herrlichen „Brühe wollte ich nicht allein Stricke, ſondern wohl eiſerne „Ketten, womit man eures gleichen Narren bindet, ver„zehren.“

Das Fleiſch der Lamprete iſt von einem auſſerordentlich feinen Geſchmacke (*), und Galenus (**) hält es für leichtverdaulich; doch iſt es, wenn es fett iſt, dem Magen eine beſchwerliche Speiſe, wie man denn den Tod Heinrich's I., Königs von England, einer von dieſem Fiſche gethanen ſtarken Mahlzeit zuſchreibt (***).

Da die Lamprete ſich bey weitem nicht ſo lange in den Flüſſen aufhält, indem ſie, gedachter Maßen, nur erſt im Anfange des Frühlinges in dieſelben zu treten pflegt, und, wenn die Leich-Zeit vorbey iſt, wieder das weite Meer ſucht, ſo iſt ſie auch nicht ſo ungeſund und ſchwerverdaulich, als die gemeine Neun-

(*) Ohne Zweifel iſt daher das Sprichwort entſtanden: Man wird ihm Lampreten vorſetzen, deſſen man ſich in denen Fällen bedient, wenn jemand zur Ungebühr eine Speiſe tadelt.

(**) De alim. claſſ. III.

(***) *Pennant* brit. Zool. III. p. 77.

Neunauge, ob ſie gleich noch immer viel Schleimiges hat. Indeſſen, wenn ſie auch nicht ſo leichtverdaulich und gutſaftig, wie andere Fiſche, iſt, iſt ſie doch auch eben nicht ungeſund, wenigſtens kann ſie in weit größerer Menge gegeſſen werden, als die gemeine Neunauge, ohne die übeln und unangenehmen Empfindungen des Aufſtoßens und der Beſchwerde des Magens zu erregen. Ich weiß zwar nicht, aus welchem Grunde, oder woher man es zu ſchließen ſich berechtigt fand, genug die Alten glaubten, die Lamprete ſey giftig, und könne nicht ohne Lebensgefahr gegeſſen werden, wofern ſie nicht in Wein erſtickt und getödtet worden ſey. Dies iſt nun freylich als falſch befunden; doch iſt es immer gut, die Methode noch zu beobachten, wenn gleich die Urſachen davon nicht mehr als wichtig und hinreichend angeſehen werden können. In den Monathen März, April und May, wenn dieſer Fiſch aus dem Salzwaſſer kommt, iſt ſein Fleiſch gewiß gut, hernach aber wird es zähe und unſchmackhaft. Vermuthlich gründet ſich in dem Wohlgeſchmacke deſſelben der Gebrauch, nach welchem, wie **Pennant** berichtet, die Stadt Gloceſter dem Könige von England jährlich zum Weihnachts-Geſchenk eine Lampreten-Paſtete überreichte; und da zu dieſer Jahrszeit die Fiſche überaus ſelten ſind, ſo muß man öfters das Stück mit einer Guinee bezahlen.

Die Zurichtung der Lamprete geſchieht auf zweyerley Art; denn entweder läßt man ſie in gutem Weine, oder, wenn man ſie recht gut haben will, in Malvaſier, erſaufen, ſchneidet ſie hernach in Stücke, damit die Farbe in den Wein komme, und ſalzt ſie ein wenig; ſetzt alsdann einen Keſſel mit Waſſer, und dem Weine, darin die Lamprete gelegen hat, auf das Feuer, wirft ein Paar Lorbeer-Blätter, Ingeber, Pfeffer, Nelken und Zucker darein, und läßt es ſieden;

den; legt hernach die Lampreten auch darein, und läßt ſie kurz einkochen. Oder: man durchſticht die Ohrlöcher der Lamprete mit einer Spick-Nadel, und fängt das daraus rinnende Blut auf; begießt die Lamprete mit ſiedendem Salzwaſſer, darein ein wenig Eſſig gegoſſen worden iſt, und reibt ſie auf das reinlichſte ab, nimmt den weißen knorpeligen Faden, den ſie an ſtatt des Rückgrathes hat, heraus, und läßt ſie in gutem ſtarken Wein mit Zuſatz ihres aufgefangenen Blutes ſieden, würzt es mit Salz, Ingber, Pfeffer, Muskaten-Blüthe und Zimmet, thut ein gutes Stück Butter dazu, und richtet es alſo zuſammen an.

Man kann die Lamprete auch, wie einen Aal, am Spieße braten, und mit Butter begießen, oder ſie in eine Paſtete ſchlagen.

In den franzöſiſchen Küchen werden die Lampreten alſo zugerichtet. Gleich anfangs muß man ſie mit Limonienſafte beträufeln, hernach ſchneidet man ſie, wie die Aale, in Stücke, und marinirt ſie, läßt ſie auf dem Roſte braten, und giebt ihnen eine Soße, wie gemeiniglich dem gebratenen Aale. Oder: man ſticht ſie ab, wie gemeldet iſt, hebt das Blut auf, beſpritzt ſie mit Limonienſaft in warmem Waſſer, ſchneidet ſie in Stücke, läßt ſie in brauner Butter ſieden, thut weißen Wein, Salz, Pfeffer, Muskatenblüthe, ein Lorbeerblatt, und ein Bündchen feiner Kräuter, nebſt ein wenig Mehl hinzu; wenn ſie gar geſotten ſind, miſcht man das Blut darunter, und richtet ſie alſo warm, wie ein Ragout, an.

Die gemeinſte Art der Zubereitung, iſt marinirt, oder geröſtet, und mit Gewürze in Wein oder Eſſig gelegt, da ſie alsdann in Tönchen wohl gepackt und weit verſchickt werden.

II. Die Neunauge (*), eigentliche oder gemeine Neunauge, Fluß-Neunauge; Lett. Nehges, oder Neenoges, auch Suttini; Ehſtn. Silund, oder Uehhakſa-Silmad; Ruſſ. Minoggi; Lampetra media, ſ. minor; Muraenula; Muſtela *Plin.* hiſt. nat. L. 9. c. 17; Muſtela fluviatilis, *Bellon.* aquat. p. 75. Lampetra ſubcinerea, maculis carens, *Salviam.* aquat. p. 62. Lampetrae alterum genus, *Geſn.* aquat. p. 597. Lampreda, Icon. anim. p. 326. Lampetrae medium genus, *Willughb.* Ichth. p. 106. T. G. 2. f. 1. G. 3. f. 2. *Raj.* ſynopſ. piſc. p. 25. n. 1. Lampetra fluviatilis Geſneri, *Aldrov.* L. 5. c. 9. p. 587. *Jonſt.* piſc. p. 104. t. 28. f. 11. *Schonev.* Ichth. p. 41. *Charlet.* onom. p. 159. Lampetra media, *Schwenkf.* theriotr. Sil. p. 432. Jaatz me unagi, **Kämpf.** Reiſe nach Japan, Taf. 21. Petromyzon unico ordine denticolorum minimorum in limbo oris praeter inferiores maiores, *Art.* gen. p. 64. n. 1. Syn. p. 89. n. 1. Spec. p. 99. Petromyzon, *Gronov.* Muſ. I. p. 64. n. 144. Zooph. p. 38. n. 159. *Klein.* Miſſ. piſc. III. p. 29. n. 1. t. 1. f. 3. Petromyzon fluviatilis, pinna dorſali poſteriori angulata, *Linn.* S. N. p. 394. n. 2. ed. Gmel. T. I. n. 2. p. 1514. Faun. Suec. n. 290. *Müller* zool. dan. prodr. n. 307. p. 37. Petromyzon ordine dentium unico, *Bloch* Fiſche Deutſchl. Th. 3, S. 41, f. Taf. 78, f. 1. 2. Lamproye, *Fermin* hiſt. nat. de Surinam, p. 85. The leſſer Lamprey, *Pennant* brit. zool. III. p. 79, T. 8, f. 2. Jonſton macht unrichtig aus dieſer Neunauge, und der kleinen Lamprete des Salvian, welche gleichfalls unſere Neunauge iſt, zwey beſondere Arten. Eben ſo bringt *Marſigli*, Danub. IV.

(*) Von dem Urſprunge und der Unrichtigkeit dieſer Benennung, ſ. oben, S. 348, Anm. 1.

IV. p. 2, die Neunauge unrichtig unter die mit Knochen verſehenen Fiſche. **Artedi** nimmt ohne Grund drey Nebenarten von der Lamprete an, und führt den Querder des *Rondelet*, *Gesner*, *Willughby Ray* und *Bellon*, unrichtig zu dieſem Fiſche an. Seine Frage: ob unter der Lampreta minima des **Aldrovand**, und unter der Lampreta media des **Schwenkfeld**, unſer Fiſch zu verſtehen ſey? kann man leztere mit Ja, und erſtere mit Nein, beantworten, da **Aldrovand** den Querder beſchreibt. Vermuthlich hat ſich **Klein**, Miſſ. Piſc. III. p. 29. dadurch verleiten laſſen, den Querder der erwähnten Schriftſteller ebenfalls für die eigentliche oder gemeine Neunauge zu halten. Uebrigens macht er, wie bereits oben erwähnt worden iſt, aus unſerm Fiſche zwey beſondere Arten; ein Irrthum, der auch im neuen Schauplatz der Natur, Th. 1, S. 31, fortgepflanzt iſt.

Die eine Reihe im Zirkel ſtehender Zähne, iſt das ſichere Unterſcheidungs-Zeichen dieſer Neunauge von den übrigen beyden Arten. Hinter derſelben bemerkt man unten 7 zuſammengewachſene, und oben 2 aus einander ſtehende Zähne. Der Fiſch iſt dunkel-ſilberfarbig, auf dem Bauche gelblichweiß, am Kopfe mehr gelblich als weiß. Auf dem Rücken, mehr gegen den Schwanz zu, hat er eine häutige, faſt dreyeckige Rücken-Floße; über dem After nimmt die häutige und dreyeckige Schwanz-Floße ihren Anfang, umgiebt rundlich und ungeſpalten den Schwanz, und zieht ſich ſehr ſchmahl bis zu dem After; ſie iſt größer als die erſtere, und vielmehr dreyeckig zu nennen. Das Maul iſt länglich-rund, mehr nach unten gebogen, und beſtändig offen; unten macht es eine Falte, wodurch es vergrößert und enger gemacht werden kann; in demſelben ſind, gedachter Maßen; unterſchiedene Reihen Zähne. Wenn der Fiſch todt iſt, hat das

Maul

Maul doch noch einige Kraft zum Anſaugen, und wird durch die Zähne noch mehr befeſtigt; durch daſſelbe athmet die Neunauge keine Luft; es ſind auch keine Spuren zu finden, daß aus dem Munde einige Gänge zu den Lungen giengen. Auf dem Kopfe vor den Augen iſt eine Oeffnung ohne Klappe; durch dieſe zieht der Fiſch beſtändig, wenn er ſich gleich an keine Körper angeſauget hat, die Luft in ſich, und ſtößt ſie durch ſieben Seiten-Oeffnungen wieder von ſich. Wenn in der obern Oeffnung mit der Luft, Waſſer und andere Unreinigkeiten ſich vermiſchen, und eingezogen werden, ſo ſtößt der Fiſch ſolche durch dieſe obere Oeffnung von ſich, und macht daher das Waſſer ſprudeln. Hinter der Oeffnung zum Athemhohlen auf dem Kopfe, iſt ein gelber Fleck von der Größe einer Linſe. Die Augen haben einen ſchwarzen Stern mit einem gelblichrothen Umkreiſe. Etwas hinter und über den Augen zeigt ſich auf jeder Seite eine kleine Oeffnung, welche nach dem Seiten-Canale, unter der äuſſerlich ſichtbaren Seiten-Linie, hinter und unter den Lungen fortlaufen, zulezt ſo unmerklich, daß ſie nicht weiter wahrzunehmen ſind. Sieben Oeffnungen liegen auf jeder Seite, welche zum Athemhohlen und zur Fortſchaffung der Luft beförderlich ſind; dieſe haben inwendig eine Klappe, womit ſie ſich gegen den Kopf hin öffnen, und die Lungen von auſſen verſchließen. Die Wärzchen, welche Klein am Kopfe und um die Augen abbildet, haben kleine nur merkliche Oeffnungen. Unter dem vorerwähnten gelben Flecke über den Augen, wenn die Haut weggenommen iſt, ſieht man ein röthliches Stückchen Fleiſch, faſt wie eine Drüſe, unter dieſem aber das Gehirn. Die Zunge iſt platt, rund ausgewölbt, kann wie eine Röhre zuſammen gebogen werden. Die Luft-Röhre macht einen beſondern Gang, theilt ſich nach beyden Seiten in Aeſte, und geht zu den Lungen.

gen. Unter dieſer iſt der Speiſe-Canal, welcher ſehr enge iſt, ſo, daß man kaum eine Feder aus dem Flügel eines kleinen Vogels hinein bringen kann; er ſchleicht über die Leber fort, auf derſelben wird er etwas weiter, macht daſelbſt den Magen, und endigt ſich, in einem einzigen Gange, ohne Krümmung und Anhänge, in dem Maſtdarme. Es iſt daher ſehr wahrſcheinlich, daß die Lampreten und Neunauge ihre Nahrung bloß durch Saugen an den Körpern ſuchen; denn zur Bereitung des Nahrungs-Saftes mangeln viele Theile, der einzige Darm geht gleichſam wie ein Band durch den Bauch, wird auch faſt ledig gefunden, und die wurmförmige Bewegung des Darmes iſt faſt unmöglich. Die Leber iſt groß, ſtark, lang, rundlich zugeſpitzt, und iſt gleichſam ein Küſſen des Magens zu nennen. Von ſolcher wird der Herzbeutel gegen den Bauch zu gemacht, gegen den Rücken aber iſt nur eine ſehr dünne Haut. Die Gallenblaſe iſt faſt nicht merklich, und, in Vergleichung der Leber, ganz auſſerordentlich klein; ſie wird bloß an den gelben Fleckchen des Darm-Canales erkannt. Das Herz iſt dreyeckig, und noch, über vorige Einwickelung, in einer beſondern hornartigen Haut eingeſchloſſen. Dieſe Haut macht zugleich das Zwerchfell aus, wodurch die Bruſt von dem Unterleibe abgeſondert wird. Der Rogen liegt blätterweiſe über einander geſchoben, und iſt in auſſerordentlicher Menge, gegen andere Fiſche gerechnet; er füllt im April den Bauch völlig aus. Zwey beſondere Gänge fangen ſich am Rückgrathe, gleich unter der erſten Rücken-Floße an, und endigen ſich gemeinſchaftlich in der Oeffnung hinter dem Maſtdarme, welche vermüthlich die Harngänge ſind. Die Neunauge hat keine Luft-Blaſe; wahrſcheinlich deswegen, weil ſie niemals im Waſſer in die Höhe ſteigt, ſondern beſtändig auf dem Grunde des Waſſers bleibt; denn hierzu haben die

Fiſche

Fiſche vorzüglich dieſes Werkzeug nöthig, um ſich entweder auf der Oberfläche des Waſſers zu erhalten, oder auf dem Grunde fortzuſchwimmen. Naſelöcher, wie Hr. Paſt. Richter (*) ſich auf die Kupfertafel des Klein beruft, ſind bey dieſem nicht gezeichnet zu finden, auch bey dem Fiſche ſelbſt in der Natur nicht zu entdecken.

15 St. des Wittenb. Wochenbl. d. J. 1773, S. 113, fgg.
WILH. HULDER. WALDSCHMIDT lampetrae fluviatilis anatome, ſt. in *Miſc. Nat. Cur.* Dec. III, A. 5 et 6, obſ. 231, S. 545; und in *M. B. Valentini amphith. zootom.* (Frf. M. 1720, f.) P. II, S. 131.

Dieſer Fiſch begiebt ſich im Frühlinge aus den Seen in die Flüſſe, aus welchen er im Herbſte wieder zurück kehrt. Er lebt von Inſecten, Würmern, Fiſchbrut, und vom Fleiſche geſtorbener Waſſerthiere. Seine Leich-Zeit fällt im März und April, und er ſetzt ſeine Eyer am Rande der Flüſſe zwiſchen den Steinen ab. Seine Vermehrung iſt ſtark, und ſein furchtbarer Feind unter den fleiſchfreſſenden Waſſer-Bewohnern iſt der Wels. Er hat ein zähes Leben, und man kann ihn auſſer dem Waſſer einige Tage lebendig erhalten.

Wenn, nach dem Bomare, dieſer Fiſch ſein Leben nicht über 2 Jahr bringen ſoll, ſo widerſpricht dieſem das langſame Wachsthum deſſelben; denn ehe er die Länge von 15 Zoll erreicht, iſt wenigſtens ein Alter von 5 bis 6 Jahren erforderlich; und wenn Statius Müller daſſelbe behauptet, und hinzu ſetzt, daß er, wenn er ſeine Jungen zur Welt brächte, allmählich abzehre und ſtürbe, ſo widerſpricht auch dieſem Vorgeben die tägliche Erfahrung.

Man findet dieſe Art der Neunauge, welche nicht über 12 bis 15 Zoll lang angetroffen wird, in den mehreſten europäiſchen Flüſſen; beſonders ſind ſie in der

(*) In ſeiner Ichthyotheologie, (Lpz. 1754, 8.) S. 865.

der Mark Brandenburg, Pommern, Schleſien und Preuſſen ſehr häufig, wo ſie bey Küſtrin, Oderberg, Rügenwalde ꝛc. gefangen, marinirt, und nicht nur nach Berlin, ſondern auch nach Sachſen und andern angränzenden Provinzen, häufig verſendet werden. In der Oder giebt es eine große Menge, beſonders gegen den Ausfluß derſelben in die See, in der Gegend von Schwedt. In der Bober und Neiſſe werden ſie vom November bis im April gefangen; denn im Sommer halten ſie ſich im Grunde zwiſchen den Steinen auf. In England fängt man ſie ſo häufig, daß man den Holländern jährlich 4 bis 500,000 Stück zum Kabeljau- und Steinbutten-Fang verkauft, und 100,000 Stück gehen zu demſelben Gebrauch nach Harwich. Auch in Kurland werden, im Jänner im banskenſchen Fluſſe ſehr viele Neunaugen mit Netzen aus den in das Eis gehauenen Wuhnen gefangen; ſie ſind viel gröſſer als die aus andern Flüſſen, und werden, in Schnee gepackt, weit verſendet; wenn ſie darauf in kaltes Waſſer gelegt werden, bewegen ſie ſich wieder. Man findet ſie am Oſtſee-Strande, am Ausfluſſe der Bäche, inſonderheit bey Riga und Narva, häufig; die von dem leztern Orte werden für die beſten gehalten; in Eſſig mit etwas Gewürze eingemacht, auch geräuchert, werden ſie ſtark verbraucht, auch auſſerhalb Landes, inſonderheit nach Pohlen und Littauen, verſchickt.

Man fängt die Neunauge mit Reuſen, wie den Aal, und mit Netzen; an die Angel aber beißt ſie nicht leicht an. Diejenigen, die ſich mit dem Neunaugen-Fange beſchäftigen, werden Neunaugen-Staker genannt; ſie ſtellen gemeiniglich zwey Körbe zuſammen, und befeſtigen ſie mit einem Bügel; ſolche 2 Körbe zuſammen, nennen ſie eine Reuſe, oder auch eine Pforte. Den Neunaugen-Stakern muß nicht erlaubet werden, die Körbe oder Reuſen nach ihrem

Gut-

Gutdünken einzuſetzen, weil ſie den Ufern ſchädlich ſind, und den Strohm überdrängen; ſie wählen auch gern Sand-Felder zu denen Stellen, wo ein ſtarker Strohm herſchießt. Wenn ſie alſo oberhalb oder neben einem Staker (*) einſetzen, hindert es nicht, ſondern das Stack wirft den Strohm wieder abwärts; ſetzen ſie aber niedriger, und etwa gegen die Fronte, oder noch niedriger, ein, als etwa in Fig. 3741 zu erſehen iſt, ſo ſetzen ſie das Stack auſſer Activität, und drängen den Strohm gleich unterhalb wieder nach dem Ufer. Ueberhaupt muß darnach geſehen werden, daß ſie die Körbe oder Reuſen mit Pflöcken gehörig anſchließen, damit der Strohm nicht zwiſchen herum reiſſe.

Albr. Aug. Kirchmann Anleit. zur Deich-Schleuſen- und Stak-Bau-Kunſt, (1786, 4.) S. 284.

Hiernächſt geſchieht der Neunaugen-Fang auch in den Ströhmen, vermittelſt Einſtellung vieler Säcke. Dieſe ſind ganz dichtmaſchig, von einfachem hänfenen Garn, oben mit einem großen Bügel, und nach unten mit kleinern Bügeln ausgeſpannt. Der Umfang oberwärts iſt gemeiniglich 4 bis 6 Klafter weit; ſolche werden oben und unten von Pfählen in den Grund befeſtigt; die Oeffnung iſt gegen den Strohm. An dieſen Säcken ſind von beyden Seiten Flügel ausgeſpannt, welche, ſo wie die Säcke, bis auf den Grund im Strohm gehen; ſie werden täglich, zur Aufnahme des Fanges, des Morgens aufgehoben.

Der Haupt-Fang geſchieht um Martini. Man findet zwar in ſeinem Unterleibe kein Fett; es hat aber dem ungeachtet, derjenige, der im Winter gefangen

(*) Stak, iſt ein, entweder aus Feldſteinen, oder auch aus Buſch und Erde verfertigtes, mit Faſchinen und Pfählen verbundenes und befeſtigtes Werk, welches zur Abweiſung eines Strohmes dient.

fangen wird, ein ſüßliches, hartes und wohlſchme=ckendes Fleiſch, welches jedoch, wie ich weiter unten darthun werde, nicht zu den leicht=verdaulichen Speiſen gehört. Man genießt ſie nur im Winter; denn im Sommer ſind ſie geſchmacklos, zähe, und haben kleine Auswüchſe, welche die Fiſcher Räude nennen; auch ſoll ſich, nach der Beobachtung des **Muralto**, ein gewiſſes Inſect, das er beſchreibt, auf die Augen dieſes Fiſches ſetzen, ſie ausſaugen, und blind machen.

Die Neunaugen werden entweder friſch, oder mariniert, genoſſen, und in dieſer Abſicht auf fol=gende Weiſe zubereitet. Um ſie zuvörderſt von ihrem Schleime zu befreyen, thut man ſie in einen Keſſel, gießt ſiedendes Waſſer darauf, und durcharbeitet ſie mit reinem Reis=Holze oder einem neuen Beſen, daß es recht ſchäume, damit der Schlamm und die ſchlierichte Haut herunter gehe. Wenn ſie hernach ein wenig in reinem Waſſer gelegen haben, werden ſie entweder geſotten, oder gebraten, oder mariniert.

Will man ſie geſotten genießen, ſo reißt man ſie wie einen Aal, (nur daß ſie nicht zerſtücket wer=den,) wäſcht ſie aus, und gießt eſſig darauf; dar=nach thut man in einen Fiſch=Keſſel Waſſer, Wein und Eſſig, ſalzt es, (doch nicht ſo ſtark wie einen Karpfen,) wirft Zwiebeln, Citron=Schale und Lor=beer=Blätter dazu, und ſo bald es kocht, legt man die Neunaugen darein, und läßt ſie auch kochen. Weil aber dieſe Fiſche nicht gern weich werden, muß man ein Stückchen Butter dazu werfen. Wenn ſie genug geſotten haben, werden ſie vom Feuer genom=men, und es wird ein wenig kaltes Waſſer darauf ge=ſprengt, und ein Bogen Papier darüber gedeckt. Bey dem Anrichten legt man ſie in eine Serviette, gießt guten Wein=Eſſig oder Citron=Saft dazu, und läßt ſie damit auftragen.

Sie können auch mit einer ſchwarzen Brühe angerichtet werden. Man ſchneidet ihnen den Kopf ab, und läßt das Blut in etwas Eſſig laufen; nachdem man ſie mit Salz und warmem Waſſer abgeſchleimt, und hernach abgetrocknet hat, legt man ſie in eine Caſſerole, thut dazu rothen Wein, Butter, etwas Zucker, Citron-Schale, Lorbeer-Blätter, eine mit Gewürz-Nelken geſpickte Zwiebel, und etwas braun Mehl, läßt hiermit die Neunaugen $\frac{1}{4}$ Stunde ſtark und kurz einkochen; bey dem Anrichten werden ſie mit dem Blute legirt, und dann zu Tiſche gegeben.

Will man ſie gebraten genieſſen, ſo ſalzt man ſie, nachdem ſie abgeſchleimt und geriſſen worden ſind, ein, läßt ſie eine Weile im Salze liegen; hernach ſtreicht man ſie ab, beſtreicht ſie mit zerlaſſener Butter, legt ſie auf einen Roſt, und bratet ſie allmählich. Wenn ſie gebraten ſind, thut man braune Butter darüber, thut Citron-Saft dazu, und giebt ſie hin.

Viele Liebhaber ſind der Meinung, daß, wenn man friſch gebratene Neunaugen, inſonderheit warm, eſſen will, man, um ein heftiges Magen-Fieber zu vermeiden, eine beſondere Vorſicht gebrauchen müſſe. Vom Spritz-Loche im Kopfe fängt ein langes Waſſer-Gefäß an, welches ſich durch den ganzen Körper des Fiſches erſtreckt; dieſes ſieht, wenn der Fiſch friſch gebraten iſt, wie ein dicker weiſſer Bindfaden aus, und müſſe beyſeit gethan werden. Im Eſſig wird dieſer Faden ganz unmerklich. Ich laſſe dieſe Meinung ſo viel gelten, als ſie kann.

Am gewöhnlichſten werden die Neunaugen eingemacht und marinirt, und alsdann Bricken, Pricken oder Prick-Aale (*) genannt. Man bratet ſie

(*) Im Niederſächſ. ſcheint die Benennung Bricken einheimiſch zu ſeyn. Friſch glaubt, daß ſie aus der letzten Hälfte des Wortes Lamprete, welches der älteſte Name dieſes Fiſches iſt, entſtanden ſey. Was dieſe Muthmaſſung beſtätigen kann, iſt, daß in den monſeiſchen Gloſſen die Muräne Landfrigun heißt. Sonſt bedeutet brick, im Niederſ. rund, fleiſchig, pricken aber ſtechen. Im Böhmiſchen heißt dieſer Fiſch gleichfalls Brycka.

ſie fein langſam und gelinde auf einem Roſte, und beträufelt ſie dabey immer mit gutem Baum-Oehl. Hernach beſtreuet man den Boden eines reinen Fäßchens mit geſtoſſenem Pfeffer, legt die Neunaugen hinein, fein ſchichtweiſe nach einander, beſtreuet ſie weiter mit unter einander gemiſchtem Pfeffer, Gewürz-Nelken und Zimmet, und dieſes ſofort, bis das Fäßchen voll iſt. Endlich gießt man Wein Eſſig darauf, daß er darüber geht, und beſchwert ſie, ſo bleiben ſie Jahr und Tag gut, und können weit und breit verſchickt werden. Die kleinen niedrigen Neunaugen-Fäßchen, heiſſen in Bremen Legelken; ſ. Th. LVIII. S. 708. Von denen Neunaugen, die uns mariniert zugeſendet, und die von ſo Vielen als eine Delicateſſe verzehrt werden, hält man die lüneburgiſchen und bremiſchen (*) für die beſten. Sie werden ſonderlich zur Faſten-Zeit häufig ins Reich verſendet. Der Werth der in Lüneburg auswärts verſendeten Neunaugen betrug ſonſt jährlich 2 bis 3000 Rthlr.; ſeit einiger Zeit aber hat dieſer Handel durch Concurrenz gelitten.

Die Liebhaber pflegen die Bricken gleich aus der Lake mit ein wenig Pfeffer zu verzehren, weil ſie ſonſt weiter keiner Zurichtung bedürfen. Sie werden auch oft unter italiäniſchen (ſogenannten Sardellen-) Salat roh gebraucht, oder auf folgende Art in Papier gebraten. Man ſchneidet die Bricken in gewiſſe Stücke, und ſchabt ſie mit einem Meſſer ab; macht alsdann kleine Fächerchen von Papier, legt die Bricken darein, gießt Baum-Oehl dazu, ſchneidet kleine Citron-Schale daran, und ſetzt die Papiere mit den Bricken auf einen Roſt, (es muß aber nicht viel

 Feuer

(*) In der Stadt Bremen beſteht eine eigene Neunaugen-Brater-Gilde, die ihren beſten Fang dieſes Fiſches am Ufer der Weſer im Lande Oſterſtadt, Amts Hagen, hat.

Feuer darunter ſeyn,) drückt ſodann Citron-Saft darein, ſo ſind ſie fertig. Dieſe alſo gebratene Bricken kann man, Braun-Kohl und Erbſen damit zu garnieren, gebrauchen.

Die Neunaugen ſind zwar für Liebhaber von gutem Geſchmack, dienen aber für keinen ſchwachen Magen, weil ſie ſchwer zu verdauen ſind; indeſſen haben ſie ſich, troz aller Verſicherungen der Aerzte, daß ſie ſchwerverdaulich und ungeſund ſeyn, doch immer noch beliebt gemacht. Man will die Erfahrung haben, daß diejenigen, welche die Neunaugen vom Schwanze zu eſſen anfangen, nicht ſo ſehr Aufſtoßen, Magendrücken und andere Beſchwerlichkeiten darnach empfinden, als diejenigen, welche ſie vom Kopfe zu eſſen anfangen, welches die Liebhaber dieſes Gerichtes entſcheiden mögen.

Das ſtrengſte Verdammungs-Urtheil über den Genuß der Neunaugen, hat wohl Hr. Prof. Graumann (*) gefällt, und ich halte es für Pflicht, daſſelbe in Andenken zu erhalten und hier zu nennen. Hier ſind ſeine eigenen Worte.

„Die Neunauge hat ein ſehr ſchleimiges und zähes Fleiſch, das eben ſo wenig dem Magen bequem und leicht bezwingbar, wie es gutes Blut und geſunde Säfte zu erzeugen fähig iſt. Fühlt man dieſen Fiſch an, ſo zeigt er ſchon, wie viel Schleim auf ihm liege, da man ihn kaum feſthalten kann, ſondern da er eben ſo wie ein Aal durch die Finger ſchlüpft, welches noch weit ſtärker geſchehen würde, wenn er mehrere Kräfte hätte und lebhafter wäre. Nimmt man das ekelige Eidechſen- und Schlangen-ähnliche Anſehen der Neunauge, den häßlichen widrigen Ueberzug des Schleims, den elenden und ſchlechten Aufenthalt dieſes Thiers zuſammen, und denkt man dann noch an ihre Neigung ſich zum Aaße zu halten, ſo kann man unmöglich mit einem recht großen Appetit von ihnen ſpeiſen.

(*) Im 2. B. ſeines diätetiſchen Wochenblatts für alle Stände (Roſtock, 1782, 8. S. 34, 188.

ſen. Schnecken und Fröſche ſcheinen einigen Leuten äuſſerſt widrige Gerichte, die ſie nicht einmal eſſen mögen, wenn ſie gleich unter andern Speiſen verſteckt ſind, und dieſe Thiere ſind doch noch bey weitem nicht ſo widerlich und eckelig in ihrer Lebensart, wie die Neunaugen. Um von dieſen Eigenſchaften und Sitten noch etwas genauer zu reden, ſo verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß ein Thier, welches von einer Menge Schleim ſtrotzet, deſſen ganze Haut mit einem klebrigen Weſen überzogen iſt, und bey dem man alle Hilfsmittel der Koch-Kunſt anwenden muß, um es nur einiger Maßen zu reinigen, der Geſundheit nicht zuträglich ſeyn kann. So wenig wie unſer Magen ein ſchleimiges, unauflösliches und zähes Weſen gut verdauen kann, ſo wenig dient unſern Säften eine Miſchung, worin der Schleim der herrſchende Theil iſt, und wodurch unſer Blut mit einer Menge Schleim überladen wird, den wir ſo ungern ſehen, wenn er ſich auf dem Blute in dem Schüſſelchen nach dem Aderlaſſen findet, und woraus wir ſehr ſchlechte Prognoſtika für unſer Leben und für unſere Geſundheit ziehen. Wenn wir wirklich noch nicht krank ſind, ſo werden wir hypochonder, wenn das Blut eine Decke von Schleim hat, es ſey denn, daß wir uns geſegneten Leibes befinden, wo es nicht ſo genau genommen wird. In den mehreſten Fällen iſt es auch wirklich keine gute Anzeige, und es iſt Pflicht alles das zu vermeiden, was den ſchleimigen Theil des Bluts vermehren kann, wohin die Neunaugen beſonders gehören. Schon verſchiedene mahl habe ich es geſagt, daß ſolche Fiſche, die ſich im Schlamm und Moraſt aufhalten, dem Menſchen nicht geſund ſind, und daß ſie keine gute Nahrung für unſern Körper abgeben können, weil ſie ſelbſt keine geſunde Nahrung ſich zu verſchaffen trachten, daß ſie eben ſo ſchwer und unverdaulich im Magen liegen, wie ſie ſelbſt an Einer Stelle zu liegen gewohnt ſind. Aus dem Moraſte und Schlamm des Waſſers läßt ſich wahrſcheinlich nichts nützliches und zuträgliches herausſaugen. Die Neunaugen ſind nun zwar eigentlich Meer-Fiſche, und man möchte glauben, daß dieſe Vorwürfe ſie nicht treffen könnten, aber auch im Meere wühlen ſie nur im Grunde deſſelben, und laſſen ſich nicht in der groſſen Fluth finden. Zu der Zeit aber, wenn ſie gefangen werden, und wenn ſie auf unſere Tiſche kommen, können ſie gar nicht mehr dazu

gerechnet werden, denn ſie kriechen in die Ströme, und halten ſich beynahe ein halbes Jahr darin auf. Sie liegen hier auf dem Grunde, verkriechen ſich in die moraſtigen Winkel, und machen, wenn ihrer eine ganze Familie zuſammen iſt, oft Löcher, die einige Schuh tief ſind. Von Martini bis Oſtern wird er in den Strömen gefunden, und zur Zeit, da der Mond nicht die Nächte hell macht, gefangen, theils gegriffen, theils in Körbe herein gelockt, welches um ſo leichter bewerkſtelliget werden kann, da er dem Geruche ſehr nachgeht. Hier iſt nun die Neunauge in ihrem Element, hat keine andere Bewegung, als daß ſie ſo eben zwiſchen dem Moder dahinſchleicht, und ſich immer tiefer in den Schlamm eingräbt, und ſo mit der Quinteſſenz aller dieſer Unreinigkeiten erfüllt, kommt er in unſere Küche, und wird uns aufgetragen; denn dieſer Fiſch wird nicht einmal ausgenommen, ſondern ſo ganz mit allen ſeinen Gedärmen, die doch wohl einer Säuberung und Ausputzung bedürften, verſpeiſet. Die Erfahrung hat mich davon belehrt, daß die Neunaugen auch das Aas aufſuchen, und ſich bey den todten Cadavern zu Gaſte bitten. An einem Orte ward in meinem Beyſeyn ein über ein halbes Jahr vermißter Menſch aus dem Waſſer geholt; er war ſchon ganz verfault, und ſeine Glieder hatten noch kaum ſo viel Feſtigkeit, daß ſie zuſammen hiengen. Mit ihm wurde eine ungeheure Menge Aale, Neunaugen und Krebſe herausgezogen, die ſich bey ihm eingefunden, und, da er auf dem Grunde des Waſſers gelegen, ſich theils bey ihm, theils in ihm, einquartiert hatten. Dieſen Thieren hatte er zur Nahrung gedient, und die Neunaugen hatten auch das ihrige von ihm geſogen, wie der ſtarke Zuſpruch bewies, mit dem ſie ihn beehrten. Vielleicht ſind in dem Jahre die Neunaugen beſonders fett an dem Orte geweſen, da ſie ſo überflüſſige Nahrungs-Mittel hatten. Ob nun gleich nach dem Zirkel in der Natur alles wieder am Ende zurück kommt, und ſo immer der Menſch wieder Theile ſeiner Vorfahren genießt, ſo kann es doch keinem angenehm ſeyn, wenn dieſer Zirkel ſo ſchnell geendiget wird, und wir gleich durch die erſte Inſtanz zu wahren Menſchen-Freſſern gemacht werden. Wenn erſt die thieriſche Nahrung in Erde verwandelt wird, dieſe den Pflanzen Nahrungs-Saft zuführt, durch welche Thiere ernährt werden, von denen

wir

wir leben, ſo iſt in allen dieſen Geſtalten der Menſch ſo verändert und aufgelöſet worden, daß ſein Eigenthümliches ganz verloren gegangen iſt. Wenn aber gleich die Thiere, die den Saft aus dem todten Körper der Menſchen saugen, zu Tiſche gebracht werden, ſo iſt doch die Vorſtellung des Widrigen bey ſo einem Eſſen nicht leicht zu verdrängen, und die ſtumpfſte Einbildungskraft muß dabey beſchäftiget werden, wenn man gleich weit von aller Bonzen-Thorheit, die die Seele ihrer Brüder und Aeltern zu tödten fürchten, entfernt iſt.

So ſpricht die Theorie von dem Genuß der Neunaugen oder Pricken, und die Erfahrung zeigt die Wahrheit dieſer Sätze, wenigſtens in ſo fern, wie ſie aus den Folgen erkannt werden können. Kein Menſch, auch der nicht, der ſonſt die zähſten und ſchwerſten Sachen gut verdauen kann, kommt bey den Neunaugen ohne alle Beſchwerde davon. Wenn es nichts mehr iſt, ſo erregen ſie ihnen ein öfteres Aufſtoſſen, von dem Neunaugen-Geſchmack begleitet; und ſo angenehm auch der Geſchmack dieſes Fiſches an ſich ſelbſt ſeyn mag, ſo iſt er es doch gewiß nicht, wenn wir ihn wider unſern Willen noch einige Mal wieder zu genieſſen bekommen. Dies iſt offenbar ein Zeichen ſeiner Schwerverdaulichkeit und übeln Beſchaffenheit. Nur das, was dem Magen nicht angenehm und ſeiner Vernunftskraft nicht angemeſſen iſt, ſucht er wieder von ſich auszuſtoſſen, nicht das was er leicht und bequem bezwingen und zerſetzen kann. Es iſt gleichviel, ob man die Neunauge von oben oder von unten zu tranchiren beginnt, ſie erregt immer dieſelben Unannehmlichkeiten; und was ſollte auch für ein Grund dieſer Veränderung vorhanden ſeyn, wenn man nicht glauben will, daß die Stücke und Scheiben der Neunaugen eine Rangordnung unter ſich beobachten, und daß der Kopf ſich ſo lange herum drängt, bis er im Magen oben zu liegen kommt. Bedenkt man, daß man nur immer wenig von den Neunaugen auf einmal zu eſſen pflegt, daß ſie nur zum Nach-Gerichte dienen, und daß man ſelten mehr, als einen, zur Zeit verzehrt, ſo kann man aus der geringen Quantität dieſer Speiſe, verbunden mit der ſtarken Bewegung, die ſie hervorbringt, auf die Gröſſe ihrer Schädlichkeit und Unverdaulichkeit ſchlieſſen. Wie würde es werden, wenn man ſich einzig darin ſatt eſſen ſollte? Da wäre es

gar nicht nöthig, ſchwächlich und von wenigen Kräften zu ſeyn, um recht viel dabey zu leiden; nein, der ſtärkſte und geſundeſte Menſch würde ſeine ganze Noth und Plage davon haben. Das muß man doch wohl für ein ſchädliches und übles Gericht anerkennen, davon die kleinſte Portion ſich ſchon als dem Körper unleidlich verräth. Ein ſchwacher Magen kann nun nicht ſo, wie ein ſtarker, dieſe Unverdaulichkeit überwinden, und ihn durch die groſſe Gewalt, die angewandt werden muß, endlich auflöſen; da bleibt er noch lange liegen, und noch nach einigen Tagen zeigt der Geſchmack des Aufſtoſſens ſeine Gegenwart. Das werden alle die verſpüret haben, die ſich in den geſchilderten Umſtänden befunden; und ſtarke geſunde Leute werden es wenigſtens dann bemerkt haben, wann ſie mahl zu einer Zeit, wo ſie ſich nicht recht wohl befanden, von dieſem Gerichte aſſen. Diejenigen irren daher ſehr, die dieſen Fiſch unter die feinen und edlen Arten zählen; denn wenn ich gleich mit ihrem Appetit keinen Krieg anfangen will, ſo werden ſie doch ſich auch nicht gegen Theorie und Erfahrung ſo ſehr auflehnen, daß ſie ſeine Entſchuldigung und Vertheidigung übernehmen ſollten. Ich glaube nicht, daß einer, der zu ſeinen Speiſen gewöhnt iſt, das Angenehme und Pikante des Geſchmacks in ihm verkennen kann; aber ſo ſehr er auch der Zunge aller zärtlichen und geſchmackvollen Leute ſchmeichelt, ſo wenig paßt er doch für ihre Leiber, weil gewöhnlich der Magen die ſchwächſte Kitzelung verträgt, wenn die Zunge ſie am eifrigſten ſucht. Es verſteht ſich, daß alle Leute, die zu zähen, ſchleimigen, gichtiſchen Säften geneigt ſind, ſie beſonders meiden müſſen.

Dieſer zweyäugige Fiſch (denn auch er hat nur, wie alle übrige Thiere, zwey Augen, und an jeder Seite des Kopfs ſieben Luftlöcher, die man fälſchlich für Augen ausgiebt,) kann indeſſen doch durch die Koch-Kunſt einigermaßen verbeſſert werden. Daß man ihn im Salze ſich ſo abmatten läßt, bis er ſtirbt, iſt das gewöhnliche Mittel, ihn wenigſtens von einem Theile ſeines Schleims zu befreyen; vielleicht thut das Salz auf ihn eben dieſelbe Wirkung, wie auf die Blutigel, daß es einen ſo ſtarken Reiz auf ihre empfindliche Haut macht, den ſie nicht erdulden können. Noch beſſer aber iſt es, wenn man ſie mit Salz beſtreuet, und dann überher Wein gießt, wodurch ſie eben-

ebenfalls getödet werden. Man bratet ſie auf der Roſt, und iſt ſie entweder warm, oder mariniert ſie auch vorher, und packt ſie mit Gewürz in ein kleines Gefäß, worüber man Eſſig gießt. Sie bleiben ſich in beyden Fällen ähnlich, und ſind immer gleich ungeſund, man mag ſie ſo ganz verzehren, oder ſie mit unter den Härings-Salat aufnehmen; jedoch ſcheinen ſie, wenn ſie zu andern Speiſen gethan und mitge'ochet werden, etwas von ihrer Bösſartigkeit und Schwerverdaulichkeit zu verlieren. Anders als vorher gebraten, können ſie gar nicht genoſſen werden, weil ſie aus Salz und Waſſer gekocht ſehr widrig ſchmecken, und ebenfalls gehört eine gedörrte oder geräucherte Neunauge gar nicht zu den angenehmen Speiſen.

Unter allen Neunaugen ſind die, ſo ſich beſtändig im Moraſte wälzen, die allerſchlechteſten, und die ſo erſt vor kurzer Zeit aus den Seen in die Flüſſe getreten ſind, die beſten, ſowohl im Geſchmack, wie in der Wirkung. Jene ſind ganz ſchwarz, und dieſe ſilberfarbig, woraun man ſie leicht unterſcheiden kann."

III. **Der kleine Neunauge**, oder der Querder, Schlamm-Querder, im Oeſtreich. Uhle; in Norwegen Vas-Igle; im Franz. Lamprillon und Lampreyon; im Engl. Blind-Lamprey, Pride; Steinbeißer, Schwenkf. Theriotr. Sil. p. 433; Kiefer-Wurm, Müller L. S. 3. Th. S. 244, weil er einem großen Spul- oder Regen-Wurme ähnlich iſt, und ſich ſehr oft an die Kiefern oder Kiemen der Fiſche, der Kabeljaue, nach der Art Blut-Egel anzuſaugen pflegt (*); Sandwurm; Lampetra parva & fluviatilis *Rondel. Gesn. Gronov.* & *Raj.* Lampreta minor *Salvian.* Petromyzon corpore annuloſo, appendicibus utrinque duobus in margine oris *Arted.*

 Mu-

(*) Aehnliche Kiefer-Würmer findet man auch landwärts in einigen europäiſchen Flüſſen und ſüßen Waſſern, die aber ſo groß nicht ſind, und deswegen von Vielen zu den Würmern gerechnet, oder dafür angeſehen werden. Siehe Kiemen-Wurm, Leroaca *Linn* im XXXVII Th. S. 438. f.

Muſtela fluviatilis minor *Bellon.* Petromyzon branchialis, pinna dorſali poſteriori lineari, labio oris poſteriore latere lobato *Linn.* Petromyzon corpore annulato, ore lobato *Bloch*, a. ang. O. S. 45, Taf. 76, Fig. 2. Die zwey Lappen am Munde und der geringelte Körper ſind hinreichende Kennzeichen, dieſe Art Neunauge von den übrigen zu unterſcheiden. Sie wird nicht über 6 bis 7 Z. lang. Sie hat einen runden, geringelten und an beyden Enden zugeſpitzten Körper, wie der Spul-Wurm. Der Mund iſt ohne Zähne, und der Rand nach unten zu auf beyden Seiten eingeſchnitten, wodurch die erwähnten Lappen gebildet werden. Die Floßen ſind kaum 1 Linie breit. Der Rücken iſt grünlich; die Seiten ſind gelbröthlich; der Bauch iſt weiß. Die inwendigen Theile ſind mit denen von der gemeinen Neunauge von einerley Beſchaffenheit.

Der Verfaſſer des Cours d'hiſtoire naturelle macht eine unrichtige Beſchreibung von dieſem Fiſche, wenn er, To. V. p. 87, ſagt: daß er ſo dünn wie ein Wurm, und anderthalb Fuß lang ſey. Artedi ſieht unrichtig die Lappen am Munde für Anhänge; und daß der größte Theil der Schriftſteller, die er zu ſeiner erſten Neunauge anführt, unſern Fiſch beſchreiben, iſt bereits oben erinnert worden. Willughby und Ray irren, wenn ſie denſelben als zwey beſondere Arten aufführen. Jonſton hat erſtlich die kleine Neunauge mit neun Luftlöchern abgebildet, und dann macht er aus der Neunauge und dem Querder nur Eine Art.

Man trifft dieſen Fiſch nicht nur in Pommern und Preuſſen, ſondern auch in den mehreſten Provinzen Deutſchlandes an. Er liebt ein reines Waſſer, und hält ſich auf dem Grunde der Bäche und kleinen Flüſſe auf; beſonders pflegt er ſich gern in die, zum Röſten ins Waſſer gelegten, Hanf- und Flachs-

Bün-

Bündel zu verkriechen, und wird mit derſelben zugleich heraus gezogen; wovon er in Schweden, und beſonders in Dalekarlien, den Namen Lin-Ahl, weil die Aale dergleichen thun, erhalten hat. Er nährt ſich von Würmern, Waſſer-Inſecten, und hat ein ſehr zähes Leben.

Man fängt die Querder mit Hahmen und Reuſen, und genießt ſie, nachdem ihnen der Kopf abgeſchnitten worden iſt, gekocht mit einer Wein-Brühe, oder gebraten mit zerlaſſener Butter und Citron-Saft. Der gemeine Mann verachtet ſie wegen ihrer wurmförmigen Geſtalt, und gebraucht ſie zum Köder an die Angel, wobey ſie ihm auch ſelten ihre Dienſte verſagen; denn da ſie ein zähes Leben haben, und die Raub-Fiſche weit eher nach einem lebendigen, als nach einem todten Körper haſchen, ſo verſchaffen ſie den Fiſchern faſt allezeit eine ſichere Beute.

IV. Die vierte Art der Lampreten-Gattung, iſt ebenfalls eine kleine Neunauge, die Herr **Bloch** Petromyzon corpore annulato, ore papilloſo nennt, und Taf. 78, Fig. 3, abgebildet liefert. So viel Aehnlichkeit dieſelbe auch, dem erſten Anblicke nach, mit der vorhergehenden Art hat, ſo hält ſie Herr **Bloch** doch für eine eigene Art; denn 1) ſie iſt ſtärker und länger, als jene; 2) ſie hat einen ſtarken, warzigen und mit Zähnen beſetzten Mund, da hingegen bey jener dieſer Theil dünn und mit Lappen verſehen iſt; 3) jene hat kaum merkliche Floßen, welche Linné mit Recht zum Charakter macht; dieſe hingegen hat weit ſtärkere; 4) bey dieſer ſind die Augen viel gröſſer, als bey jener. **Gesner** gedenkt zwar zweyer Arten von kleinen Neunaugen; allein da ſeine erſte Zeichnung nur aus dem **Rondelet** iſt, ſo iſt unter dieſer und ſeiner eigenen Zeichnung nur Eine Art zu verſtehen. Auch **Schwenkfeld** (Theriotroph. Sileſ. p. 432.

p. 432, 433) beſchreibt zwei Arten; allein, da er von der letzten ſagt, daß ſie eine Linie längſt dem Körper, wie der der Blut-Egel, habe, ſo bleibt es ungewiß, was er darunter verſtehe.

Die am Rande des Mundes befindlichen ſpitzigen Warzen, und der geringelte ſpulwurmfärbige Körper, unterſcheiden dieſe Neunaugen-Art von der vorigen. Im Munde bemerkt man hinter dem ſtarken warzigen Rande, wie bey der gemeinen Neunauge, ebenfalls eine Reihe einzelner, und hinter derſelben verſchiedene zuſammengewachſene Zähne; die Zunge iſt auch mit einigen Zähnen beſetzt. Die Augen haben einen ſchwarzen Stern und einen gelben Ring um denſelben. Die zwey Reihen runder Oeffnungen unter und über den Augen, ſind bey dieſer Art leicht wahrzunehmen. Die Bruſt iſt verhältnißmäßig ſtärker, als bey den vorigen Arten, auch ſind die Floßen ziemlich breit, und am After bemerkt man einen hervorſtehenden kegelförmigen Körper, welcher nichts anders, als der Lege-Darm oder die Fortſetzung des Eyerſtockes, iſt. Bey der Lamprete erblickt man ebenfalls einen ſolchen Körper, durch deſſen Oeffnung ſich die Eyer heraus drücken laſſen; er ſteht aber bey derſelben nicht ſo ſtark hervor, als bey dieſer Neunauge.

Man trifft dieſen Fiſch im Thüringiſchen in Bächen an. Hr. Bloch hat ihn, nebſt der vorhergehenden Art, von Hrn. Prof. **Planer** aus Erfurt, unter den Nahmen der kleinen Neunauge erhalten, und nennt denſelben, Letzterm zu Ehren, auch Petromyzon *Planeri*. Er hat eine olivengrüne Farbe, die bald heller bald dunkler fällt; zuweilen findet man auch einige von hellerer Farbe, die mit dunklern Flecken verſehen ſind. Er hat gleichfalls ein zähes Leben, und bleibt, in Branntwein gelegt, eine Viertel-Stunde lang, unter heftiger Bewegung, am Leben;

wenn

wennn er in dieſem abſteht, ſo bleibt der Mund nach dem Tode offen, im Waſſer aber zu. In Abſicht der innern Theile, der Nahrung, der Leich-Zeit, und des Fanges, kommt er mit der Lamprete überein.

* * *

An einigen Orten nennt man auch die Aalraupen-Lebern, welche ſehr delicat ſchmecken, Lampreten.

Lampreten-Fiſch, nennt Müller, unter ſeinen Rotz-Fiſchen, den Blennius muſtelaris *Linn.*; ſ. Rotz-Fiſch.

Lampreyon, *Lamprillon*, die kleine Neunauge; ſiehe oben. S. 377.

Lampſana *Linn.*, Acker-Kohl; ſ. Th. XLII, S. 734.

Lampuge, ſ. Gold-Fiſch, No. 4, im XIX Th. S. 517.

Lampy, ein kleines Königreich auf den afrikaniſchen Küſten, zwiſchen den Königreichen Acara und Arder gelegen. Der Sclaven-Handel iſt daſelbſt ſehr gut, indem die Sclaven daſelbſt nicht theuer ſind, und einer nicht leicht über 50 franz. Livers an europäiſchen Waaren zu ſtehen kommt. Denn ſo hat, des *Savary* Diction. de commerce, To. IV, p. 696, zu Folge, in den Jahren 1706 und 1707, die franzöſiſche Aſſiento-Compagnie für einen Sclaven entweder 6 Flinten, die in Frankreich damahls 7 Livr. das Stück koſteten; oder 5 Stück Perpetuanen, zu 8 Livr. das Stück; oder ein Fäßchen Pulver von 100 Pfund, welches nicht höher als 30 Livr. zu ſtehen kam, nebſt 6 Stück Indiennes, oder 5 Stück Tapſels, gegeben.

Lampyris, ſ. Johannis-Wurm, im XXX Th. S. 638, und Schimmer-Käfer, im XXXII Th. S. 89, f.

Lamsheim, Lambsheim, eine Stadt und Ober-Schuldheißerey, im kurpfälziſchen Ober-Amte Neuſtadt, wird in den Lorſcher Urkunden vom 8ten Jahrh.

Lammundisheim, auch Lantmundesheim, genannt. Durch den Ort zieht eine von Worms nach Landau führende Land-Straſſe. Im J. 1785 war die Bevölkerung 248 Familien und 1161 Seelen ſtark. An Gebäuden zählte man 3 Kirchen, 2 Schulen, 195 bürgerliche Häuſer. Die Gemarkung enthält 3109 Morgen Acker, 95 M. Wingert, 179 M. Wieſen, 800 M. Gebrüche und Weide, nebſt 25 M. Buſchwald.

Jo. Goßw. Widder Beſchreib. der kurfürſtl. Pfalz am Rhein, 2 Th. Frf. und L. 1786, 8. S. 345; fgg.

Lana, ſiehe Wolle.

Lancaſhire, eine der anſehnlichſten Grafſchaften in England, welche 170 Meilen im Umfange hat. Man zählt 27 große und kleine Städte und Flecken, 40200 Häuſer, aber nur, ob ſie gleich die ſiebente an Gröſſe in England iſt, 60 Kirchſpiele darin (*). Gegen Weſten wird ſie von der irländiſchen See bewäſſert; gegen Norden gränzt ſie an Cumberland und Weſtmoreland, gegen Oſten an Yorkſhire, und gegen Süden an Cheſhire. Die Grafſchaft ſendet 14 Deputirte zum Parlament, die beyden von der Landſchaft mitgerechnet. Zur Zeit der ſächſiſchen Heptarchie gehörte ſie den Königen von Northumberland. **Eduard** erhob ſie zu einer Pfalzgrafſchaft, und ſie führt auch noch den Titel: County Palatine of Lancaſter. Aus dieſen Zeiten kommt noch das Gericht von Lancaſhire her, welches in Weſtminſter über Streitigkeiten wegen der Einkünfte entſcheidet, und

(*) Lancaſhire hat die größten Kirchſpiele in England, welche daher viele Capellen oder Filiale unter ſich haben, die gröſſer ſind, als die Kirchſpiele mancher Grafſchaften. Es giebt 120 Filiale, und eine einzige Pfarrkirche zählt deren 16. Es läßt ſich dieſes ſchon aus der Vergleichung ſchlieſſen; z. B. Norfolk hat nur 7200 Häuſer mehr, aber 660 Kirchſpiel. Dieſe Grafſchaft iſt aber ſehr bewohnt, und hat nur 140 Meilen, folglich 30 Meilen weniger im Umfange, als Lancaſhire.

und das Kanzelley-Gericht, welches zu Preſton gehalten wird. Uebrigens hat dieſe Grafſchaft keinen Vorzug vor den andern. So lange, bis die beyden Häuſer Lancaſter und York unter Heinrich VII. vereinigt wurden, gab Lancaſter einem Zweige der königl. Familie den herzoglichen Titel.

Auſſerdem daß dieſe Landſchaft an der See liegt, wird ſie auch noch von vielen Flüſſen gewäſſert, darunter die Merſey, Ribble, Lon und Wire die vornehmſten ſind. Die Merſey entſpringt in den Bergen von Derbyſhire, trennt Anfangs dieſe Grafſchaft, und hernach Cheſhire von der unſrigen, formirt einen anſehnlichen Meerbuſen, und fällt endlich bey Liverpool in die See. Die Ribble kommt aus Yorkſhire, läuft quer durch Lancaſhire, und vereinigt ſich unterhalb Preſton mit der See, nachdem ſie die Dowglaß zu ſich genommen hat. Oberhalb Preſton nimmt ſie die groſſe Calder und Savock auf. Die Wire entſteht aus der kleinen Calder, der Broke und andern geringen Waſſern, und fließt nordwärts von der Ribble in die See. Noch höher hinauf iſt die Mündung der Lon, welche aus Weſtmoreland kommt, und zuletzt einen breiten Canal wie einen Meerbuſen bekommt. Der letztere Fluß iſt reich an Lachſen. Auch die übrigen ſind fiſchreich; inſonderheit iſt die Wire wegen einer gewiſſen groſſen Art von Muſcheln (Mytilus edulis *Linn.*) merkwürdig; die ſchönſten werden in der See bey dem Dorfe Hambleton gefangen, und in die Wire gelegt, doch ſo, daß die Fluth ſie erreicht, wo ſie fett und ungemein ſchmackhaft werden; ſie haben zuweilen Perlen von ziemlicher Gröſſe bey ſich; weil ſie mit Haken (hooks) wieder herausgezogen werden, ſo nennt man ſie Hambleton-Hookers. Der kleine Fluß Irk; welcher in die Merſey fällt, führt ſo fette Aale bey ſich, daß die wenigſten Leute ſie genieſſen kön-

können. Man ſchreibt dieſe auſſerordentliche Fettigkeit dem vielen Oehle und Fette zu, welches in den an demſelben in der Nachbarſchaft von Mancheſter liegenden Walk-Mühlen verbraucht wird, und ihnen zur Nahrung dient.

Dieſe Grafſchaft iſt in der letzten Hälfte unſers Jahrhundertes auch durch die inländiſche Schifffahrt auf Canälen berühmt geworden. Von dem Canal des Herzoges von Bridgewater, werde ich im Art. Mancheſter, und von dem Canal, der von Lieverpool nach Leeds geht, im Art. Leeds handeln.

Es giebt auch verſchiedene merkwürdige Land-Seen, als: der Keningſton- und Martin-See, vor allen aber Winander-Meere, oder zuſammengezogen Winder-Meere, der größte unter allen Land-Seen in England. Sie ſind ſehr fiſchreich; inſonderheit führen ſie den ſeltenen und für einen Lecker-Biſſen geachteten Fiſch, der rothe Char genannt, bey ſich, der ſonſt nirgends als in einigen Gegenden von Wales gefunden wird; er iſt nicht über $\frac{1}{4}$ Elle lang, und eine Art von Alp- oder Berg-Forrelle Salmo alpinus *Linn.*; ſie ſchwimmen in Haufen beyſammen, und ſind im Sommer ſchwer zu fangen wenn ſie ſich gleich auf der Oberfläche des Waſſers zeigen; die einzige Jahrszeit zu ihrem Fange iſt, wenn ſie ſich, des Leichens wegen, an die ſeichten Stellen des Sees begeben. Die irländiſche See liefert eine große Menge von Steinbutten, Schollen und andern Fiſchen, von Auſtern, Hummern, Krabben, Garnelen, Muſcheln, großen Meer-Schnecken, und an manchen Stellen eine ſo ungeheure Quantität von Schal-Thieren, daß die Landleute damit, und mit der kleinen Fiſch-Brut, die Felder düngen. Die fiſchreichen Küſten ziehen eine Menge See-Vögel herbey, die ſich größtentheils von ihnen nähren, als: See-Raben (Pelecanus garculus), Puſſins oder

See-

See-Taucher (Alca arctica), Aſpers, eine Art von See-Adlern, Cormorans, Alken (Alca torda), Eisvögel (Alcedo) ꝛc. der gemeinen Vögel, z. B. der Schwäne, Aenten, u. a. m. nicht zu gedenken.

Es fehlt dieſer Grafſchaft nicht an mineraliſchen und andern merkwürdigen Quellen. Zu Latham, unweit Ormskirk, iſt Mandlins-Brunnen, deſſen Waſſer ein purgirendes Salz mit vielen Vitriol- und Eiſen-Theilen bey ſich führt. Eine beſondere Eigenſchaft dieſes Brunnens war ſonſt, daß er, ungeachtet ſeiner Entfernung von der See und dem Salzwaſſer, eine Menge See-Muſcheln ausſtieß, bis man Mühlen-Steine darauf gelegt, und dem Uebel dadurch abgeholfen hat. Dieſer Brunnen würde gewiß häufiger beſucht werden, wenn es nicht an Bedienung der Gäſte fehlte. Zu Wraysholm, 2 bis 3 Meilen ſüdwärts von Cartimel, entſpringt eine Quelle am Fuße eines Felſens, die bey verdorbenem Appetit, Scharbock, Gelbſucht und Quartan-Fiebern, von großem Nutzen iſt. Carlton, ein Dorf, 10 Meilen ſüdweſtwärts von Priſton; Crikle, ein Dorf 1 Meile von Broughton; Sigh, ein Dorf bey Wigan, und andere mehr, haben wirkſame Waſſer in allerley Leibes-Gebrechen. Ich gedenke nur noch einer merkwürdigen Quelle in Ancliff, 3 Meilen von Wigan, die man insgemein den brennenden Brunnen nennt. Beym erſten Anblick ſieht er wie ein Pfuhl von Regenwaſſer aus; das Waſſer ſprudelt heraus, und verurſacht einen ſchwefeligen Dampf, der ſich, wenn man ein Licht daran hält, entzündet, und wie Weingeiſt brennt; die Flamme lodert bey warmem Wetter den Tag über fort, ſo, daß man Eyer und Fiſche dabey ſieden kann. Die Quelle iſt nahe bey einer reichen Kohlen-Grube, und dieſe entzündbaren Dünſte entſtehen vermuthlich von einem Stein-Oehl. Das aus dem Brunnen geſchöpfte Waſſer brennt eben ſo wenig, als

der Schlamm, aus welchem die Dünſte emporſteigen.

Die weſtliche Seite von Lancaſhire gegen die See, iſt ſehr fruchtbar an Getreide und Wieſewachs. Weizen und Gerſte wächſt im Ueberfluß. Die Weiden ſind auſſerordentlich fett, daher das Rindvieh von Lancaſhire das größte in England iſt, und insonderheit vortreffliche, weit aus einander ſtehende Hörner hat. Für das allerbeſte wird das von Garſtang gehalten; dieſer Marktflecken hat jährlich 3 Viehmärkte. Der Preis des hier fallenden Viehes iſt faſt unglaublich; aber Pennant und Young beſtätigen es. Für eine Kuh, welche einen Ochſen von dem rechten aufrichtigen lancaſhiriſchen Stamme zum Vater hat, werden zuweilen, inſonderheit wenn man Hoffnung hat, gute Stiere davon zu ziehen, 20 bis 30 Guineen, für Kälber von 1 Monath, 10 Guineen, und für einen Stier 70 bis 100 Guineen, bezahlt. Man vermiethet zuweilen einen Stier, die Springzeit über, für 30 Guineen. Es giebt Ochſen, die, ohne Eingeweide und Haut, beym Schlachten 1600 Pfund wiegen. Die Nutzung einer Kuh wird $3\frac{1}{2}$ bis 4 Pf. Sterl. angeſchlagen. Auf das Stück rechnet man im Winter das Heu von einem Acker und Stroh, und im Sommer $\frac{3}{4}$ Acker Grasland. Die öſtlichen Gegenden von Lancaſhire, wo es kleine Berge giebt, ſind ſteinig und weniger fruchtbar, doch gewinnt man in den Tiefen ſchönen Haber. Es giebt in dieſer Grafſchaft Gruben von Kupfer, Bley, Eiſen, Spießglanz, Waſſerbley und Galmey. Steinkohlen ſind in Menge vorhanden, inſonderheit die ſo genannten Cannel oder Candle-Coals. Es giebt hier viele Sümpfe oder Torf-Mohre, welche eine Menge weißen, grauen und ſchwarzen Torf liefern. Man findet auch ganze Bäume, meiſtens Kiefern, darin, die ſich aber nicht, wie Einige behaupten, von der Sündfluth herſchreiben,

weil

weil man an vielen die Spuren der Art deutlich bemerkt. Es wird hier nicht nur Torf, ſondern auch Märgel zum Düngen, gegraben.

Die Manufacturen dieſer Provinz, beſtehen in verſchiedenen wollenen Zeugen, Leinwand und Kattun. Mit obigen Natur-Producten und dieſen Manufactur-Waren treiben dann auch die Einwohner ihren Handel.

Die Haupt-Stadt dieſer Landſchaft, welche ihr auch den Namen giebt, Lancaſter, liegt an einem Hügel bey der Mündung des Fluſſes Lon oder Lun. Die Landgerichts-Seſſionen werden hier gehalten, und die Stadt ſchickt 2 Deputirte zum Paclament. Bey den Römern, die hier eine Station hatten, hieß ſie Longouicum. Sie iſt zwar alt und nicht regelmäßig, aber doch überhaupt wohl und von Stein gebauet. Einige Häuſer ſind von guter Architektur, inſonderheit fällt die Vorder-Seite von Hrn. Robbes Hauſe den Reiſenden auf, weil ſie mit einer Art von Stein ausgeſetzt iſt, auf der man natürliche Landſchaften ſieht, nach Art des italiäniſchen Marmors, der bey Siena gegraben wird. Man findet hier gute Geſellſchaft, und die Stadt iſt überhaupt durch Handel und Gewerbe im blühenden Zuſtande. Sie hat in den vorigen Zeiten vielen Prinzen des königl. Hauſes den herzoglichen Titel gegeben (*). Die Einwohner haben an 100 eigene Schiffe, wovon ungefähr die Hälfte zum Sclaven-Handel und nach Weſt-Indien gebraucht wird. Sie bringen unter andern ſehr viel Mahagony-Holz von da zurück, welches von geſchick-

(*) Die langwierigen und blutigen Händel, zwiſchen der rothen und weißen Roſe, oder den Häuſern Lancaſter und York, ſind in der engländiſchen Geſchichte bekannt genug; und man weis, daß ſie nicht eher aufhörten, als bis ſich König Heinrich VII. von Lancaſter mit der Eliſabeth, Erbinn des Hauſes York, vermählte.

ten Tiſchlern, deren es hier eine Menge giebt, zu allerley Geräthe und künſtlichen Sachen verarbeitet, und alsdann zum Theil wieder nach Weſt-Indien zurück, und nach London und andern Orten, geſchickt wird. Gillow's Niederlage davon verdient geſehen zu werden. Es gehen von hier inſonderheit viel Eiſen-Waaren, gegoſſene Lichter und Leinwand, nach den Inſeln. Das Segeltuch zu den Schiffen machen die hieſigen Weber meiſt ſelbſt. Die Kaie an der Lun ſind bequem, und obgleich wegen des verſandeten Hafens keine groſſe Laſtſchiffe anlanden können, ſo trägt der Fluß doch Schiffe von 250 Tonnen. Man handelt auch von hier nach Norwegen. Die Einfuhre von Weizen und Gerſte iſt beträchtlich. Wäre die Gegend um Lancaſter ſtärker bewohnt, ſo würde der Handel gewiß noch lebhafter, und die Kaufleute würden für den Zucker und andere aus Weſt-Indien gebrachte Waaren einen ſchleunigern und ſtärkern Abſatz finden.

Das Zoll-Haus iſt ein artiges Gebäude, welches ſeinem Architekten Gillow Ehre macht; es hat einen auf 4 ioniſchen Säulen ruhenden Giebel, wovon jede 15 Fuß hoch iſt, und aus einem einzigen Sterne beſteht. Die anſehnliche Brücke über die Lun beſteht aus 5 Bogen. Das hieſige Caſtell iſt eines der beſten Denkmahle, die in England aus dem Alterthume übrig geblieben, und zum Theil noch wohl erhalten ſind. Kaiſer Hadrian ließ den Graben ziehen, und den Thurm auf der Weſt-Seite aufführen; Konſtantinus Chlorus, der Vater Konſtantin's des Groſſen, bauete den, der gegen die Stadt ſieht, und beyde ſtehen noch bis auf den heutigen Tag. Unter den Normännern kam der groſe Thurm hinzu, darin der Thorweg angebracht iſt; izt iſt das Grafſchaftsgefängniß darin, und die Land-Gerichte werden ſeit 500 Jahren darin gehalten. Man hat oben von demſelben

ben eine herrliche Ausſicht über die umliegende Gegend und über die See.

Lancaſter. 1. Die Hauptſtadt der Provinz Lancaſhire in England; ſ. den vorhergeh. Artikel.

2. Eine große Stadt, in der von ihr benannten Grafſchaft, in Penſylvanien, wo 1787 eine deutſche hohe Schule und eine Frey-Schule geſtiftet wurde. Jene bekam, zur Ehre des berühmten Benjamin Franklin, den Namen **Franklin's** hohe Schule.

Lancea, ſ. Lanze, Lanzen=Kraut.

Lancellota, ſ. Lancerota.

Lanceron, *Lancor*, ein kleiner Hecht; ſ. Th. XXII, S. 581.

Lancerota, Lancellota, eine von den canariſchen Inſeln, auf der Weſt=Seite von Afrika, der Küſte der Barbarey gegenüber, auf dem atlantiſchen Meere. Sie wurde nebſt der Inſel Forteventura, oder Fuertaventura, im J. 1326 von den Europäern zuerſt entdeckt. Beyde Inſeln ſind in den meiſten Stücken einander ähnlich. Sie haben ein ſehr geſundes Klima, wozu wohl die Trockenheit des Bodens und die immer wehenden Nord=Winde das meiſte beytragen. Die Witterung iſt ungefähr folgende: von der Mitte oder dem Ende des Aprils, bis zu Anfang oder Mitte des Octobers, wehet ein ſehr ſtarker Wind, und faſt ununterbrochen aus Norden und Nord=Oſten. Von der Mitte des Oct., bis zu Ende des Aprils, ſetzt er ſich zuweilen auch in andere Gegenden um. Der Südoſtwind bringt beſtändig Regen, und iſt daher den Inſulanern jederzeit ſehr willkommen. Wenn dieſer Regen, der den ganzen Boden durchweicht, zu fallen anfängt, ſäen die Einwohner ihr Korn aus, und zu Ende des Aprils iſt es reif zur Aernde. Die Nord= und Nordoſt=Winde ſind ſo heftig, daß ſie keine Art von Bäumen aufkommen laſſen, beſonders auf Lancerota; denn Fuertaventura iſt dem Winde nicht ſo

ſehr ausgeſetzt, daher auch nicht völlig ſo unfruchtbar an Bäumen und Stauden. Hier wachſen noch Palmen, wilde Oehl-Bäume, und eine Art von wilden Fichten, welche die Einwohner Tarrahala nennen. Die Baumwollen- und Euphorbium-Staude, Feigen-Bäume, und eine Staude, welche ſtachelige Birnen trägt, wachſen in Gärten, wiewohl die leztere in den weſtlicher gelegenen Inſeln wild auf den Feldern wächſt. Den Mangeln an Bäumen erſetzt der Ueberfluß von vortrefflichen Kräutern, und die Menge wohlriechender Blumen. Auch wächſt auf beyden Inſeln Getreide von verſchiedener Gattung, als: Weizen, Gerſte, Mays, und zwar alles ſo häufig, daß es nicht nur für ſie ſelbſt, ſondern auch für die Einwohner von Tenerlffa und Palma zureicht, die ihr Brodkorn faſt allein von dieſen Inſeln ziehen. Der Weinſtock iſt auf Lancerota erſt in dieſem Jahrhundert gepflanzt worden. Damals brach ein Vulkan aus, und bedeckte viele Felder mit leichtem Staube und Bimſteinen, wodurch der Boden dermaßen verbeſſert wurde, daß man Weinſtöcke anpflanzen konnte, welche ſehr gut fortkommen und Trauben bringen; der Wein aber, den man davon macht, iſt leicht, ohne Kraft, und ſo ſcharf von Geſchmack, daß ein Fremder ihn kaum von Wein-Eſſig unterſcheiden wird. Fuertaventura aber bringt mehr und beſſern Wein.

Auf den Felſen an der See-Küſte findet man eine Menge von Orſeille. Es hat einen runden Stängel von der Stärke eines Bindfadens; ſeine Farbe iſt grau, und fällt ins Weiße; hin und wieder findet man auf demſelben weiße Flecken. Aus Einer Wurzel wachſen mehrere Stängel, die ſich wieder in Zweige vertheilen. Auf dem Felſen, auf welchem es wächſt, ſieht man nicht das geringſte von Erde oder Staub. Es färbt ſehr ſchön purpurroth; je runder und dunk-

ler

ler es von Farbe iſt, und je mehr weiße Flecken es hat, deſto beſſer und theurer iſt es. Man findet es auf dem canariſchen, maderiſchen und den Inſeln des grünen Vorgebirges, auch auf der Küſte der Barbarey; das beſte und meiſte aber wächſt auf den canariſchen Inſeln. Ein Mehreres von der Orſeille und ihrem Gebrauche, ſ. im LVIII Th. S. 434, fgg.

Auf Lancerota ſind ſehr wenig Waſſer-Quellen oder Brunnen befindlich. Die Einwohner ſammeln daher für ſich ſelbſt und ihr Vieh das Regenwaſſer in Gruben und Ciſternen. Eben ſo machen ſie es auf Fuertaventura, ungeachtet man hier mehr Quellen und Brunnen hat, deren Waſſer aber faſt durchgängig von ſalzigem Geſchmack iſt.

Das Thier-Reich auf dieſen Inſeln beſteht in Kamelen, Pferden, Eſeln, Ochſen, Schafen, Ziegen und Schweinen, welche alle, die Schafe und Ziegen ausgenommen, erſt nach der Eroberung aus der Barbarey und Spanien dahin gebracht wurden. Im Frühlinge iſt dieſes Vieh ſo fett, als ob es mit Oehl überzogen wäre; wenn aber zu Anfange des Herbſtes das Gras verwelkt oder aufgezehrt iſt, wird es ſo mager, daß es nicht einmal zum Eſſen taugt. Die See-Küſten liefern den Einwohnern beyder Inſeln einen Ueberfluß von guten Fiſchen, vorzüglich eine Art Stockfiſch, der weit wohlſchmeckender iſt, als der von Newfoundland. Einer der hieſigen Fiſche, der Pikudo oder See-Hecht, beißt tödlich; iſt er aber getödtet und zugerichtet, ſo iſt er eine ſehr gute Speiſe.

Vögel ſind, wegen Mangel der Gebüſche, ſehr ſelten; doch giebt es einige Canarien-Vögel, Tabaylas, von der Größe eines Stahres, weiß mit ſchwarz gefleckt, Rephühner und Raben. Giftige Thiere findet man gar nicht, auſſer einer ſchwarzen Spinne.

Die alten Einwohner von Lancerota ſowohl, als Feuertaventura, waren ein gutes harmloſes Volk, deſſen einziges Vergnügen im Singen und Tanzen beſtand. Sie waren ſehr ſchnell, und es galt für Ruhm, wenn es einer dem andern im Springen zuvorthun konnte. Sie waren größer von Wuchs und beſſer gebildet, als die Bewohner der übrigen Inſeln. Ihre Häuſer waren von Steinen erbauet, ohne Kitt oder Kalk, doch aber ſehr feſt. Auch hatten ſie Häuſer zum Gottesdienſt, Efeguen genannt; dieſe waren rund, und beſtanden aus zwey Mauern, eine innerhalb der andern mit einen offenen Raume dazwiſchen; in dieſer Art von Tempeln opferten ſie ihren Gott (denn ſie verehrten nur einen,) Milch und Butter. Die Kleidung der Einwohner von Lancerota beſtand aus Ziegen-Fellen, welche zuſammengenähet und wie ein Mantel mit einer Kappe geſtaltet waren. Von eben dieſer Materie waren die Schuhe, und bey dieſen das Rauche auswärts gekehrt. Auch ihre Mützen waren von Ziegen-Fell mit 3 Federn vorn an der Stirn. Das Haar trugen ſie lang, und den Bart in Flechten gedrehet. Ihre Nahrung war geröſtetes Gerſten-Mehl, gebretenes und gekochtes Ziegen-Fleiſch, auch Milch und Butter. Ihre Art, Feuer zu machen, war, daß ſie einen Stock von trocknem harten Holze nehmen, den ſie in einer weichen, trocknen, ſchwammichten Diſtel ſo lange herum drehten, bis ſie in Brand gerieth. Wenn ſie ihr Land mit Gerſte beſäeten, gruben ſie es mit Ziegen-Hörnern, droſchen ſie mit Stecken, und mahlten ſie in einer Hand-Mühle von zwey Steinen. Wenn ſie krank wurden, heilten ſie ſich ſelbſt mit den auf der Inſel wachſenden Kräutern; und wenn ſie an einem Gliede des Leibes Schmerzen hatten, ritzten ſie den leidenden Theil mit ſcharfen Steinen auf, oder braunten ihn mit Feuer, und rieben

ben. ihn dann mit Ziegen-Butter. Starb einer, ſo wurde er in einer Höhle begraben.

Die Einwohner auf Fuertaventura kleideten ſich in Schaf-Felle mit kurzen, bis an den Elbogen reichenden, Aermeln. Sie hatten auch kurze Hoſen, und ſolche Schuhe, wie die Lancerotaner, denen ſie auch in Bedeckung des Kopfes und im Tragen des Haares gleich waren

Die jezigen Einwohner dieſer Inſeln ſind eine Vermiſchung von ächten Eingebornen, Europäern und mauriſchen Gefangenen. Sie ſind groß, ſtark, und von ſehr dunkler Farbe. Bey den Einwohner der übrigen canariſchen Inſeln ſtehen ſie in dem Rufe, Leute von ſehr groben ungeſchliffenen Sitten zu ſeyn. Ihre Kleidung iſt ſpaniſch, aber ſehr ſchlecht. Die Häuſer des Gouverneurs ſind von Steinen und Kalk erbauet; die der Vornehmern, mit Ziegeln; gemeiner Leute Häuſer nur mit Stroh gedeckt; die meiſten aber ſind nicht anders gebauet, als bey uns die Scheunen, ſo, daß die Zimmer oben keine weitere Bedeckung, als das Dach, haben. Der Landmann nährt ſich gewöhnlich von geröſteten Gerſten- oder Weizenmehl, welches ſie in einen Teig kneten, und ohne weitere Zubereitung eſſen, zuweilen aber dadurch wohlſchmeckender machen, daß ſie jeden Biſſen in Honig tunken. Iſt die Milch gut, thun ſie es auch wohl in dieſelbe, und eſſen es mit See-Muſcheln wie Suppe. Brod wird, auſſer den Vornehmen, gar nicht gegeſſen; und Fleiſch oder Fiſch ißt der Landmann nur an Feſt-Tagen, bey Hochzeiten, u. ſ. w. Die meiſten Einwohner treiben den Landbau, und nur ſehr wenige treiben Handwerke, denn ihre Kleidung machen ſie ſich ſelbſt, Hausgeräthe u. d. gl. aber bekommen ſie aus den andern Inſeln.

Alle lieben den Boden, auf welchem ſie geboren ſind, auſſerordentlich. Sehr wenige von ihnen kom-

men nach Spanien, oder auch nur nach Canaria, auſſ r wenn ſie einer Rechts = Sache wegen dahin müſſen. Wenn einer nur einiger Maßen etwas hat, ſo wird er gewiß ſein ganzes Leben durch hier bleiben; und ein Vornehmer würde ſich ſchämen, auſſer Land zu gehen, und ſein Vermögen durch Handel zu verbeſſern; aber ſchämen wird er ſich nicht, zu betriegen, wie er nur kann, und die Bauern zu drücken, ſo viel an ihm iſt. Stolz, Geiz, Treuloſigkeit, Unwiſſenheit, und der höchſte Grad von Bigotterie, charakteriſiren übrigens die hieſigen Einwohner.

Ungeachtet die Nachkommen des Hauſes Herrera eigentlich die Herren dieſer beyden Inſeln ſind, ſo beſitzen ſie doch nur einen ſehr kleinen Theil von Macht und Gerichtbarkeit, und die Regierung iſt izt in den Händen eines Alcade Major und Governador de las Armas, von denen der erſte die bürgerlichen, der zweyte die militariſchen Angelegenheiten zu beſorgen hat. Von den Ausſprüchen des Alcade Major kann an das kön. Ober-Gericht in der Inſel Canaria appellirt werden, und der Governador empfängt ſeine Befehle von dem General = Gouverneur auf Teneriffa. Regulirte Soldaten ſind nicht auf der Inſel, aber eine ordentlich eingerichtete Miliz, welche auch immer in gutem Zuſtande iſt, weil man Beyſpiele hat, daß die barbariſchen See = Räuber hier gelandet ſind, und vielen Schaden gethan haben. Ungeachtet übrigens dieſe Inſeln nur wenig von der Krone Spanien geachtet werden, ſo ſind ſie doch von großer Wichtigkeit; denn wenn ſie einmal erobert werden ſollten, ſo wäre es unausbleiblich auch um Palma und Teneriffa geſchehen, da dieſe von hier aus mit Getreide verſorget werden. Die Ausfuhre dieſer beyden Inſeln ſchränkt ſich bloß auf die andern canariſchen Inſeln ein, und beſteht in Weizen, Orſeille, Mays, Vieh, Geflügel, Käſe, Ziegen = Fellen, Salz und etwas eingeſalzenen Fiſchen.

Vor etlichen zwanzig Jahren führte man viele Kamele aus Fuertaventura, nach den engländiſchen Colonien in Weſt-Indien, allein der Handel wurde bald verbothen, weil man befürchtete, die Zucht möchte ſich hier verlieren. Die Korn-Ausfuhre aus der eben genannten Inſel iſt gleichfalls verbothen, daher die Einwohner nur ſo viel bauen, als ſie für ſich nöthig achten, und in dürren Jahren bald Hungers ſterben müſſen. Die Einfuhre kommt auch faſt allein von den andern Inſeln, beſonders von Teneriffa, welche der Mittelpunct der Handlung für alle canariſche Inſeln iſt. Sie beſteht in engliſchen wollenen Zeugen, deutſcher Leinwand, Branntwein, Wein, Oehl, Obſt, Dielen, andern Arten Bau-Holz, Barken, Fiſcher-Kähnen, Wachs, Haus-Geräth, Rauch- und Schnupf-Tobak, Seife, Lichtern, und einer anſehnlichen Menge baren Geldes, welches meiſt für Proceß-Koſten nach Canaria geht, denn die Einwohner ſind im höchſten Grade proceßſüchtig.

Die Inſel Lancerota hat drey Häfen; bey dem einen iſt ein Salzwerk, in einem viereckigen Stücke Landes beſtehend, und von 2 Zoll tiefen Gräben durchſchnitten, in welche das See-Waſſer gelaſſen wird, welches dann durch die Sonnen-Hitze und die Natur des Bodens ſich in Salz verwandelt. Der Hauptort dieſer Inſel, iſt die Stadt Cayas, oder Rubiçon, welche ungefähr 200 Häuſer, eine Kirche und ein Mönch-Kloſter enthält. Die Wohn-Häuſer haben größtentheils ein ſchlechtes Anſehen, und in der Nähe iſt ein altes Caſtell mit einigem Geſchütze beſetzt. Sowohl hier als auf der andern Inſel ſind viele Hügel, die ehedem Vulkane geweſen ſeyn müſſen; ihre Gipfel haben nur einen kleinen Umfang, und ſind hohl; der Rand der Gipfel aber iſt gewöhnlich ſehr ſchmahl und ſcharf. In neuern Zeiten erinnert man ſich noch

Aus-

Ausbrüche auf Lancerota, wo vor 50 Jahren ein Vulkan ausbrach, der eine ſo ungeheure Menge Aſche und Steine auswarf, daß viele Einwohner ihre Häuſer verließen, und nach Fuertaventura flohen. Dieſer Vulkan war dicht an der See, und in derſelben erhob ſich ein kleiner pyramidenförmiger Felſen über das Waſſer, der noch izt da iſt, und mit der Inſel durch die von dem Vulkan ausgeworfene Materie verbunden iſt.

Fuertaventura wird durch einen engen Canal von Lancerota geſchieden. Dieſe Inſel iſt in der Mitte ſo ſchmahl und niedrig, daß ſie von der See beynahe in zwey Theile geſchieden wird. Was auf der Süd-Seite der Erd-Enge liegt, iſt bergig, ſandig, unfruchtbar, und faſt ganz unbewohnt; der nördliche Theil iſt auch bergig, doch im Innern bewohnt und bevölkert. Der Haupt-Ort, la Villa, iſt eine in einer ſehr kornreichen Gegend gelegene Stadt, mit ſchlechten Häuſern, etwa hundert an der Zahl.

Lanceſton, ſiehe Launceſton.

Lancette, ſ. Lanzette.

Lanciano, L. Lancianum, vor Alters Anxanum, die Haupt-Stadt der Landſchaft des diesſeitigen Abruzzo (Abruzzo citra), im Königreiche Napoli, ungefähr 4 Meilen von der Küſte des adriatiſchen Meeres. Sie hat einen guten Hafen, iſt groß, volkreich, wohl gebauet, und eine anſehnliche Handels- und königl. Domänen-Stadt, die ihrer Meſſen wegen, welche im May und Auguſt gehalten werden, berühmt iſt. Sie iſt der Siz eines königl. Governatore und eines Erz-Biſchofes, welcher von dem Könige ernannt wird, unter dem aber keine Biſchöfe ſtehen.

Lanciren, bey dem Jägern; ſ. im XXVIII Th. S. 438.

Land, (das) Plur. die Länder, Oberd. die Lande, Diminut. das Ländchen, Oberd. Ländlein.

1. Der

1. Der feſte Theil der Erdkugel, im Gegenſatze des Waſſers, und beſonders der Meere; in welcher Bedeutung der Plural ungewöhnlich iſt; L. Aridum, Littus, Terra; Fr. Terre. Das feſte Land, Lat. Continens; Fr. Continent. Zu Waſſer und zu Lande gereiſet ſeyn, L. terra marique. Eine Reiſe zu Lande unternehmen, im Gegenſatze einer Reiſe zu Waſſer, L. Iter pedeſtre, ſ. terreſtre. Auf dem Lande ſeyn, zu Lande ſeyn, L. in continenti, in arido eſſe. Ein Schiff auf das Land bringen, oder ziehen, L. in aripum ſubducere navem. Land ſehen, oder entdecken, L. terram conſpicere e navi; Fr. decouvrir la terre. An das Land fahren, gehen, L. appellere, applicare navem ad littus. Aus Land treten, L. navibus egredi; Fr. prendre la terre. Zu Lande kommen, L. ad terram venire, terram contingere. Ans Land kommen, L. in terram evadere. Am Lande hinfahren, oder hinſchiffen, L. terram legere; Fr. allonger la terre. Einen ans Land ſetzen, L. exponere aliquem in terram. Von dem Lande ſtoßen, abſtoßen, in die hohe See fahren, L. e portu ſolvere. Das Meer ſetzt in manchen Gegenden viel Land an. Land, welches man durch Deiche den Fluthen entriſſen hat.

2. Beſonders, in Beziehung des Feldbaues, der feſte Theil der Erdfläche, in ſo fern er zum Feld- und Gartenbau gebraucht wird; gleichfalls ohne Plural, und wiederum unter verſchiedenen Einſchränkungen.

(1) Tragbares, zum Feld- und Ackerbau dienliches Land überhaupt, L. Ager, Arvum, Fundus, Solum; Fr. Terre. Eine Hufe Landes, L. triginta iugera. Ein Morgen Acker zwiſchen dem herrſchaftlichen Lande und dem Pfarr-Lande. Das Land bauen, L. agrum colere.

(2) Im Gegenſatze einer Stadt oder Feſtung dabey, L. Ager, Campus, Rus; Fr. Campagne, Pais.

Auf

Auf dem Lande wohnen, auf einem Dorfe, L. ruri degere; Fr. demeurer à la campagne. Auf das Land gehen, L. rus abire. Ueber Land gehen, über Feld, von einer Dorf-Flur zur andern. Jemanden über Land ſchicken. Sie ſteckt ſtets auf dem Lande, im verächtl. Sinn, Fr. c'eſt une gardeuſe de poules d' Inde. Das Volk auf dem Lande, L. Ruricolae; ſ. Land-Volk.

(3) Im Gegenſatze des Gebirges. Das flache, platte oder ebene Land, Fr. le plat pais. Siehe Land-Bauer.

(4) In Anſehung ſeiner Fruchtbarkeit, ſeiner Güte, in Beziehung auf den Feldbau; im Oberd. das Geländ. Fettes, fruchtbares Land. Mageres, ſteiniges Land. Ober-Sachſen hat gutes Weizen-Land. Garten-Land, Grabe-Land, Brach-Land. Bezeichnet es aber einen gewiſſen Theil der tragbaren Erdfläche, ſo gehört es zu einer der folgenden Bedeutungen.

3. Ein begränzter Theil der Erdfläche, aber auch hier unter mehrern Einſchränkungen.

(1) Ein von einer ganzen großen Völkerſchaft bewohnter und einem Ober-Herrn unterworfener Theil der Erdfläche, Lat. Provincia, Regio, Principatus, Regnum, Territorium; Fr. Contrée, Pais, Terre. Frankreich iſt ein fruchtbares Land. Deutſchland, das Land der Deutſchen. Das heilige Land, das jüdiſche Land. Ein König ohne Land. Einem Fürſten in das Land fallen, L. in fines alicuius ingreſſionem facere; Fr. envahir les terres d'un Prince. Dem Feinde in das Land fallen. Einen nicht ins Land kommen laſſen, L. prohibere aliquem finibus ſuis. Sein Land erweitern, L. magnas regiones finibus ſuis adjicere, fines prorogare. In ſein Land aufnehmen, L. intra fines ſuos aliquem recipere. Jemanden des Landes verweiſen. Das Land

räumen

räumen müſſen, L. cogi domicilium alio transferre; e numero incolarum excludi; alio habitatum exire ſuperiorum iuſſu; Fr. quiter (abandonner) le pais. Imgleichen eine Provinz, ein Theil eines ſolchen größern Landes, welches in ſeine beſtimmte Gränzen eingeſchloſſen iſt, nach ſeinen Geſetzen und Gebräuchen regiert wird, u. ſ. f. In meinem Vaterlande, in meinem Lande; Lat. aqud cives meos, in patria mea, noſtris moribus, apud nos; Fr. en notre païs. Hier zu Lande, im gem. Leb. für in dieſem Lande, Fr. en ce païs. Außer Landes, Fr. hors du pais. Außer Landes ſeyn, ſich nicht im Lande befinden. Im Lande herum reiſen. Ueber Land reiſen, ziehen, in ein fremdes Land; L. peregre abire. Land und Leute, in welcher R. A. Land an ſtatt des Plurals Länder ſteht. Land und Leute regieren, Fr. gouverner l'état. Ein König, welcher Land und Leute verliert, um Land und Leute kommt. Er iſt auf Reiſen geweſen, er hat Land und Leute geſehen, Leſſ. d. i. mehrere Länder und Nationen. Nach einer gewöhnlichen Figur bedeutet es oft die in einem Lande befindlichen Dinge, beſonders deſſen Einwohner. Das ganze Land trauert. Die Sache iſt landkündig.

Der Plural lautet nach dem Vorgange mehrerer Wörter, welche im Hochdeutſchen in der vielfachen Zahl er haben, im Oberdeutſchen durchgängig die Lande. Die kaiſerlichen Lande. In den öſtreichiſchen Erblanden. Ein Erbe vieler Landen Opitz. In der deutſchen Bibel kommt dieſer Plural ſehr häufig vor. Die Hochdeutſchen behalten dieſen Plural beſonders in der höhern Schreib-Art zuweilen bey, zumal da er einen bequemern Reim abgibt, als Länder.

Was er in fernen Landen
Geſehn und ausgeſtanden. Gell.

Indeſſen iſt der gewöhnlichere Plural Länder nichts weniger als niedrig, oder für die erhabene Schreibart untauglich, daher man jenen gar wohl entbehren kann. Nur in dem zuſammen geſetzten die Niederlande, für die niederländiſchen Provinzen, iſt der oberdeutſche Plural allgemein angenommen, vermuthlich um die Zweydeutigkeit mit den Niederländern, d. i. den Einwohnern der Niederlande, zu vermeiden. Beſonders iſt der Plural Lande, ſowohl im Ober- als Hochdeutſchen ſehr gewöhnlich, wenn er an ſtatt des Singulars ſteht. Die Pfalz-Neuburgiſchen Lande, die gräflich Schönburgiſchen Lande. In welcher Bedeutung, wo es Gebieth zu bezeichnen ſcheint, weder der Singular Land, noch der hochdeutſche Plural Länder.

Friſch ſagt, im Wörterbuch, Th. 1, S. 573: „Der „doppelte Pluralis, welcher vom blinden Gebrauch einge„führt worden, kann zu den andern geſetzt werden, die „auch doppelten Pluralem haben, aber in doppelter Be„deutung von den Sprach-Verſtändigen genommen werden, „als: wie Worte und Wörter von einander unterſchie„den ſind, ſo, daß Worte, zuſammenhängende Wörter „zu einem völligen Verſtand andeuten; durch Wörter aber „nur die, ſo im Lexicon oder ſonſt ohne völligen Zuſam„menhang ſtehen, angedeutet werden: alſo kann man auch „ſagen, z. E. die aſiatiſchen Lande ſind in viel andere Län„der abgetheilt; da dann Länder eine Abtheilung der Lan„de andeutet; wie man ſagen kann: in etlichen Orten „(Cantonen) der Schweizer ſind mehr Oerter (oppida, „pagi), als in andern.“

Man

Man kann, nach Hrn. Stoſch (*), überdem in dem Gebrauche dieſer mehrern Zahl noch Folgendes bemerken.

1. Die mehrere Zahl Lande, iſt nur in einem unbeſtimmten Sinn, und zwar mehrentheils in einer erhabenen Schreibart, gewöhnlich. Z. B. **Alle Lande ſind ſeiner Ehren voll**, Jeſ. 6, 3. **Herr unſer Herrſcher, wie herrlich iſt dein Name in allen Landen**, Pſ. 8, 10. In Verbindung mit dem beſtimmten Geſchlechtsworte, oder mit einem anzeigenden Fürworte, erinnere ich mich nicht, die mehrere Zahl Lande bey neuern und guten Schriftſtellern gefunden zu haben; und ich glaube daher nicht, daß man ſagen könne: Diejenigen Lande, welche unter dem Nord-Pole liegen, oder: Die Lande, welche die Engländer in Amerika beſitzen, ſondern in ſolchem beſtimmten Sinn ſagt man: Die Länder. Eben ſo kann man nicht ſagen: Er iſt König, oder er herrſchet, über ſo viel Lande, ſondern muß in dieſer Redensart die mehrere Zahl Länder brauchen. Ahasveros war König über hundert und ſieben und zwanzig Länder, Eſth. 1, 1.

2. Die mehrere Zahl Länder, wird ſowohl in einem beſtimmten als unbeſtimmten Sinn in der erhabenen Schreibart und in dem gemeinen Umgange gebraucht. Man kann in einer Rede ſagen: Der Ruhm des Königes iſt in allen Landen erſchollen, und auch: er iſt in allen Ländern erſchollen. Im gemeinen Umgange aber braucht man gewöhnlich die mehrere Zahl Länder. In allen Ländern ſind verſchiedene Sitten. Die **Länder**, welche der König erobert hat, u. d. gl.

3. Wenn das Wort Land mit andern Wörtern zuſammen geſetzt wird, ſo iſt nur die mehrere Zahl Länder gebräuchlich. Man ſagt z. B.: **Weinländer, Kornländer, Beyländer, Binnenländer, Marſchländer**, wie auch **Morgenländer, Abendländer**. Nur das einzige Wort **Niederland** nimmt die mehrere Zahl Lande an, wenn man dadurch diejenigen Provinzen verſteht, welchen dieſer Name beſonders beygelegt iſt, oder dasjenige Land, welches

(*) In ſeinem Verſuch in richtiger Beſtimmung einiger gleichbedeutenden Wörter der deutſchen Sprache, (Frf. a. d. O. 1770, gr. 8.) S. 56, f.

welches ehemals Belgium hieß. Man ſagt: Die vereinigten Niederlande, die öſterreichiſchen Niederlande. Verſteht man aber gewiſſe Bezirke, oder Striche Landes, welche in Anſehung anderer niedriger liegen, ſo ſagt man: Niederländer, eben wie Oberländer. So könnte man z. E. ſagen: Die Oberländer in dieſer Gegend, haben nichts von den Ueberſchwemmungen zu fürchten; aber die Niederländer leiden davon oft großen Schaden.

Die bibliſche R. A. das Land erben, Pſ. 37. bedeutet ſo wie das Erdreich beſitzen, Matth. 5, 5. nichts weiter als lange leben.

(2) Im gem. Leben, beſonders bey den Pferde-Händlern, Handwerks-Geſellen, u. ſ. f. bedeutet das Land, Nieder-Deutſchland. Ins Land reiſen oder fahren, nach Nieder-Sachſen, Holſtein, u. ſ. f. So wie man unter dem Ausdrucke das Reich oft Ober-Deutſchland verſteht. Es ſcheint, daß hier mit dem Worte Land auf die ebnere, flächere Beſchaffenheit Nieder-Deutſchlandes geſehen wird, im Gegenſatze des höhern, gebirgigern Ober-Deutſchlandes, und daß das Land ſo viel als flaches Land bedeutet; da es denn in dieſem Verſtande zur vorigen zweyten Haupt-Bedeutung gehören würde.

(3) Ein abgetheiltes, in ſeine Gränzen eingeſchloſſenes Stück tragbaren Feldes, von unbeſtimmter Größe, wo es für Feld, Acker, ſteht. Die Garten-Länder, Brach-Länder, Pfarr-Länder, u. ſ. f. In einigen Gegenden werden auch die Beete, ſowohl im Garten als auf dem Felde, Länder genannt. Ein Land im Garten. Den Garten in gewiſſe Länder abtheilen.

(4) Ehedem wurde auch eine wüſt gelaſſene Gegend, beſonders an den Gränzen bewohnter Provinzen, das Land, noch häufiger aber im Plural die Lande, genannt; in welchem Verſtande ſich dieſes Wort faſt in ganz Europa ausgebreitet hat, indem in

in Gaſcogne Lande und les Landes, im Span. Llanta, und im Ital. Landa noch jezt eine ſolche wüſte Gegend bedeuten. Iter ſuum carpſerunt vsque ad Landas nobilium, quae terra dicitur infertilis & deſerta, heißt es im Leben des h. Leo bey dem Du Fresne. Ihre hält es in dieſer im Deutſchen nunmehr veralteten Bedeutung für ein beſonderes Wort, welches von dem noch im Schwed. üblichen linna, ceſſare, abſtamme, von welchem Linda im Schwed. noch jezt einen Brach-Acker bedeutet. Siehe Lehde.

Bey dem Ottfried, wo es für Erdreich, Boden, gebraucht wird, ſchon Lant, bey dem Ulphilas Land, im Angelſ. Lond, im Engl. Dän. Schwed. und Niederſ. gleichfalls Laad. Im Walliſiſchen iſt Llan, eine Ebene, eine Fläche. Es kann ſowohl der Begriff der feſten, hohen Beſchaffenheit, im Gegenſatze des Waſſers, als auch der Fläche, der Ebene, der Ausdehnung, der Grund der Benennung ſeyn. Daß das n wie in andern Wörtern nicht zum Stamme gehört, ſondern ein Geſchenk nieſelnder Mund-Arten iſt, ſcheint aus dem Schwediſchen zu erhellen, wo dieſes Wort ehedem nur Lad lautete. Es kann daher ſowohl mit dem heutigen Schwediſchen lada, auflaufen, (ſ. Laden, im LVIII Th. S. 643,) als auch mit dem Lateiniſchen Latus, vielleicht auch mit lehnen, Lehne, verwandt ſeyn, zumahl da eine Lehne, oder ein Geländer, noch jezt im Niederſ. Land heißt. Wer weis auch, ob nicht in unſerm heutigen Land zwey gleichlautende Wörter von verſchiedener Abſtammung zuſammen gefloſſen ſind. In den folgenden Zuſammenſezungen iſt bald Land — bald Landes — bald auch nur Landes — üblich, und in manchen Wörtern ſind beyde Formen, aber in verſchiedener Bedeutung, eingeführt, z. B. Land-Mann, agricola, und Landes-Mann, conterraneus, Land-Knecht, lictor, und Lands-Knecht, miles provinciae.

Oft wird dieſes Wort an den Namen einer Völkerſchaft angehänget, ihren Wohnplaz, die Gegend ihres Aufenthaltes anzudeuten. Finnland, das Land der Finnen Rußland, Friesland, Engelland, Schottland, Griechenland, Mohrenland, u. ſ. f. Wenn aber die erſte Hälfte

ſchon das Land bezeichnet, ſo findet dieſe Zuſammenſetzung nicht ſtatt. Aegyptenland iſt daher unrichtig. Auch alsdann klingt dieſe Zuſammenſetzung widrig und unangenehm, wenn das einfache Wort ſowohl das Volk als auch das Land bedeutet; z. B. Schwabenland, Frankenland, Sachſenland, u. ſ. f. für Schwaben, Franken, Sachſen, welche Widrigkeit durch Verwandlung des n in r nicht gehoben wird, wie in Böhmerland, Thüringerland, für Böhmen, Thüringen.

Von vielen ſolcher Wörter, welche das Land am Ende annehmen, können wieder Volks Namen gebildet werden. Ein Finnländer, Irländer, Schottländer, Friesländer, für Finne, Irre, Schotte, Frieſe. Manche ſind in dieſer Zuſammenſetzung nur allein üblich, wie Engländer oder Engelländer, für Engel oder Angel. Manche hingegen verſtatten dieſelbe gar nicht, wie Ruſſe, Deutſcher, Mohr, Grieche, u. ſ. f. wofür man nicht Rußländer Deutſchländer, Mohrenländer oder Griechenländer, ſagen kann.

Die verſchiedenen Bedeutungen des Wortes Land, ſind in folgende Zeilen zuſammengebracht:

Wo der Schiffer fährt ans Land, littus.
Wo zum Feldbau fettes Land, ſolum.
Wo der Bauer baut ſein Land, agrum.
Wo der Bürger liebt ſein Land, patriam.
Wo viel Viehzucht auf dem Land, ruri.
Wo der Herr beſchützt ſein Land, regionem.
Das erfreuet Stadt und Land, incolas.

Land, (Deich-) ſ. Th. IX, S. 76.

— — (Hoch-) ſ. Th. XXIV, S. 64.

— — (Krämer-) ſ. Th. XLVI, S. 755.

— — (Wühl-) ſ. Acker, Wühlen, im I Th. S. 361, fgg.

Land-Acciſe, in einigen, z. B. den kurſächſiſchen, Ländern, eine Art der Acciſe, welche von dem Lande und deſſen Producten, in Gegenſatze der Städte, gegeben wird, und der General-Conſumtions-Acciſe,

ciſe, welche ſich nur auf die Städte bezieht, entgegen ſteht.

Land-Acht. 1. In den kur- und fürſtl. ſächſiſchen Rechten, diejenige Achts-Erklärung, worein jemand, wegen beſonders ſchwerer Verbrechen, und vornehmlich flüchtige Miſſethäter, verurtheilet werden, die ſich aber nur auf die ſächſiſchen Lande bezieht, mithin von der Reichs-Acht oder dem Reichs-Banne merklich unterſchieden iſt. Siehe in den Supplem. Achts-Erklärung.

2. In *Beſoldi* Theſauro, iſt Land-Acht ſo viel als Land-Garbe, ein gewiſſer Theil der Frucht, die man von einem Acker geben muß, als einen Zins, der nicht abzulöſen noch abzukaufen iſt.

Land-Adel. 1. Der mittelbare, dem Landes-Herrn, oder Herrn der Provinz unterworfene Adel, im Gegenſatze des Reichs-Adels.

Ein männliches Glied dieſes Adels wird ein Land-Edelmann, im Gegenſatze eines ausländiſchen, L. Nobilis provincialis, Nobilis ad provinciam pertinens. Eques patriae, genannt.

2. Der auf dem Lande wohnhafte Adel, im Gegenſatze des Stadt-Adels; die Land-Ritterſchaft, Fr. Nobleſſe de la province.

Ein ſolches männliches Glied des Land-Adels, oder ein auf ſeinen Gütern oder auf dem Lande wohnender Edelmann, wird im g. L. ein Land-Edelmann, und im verächtlichen Verſtande ein Land-Junker, (Dorf-Kraut- oder Stroh-Junker) im Gegenſatze eines Patriciers in den Städten (Hof- oder Stadt-Junkers) L. Nobilis ruralis, ſ. ruri degens, genannt.

Land-Ammann, ein nur in der Schweiz übliches Wort, welches Land-Amtmann bedeutet, d. i. den Vorgeſetzten einer Landes-Gemeine, L. Communio-

nis praeſes; im Gegenſatze des Stadt-Ammannes. Siehe in den Supplem. Ammann.

Land-Amt. 1. Ein Hofamt einer Provinz, welches bey Feyerlichkeiten, welche den Landes-Herrn und die Land-Stände zugleich betreffen, verwaltet wird, daher ſolche Land-Aemter, welche auch Landes-Aemter genannt werden, in manchen Ländern von den Hof-Aemtern (ſ. Th. XXIV, S. 141) im engſten Verſtande noch unterſchieden ſind. Daher der Land-Beamte, oder Landes-Beamte, welcher ein ſolches Amt bekleidet, wohin der Land-Marſchall, Land-Truchſeß, Land-Hofmeiſter, u. ſ. f. gehören.

2. Ein Amt, d. i. zur Handhabung der Gerechtigkeit, Einnahmen und Polizey niedergeſetztes Collegium auf dem Lande, zum Unterſchiede von einem Stadt-Amte. Daher der Land-Amtmann, der Vorgeſetzte eines ſolchen Amtes.

3. Ein jedes obrigkeitliches Amt auf dem Lande, im Gegenſatze eines Stadt-Amtes. Daher der Land-Beamte, der ein ſolches Amt bekleidet.

Land-Amtmann, ſ. Land-Ammann, u. Landamt 2,

Land-Arme, ſ. in den Supplem. Arme.

Land-Art, ſ. Landes-Art.

Land-Arzt, eine im Hochdeutſchen ungewöhnlich und verächtlich gewordene Benennung eines Medici oder Phyſici auf dem Lande; im Gegenſatze eines Stadt-Arztes. Siehe Medicinalweſen.

Land-Ausſchuß, die zur Vertheidigung des Landes, d. i. der Provinz, aus den ſämmtlichen Einwohnern ausgeſchoſſenen, d. i. ausgeſonderten Leute, welche am häufigſten die Land-Miliz genannt werden. In engerer Bedeutung bezeichnet dieſes Wort nur einen ſolchen Ausſchuß von dem flachen Lande, im Gegenſatze der Bürger-Miliz oder Stadt-Miliz. Siehe Land-Miliz.

Land-Bäcker, ein Bäcker auf dem Lande; ein Dorf-Bäcker, L. Piſtor in agro vrbis; zum Unterſchiede von einem Stadt-Bäcker.

Land-Bank, ſ. unter Wechſel-Bank.

Land-Bau, der Bau des Landes, d. i. des tragbaren Feldes; der Ackerbau, Feldbau; L. Agricultura; Fr. Agriculture. Siehe Acker-Bau, im I Th. S. 297, fgg.

Land-Bau-Meiſter, der Vorgeſetzte über das Bauweſen eines ganzen Landes, d. i. einer ganzen Provinz. Zuweilen auch ein Vorgeſetzter über das Bauweſen auf dem Lande; zum Unterſchiede von einem Stadt-Bau-Meiſter. Siehe im III Th. S. 685.

Land-Bau-Ordnung, ſ. Bau-Ordnung, im III Th. S. 685, fgg.

Land-Bauer, in einigen Gegenden, z. B. in der Schweiz, ein Bauer auf dem flachen oder ebenen Lande; L. Agricola in planioribus Helvetiae locis; im Gegenſatze eines Berg-Bauern.

Land-Beamte, ſ. Land-Amt 1 und 3.

Land-Bereiter, ſ. Land-Reiter.

Land-Beſcheler, ſ. unter Stuterey.

Land-Beſchreibung, ſ. Landes-Beſchreibung.

Land-Bethe, in einigen, beſonders niederſächſiſchen Gegenden, die Bethe, d. i. Abgabe, der Landleute von ihren pflugbaren Grundſtücken; die Hufen-Steuer (ſ. Th. XXV, S. 609), der Pflugſchatz.

Land-Bothe. 1. In Pohlen, die aus jedem Lande, d. i. Provinz, auf den Land-Tagen erwählten Abgeordneten oder Deputirten der Pohlniſchen Provinzen, welche als Bevollmächtigte auf den allgemeinen Reichs-Tagen erſcheinen; die Repräſentanten des Ritterſtandes; L. Delegatus ſ. Deputatus provinciae Fr. Deputé oder Nonce de la nobleſſe.

Daher der Landbothen-Marſchall.

Die Land⸗Bothen werden auf den Verſammlungen jeder Woiwodſchaft (Land⸗Tagen) gewählt. Jeder Edelmann hat dabey, wenn er 18 Jahr alt iſt, eine Wahl⸗Stimme, und kann auch ſelbſt, wenn er 23. Jahr alt iſt, gewählt werden. Die erforderlichen Eigenſchaften eines Land⸗Bothen ſind: daß er keine Art von Handel treibt, ſelbſt liegende Gründe beſitzt, oder einen Vater hat, der liegende Gründe beſitzt; oder wenigſtens aus einer alten Familie, die ehedem liegende Gründe beſeſſen hat, abſtammt.

2. In einigen Gegenden iſt der Land⸗Bothe ſo viel als der Landknecht, oder Büttel, ſo fern er zum Verſchicken auf das Land gebraucht wird.

Land⸗Bret, auf den Säge⸗Mühlen, die gewöhnlichen Breter, welche zu allerley Tiſchlerarbeiten in das Land verführt und daſelbſt verbraucht werden; zum Unterſchiede von den ſtärkern Spund⸗ oder Spünde⸗Bretern. Siehe Th. VI, S. 626, fgg.

Land⸗Buch, in einigen Gegenden, z. B. im Herzogthum Magdeburg, ein Verzeichniß aller adelichen und Ritter⸗Güter einer Provinz, mit ihren Beſitzern, Erben, Schulden, u. ſ. f. Das Ritter⸗Buch, Ritterſchafts⸗Buch, in Böheim die Land⸗Tafel.

Siehe auch im XXVII Th. S. 757, Anm.

Auch der Inbegriff der Provinzial⸗Geſetze eines Landes führt zuweilen den Namen eines Land⸗Buches.

Land⸗Cadetten⸗Corps (Adeliches) in St. Petersburg, ſ. Th. LII, S. 153, fgg.

Land⸗Charte, ſ. Land⸗Karte.

Land⸗Commenthur, ſ. in den Supplementen Commenthur.

Land⸗Deich, in den niederſächſiſchen Marſch⸗Ländern, 1. ein Deich oder Damm, welcher ein ganzes Land vor der Wuth des Waſſers ſichert.

2. Ein Deich, welcher innerhalb des Hauptdeiches, nach dem Lande zu, zur Abſonderung des Binnenwaſſers angelegt iſt; ein Binnen=Deich. Siehe im VIII Th. S. 678.

3. Ein Deich, welcher 24 Ruthen Land vor ſich hat, zum Unterſchiede von einem Schor=Deiche, welcher nur 12 Ruthen vor ſich hat.

Land=Dienſt, der Dienſt zu Lande, auf dem feſten Lande; im Gegenſatze des See=Dienſtes.

Land=Ding, eine nur noch in einigen Gegenden, z. B. in Preuſſen, übliche Benennung eines Land= oder Provinzial=Gerichtes. Siehe Land=Gericht, und Landrecht.

Land=Dorf, in einigen Gegenden, z. B. in der Mittelmark, Dörfer an Moräſten, welche ſich vom Land=Baue nähren, und daher auch Acker=Dörfer heißen, im Gegenſatze der Bruch=Dörfer. Siehe Rand=Dorf.

Land=Dragoner, ſ. unter Kreisbothe, im XLVIII Th., S. 499, und Land=Reiter.

Land=Droſt, L. Praefectus Provinceae, Fr. Grand-Droſſart, in einigen Gegenden, beſonders Nieder=Sachſens, ein Landes=Hauptmann, Land=Vogt, Vorgeſetzter eines Landes, d. i. einer Provinz. Siehe Droſt, im IX Th. S. 644, f.

Daher die Land=Droſtey, das Amt, die Würde eines Land=Droſten; imgl. der ihm untergebene Bezirk.

Land=Edelmann, ſ. Land=Adel, oben, S. 405.

Land=Eigner, eine in Dänemark und den däniſchen Provinzen übliche Benennung eines Frey=Bauern, der ſein Land eigenthümlich beſitzt. Siehe Freybauer, im XV Th. S. 38.

Land=Enge, **Erd=Enge**, Griech. und Lat. Iſthmus, Fr. Iſthme, ein ſchmahler Strich Landes zwiſchen zwey Gewäſſern, welcher zwey größere Länder mit einander ver=

verbindet, und zwey Meere von einander trennt. Dergleichen iſt z. B.

Die korinthiſche Land = Enge, oder der Iſthemus von Korinth, welcher Morea (oder Mara Vilaieti) mit dem übrigen Griechenlande zuſammen hängt, und zwiſchen dem Golfo di Levante und dem Golfo d'Engia liegt.

Die Land = Enge von Eriſſo, welche den Berg Athos mit dem übrigen Macedonien zuſammen hängt.

Die malacciſche Land = Enge, welche zwiſchen der Meer = Enge von Malacca und dem Meer = Buſen von Siam liegt, und vermittelſt welcher die Halb Inſel Malacca mit dem Königreiche Siam zuſammen hängt.

Die Land = Enge von Romanien, (oder Rum-Ili), welche ſich zwiſchen dem Golfo di Megara und der See von Marmora befindet, und die Halb = Inſel Romanien mit dem übrigen Theile dieſer Provinz verbindet.

Die Land = Enge bey Suez, zwiſchen dem mittelländiſchen und dem rothen Meere, welche Afrika und Aſia zuſammen hängt.

Die Land = Enge von Zacala, welche zwiſchen dem ſchwarzen und dem aſowſchen Meere (oder dem ehemahligen Palus Maeotis) liegt, und die krimiſche Tatarey mit der perekopiſchen Tatarey verbindet.

Eine der bekannten Erd = oder Land = Engen, iſt die panamiſche, welche zwiſchen dem Nord = und Süd-Meere liegt, und das nördliche und ſüdliche Amerika an einander hängt.

Die Erd = oder Land = Engen gereichen der Schifſahrt zu einem großen Hinderniß, indem ſie zu beträchtlichen Umwegen nöthigen. In Spanien iſt deswegen mehrmahls darüber Rath gehalten worden, ob nicht von Panama bis Nombre de Dios ein Canal

ausgeſtochen werden könne; desgleichen ſind ſchon einige alte Könige von Aegypten und Perſien, wie auch der Kaiſer Trajan und einige arabiſche Caliphen damit umgegangen, wegen der Erd-Enge bey Suez, einen Graben vom rothen bis in das mittelländiſche Meer zu führen. Ungeachtet die Länge dieſer Canäle ſo groß nicht iſt, daß ſie von einem ſonſt ſo nützlichen Vorſchlage abſchrecken könnte, indem unter den genannten der erſte kaum 15 deutſche Meilen lang ſeyn dürfte, ſo ſind dergleichen Berathſchlagungen doch niemals zur Ausführung gekommen. Es iſt zu vermuthen, daß die Natur, welcher daran gelegen zu ſeyn ſcheint, daß die Meere durch die Erdzungen geſchieden ſeyn und bleiben ſollten, unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg geleget habe. Nach Kühn's Gedanken (von dem Urſprunge der Quellen), iſt das Meer an der Weſtſeite der panamiſchen Erd-Enge beynahe $\frac{2}{4}$ deutſche Meilen höher, als an der Oſtſeite, und ein aus dem einen in das andere geführter Canal würde alſo ein Gefälle von beynahe $\frac{1}{20}$ der Länge, d. i. ein 10 Mahl ſo ſtarkes Gefälle des Waſſers bekommen haben, als das gewöhnliche in den Flüſſen zu ſeyn pflegt. Die ſtille See würde alſo durch denſelben mit ſolcher Gewalt in den mexikaniſchen Meerbuſen bis in die atlantiſche See gedrungen ſeyn, daß alles da herum an der öſtlichen Küſte im Waſſer hätte umkommen müſſen. Die Erd-Zunge bey Korinth hat Spuren der angefangenen und unterbliebenen Arbeit; und die an der Krim iſt wirklich abgegraben geweſen, und nach der Zeit wieder verſchlämmt worden.

Land-Erbe, in einigen Gegenden, ein Allodialerbe, im Gegenſatze des Lehens-Erben; d. i. derjenige, der nur in die Allodial- oder Erb-Güter ſuccedirt, hingegen von der Succeſſion in die Lehn-Güter ausgeſchloſſen iſt.

Land-Erobern, eine für Knaben angenehme, und zugleich zur Beförderung einer Behendigkeit des Körpers nützliche, Uebung. Es ſcheint wenig bekannt zu ſeyn; auch findet man es nicht in Hrn. Campe Reviſionswerke, wo ſonſt eine Menge dergleichen Spiele geſammelt iſt. Alle Spielende ſetzen ſich in einen Kreis, und haben ſich mit Meſſern bewaffnet. Jeder ſchneidet ſich anfangs zu ſeiner linken Hand ein Stückchen aus dem grünen Raſen, und legt es bey dem Loche hin, welches dann ſein Land wird. In gehöriger Entfernung iſt etwas aufgeſtellt; einer nach dem andern wirft darnach; trifft er, ſo darf er frey hingehen, und ſeinen Stock wieder hohlen; trifft er nicht, ſo ſchneidet eilig, während er nach ſeinem Stocke läuft, ſein nächſter Nachbar zur Linken aus deſſen Loche ein Stück Raſen umher weg, ſo groß er es kann; dies thun indeſſen alle andere, jeder bey ſeines Nachbarn Loche, das ihm dann gerade zur Rechten iſt, und legt dann immer das Ausgeſchnittene bey ſeinem eigenen Loche hin. Das muß geſchehen ſeyn, bis der andere, der fehlgeworfen hat, zurück kommt; wer dann noch nicht fertig iſt, muß ſogleich ablaſſen. Iſt genug geſpielt, ſo muß jeder mit der eroberten Erde ſein eigenes Loch überdecken können, ſo daß keine Lücke bleibt. Wer es nicht kann, muß durch die mit leicht-gewundenen Klumpſäcken verſehenen Reihen Spießruthe laufen.

9 St. der Monatsſchr. von und für Mecklenburg, v. J. 1790, Col. 551, f.

Land-Fahrer, ſ. Landſtreicher.

Land-Faß, ein in einigen Gegenden übliches Maß flüſſiger Dinge. So hält in Bern ein Landfaß 6 Saum oder 24 Eimer, dagegen ein gewöhnliches Faß nur 4 Saum oder 16 Eimer hält.

Land-Fieber. 1. Ein epidemiſches Fieber, ſo fern es in einem ganzen Lande herrſcht.

2. Ein

2. Ein Fieber, welches auf dem Lande herrſcht, die Einwohner auf dem Lande befällt; zum Unterſchiede von den in den Städten gewöhnlichern Arten des Fiebers.

Land-Flagge, eine auf den Schiffen übliche Art der Flaggen, welche ausgeſteckt wird, wenn man Land ſieht. Siehe Th. L, S. 386.

Land-Fleiſcher, ein Fleiſcher, welcher auf dem Lande wohnt, ein Dorf-Fleiſcher; zum Unterſchiede von den Stadt-Fleiſchern.

Land-Flöße; ſ. Th. XIV, S. 291.

Land-flüchtig, aus dem Lande entfliehend, oder entflochten; L. extorris, exul, profugus; Fr. errant, fugitif. Landflüchtig werden, Fr. ſe ſauver (ſe retirer) du pais. Ein landflüchtiger Uebelthäter.

Land-Folge, die Verbindlichkeit der Unterthanen, dem Land-Grund- oder Gerichts-Herrn in nöthigen Fällen über Land zu folgen, z. B. die Waffen zu ergreifen, Kriegsfuhren zu thun, Züge und Wachen zu verrichten, flüchtige Verbrecher zu verfolgen, u. ſ. f.

Von der Land-Folge iſt die Landesfolge, d. i. die Verbindlichkeit der Einwohner eines Landes, dem Aufgebothe des Landes-Herrn in dringenden Fällen zu folgen, unterſchieden.

Diejenige Art der Land-Folge, da Unterthanen verbunden ſind, im Nothfall für den Landesherrn die Waffen zu ergreifen, wird inſonderheit die Heeresfolge genannt. So oft die allgemeine Sicherheit leidet, ſo oft ſind die Unterthanen auch zur Landfolge verbunden. Hieraus folgt ferner, daß dieſe Pflicht weder den Einwohnern, noch den Schutzverwandten, noch weniger den Ankömmlingen, obliege; alle andere hingegen, und mithin auch diejenigen, welche unter adelicher Gerichtbarkeit ſtehen, können derſelben ſich

nicht entziehen (*). Sie iſt doppelt: entweder eine allgemeine, wenn alle Unterthanen durchgehends aufgebothen werden, oder eine beſondere, welche nur die Unterthanen eines gewiſſen Ortes, oder auf eine beſtimmte Zeit, leiſten müſſen. Der Hauptendzweck dieſer Folge, iſt die Beſchützung des Landes. Daher mußten in ältern Zeiten, bey dringender Noth, alle, Mann vor Mann, welche nur vor Alter und Schwachheit fortkommen konnten, dem Landes-Herrn beyſtehen. Zuweilen wurde aber nur die Hälfte, oder ein Drittel, aufgefordert.

Die Landfolge muß in denen Fällen geſchehen, in welchen Steuern aufzubringen ſind, indem man von der Folge auf die Steuern, und umgekehrt, ganz richtig ſchließen kann (**); daher kann der Unterthan ſolche nicht verweigern, ſo oft ſolche die Erhaltung der allgemeinen Sicherheit erfordert. Die nähern Beſtimmungen beruhen auf dem Herkommen. Iſt demnach eine Art der Land-Folge hergebracht, welche ordentlich zu gewiſſen Zeiten, oder zu einem gewiſſen Behuf, auſſer dem ſchleunigen Nothfalle geleiſtet wird, ſo muß ſolches ferner geſchehen (***). So viel iſt gewiß, daß

(*) Der Landes-Herr kann ſolche vermöge ſeiner unmittelbaren Landes-Hoheit fordern, wie *Caſp. Klock* in Conſiliis (Norimb. 1673, f.) To. I, conſ. 13, n. 17, und conſ. 34, n. 10, ingl. in ſeiner Abh. de Contributionibus (Francof. 1699, f.) c. 3, n. 273, und n. 282; *Hertius* de Superioritate territoriali, (Gieſſ. 1682, 8.) §. 57; *de Ludolf* obſ. 108, §. 1, gezeigt haben.

(**) *Jo. Meichſneri* Deciſiones cauſarum Camerae Imp. (Frf et Mog. 1688, f.) To. II, L. 1, dec. 5, n. 65. *And. Gylmanni* deciſiones Camerae imper. (Frf. 1602, f. To. I. dec. 1, n. 20.

(***) Wie Struben in den R. B. Th. 2, N. 8, S. 49 — 54, weitläuftig bewieſen hat.

daß man dazu die Pflicht der Unterthanen zähle, bey Erbauung der Feſtungen, Dienſte zu leiſten (*).

Die Land = Folge nannte man ehemals auch Landhode, wie aus einer Urkunde vom J. 1442 erhellet, in welcher Biſchof **Magnus** von Hildesheim ein dem Kloſter Mariä Magdalenen gehöriges Gut davon befreyet (**). In den ältern Zeiten mußten auch die Unterthanen die Reiß = oder Heeres = Wägen, worauf die Kriegs = Nothdurft ſich befand, fortſchaffen; daher kommt es, daß oftmahls unter der Land = Folge die Kriegs = Fuhren begriffen werden. Nachdem aber in den neuern Zeiten, zu Beſchützung des Landes, ein ordentlicher in Waffen geübter Ausſchuß aus der jungen Mannſchaft gewählt worden iſt, ſo iſt der Bauer nur zur Land = Folge verbunden; denn er muß auſſerordentliche, von den Kriegs = Fuhren unterſchiedene Dienſte, im Nothfall, für den Landes = Herrn unternehmen.

Ein Mehreres von der Heeres = Folge, ſ. im Art. Kriegsbann, im XLIX Th. S. 758, fgg.

Eine andere Art der Land = Folge, iſt die ſo genannte Amtsfolge, vermöge deren alle Amts = Unter=

(*) Eb. Derſ. a. ang. O., Th. III, N. 143, S. 509.

(**) Dieſe hat Struben in comm. de iure Villicorum (Hildesh. 1735, 4.) c. 5, §. 3, p. 176—178, abdrucken laſſen. Die *Capitulatio Burcardi*, Epiſcopi Hildeſienſis de Ao. 1562, enthält Art. 32 Folgendes: item cum pro defenſione territorii viſum fuerit expediri, fieri, congregationem populi pro tuitione ſine cuſtodio terrae vulgariter *Landthode* dicta, ſupradicti Officiati mei, Litonibus et ſubditis praepoſiturae Hildeſienſis de talibus nihil praecipere aut mandare, ſeu alia faciendo ad praepoſitum ſeu eius Advocaturam dirigere, et illis intimare debebunt, welche eb. daſ. p. 178 ſteht. Der Ausdruck *Landfolge* kommt in einer lat. Urkunde in *Jo. Phil. Kuchenbeckeri* Analectis Haſſiacis, coll. 9, p. 153, und *Volche* in einer andern, beym *Nic. Schatenio* in Annal. Paderborn, To. II. p. 237, vor.

terthanen zur Aufſuchung und Arretirung der Uebelthäter verbunden ſind. Der Unterſchied zwiſchen dieſer und der vorigen gründet ſich auf die ältere Gerichts-Verfaſſung Deutſchlandes. Die Land-Folge konnte kraft des Grafen-Rechts gefordert werden, wenn allgemeine Nothfälle ſich eräugneten; die Amtsfolge aber nur, wenn eine Vogtey nicht genugſame Sicherheit hatte; dieſelbe wird gegen die Friedensbrecher, Mörder, Straßenräuber und allerley anderes Geſindel, gerichtet. Hierzu iſt nicht nur der Ausſchuß, ſondern im Nothfalle auch alle Unterthauen verbunden; doch dürfen dieſelben nicht zu oft, noch zu unbequemer Zeit, aufgebothen werden, damit ihr Feldbau und Hausweſen darunter nicht leide. Sie iſt auch auſſer dem Gebiethe, in fremden Gerichtsbezirken zugelaſſen, da dieſes die ſchleunigere Ergreifung oberwähnter Verbrecher erfordert. Ihrer gedenkt ſchon **Repkow**, im 71 Art. des 2 B. und 53 Art. des 1 B. des ſächſiſchen Landrechts. In den neuern Geſetzen hat man dieſen Gegenſtand einer größern Aufmerkſamkeit gewürdigt.

Die dritte Art der Folge iſt die Gerichtsfolge, vermittelſt deren jedes Orts Obrigkeit die unter ihrer Gerichtbarkeit ſtehenden Unterthanen zur Auffindung und Arretirung der Miſſethäter aufbiethen kann. Hierzu ſind nicht nur die Bauern, ſondern auch oft die Bürger, verbunden. Nur die Geiſtlichen ſind von dieſer Pflicht frey.

Ahaſv. Fritſchii tract. de iure luſtrationis et ſequelae Numburg. 1620.
Jo. Wolfg. Textor diſſ. de iure ſequelae. Heidelb. 1678, 4.
Jo. Chr. Konr. Schröter vermiſchte juriſt. Abhandlungen rc. 1 B. (Halle, 1785, gr. 8.) S. 341, ſqq.

Land-Forſt-Meiſter, derjenige, welcher dem Forſtweſen eines ganzen Landes vorgeſetzt iſt, und ſo fern er zugleich das Jagdweſen unter ſich hat, auch **Land-Jäger-Meiſter** genannt wird. In manchen Ländern ſind

ſind beyde noch unterſchieden, und da ſind die **Land-Jäger-Meiſter**, Vorgeſetzte beſonderer Kreiſe, welche dem **Land-Forſt-Meiſter** oder **Ober-Land-Forſt-Meiſter** untergeordnet ſind, welcher wiederum unter dem **Ober-Hof-Jäger-Meiſter** ſteht. Siehe im XIV Th. S. 528.

Land-Fracht. 1. Eine Fracht, d. i. Laſt, welche vermittelſt eines Fuhrwerkes zu Lande fortgeſchaffet wird.

2. Das für eine ſolche Fracht zu bezahlende Fracht-Geld; zum Unterſchiede von der Waſſer-Fracht.

Siehe Fracht, im XIV Th. S. 732, f.

Land-Friede, oder Land-Frieden, L. Pax puplica; Fr. Repos puplic, Tranquillité publique. 1. Die öffentliche Sicherheit in einem Lande, oder in einer Provinz, im Gegenſatze der ehemahligen Befehdungen.

2. Ein mit andern zur Erhaltung dieſer öffentlichen Sicherheit gemachter Beitrag, imgl. die zu deren Behuf gemachten Geſetze und Verordnungen. **Einen Land-Frieden machen, errichten**, ehedem **ihn aufrichten**, L. pacem publicam facere, conſtituere. **Den Land-Frieden brechen**, L. Leges pacis publicae tranſgredi, pacem publicam violare. Von den vor 1495 von verſchiedenen Fürſten bekannt gemachten Land-Frieden, ſ. im XLVIII Th. S. 531, f.

Weil dergleichen Land-Friede oft und leicht gebrochen wurde, ſo iſt das Sprichwort entſtanden: **Es iſt dem Landfrieden nicht zu trauen**, L. noli confidere tranquillitati, momento mare vertitur.

Er trauet dem Landfrieden nicht ſagt man figürlich und im gem. Leb. von jemanden, welcher ſich nicht für ſicher hält, Mißtrauen in einer oder der andern Sache blicken läſſet; ein Ueberreſt des Andenkens an die ehemahligen unruhigen Zeiten des 13ten und 14ten Jahrhunderts.

In engerer Bedeutung verſteht man unter dem Nahmen des **Land-Friedens**, das, im Jahre 1495, auf dem Reichs-Tage zu Worms unter dem Kaiſer **Maximilian I.** errichtete, und hernach auf vielen Reichs-Tagen und in allen kaiſerlichen Capitulationen confirmirte Grund-Geſetz des deutſchen Reiches, wodurch die Befehdung, Privat-Gewalt und Unruhe unter den Reichs-Ständen, bey Strafe der Reichs-Acht, oder einer Geld-Buße von 2000 Markt löthigen Goldes, auf ewig abgeſchaft und aufgehoben, und Friede und Ruhe im ganzen Reiche wieder hergeſtellet wurden; welches Geſetz nachmahls auch der **Profan-Friede** genannt wurde, um ihn von dem **Religions-Frieden** zu unterſcheiden.

Der **Land-Friedens-Bruch**, beſteht in Deutſchland in einer Gewalt, die man mit gewaffneter Hand freventlich, vorſätzlich und gefährlich mit zuſammengebrachten Leuten, ſolchen anthut, über die man keine erweisliche Rechte hat. Da der Friedens-Bruch ſowohl in Abſicht der Güter und Rechte als in Abſicht der geruhigen Ausübung der Religion, Statt finden kann, ſo werden auch beyde Arten des Friedensbruches in Deutſchland durch den ſo genannten Land-Frieden und Religions-Frieden ſehr ernſtlich verbothen. Der **Land-Friede**, Pax profana, wodurch einem Jeden der geruhige Beſitz ſeiner Güter verſichert wird, iſt im J. 1495 vom Kaiſer Maximilian I. geſtiftet. Er iſt in den folgenden Zeiten noch immer die Richtſchnur geblieben, obwohl mehrere Verordnungen im deutſchen Reiche bekannt gemacht wurden, wodurch man die Ruhe und Sicherheit zu erhalten geſucht hat. Der **Religions-Friede** Pax religioſa, wodurch die freye und ungehinderte Ausübung der Religion einem Jeden, der ſich zu einer von den drey in Deutſchland aufgenommen chriſtlichen Religionen bekennt, verſichert, und beſonders nach der Beſchaffen-

ſenheit des Beſitzes im Endſcheidungs-Jahr beſtätigt wird, hat ſeinen Urſprung in dem ſo genannten paſſauiſchen Vertrag unter Kaiſer Karl V., und erhielt ſeine Vollſtändigkeit im J. 1555.

Zu dem **Land-Friedensbruch** erfodert man den Vorſatz, die im deutſchen Reiche durch den Land-Frieden und andere Reichs-Satzungen feſtgeſtellte Sicherheit zu ſtören (1). Man kann daher von einer Obrigkeit nicht ſagen, daß ſie einen Land-Friedens-Bruch begehe, wenn ſie ihre Bürger zu demjenigen, auch mit Gewalt anhält, was ihren Pflichten gemäß iſt, und nicht eimahl alsdann, wenn die obrigkeitlichen Gerechtſamen noch zweifelhaft ſeyn möchten, oder auch die Obrigkeit die geſetzlichen Schranken überſchreiten ſollte (2). Würden ſich Nachbarn, die eben denſelben Territorial-Herrn haben, einander in dem Beſitze des Ihrigen mit gewaffneter Hand und zuſammengebrachten Leuten überfallen, ſo ſind dergleichen Handlungen freylich nach den Grundſätzen, die von öffentlichen Gewaltthätigkeiten überhaupt gelten, zu beſtrafen; allein einen eigentlichen Land-Friedensbruch kann man in einem ſolchen Falle nicht annehmen, beſonders, da dergleichen Gewaltthätigkeiten meiſtens auf einer ſcheinbaren Urſache beruhen, und gemeiniglich in einer Uiberſchreituug der Gränzen bey der Vertheidigung beſtehen (3). Auch diejenigen, welche ſich bloß einer dringenden Gefahr wegen, in Vertheidigungs-Zuſtand ſetzen und Leute bewaffnen (4), oder, die ſich doch nicht freventlich bewaffnen, ſondern bey plötzlich entſtandenem Streit zu den Waffen greifen, begehen keinen Land-Friedens-

 Bruch.

(1) R. A. von 1495. Tit. Friedgeboth. (2) *Stryck* de facto Jud. de fac. (3) *Dyncker* Reſp. 19, n. 31. (4) *Boehmer*, T. 3, P. 3, Conſ. 835. (5) *Mevinc*, p. 1, Dec. 105.

Bruch (5). Es kommt indeſſen bey dieſem Verbrechen nicht auf den Stand der Perſon an. Denn, obwohl der Land-Friedensbruch, nach der Regel, nur von Territorial-Herren und Reichs-Ständen verübet werden kann, ſo ſind doch allerdings die Fälle möglich, daß auch Privat-Perſonen einen eigentlichen Land-Friedensbruch begehen. Es kommt jedoch bey dem Land-Friedensbruche nicht auf den Ort an; noch unterſcheidet man weiter, ob der Friedensbruch durch eigene oder fremde Leute begangen werde; ob die Sache, weshalb der Friedensbruch geſchieht, im Gericht anhängig ſey, oder nicht; ob der Friedensbruch auf eigenem, fremden Territorio erfolge (6).

Die Gewalt, welche man bey dem Land-Friedens-Bruch erfodert, kann verſchieden ſeyn, und ſowohl darin beſtehen, daß man mit zuſammengebrachten Leuten, andere aus dem Beſitze des Ihrigen ſetzt, als, daß man andere in denjenigen Rechten und Befugniſſen ſtöret, die ihnen ohne allen Zweifel gebühren, und mit Vorbeygehung des Richters ſelbſt gewaltſamer Weiſe ſeine vermeinten Rechte auszuführen ſucht. Wie viel Menſchen zu einem Land-Fridensbruch erfodert werden, beſtimmen die Reichs-Geſetze nicht, und es bleibt ſolches daher dem Ermeſſen des Richters überlaſſen (7). Dieſes iſt indeſſen keinem Zweifel unterworfen, daß ſo viel Leute zur Begehung des Land-Friedenbruches genug ſeyn, als hinreichend ſind, gewaltſame Beeinträchtigungen, Aufruhr

(5) *de Boehmer* ad art. 129 C. C. §. 4.

(7) Doch kann eine einzige Perſon keinen Land-Friedensbruch begehen; *Mev.* P. 1, Dec. 105; es wäre denn, daß in einer ſolchen der alleinige Grund und die nächſte Urſache von dem erfolgten Land-Friedensbruche angetroffen würde. *Boehmer* T, 2, Conſ. 1155

ruhr, und Tumulte ſtiften zu können (8). Es meinen zwar Verſchiedene (9), daß der Religions⸗Friede durch bloße Worte und Schriften, wodurch man zum Schaden und Nachtheil der einen oder andern von den drey in Deutſchland aufgenommenen Religionen handelt, gebrochen werden könne; allein die zu deſſen Beweiſe gewöhnlich angeführten Beyſpiele ſcheinen von keiner Erheblichkeit zu ſeyn, um deshalb die feſtgeſetzten Regel zu verlaſſen, und es wird daher auch in einem ſolchen Falle eine mit Gewaltthätigkeiten verbundene Störung der geruhigen Ausübung der Religion und der durch den Religions⸗ und weſtphäliſchen Frieden erworbenen Rechte erfodert (10).

Der Land⸗Friedensbruch ſetzt ferner eine mit zuſammengebrachten Leuten und mit gewaffneter Hand ausgeübte Gewaltthätigkeit zum voraus, und er kann ohne dieſe Beſtimmungen nicht Statt finden (11), es wäre denn, daß jemand vorſätzlich Aufruhr und Tumulte anzettelte, und durch Andere ſeine böſen und friedbrecheriſchen Abſichten zur Ausführung brächte (12). Da auch die von dem Land⸗Friedens⸗Bruche handelnden Reichs⸗Geſetze eine gewaltige, friedbrecheriſche That, öffentliche Gewalt, verlangen, ſo pflegt man beſonders zum Land⸗Friedensbruch öffentliche Gewaltthätigkeiten zu erfodern; daher ſind auch die größten Gewaltthätigkeiten, die einzelnen Perſonen wiederfahren, zu einem Land⸗Fridensbruch

(8) *de Boehmer ad Carpzov.* q. 35, obſ. 5.

(9) Inſtr. Pac. Oſnab. art. 2. *Engau* in Elem. jur. Crimin. §. 509.

(10) *Quiſtrop.* Princip. iurispr. eccl. german. maxime Proteſt. §. 54.

(11) *Gail.* de. P. P. L. 1, c. 7 (12) *de Boehmer* ad *Carpz.* q. 35, obſ. 5.

bruch nicht hinreichend, indem dieſer ſolche Gewaltthätigkeiten voraus ſetzt, die einem ganzen State, oder wenigſtens einer ganzen Gemeinde, angethan werden (13).

Die rauhen Sitten der alten Deutſchen erlaubten es, ſeine an Andern habende Anſprüche, mit Vorbeygehung des ordentlichen Richters, auszuführen, und ſich wegen der etwa erlittenen Beleidigungen ſelbſt Recht zu verſchaffen. Die Befehdungen (14), oder Privat-Kriege, (ſ. Th. XLIX, S. 475), hielt man tapfern Männern anſtändig zu ſeyn, und für rühmliche Beſchäftigungen, und ſie fanden beſonders zu den Zeiten des Interregni ſowohl gegen Fremde, als Einheimiſche, und die von eben derſelben Völkerſchaft waren, Statt (15). Man ſuchte zwar nachher die Befehdungen verſchiedentlich einzuſchränken; denn man führte die gebundenen Tage ein, oder man nahm gewiſſe Zeiten aus, wo überhaupt keine Befehdungen erlaubt waren (16). Diejenigen wurden verbothen, die um geringer Kleinigkeiten willen angeſtellt waren (17), und wodurch die ſo genannte Burg-Freyheit verletzet wurde (18). Die Befehdungen, die hinterliſtig angeſtellet (19), oder, die dem ge-

(13) de *Boehmer* ad art. 129 C. C. §. 4.

(14) Von dem Urſprunge des Wortes Fehde, ſ. im XII. Th S. 421.

(15) *Tacit.* de morib. German. c. 12. 21. *Caeſar* de Bello Gallico, L. 4, c. 1. 2. L. 6, c. 23,

(16) c. 1. X. de Treuga et pace. Sächſ. Landr. B. 1, Art. 66. Schwäb. Landr. C. 4.

(17) L. Saxon. Tit. 12. Si animal quodlibet damnum intulerit, ab eo, cuius eſſe conſtiterit, componatur, excepta faida.

(18) *Schottel* de ſingular. antiq. German. iurib. c. 10, §. 2

(19) A. B. c. 17. R. A. von 1442, §. 1.

gewirkten, dem geſchwornen, oder dem Gottesfrieden (ſ. Th. XLIX. S. 486) zuwider waren (20), hielt man ſchlechterdings für unerlaubt, wozu man auch diejenigen rechnete, welche ohne vorhergegangene feyerliche Fehde-Briefe angeſtellet waren (21). Gewiſſe Perſonen waren beſonders wider alle Befehdungen geſichert (22). Viele ſuchten wider die Befehdungen dadurch ſich in Sicherheit zu ſetzen, daß ſie Mächtigern ihre Güter und Lehn übertrugen, Ganerbinate (ſ. Th. XVI, S. 1, f.) (23), und andere Verbindungen (24) errichtet. Eine Befehdung, die in ihren beſtimmten Gränzen blieb, und wodurch die bemerkten Einſchränkungen nicht verletzet wurden, nannte man eine ehrliche, eine rechtmäßige Fehde (25). Allein, die angeführten Einſchränkungen, wodurch man den Befehdungen Einhalt zu thun ſuchte, verfehlten ihren Endzweck, und man überſchritt

(20) c. 1. X. de Treug. et pace. Sächſ. Landr. B. 2, Art. 13. B. 3, Art. 9. Schwäb. Landr. C. 115, n, 10, und C. 195.

(21) *Huber* Obſerv. rer. iudiciar. T. 2, ob. 58.

(22) Sächſ. Landr. B. 2, Art. 66. B. 3, Art. 2. R. A. von 1442.

(23) Als die Ganerbinate ihren Endzweck verfehlten, und die Ganerben ſelbſt anfingen, andere zu befehden, auch die größten Räuber und Miſſethäter in ihre Ganerben-Schlöſſer aufnahmen und beſchützten, ſo hat man von Reichs wegen die Ganerbinate verbothen und die Ganerben-Schlöſſer zerſtöret; ſ. den R. A. von 1500, Tit. 10. von 1548, Tit. 20. Die R. K. G. O. von 1555, Th. 2, Tit. 13.

(24) Zu den bekannteſten Verbindungen gehören der Schwäbiſche Bund, die St. Georgen- die St. Michaelis- und die Löwen-Geſellſchaft. *de Boehmer* ad art. 129 C. C. §. 1.

(25) Wenn einer dasjenige nicht beobachtet hatte, was man zu einer rechtmäßigen Fehde erfoderte, ſo pflegte man ihn für ehrlos zu halten, und von den ritterlichen Spielen auszuſchließen. Die Befehdung ſelbſt nannte man ein ohnrechtes Wiederſazen, eine ohnrechtliche Windſchaft. *Dath.* de P. P. c. 17, n, 67.

ſchritt nur zu oft die Gränzen, unter welchen die Befehdungen als erlaubt angeſehen werden ſollen (26).

Die Befehdungen, oder die ſchädliche Gewohnheit Deutſchlandes, ſein eigener Richter zu ſeyn, ſuchten verſchiedene Kaiſer ſchon ſeit den Zeiten Friedrich's I. wo nicht ganz aufzuheben, doch wenigſtens ſehr einzuſchränken (27). Doch dieſe Bemühungen konnten nur unter der Regierung des Kaiſers Maximilian ihren Endzweck völlig erreichen (28). Denn, obwohl die Befehdnngen unter gewiſſen, beſonders in der goldenen Bulle (29), und andern Reichs-Ordnungen (30) gemachten Einſchränkungen erlaubt waren, ſo kam es doch im Jahre 1495 dahin, daß in dem errichteten ſo genannten Land-Frieden alle Befehdungen ſchlechterdings verbothen, und unter den vormahligen Einſchränkungen nicht mehr für erlaubt geachtet wurden. Es ſind nachher verſchiedene Reichs-Verordnungen, um die Ruhe Deutſchlandes zu erhalten, bekannt gemacht worden, in welchen aber doch der Land-Friede von 1495 faſt allemahl zum Grunde gelegt iſt. Auf dem Reichs-Tage zu Worms, im Jahre 1521, verboth Kaiſer Karl V. alle Befehdungen ſchlechterdings, und verordnete zugleich, daß der Maximilianiſche Land-Friede ein ewiges Grund-Geſetz in Deutſchland bleiben ſollte. Allein, eben dieſer Kaiſer veränderte nachher ſeine Geſinnungen, wovon Leyſer (31) die Urſache zu errathen meinet, und

(26) *Hellfeld* in Repert. iur. privat. p. 1673.

(27) Verſchiedene von dieſen Verfügungen bemerkt *Struw.* jur. Publ. c. 6, §. 45. *Pfeffinger* ad *Vitriar.* Tit. 1, p. 282.

(28) *Ludwig* ad A. B. Tit. 17, p. 174. 179 (29) c. 17, §. 2.

(30) Goldaſt in den Reichsſatz. T. 1, p. 183. Lünigs Reichsarchiv, Part. gener. Contin. I. p. 103.

(31) Spec. 553, n. 6.

und er ließ die Befehdungen in der im Jahre 1532 publicirten peinlichen **Gerichts-Ordnung** (32) unter gewiſſen Einſchränkungen zu, bis endlich verſchiedene nachherige **Reichs-Abſchiede** (33) alle Befehdungen in Deutſchland gänzlich auf hoben, welche dann auch bis auf den heutigen Tag ihren geſetzlichen Gebrauch behalten haben.

Vermöge der Reichs-Geſetze gilt ſowohl bey unmittelbaren, als bey mittelbaren Reichs-Unterthanen, keinerley Art von Befehdung, Gewalt, Beraubung, Angriff. Jeder deutſcher Reichs-Bürger kann durch eines andern Land frei, ſicher und ungeſtört durchreiſen (34), und ſein Vermögen, Güter, Sachen und Einkünfte dürfen ihm widerrechtlicher Weiſe in fremden Reichs-Ländern nicht vorenthalten werden (35). Niemand darf des Andern Unterthanen an ſich locken und in Schutz nehmen (36). Alles herrenloſe und herumſtreichende Geſindel, Landläufer, Heckenrenter, Freybeuter, Zigeuner 2c. müſſen angehalten werden, und die Nachbarn müſſen zu deren Verfolgung hülfreiche Hand leiſten (37). Keine Obrigkeit darf die Verbrecher aus des Andern Land bey ſich aufnehmen und beſchützen (38). Das Vermögen eines Landfriedbrechers iſt der

(32) Art. 129 P. G. O.

(33) Reichsabſchiede von den Jahren 1548, 1555, 1594.

(34) Landfriede von 1548, Vorr. §. 8. (35) Reichsabſchiede von 1555, §. 14.

(36) *Jo. Fr. Moegling* diſſ. de circularibus Edictis contra perſonas palantes, in ſpecie Zingaros, Jauner und Spitzbuben. Tub. 1740. Landfriede von 1548. Vorr. §. 1.

(37) Angef. Landfr. Art. 24. Reichspol. Ordn. v. 1577, I. 27. 28. Pol. Reform. von 1530, tit. 22. Bair. Pol. Ordn. I. 5, tit. 2. 10. Oberpfälz. Landr. tit. 4. Unterpfälz. tit. 2. Tyrol. L. O. I. 7, art. 17. I. 9. art. 6, 11. Br. Lüneb. T. II. p. 970. Wirtemb. L. O. tit. 26. C. C. Magdeb. P. I. p. 468. C. C. March. Nov. To IV. p. 3037. T I. p. 645. C. C. Marech. To. V. Abth. 5. S. 1, f. Cont. III. p. 292. Samml. Schleſ. Ordn. B. 13, S. 203, u. 222, u. 225.

(38) Landfr. v. 1548, Art. 16. Peinl. Halsger. Ordn. Art. 28.

der Obrigkeit verfallen, und es darf ſich niemand deſſelben zu ſeinem Vortheile bemächtigen (39).

Joh. Jac. Moſers Abtheilung von einem Original-Stempel eines kaiſerlichen Land-Friedens-Inſiegels, von Kaiſers Wenceslai Zeiten, ſo auf der kön. chur-braunſchweigiſchen Bibliothek zu Hannover befindlich iſt, ſteht nebſt der Abbildung dieſes Sieges, im 55 St. Hanover. gel. Anzeig. v. J. 1753, Col. 805—816.

Bey einem Land-Friedensbruch muß man, vermöge der Reichs-Geſetze, beſonders des Land-Friedens von 1495, und einer der Aehnlichkeit des Rechts gemäßen Obſervanz, unter unmittelbare Reichs-Stände, und mittelbare Unterthanen des deutſchen Reiches, unterſcheiden. Bey den unmittelbaren Reichs-Ständen ſoll, wegen eines Land-Friedens-Bruches, auf die Strafe des Bannes, oder auf den Verluſt aller Lehne, Rechte und Privilegien, eigentlich erkannt werden (40). Doch pflegt heutiges Tages, an ſtatt des Bannes, nur eine Geld-Buße Statt zu finden (41), wofern der Friedensbruch nicht mit beſondern Feindſeligkeiten und Gewaltthätigkeiten verknüpft ſeyn ſollte. Ob es nun zwar ſeine Richtigkeit hat, daß, wegen eines Friedensbruches ein beleidigter Reichs-Stand wieder den andern auf eine Geld-Strafe klagen könne, ſo pflegt doch meiſtens nur die Spolien-Klage angeſtellet, und dadurch nur

(39) Eb. daſ. Art. 20. 21.

(40) Der Landfriede von 1495. Tit. wie der Landfriede zu halten. Die Strafe des Bannes findet ipſo Jure Statt, dergeſtalt, daß die nachfolgende Urthel nur eigentlich als die Beſtätigung anzuſehen iſt. *de Boehmer* ad Art. 129 C. C. §. 5. Beſondere Beyſpiele, da, wegen einer den Friedensbrechern geleiſteten Hülfe auf die Strafe des Bannes wirklich erkannt worden iſt, findet man beym *Neumann* de delict. et poen. princip. p. 106.

(41) Der R. A. von 1548 erwöhnt einer Geld-Buße von 2000 Mark. Man will, daß ſolche eigentlich diejenigen Fürſten des Reiches bezahlen ſollen, welche die Friedensbrecher begünſtigen und ungeſtraft frevelen laſſen. *Boehmer*, am angef. Orte.

nur die Schadloshaltung gefordert zu werden. Denn, da jede Geld-Strafe ſelten erhalten zu werden pflegt, die Spolien-Klage aber um ſo geſchwinder zu Ende gebracht wird, als eines Theils keine Reviſion, Reſtitution und Recurs an dem Reichs-Tage Statt findet, andern Theils aber die Inſtanz von den geſetzlichen Austrägen übergangen werden kann, ſo verdient ſolche allerdings den Vorzug (42). Wenn der Fall eines Religions-Fridensbruches vorhanden iſt, ſo pflegt man bey unmittelbaren Reichs-Ständen nicht mehr auf die Strafe des Bannes zu erkennen, wofern nicht zugleich ein mit vielen Gewaltthätigkeiten verbundener Land-Friedensbruch damit verknüpft ſeyn ſollte. Denn man erläßt vielmehr in einem ſolchen Falle Mandata ſine clauſula de non amplius turbando, reſtituendo cuncta in priſtinuum ſtatum, & deſuper idonee cauendo, bey Strafe von 20 Mark löthigen Goldes (43).

Mittelbare Unterthanen des deutſchen Reiches, die ſich eines Land-Friedensbruches ſchuldig gemacht haben, pflegt man mit dem Schwerte zu beſtrafen (44). Würden dergleichen Friedensbrecher abweſend ſeyn, ſo ſollen ihre hinterlaſſene Güter eingezogen werden, ſie ſelbſt aber ehrlos ſeyn, und nirgends einigen Schutz und Sicherheit genißen (45). Sollte jedoch der Friedensbruch nicht wirklich zum Ausbruch gekommen, ſollten vielleicht bloß aufrühriſche Schriften verbreitet worden ſeyn, ſo bleibt auch die

(42) *Hombergk zu Vach* diſſ. de ſpolio qualificato. Marburg 1772.

(43) *de Cramer* Syſt. Proc. Imp. §. 842. *Quiſtorp* Princip. iurispr. eccl. german. §. 54.

(44) Art. 128. 129. P. G. O.

(45) Landfr. von 1495, Tit. 3. von 1521, Tit. 2, §, 8. 7 R, G. O. Th. 2, Tit. 10, §. 3.

die Strafe dem Ermeſſen des Richters überlaſſen (46). Indeſſen muß die Schadloshaltung, unter allen Umſtänden, aus den Gütern der Religions-Friede nur eigentlich mit den unmittelbaren Reichs=Ständen zu thun hat, ſo iſt er doch, was den Religions=Friedensbruch betrifft, auch von mittelbaren Unterthanen des deutſchen Reiches zu verſtehen (48), als welche, wenn ſie in den Rechten der drey in Deutſchland aufgenommenen Religionen gewaltſame Beeinträchtigungen vornehmen ſollten, als Tumultuanten und Aufrührer am Leibe oder Leben zu beſtrafen ſind (49).

Da diejenigen Maßregeln, welche man zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit im deutſchen Reiche zu Hand nahm, vor Errichtung des Kammer-Gerichtes ihren Endzweck nicht völlig erreichen konnten, ſo geſchahe es, daß die mehreſten Provinzen Deutſchlandes auf ihre beſondere Sicherheit Bedacht nahmen, und daher theils Lebens- und andere Strafen auf die Befehdungen ſetzten, theils aber ſich mit ihren Nachbarn zu ihrer gemeinſchaftlichen Sicherheit in Bündniſſe einließen. Ein ſolches Beiſpiel findet man auch in Mecklenburg vom Jahre 1553, da nähmlich die Herzoge Albrecht und Johann von Mecklenburg, und der Graf Otto von Schwerin, mit der Stadt Lübeck einen ſo genannten Mecklenburgiſchen Land-Frieden ſchloſſen, welcher u. d. T. Herzogs Alberti I. Mecklenburgiſcher Landfriede, d. d. Lübeck 1553, bekannt iſt; ſ. Gerdes Samml. Mecklenburg. Schriften und Urkunden, 8te Samml. S. 682. Die Mecklenburgiſche Polizeyordnung vom J. 1572. Tit. von muthwilligen Befehdern und der Nacheile, S. 19, beſtätigt alles dasjenige, was die deutſchen Reichs=Geſetze von den Befehdungen beſtimmen; ſie verordnet, daß die Befehder überall verfolget werden ſollen, und wenn man ihrer habhaſt werden können, daß man ſie mit dem Schwer=

(46) *de Boehmer* ad art. 129. P. G. O. §. 5.

(47) R. G. O. Th. 2, Tit. 12. (48) *Cothmann* Vol. 1. Reſp. 45, n. 175. 176. (49) Art. 127. P. G. O.

Schwerte beſtrafen ſollte. Im Fall die Befehlder abweſend wären, ſo ſollen ihre Güter eingezogen werden, doch mit Ausſchließung der Lehn-Güter, als welche den Kindern und Agnaten verbleiben ſollen, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ſie den Land-Friedensbrechern und Land-Zwingern nicht das geringſte davon zufließen laſſen.

Verſchiedene Rechts-Lehrer rechnen den Land-Friedensbruch, was die Gerichtbarkeit betrift, zu den Delictis exceptis, und wollen ſolche nur dem Kammer-Gerichte zueignen, wozu ſie durch die Kammergerichtes-Ordnung (50) beſonders verleitet werden. Ob nun gleich dieſe Meinung in Abſicht der unmittelbaren Reichs-Stände ihre Richtigkeit hat, und in einem ſolchen Falle den Reichs-Gerichten, und heutiges Tages beſonders dem Reichs-Hof-Rathe, die Unterſuchung eines Land-Friedensbruches wegen zuſteht, ſo iſt ſie doch in Anſehung der mittelbaren Unterthanen des deutſchen Reiches nicht gegründet; denn in ſolchem Falle hat eine Jurisdictio concurrens Statt, und es kommt daher auf die Prävention an, wenn man entſcheiden will, ob dem Reichs-Kammer-Gerichte, oder dem ordentlichen Richter, die Unterſuchung und Beſtrafung des Land-Friedensbruches zuſtehe (51).

Die Milderungs-Urſachen bey dem Land-Friedensbruche laſſen ſich demjenigen, was bereits im Vorhergehenden bemerkt worden iſt, leicht beſtimmen. Vermöge dieſer Grundſätze verdienen daher der geringere Grad des Vorſatzes, der Mangel der Waffen, die Entſchuldigung wegen des Noth-Standes, und die Beſchaffenheit der ausgeübten Gewalt-thä-

(50) K. G. O. Th. 2, Tit. 9.

(51) *Datt.* de P. P. L. 1, c. 11, n. 25. *Ziegler* de iu. majeſt. L. 1, c. 33, §. 39. *de Boehmer* ad *Garpzov* q. 36, obſ. 1.

thätigkeiten ſelbſt, bey der Beſtimmung der Strafe in Betracht gezogen zu werden.

Zu den Befehdern und Friedensbrechern gehören auch die ſo genannten **Land-Zwinger**; das ſind: diejenigen, welche einem Lande, einer Stadt, einem Orte, oder einer ganzen Gemeinde, Unglück und Verderben drohen, und zugleich durch gewiſſe Zeichen und Merkmahle zu erkennen geben, daß ſie ihre gefährliche Drohungen auch wirklich auszuführen Willens ſeyn. Zu dem Begriff der Land-Zwinger erfodert man daher: 1. daß ſie entweder einer Stadt, einem Orte, oder noch einer ganzen Gemeinde, Unheil und Verderben drohen (52); 2. daß ſolche Drohungen in wahrem Ernſt ausgeſtoßen werden, und zugleich von der Beſchaffenheit ſeyn, daß eben dadurch die einer Stadt oder Gemeinde gefährliche Feindſchaft angekündigt werde (53); 3. daß die Land-Zwinger ihre böſe Abſichten durch gewiſſe von denſelben zeugende Merkmahle zu erkennen gegeben haben (54); 4. daß ſie hiernächſt austreten und entweichen (55). Doch kommt es bey einem Land-Zwange nicht noch weiter darauf an, ob die Drohungen mit oder ohne Be-

(50) Arg. Art. 128. 129. P. G. O. Derjenige, der nur einzelnen Perſonen Unheil drohet, iſt daher für keinen eigentlichen Land-Zwinger zu halten. Arg. Art. 129 und 176. P. G. O.

(53) *de Boehmer* ad *Carpzov.* q. 37, obſ. 6. *Hellfeld* ad *Engavii* elemeta iuris criminalis, §. 500.

(54) *de Boehmer* ad art. 129 C. C. §. 3. Das Gegentheil behauptet *Leyſer* Spec. 553, n. 9, als welcher ſchon ſolche Drohungen, die bey bloßen Worten geblieben ſind, zu einem Land Zwang für hinreichend geachtet wiſſen will, wiewohl ohne Grund; ſ. den R. A. v. J. 1555, §. 48, *Kreſs* ad art. 129 C. C. §. 2, n. 3.

(55) Art. 128 P. G. O. Eiſenhart Erzählungen beſonderer Rechtshändel, Th. 4, n. 14. *de Boehmer* ad art. 129 C. C. §. 3.

Bedingungen ausgeſtoßen worden ſind (56), und ob die gedroheten Uebel wirklich haben zur Ausführung gebracht werden ſollen, oder nicht (57).

Ein Land-Zwinger ſoll, nach der peinlichen Gerichts-Ordnung (58), mit dem Schwerte beſtrafet werden, ohne weiter darauf zu ſehen, ob denſelben der Mangel einer bequemen Gelegenheit, oder ein ungefährer Zufall, an der wirklichen Ausführung ſeines Vorhabens verhindert (59), oder ob er angeblich vielleicht nicht die Abſicht gehabt habe, ſeine Drohungen in Erfüllung zu bringen (60). Hätte doch die eigene Reue den Land-Zwinger von der Vollendung ſeines böſen Vorhabens abgehalten, und hätte er ſeine ausgeſandten Fehde- oder Brand-Briefe ernſtlich widerrufen, oder mangelte es etwa an den beſchriebenen Eigenſchaften eines Land-Zwanges, ſo pflegt, den Umſtänden nach, nur auf den Staupbeſen, oder eine andere Leibes-Strafe, erkannt zu werden (61). Derjenige, welcher einzelnen Perſonen Unglück und Verderben drohet, iſt am meiſten nach den Grundſätzen, die von verſuchten Verbrechen und den Injurien gelten, zuweilen aber, und wenn ſolche Drohungen mit dem Einwerfen der Brand-Briefe, oder mit einer feyerlichen Ankündigung eines vorhabenen Mordes verbun-

(56) *Leyſer* Spec. 553, n. 12. 13.

(57) Landfriede vom Jahr 1548, §. 1. in was für geſuchtem Schein es geſchehe. *Carpzov*. q. 37, n. 34. *Berger* Elect. Crim. P. 2, p. 355.

(58) Art. 128. 129. P. G. O.

(59) *Ludovici* de effectu poenitent. in crimin. c. 3, §. 14.

(60) R. A. von 154. §. 1. in was für geſuchtem Schein es geſchehe; ſ. *Heilfeld* ad *Engavii*. elementa iuris crimin. §. 500.

(61) Arg. L. 19 ad L. Cornel. de falſ. L. 1. pr. und §. 2. de extraord. crimin. *Baſtineller* de effectu poenitent in delict. §. 21.

bunden wären, mit dem Staupbeſen zu beſtrafen (62). Ein ſolcher, der einzelnen Perſonen Unglück und Verderben, entweder in Anſehung ihres Körpers, oder ihres Vermögens, drohet, iſt überdies dahin anzuhalten, genugſame Sicherheit zu beſtellen, daß er ſeine Drohungen nicht zur Ausführung bringen wolle. Würde aber der Angeſchuldigte eine ſolche Sicherheit nicht leiſten können, ſo ſoll er, nach der peinl. Gerichts-Ordnung, gefänglich verwahret werden (63). In dieſer Gewahrſame muß der Gefangene ſich aus ſeinen eigenen Mitteln beköſtigen, bey ſeiner Mittelloſigkeit aber muß der Ankläger, und deſſen Unvermögen der Fiſcus, die erforderlichen Koſten tragen (64). Heutiges Tages aber ſind die letztern von Gerichts wegen, wenigſtens ſodann zu übernehmen, wenn entweder vermöge einer förmlichen Anklage nicht auf die Beſtellung der Sicherheit angetragen, oder auch auf letztere von Amts wegen erkannt worden iſt (65). Die mehreſten Ausleger der peinlichen Gerichs-Ordnung bleiben wenigſtens ſodann bey dem Buchſtaben des Geſetzes, wenn die Drohungen mit genugſamer Uiberlegung ausgeſtoßen worden ſind dabey beſtimmt und deutlich geweſen, und der Angeſchuldigte einen hinlänglichen Vorſtand, deſſen Größe nach Beſchaffenheit der Umſtände von Gerichts wegen zubeſtimmen iſt, zu leiſten, nicht im Stande iſt (66). Würden aber die gemachten Drohungen

(62) Beyer ad art. 129 C. C. poſ. 9. *Hommel* obſ. 130. *Carpzov.* q. 37, n, 16, ſqq.

(63) Art. 176. P. G. O. (64) Eb. daſ.

(65) *de Boehmer* ad *Carpzov.* q. 38, obſ. 8, und in Meditatt. ad art. 176 C. C. §. 4.

(66) Eſtor, in den Anfangsgr. des gew. und Reichs-Proceſſes, Tit. 172, §. 2160. Andere Rechs-Lehrer aber wollen die Beſtellung eines Vorſtandes ſodann überall nicht zugelaſſen, ſondern den Angeſchuldigten ſo lange, bis er ganz unge-

ungen entweder zweydeutig, oder in der Hitze, oder im trunkenen Muthe, ausgeſtoßen worden ſeyn, ſo pflegt man es bey Leiſtung der Ur = Fehde bewenden zu laſſen (67), und den Angeſchuldigten überdieß mit einigen Tagen Gefängniß zu beſtrafen (68). Die Größe des in jenem Falle zu leiſtenden Vorſtandes aber iſt nach der Verſchiedenheit der Umſtände, nachdem der Beleidigte darüber zuvor verhört worden iſt, nach richterlichem Ermeſſen zu beſtimmen (69). Gewöhnlicher Maßen pflegt nur ein ſolcher Vorſtand, der durch ſichere Bürgen, oder durch Pfänder, beſtellet wird, für hinlänglich geachtet zu werden (70); es wäre dann, daß der Angeſchuldigte genugſam anſäſſig ſeyn möchte, da dann die unterpfändliche Verſchreibung zu einer beſtimmten Summa auf ein unbewegliches Gut, der Regel nach, genüget (71). Ohne des Bedroheten Einwilligung pflegt man jedoch nicht leicht wohl gar einen eidlichen Vorſtand zu zulaſſen, im Fall die Droh = Worte, nicht entweder in der Hitze des Zornes, oder bey trunkenem Muthe, ausgeſtoßen, oder

ungezweifelte Merkmahle ſeiner Sinnes = Aenderung zu erkennen giebt, ſchlechterdings zur gefänglichen Gewahrſame gebracht, oder auf Lebenszeit zu den öffentlichen Arbeiten verurtheilt wiſſen, wenn die angedrohten Uebel jemanden an ſeinem Leibe, Leben, Ehre, oder Gütern, einen unerſetzlichen Schaden zuziehen könnten, und zugleich von einer Perſon, zu der man ſich der Erfüllung ihrer Drohungen wohl zu verſehen hätte, die Rede wäre. S. *Kreſs* ad art. 176 C. C. §. 2, n. 2. *de Boehmer* ad *Carpzov*. q. 37. obſ. 7. Eiſenhart beſond. Rechtshändel, Th. 3, n. 22, Th. 4, n. 14. Stein Abh. des Lübſchen Rechts, B. 4, Tit. 16, §. 566.

(67) Nouelle 112, c. 2. Eſtor, a ang. O. *Boehmer* conſ. 1186, n. 16. 17. (68) *Leyſer*, Spec. 553, n. 22.

(69) *Roth* de cautione de non offendendo, c. 2, §. 5.

(70) *Carpzov*, P. 4, conſt. 15, def. 6. *Berger* Oeconomia Juris, Lit. 3, tit. 9, th. 15, n. 7.

(71) Eſtor, a ang. O. litt. II. *Leyſer*, c. l. n. 20.

oder auch unbeſtimmt und zweydeutig ſeyn ſollten, und der Angeſchuldigte dabey von gutem Leben und Wandel wäre (72).

Da ohne Zweifel die allgemeine Vorſchrift des Kaiſers **Karl V.** daß derjenige, der einzelnen Perſonen Uebel drohet, entweder genugſamen Vorſtand wegen Nichterfüllung ſeiner Drohungen beſtellen, oder an deſſen ſtatt, in gefängliche Gewahrſame mittlerweile gebracht werden ſolle, nur als eine etwanige Anweiſung für den Richter anzuſehen iſt, die näheren Beſtimmungen aber, oder das richterliche Ermeſſen keineswegs ausſchließt, ſo iſt wohl die Vorſchrift der peinl. Ger. Ordn. in dem angeführten Falle näher zu beſtimmen, und es laſſen ſich auch die verſchiedenen Meinungen der Rechts-Lehrer gewiſſer Maßen vereinigen. Es iſt, in dieſer Abſicht, zu unterſcheiden: ob die angedroheten Uebel mittelbar, oder unmittelbar, haben zur Ausführung gebracht werden ſollen. In dem erſten Falle kommt alles darauf an: ob die Mittel, die der Angeſchuldigte zur Ausführung ſeines Vorhabens gewählt hatte, die einzigen waren, die er wählen konnte, oder, ob er auſſer denſelben noch andere gebrauchen, oder wählen könne? wenn jenes iſt, ſo bedarf es keiner beſondern Sicherheits-Beſtellung, oder Leiſtung eines Vorſtandes, vielmehr kann der Richter auf andere Wege, z. B. durch geſchärfte Verbothe unter Androhung angemeſſener Strafen, allenfalls auch durch Beſtrafung des Angeſchuldigten ſelbſt, deſſen Abſicht leicht vereiteln. Wenn aber dieſes iſt, d. h. wenn der Angeſchuldigte auch andere Mittel zur Ausführung ſeines Vorhabens wählen konnte, ſo würden eben dieſelben Grundſätze Statt finden, die ich juſt von dem Falle, da die Droh-

(72) *Carpzov* c. l. def. 8, Leyſer, a ang. O. *de Boehmer* ad *Carpzov*. q. 87, obſ. 7, und ad art. 176. C. C. §. 4.

Drohungen unmittelbar haben zur Ausführung gebracht werden ſollen, bemerben werde. Denn in dieſem Falle iſt ein Unterſchied zu machen, ob die Uebel beſtimmt, oder unbeſtimmt, gedrohet worden ſind? Iſt das erſte geſchehen, ſo würde derjenige, der die Drohungen ausgeſtoßen hat, ohne mit Leiſtung irgend einer Art von Vorſtande zugelaſſen zu werden, in gefängliche Gewahrſame zu bringen, und bey vorhandener Mittelloſigkeit, zu den öffentlichen Arbeiten zu verurtheilen ſeyn, wenn anders die Drohungen auf die Tödtung des Bedroheten, oder eines ſeiner Angehörigen, oder ſonſt auf die Zufügung eines unerſetzlichen Unglückes ſich bezögen, und dabey der Angeſchuldigte ein ſolcher Menſch wäre, der die Drohungen nicht ſowohl bey dem Ausbruche heftiger Leidenſchaften, oder bey trunkenem Muthe, oder aus Leichtſinnigkeit, ſondern vielmehr, den Umſtänden nach zu urtheilen, mit genugſamer Ueberlegung ausgeſtoßen hatte. Bey der Zuſammenkunſt dieſer Umſtände müßte man den Angeſchuldigten, auch ſelbſt bey ſcheinbaren Merkmahlen ſeiner Sinnes-Aenderung, nur alsdann aus ſeiner Gewahrſame entlaſſen, wenn er ſich zuvor dahin, daß er die Gegend, wo der Bedrohete ſich aufhält, bey unausbleiblicher lebenswieriger Gefangenſchaft, oder Zuchthaus-Strafe, in Zukunft vermeiden wolle, feyerlich verpflichtete. Derjenige aber, der entweder aus Leichtſinn, oder in der Hitze des Zornes, oder bey trunkenem Muthe, unerſetzliche Uebel gedrohet hätte, würde eben ſo wohl, als derjenige, der mit Ueberlegung mindere oder leicht zu erſetzende Uebel gedrohet hätte, bloß gerichtlich vorzufodern, und ihm die wirkliche Ausführung ſeiner Drohungen bey einer geſchärfteren Strafe, wie ſonſt, wenn die That ohne vorgängige Drohung ausgeführt worden wäre, an und für ſich nur Statt finden können, zu unterſagen ſeyn. Der bloße Verſuch, jene Uebel zur wirklichen

Ausführung zu bringen, wenn er auch noch ſo entfernt geweſen wäre, könnte, bey einer vierzehntägigen oder vierwöchigen Gefängniß-Strafe verbothen werden. Hätte aber der Angeſchuldigte gewiſſe Uebel unbeſtimmt gedrohet, ſo wäre er, meinem Bedünken nach, vorzufordern, und nach dem eigentlichen Sinne ſeiner gemachten Bedrohungen gerichtlich zu befragen. Wenn er nun entweder ſich erklärte, daß auf die beſchriebenen unerſetzlichen Uebel ſeine eigentliche Abſicht gegangen ſey, oder er auch die von ihm geforderte Erklärung verweigerte, indeſſen aber nach allen Umſtänden zu vermuthen ſtände, daß es mit der unbeſtimmten Drohung auf die Ausführung eines unerſetzlichen Uebels angeſehen geweſen ſey, ſo würde auch wider ihn dergeſtalt, als von dem Falle, da beſtimmte unerſetzliche Uebel gedrohet ſind, angeführt worden iſt, lediglich zu verfahren ſeyn. Wenn er aber ſeine Erklärung dahin abgäbe, daß es entweder mit ſeinen Drohungen nichts auf ſich gehabt, oder ſie ſich auch nur auf kleinere Uebel bezogen hätten, ſo könnte es auch bey einem geſchärften Verbothe unter Androhung einer angemeſſenen Strafe das Bewenden behalten. Hätten Untergebene gegen ihre Vorgeſetzten harte Drohungen ausgeſtoßen, ſo ſind ſie nicht allein, nach Beſchaffenheit der Umſtände, am Leibe, mit ein- bis zweyjährigem Karrenſchieben, oder ſonſt ihren Verbrechen angemeſſen, zu beſtrafen, ſondern es iſt ihnen auch aller etwaniger Verſuch, ihre ehemahligen Drohungen in Erfüllung zu bringen, bey lebenswierigem Feſtungsbau zu verbiethen.

Bezögen ſich die ausgeſtoßenen Drohungen auf eine wider den Bedroheten zu erhebende Anklage, ein abzulegendes Zeugniß, oder ſonſt auf ein unter obrigkeitlichem Anſehen zu zufügendes Uebel, ſo könnte der Bedrohete ſich dadurch leicht in genugſame

Sicher-

Sicherheit ſetzen, wenn er ſeinen Gegner gerichtlich aufforderte, die Richtigkeit deſſen, was er in Zukunft zu ſeinem Nachtheil im Gericht vorbringen, oder woran er ſonſt antragen wolle, ſofort zu beweiſen. Thäte er dieß nicht, ſo würde die unmittelbare oder natürliche Folge davon ſeyn, daß auch in Zukunft auf die etwa demnächſt zu erhebende Anklage, oder auf das nachtheilige Zeugniß, nicht weiter geachtet, ſondern derjenige, der die Drohungen ausgeſtoßen hat, mit ſeinem Zeugniſſe und Anklage ſchlechterdings abgewieſen, überdieß als ein Injuriant beſtrafet, und zur angemeſſenen Genugthuung angehalten werden müſſe. Ein anderes unter obrigkeitlichem Anſehen zu zufügendes Uebel könnte nach dem Unterſchiede, ob deſſen Ausführung wahrſcheinlich oder unwahrſcheinlich wäre, entweder durch eine Anzeige bey dem Landes-Herrn, oder Ober-Richter, oder ſonſt bey der Behörde, leicht abgewendet werden, wofern ſowohl in dieſen, als in den vorhergehenden Fällen der Bedrohete aus genugſamen Gründen befürchten müßte, daß der Angeſchuldigte unter obrigkeitlichem Anſehen unvermuthet einen höchſt nachtheiligen Streich wider ihn ausführen könnte. Denn wäre das Gegentheil, und hätte der Bedrohete hinlängliche Beweiſe ſeiner Unſchuld in Händen, oder fehlte es ihm auch auf alle Fälle nicht an andern Mitteln zu einer völligen Sicherheit, ſo würde es auch bloß von jenem abhangen, ob er ſich der vorgeſchlagenen Maßregeln ſofort bedienen, oder die Erfüllung der gemachten Drohungen bey völliger Ueberzeugung ſeiner gänzlichen Schuldloſigkeit geruhig abwarten wollte.

Eine unter Verlobten geſchehene Drohung, die zwar auf erſetzliche, indeſſen doch ſehr nachtheilige, Uebel ſich bezieht, veranlaſſet gewöhnlich die Aufhe-

bung oder Trennung des Verlobniſſes ſelbſt (73). Bey einer unter Ehegatten vorgefallenen Drohung aber pflegt man zu unterſcheiden, ob ſie ſich auf ein erſetzliches, oder unerſetzliches Uebel, beziehe. In dem erſten Falle pflegen obrigkeitliche geſchärfte Verbothe unter Androhung angemeſſener Beſtrafung, die gewöhnlichen Mittel zur Sicherheit für den Bedroheten zu ſeyn, nach deren Fruchtloſigkeit auch vollzogener angedroheten Strafe aber erſt allenfalls zur Trennung vom Tiſch und Bette geſchritten zu werden. Die lezte iſt auch das gewöhnliche Mittel der Sicherheit alsdann, wann Ehegatten ſich einander unerſetzliche Uebel gedrohet haben. Doch können nach Beſchaffenheit der Umſtände, diejenigen Maßregeln, die von Androhung eines unerſetzlichen Uebels im Allgemeinen geführt worden ſind, auch bey Ehegatten in Anwendung kommen, wiewohl man ſich gemeiniglich mit einer vom Tiſch und Bette verfügten Trennung zu begnügen pflegt (74). Hätten Aeltern ihren Kindern unerſetzliche Uebel gedrohet, ſo pflegen die Kinder von ihnen genommen, und auf ihre Koſten anderweit untergebracht zu werden.

Solchemnach würde die Leiſtung eines Vorſtandes, wenn einzelne Perſonen gewiſſe Uebel gedrohet worden ſind, zumahl ſie ihrer Natur nach ſo wenige Sicherheit gewähret, von ſelbſt wegfallen, und es daher ſo wenig eines durch Bürgen und Pfänder beſtellten Vorſtandes, als einer eidlichen Verſicherung, jemahls bedürfen können; derjenige aber, der unrechtmäßige Drohungen ausgeſtoßen hätte, auſſer der bey verſchiedenen Fällen ſchon angeführten Strafe, vornehmlich nach Beſchaffenheit und Größe der Drohungen und der ſonſtigen Umſtände, mit einer Lei-

(73) Select. iurid. Roſtoch. Faſc. 2, Spec. 14, q. 4.

(74) *Boehmer* ad art. 176 C. C. §. 2.

Leibes-, Gefängniß- oder Geld-Strafe zu belegen ſeyn.

Daß, bewandten Umſtänden nach, auch eine Weibsperſon, wegen ihrer ausgeſtoßenen Drohungen, zur Beſtellung der beſchriebenen Sicherheit angehalten werden könne, auch überhaupt bey derſelben eben die Grundſätze, die im Allgemeinen feſtgeſetzt worden ſind, gelten müſſen, leidet keinen Zweifel (75).

Das Formular einer Cautionis iuratoriae de non offendendo, das ſich zugleich auch auf mittelbare Beleidigungen erſtreckt, findet man beym Eſtor, a. ang. O. litt. oo. pp.

Hrn. Juſtizr. Jo. Chr. Quiſtorp Beyträge zur Erläuter. verſchiedener Rechts-Materien rc. 3 St. (Roſt. und L. 1779, 8.) S. 197, fgg. und 263, fgg.
Eb. Deſſ. Grundſätze des deutſchen peinl. Rechts, (3te Aufl. Roſt. und L. 1783, gr. 8.) S. 313, fgg.

Nach dem allgem. Geſetzbuch für die preuß. Staaten, (Berl. 1792, gr. 8.) Th. 2, Tit. 20, §. 1509, S. 1390, hat derjenige, der unter Androhung eines gemeinſchädlichen Unternehmens etwas zu erpreſſen ſucht, nach Verhältniß des angedroheten Uebels, der Größe ſeiner Bosheit, und der von ihm zu beſorgenden Gefahr, ſechsjährige, zehnjährige, oder auch lebenswirige Feſtungs-Strafe verwirkt.

Land-Froſch, ſ. Th. XV, S. 167.

Land-Fuhre. 1. Eine Fuhre zu Lande, zum Unterſchiede von einer Waſſer-Fuhre.

2. Eine Fuhre über Land. Beſonders ſolche Fuhren, welche die Unterthanen dem Grund- oder Landes-Herrn über Land zu thun ſchuldig ſind, oder diejenigen Fuhren, welche auſſer den Gränzen des Amtes in frem-

(75) *Carpzov.* P. 4, conſt. 15, def. 17. Eſtor, a. ang. O. litt. kk.

fremde Oerter geleiſtet werden; L. Angariae ad certa itinera cum curribus; zum Unterſchiede von den Miſt- Bau- und andern nähern Dienſt- oder Frohn-Fuhren; ſ. Th. IX, S. 256, fgg. und S. 261, f.

Von den Knechten des Ackerbaues und Land-Fuhrweſens zu Quedlinburg, meldeten ſich, im J. 1788, einige 70 bey der Obrigkeit, um eine unter ſich errichtete Brüderſchaft beſtätigen zu laſſen. Die Geſetze, auf welchen dieſe Geſellſchaft beruhen ſollte, waren folgende:

1. Da der Knecht in ſeinem Beruf mancherley Gefahr ausgeſetzt iſt, ſein Leben oder ſeine geſunde Gliedmaßen einzubüßen, ſo ſoll der Knecht, welcher in ſeinem Dienſt ums Leben kommt, aus der gemeinen Caſſe beerdiget werden.
2. Demjenigen, welcher an ſeinen Gliedmaßen in ſeinem Dienſt ſo verletzt wird daß er auſſer Stande iſt, ſein Brod zu verdienen, ſoll wöchentlich 12 Gr. gezahlt werden.
3. Um einen Fonds zu dieſen Ausgaben zu gewinnen, ſoll ein jeder, beym Anfang dieſer Geſellſchaft 12 Gr., und wenn die Beſtättigung erſt erfolgt iſt, 2 Rthlr., von welchen aber 1 Rthlr. in der Geſellſchaft vertrunken werden ſoll, für den Eintritt in die Brüderſchaft, nachher aber alle Vierteljahr 2 Gr. erlegen.
4. Wenn ſich ein Mitglied bey der Verſammlung der Brüderſchaft ungebührlich aufführt, etwas in ſeinem Dienſt verſäumt, ſich dem Trunk ergiebt, u. ſ. f. ſoll es in 6 bis 12 Gr. Strafe genommen werden.
5. Diebſtahl ſoll den Verluſt des ganzen Beytrags zur Caſſe nach ſich ziehen; ein überwieſener Dieb ſoll dieſer Brüderſchaft unfähig ſeyn.
6. Wenn auch jemand vom Knechtsdienſt abginge, und ſich mit anderer ehrlicher Handarbeit ernährte, oder von hier wegzöge, aber dennoch ſeinen Beytrag richtig bezahlte, bliebe er in der Brüderſchaft, und genieße alle Vortheile derſelben.

Es

Es hat aber die Obrigkeit die Errichtung dieſer Brüderſchaft für bedenklich gehalten.

Land-Fürſt, ſ. **Landes-Fürſt**.

2 St. des Journ. von und für Deutſchland, vom J. 1788 S. 170.

Land-gängig, was im allgemeinen Umlauf iſt; current; z. B. **Landgängige Münze**.

Land-Garbe, in einigen Gegenden, z. B. im Würtembergiſchen, ein gewiſſes Maß Früchte oder Wein, welches der Unterthan von ſeinem Lande, d. i. Grunde und Acker, dem Grund-Herrn als einen Grund-Zins zu entrichten verbunden iſt; oder ein gewiſſer Antheil des Zuwachſes, welcher den Grund-Herrn von dem Unterthan (welcher daher auch ein **Land-Garber** genannt wird,) gebührt, und zuweilen die Hälfte, den dritten, vierten oder fünften Theil beträgt, daher ſolche Güter halb-drey-vier-oder fünftheilig genannt werden; L. certa pars fructuum agri, quae colono domino agri datur. Die Land-Garbe wird unter die unbeweglichen Güter gerechnet. Siehe auch **Land-Acht** 2, oben S. 405.

Land-Gebäude, ſiehe **Land-Gut**, **Land-Haus**, und **Landwirthſchaftliche Baukunſt**.

Land-gebräuchlich, ſ. **Land-üblich**.

Land Gedinge, ſ. **Land-Gericht**.

Land-Geiſtliche, ein Geiſtlicher auf dem Lande; zum Unterſchiede von einem Stadt-Geiſtlichen. Siehe **Prediger (Land-)**

Land-Gericht. 1. Ein höheres Gericht, deſſen Gewalt ſich über ein ganzes Land, und die darin befindlichen und von der gewöhnlichen Gerichtbarkeit befreyeten Perſonen erſtreckt, und welches in manchen Gegenden auch **Hof-Gericht**, **Provinzial-Gericht**, **Ritter-Gericht**, **Land-Vogtey**, **Land-Ding**, **Land-Stuhl**, **Land-Recht**, in Oeſtreich die

die **Land=Schranne**, u. ſ. f. genannt wird, überall aber auf verſchiedene Art eingeſchränkt und beſtimmt iſt; L. Forum ſ. Judicium Prouinciale; Fr. Siége provincial, Tribunal de juſtice d'une Province, Preſidial. In einigen Gegenden führen die Beyſitzer eines ſolchen Land=Gerichtes den Nahmen der **Land=Räthe**.

Von den ehemaligen *Hof= und Land=Gerichten in der Mark Brandenburg*, ſ. im XXXI Th. S. 874. fgg.

In einigen oberdeutſchen Gegenden ſind noch **kaiſerliche Land=Gerichte** dieſer Art, deren es ehedem in Deutſchland ſehr viele gab, und von welchen die Appellationen an die Reichs=Gerichte gehen. In andern Ländern gehören ſie den Ständen zu.

Kaiſerliche Land=Gerichte, ſind Gerichte, in welchen der Kaiſer auch über mittelbare Glieder des Reiches, in der erſten Inſtanz, die Jurisdiction ausübt. Dieſe Gattung der kaiſerl. Jurisdiction, wurde bisweilen in gewiſſen Diſtricten einem beſondern Richter verliehen, der ſodann über mittelbare und unmittelbare Perſonen und Güter Recht ſprechen konnte, aber doch der Appellation an den Kaiſer unterworfen blieb. Solche Land=Gerichte ſind meiſtentheils abgeſchafft und durch die Hof=Gerichte verdrungen worden; theils ſind heute zu Tage noch verſchiedene übrig geblieben, als: das kaiſerliche Land=Gericht zu Hirſchberg (*), auf der leutkircher Heide und in der Pirs, zu Würzburg, Nürnberg, Graisbach, Rothenburg ob der Tauber, Neuſtadt im Speyergau, Kaichen in der Wetterau, Rothweil, Rangweil, Marſtetten und Weißenhorn, Kempten, Schackebuch, Schwarzach, Rhinau, Fiſchhauſen, Burgau, Ulm ꝛc. Man findet Land=Gerichte in Oeſt=

(*) v. Ickſtatt geſchichts= und aktenmäßiger Unterricht von dem kurbayeriſchen reichslehenbaren hochgefreyten kaiſerl. Landgerichte und Grafſchaft Hirſchberg. 1751.

Oeſtreich (*), im Weſtphäliſchen (**) und Teklenburgiſchen, Cleviſchen (†), und in der Grafſchaft Mark (††), in Sulbzach, u. ſ. w. Die Jurisdiction der ſämmtlichen Land=Gerichte geht alſo nicht, wie die Gerichtbarkeit des Reichs - Hof - Rathes und des Kammer - Gerichtes, durch ganz Deutſchland, ſondern ſchränkt ſich nur auf gewiſſe Diſtricte und Gegenden ein. Viele Stände und Orte, die ſonſt Land - Gerichten unterworfen waren, ſind durch Verträge, Loskaufung ꝛc. davon befreyet, und zu Folge des weſtphäliſchen Friedens und der Wahl=Capitulationen ſoll über die gänzliche Abſchaffung derſelben gehandel werden, welches aber bisher unterblieben iſt.

In den ſchleſiſchen Fürſtenthümmern wird es das Mann=Recht, noch häufiger aber das **Land=Recht**, genannt. Siehe dieſes Wort.

In dem Herzogthume Schleswig iſt dem Ober-Gerichte das **Land = Gericht** untergeordnet, welches jährlich nach Oſter gehalten wird, und an welches die Appellationen von den adelichen Gerichten gehen. Es beſteht aus dem Statthalter, einigen Räthen und dem **Land - Kanzler.**

In Böheim giebt es ein doppeltes **Land = Gericht** oder **Land=Recht**, das größere, welches über Perſonen Herren=Standes erkennt, und das kleinere, welches jenem untergeordnet iſt.

2. Ein Criminal = Gericht, welches ſich über das flache Land eines gewiſſen Bezirkes erſtreckt, zum Unterſchiede von einem Stadt = Gerichte, deſſen Gerichtbarkeit nur allein auf eine Stadt geht. Von dieſer Art iſt das kaiſerlich = königliche **Land - Gericht**

(*) Jo. Leonh. Banniza Abhandl. von den Oeſterreichiſchen Gerichtsſtellen. Wien, 1767.

(**) Anmerkungen von den Weſtphäliſchen Gerichten, auch den vormahligen Landgerichten in Teutſchland. Wolfenb. 1751.

(†) In Cleve, Dinslaken, Emmerich ꝛc.

(††) In Liedenſcheid, Altena, Bockum, Unna ꝛc.

richt zu Wien, in welchem ein **Stadt- und Land-Richter** den Vorſitz hat. Auch das kur-maynziſche Criminal-Gericht in Erfurt führt den Nahmen des **Stadt- und Land-Gerichtes**, weil es ſich nicht bloß über die Stadt, ſondern auch über die dazu gehörigen Dorfſchaften, erſtreckt. Vermuthlich geſchieht es aus dieſem Grunde, daß

3. in Oeſtreich und Baiern das Hals-Gericht oder der Blut-Bann adelicher und gräflicher Schlöſſer über ihre Unterthanen, das **Land-Gericht** genannt wird, zum Unterſchiede von der **Hof-Mark**, oder dem Grund-Gerichte, d. i. der untern oder niedern Gerichtbarkeit. Daher der **Land-Gerichts-Herr**, der Beſitzer eines adelichen, mit dem Blut-Banne begabten Schloſſes, welcher auch die **Land-Gerichts-Obrigkeit** heißt, und von welchen man ſagt, daß er die **landgerichtliche Hoheit** beſitze.

4. In einigen Gegenden, beſonders Nieder-Sachſens und Frankens, werden auch die geringern Feld- oder Flur-Gerichte, welche über Gränz-Streitigkeiten, Feld-Schäden, u. ſ. f. gehalten werden, **Land-Gerichte**, und **Land-Gerichts-Stühle**, genannt, da dann auch der dazu beeidigte Actuarius, oder wer ſonſt den Vorſitz hat, den Nahmen des **Land-Richters** bekommt.

Die **Land-Gerichte**, (**Land-Gedinge** (*):) ſind Ueberbleibſel aus der älteſten Verfaſſung Deutſchlandes. Schon vor 1700 Jahren ſchreibt von unſern damahls noch keine römiſche Rechte kennenden Vorfahren, *Tacitus* (**): Eliguntur in conciliis principes, qui iura per pagos vicosque reddunt; Centeni (oder, wie Andere leſen, certi) ſingulis ex plebe comi-

(*) Bey den alten Deutſchen hieß ein Gericht, Ding; ſ. Th. IX, S. 319.

(**) De mor. Germ. c. 12.

comites, conſilium ſimul & auctoritas, adſunt. Man müßte die Sprache des Tacitus und die Sitten des alten Deutſchlandes ganz verkennen, wenn man bey dieſen Principibus und Comitibus ſich Fürſten und Grafen nach der heutigen Art denken wollte. Die auf den öffentlichen Verſammlungen jeden Volkes erwählte Principes waren Vorſteher, **Landes-Aelteſte**, **Landes-Hauptleute**, oder Grafen, in der alten und lange hernach noch beygehaltenen Bedeutung dieſes Wortes, d. i. **Land-Richter**, die per pagos vicosque, jeder in ſeinem Gau, und den darin einzeln, aber doch hin und wieder angebaueten Weilern, Recht ſprachen. Sie hatten dabey zu Comitibus Beyſitzer, oder Schöppen, eine gewiſſe Anzahl freygeborner und in dem Gau angeſeſſener Männer; denn unter plebe muß man nicht den Pöbel, ſondern das Corps der Nation verſtehen, unter welcher die vollkommenſte Gleichheit herrſchte. Dieſe waren ihnen conſilium & auctoritas zugleich; ſie halfen ihnen die Beſcheide abfaſſen, und denſelben den gehörigen Nachdruck und Vollſtreckung geben. Von ſolchen Land-Richtern und Beyſitzern nun wurden damahls, und noch viele Jahrhunderte hindurch nach den Zeiten des Tacitus, Land-Gerichte in jedem Gau ein oder zwey Mahl des Jahrs gehalten. Da an die in neuern Zeiten, nachdem das römiſche Recht angenommen iſt, und der Proceß eine ordentlichere, aber auch weitläuftigere, Geſtalt gewonnen hat, eingeführte, viele Schreiberey damahls noch niemand dachte, mithin ſowohl Gerichts-Stuben als Acten-Behältniſſe überflüſſig waren, ſo kam man unter freyen Himmel zuſammen. Die Beſchwerden wurden kürzlich angebracht, beſcheiniget und entſchieden, alles in der allgemeinen Verſammlung. Siehe **Feld-Gericht**, im XII Th. S. 514, fgg.

Auch

Auch in Ober = Sachſen ſind noch hin und wieder Land = Gerichte üblich, die aber nur noch ein Schattenwerk der alten Verfaſſung vorſtellen. In manchen Aemtern kommen die Amts = Dorfſchaften alljährlich, in andern nur alle 2 oder 3 Jahr, unter dem Vorſitz des Beamten zuſammen; die Dorf = Gerichte werden, wo Perſonen abgegangen ſind, von neuem beſtellet, neue Unterthanen in Pflicht genommen, auch wohl kleine Rügen abgethan. Es wird nach Beobachtung der neuern Landes = Geſetze gefragt; denn von den alten verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie nur vom Nagel gehalten werden, und wenn der Mittag heran iſt, endigt ſich alles mit einer nach Beſchaffenheit des Amtes, und Willkür des Beamten, großen oder kleinen Schmauſerey auf gemeinſchaftliche Unkoſten der Dorfſchaften.

Wie erfreulich, wie erbaulich iſt es nicht, wenn man dann und wann noch einen Beamten findet, der ſich eine ſo bequeme Gelegenheit zu nutze zu machen weis, und mit den verſammelten Unterthanen ſeines Amts = Bezirkes, als mit ſeinen Kindern, zu reden und zu handeln, von deren Wohl ihm die Vorſorge und unmittelbare Aufſicht von höchſter Landes = Herrſchaft anvertrauet iſt; der ſich dabey um ihre Sitten, um ihr Hausweſen, um die Erziehung ihrer Kinder, und um das Aufnehmen ihrer Wirthſchaft, bekümmert, und ihnen darunter mit Rath und That an die Hand geht; mittlerweile, daß ſo viele andere die Wiſſenſchaft der Rechte und der daher fließenden Sporteln blos für ihren Acker und Pflug anſehen, und ſich für berechtigt halten, jeden Thalers erhöhetes Pacht = Geldes, den die Wirthſchaft nicht einbringt, ſich auf Unkoſten der Unterthanen zu erholen, im übrigen aber dieſelben ihrem Schickſale zu überlaſſen. Es iſt indeſſen ſo leicht nicht, als man wohl denken möchte, ſolche Gelegenheiten, als obgedacht, recht zu nutzen.

Man

Man muß, um hierunter ſeinen Zweck zu erreichen, ſich verſtändlich und begreiflich zu machen, ſich nach den Fähigkeiten deren, mit denen man zu thun hat, herab zu laſſen, und ſich bey ihnen Liebe und Vertrauen zu erwerben, wiſſen. Der Bauer hat, vielleicht zu ſeinem Glücke, nicht ſo aufgeklärte Begriffe, daß er durch künſtliche und weit hergeholte Vorſtellungen überzeuget werden ſollte. Er iſt dabey mit vielem Mißtrauen und Vorurtheilen, beſonders gegen Rechts = Gelehrte eingenommen, die, leider! nur allzu oft durch die Erfahrung gerechtfertiget werden; indeſſen iſt er doch gemeiniglich nicht ſo dumm, daß ihm die Handels = Weiſe des ehrlichen Mannes entgehen ſollte. Der ſicherſte Weg, von ihm Beyfall zu erhalten, iſt daher ohne Zweifel, daß, wenn man erſt einmahl bey ihm durch thätige Beweiſe ſich in das Anſehen geſetzt hat, daß man nicht ſein Geld, ſondern ſein Beſtes, ſuche, man hernach ihm dasjenige, was zu ſeiner Wohlfahrt dient, ganz natürlich und ungekünſtelt vorlege, und mehr zu ſeinem Herzen, als zu ſeinem Verſtande, rede.

Die Wahrheit dieſer Grundſätze kann nicht beſſer, als durch das rühmliche Beyſpiel, erläutert werden, welches im J. 1766 ein Beamter der kurſächſiſchen Lande, der, nach dem einſtimmigen Zeugniſſe ſeiner Obern, dem ihm anvertraueten Amte wohl vorſteht, bey dem von ihm gehägten Land = Gerichte gegeben hat. Die von ihm bey dieſer Gelegenheit gehaltene Rede, und die den Amts = Unterthanen eingeſchärften Puncte, ſind, auf Befehl, in No. 8. des leipz. Intell. Bl. v. J. 1767, eingerückt worden; und ſie ſind es werth, daß ſie, ihm zum wohlverdienten Zeugniß, und Andern zur Nachfolge, auch in gegenwärtigem Werke aufbehalten werden.

Rede,

Rede,

bey dem Anno 1766 gehaltenen Land-Gedinge.

Werthe und liebe Freunde! Dieſes iſt nunmehro das andere Mahl, daß wir nach wiederum hergeſtellten Frieden zuſammen kommen, um das Land-Gedinge nach hergebrachten alten löbl. Gebrauch, mit einander zu halten. Ihr, meine Freunde, werdet euch noch wohl erinnern können, was ſchon bey dem leztern Land-Gedinge, noch bey der Regierung des allerdurchl. Landes-Vaters, des großmächtigſten *Augusti*, Königs in Pohlen und Churfürſten zu Sachſen, ſich vor eine vortheilhafte Ausſicht in Verbeſſerung des Nahrungs-Standes und zum Wiederaufnehmen des Hauswesens zeigte. Hat uns gleich der grundgütige Gott, nach ſeinem wunderbaren Rath und Willen, bald darauf dieſen theuerſten Regenten, auch wenige Monathe weiterhin deſſen Nachfolger bey der Chur Sachſen, ich meine Ihro königl. Hoheit, den durchl. Churfürſten, Friedrich Chriſtian, königl. Prinzen in Pohlen und Litthauen, glorwürdigſten Andenkens, durch den Tod entnommen, und wollte uns beſonders dieſes leztere allzufrühzeitige Abſterben die Beſorgniß machen, daß bey dieſen 2 Mahl kurz hinter einander erfolgten Regierungs-Veränderungen, manche bereits bey den höchſtſel. Königs Maj Regierung, angefangene und von Deſſen durchl. Sohne und Nachfolger glücklich fortgeſetzte, auch erweiterte gute Verbeſſerungs-Anſtalten, wo nicht ins Stecken gerathen, dennoch bey den minderjährigen Jahren unſers nunmehrigen durchl. Churfürſten Friedrich Auguſts, unſers gnädigſten Herrn, einigen Aufſchub gewinnen könnten: ſo iſt doch dieſe Furcht ganz unnöthig geweſen, und bald darauf völlig verſchwunden, da Ihro königl. Hoheit, Herr Xaverius, königl Prinz in Pohlen und Litthauen, der Chur Sachſen Adminiſtrator, unſer gnädigſter Herr, die Adminiſtration der Chur Sachſen und incorporirter Lande übernommen, und nunmehro bereits ins dritte Jahr mit höchſtglücklichen Erfolg und erſprießlichen Nutzen für unſern theuerſten Landes-Herrn und Churfürſten, auch geſamm-

ſammten Landes-Einwohnern und Unterthanen, fortgeſezt haben, auch jezo noch fortführen, wobey denn alle vorherige ſich angefangene höchſtlöbliche und nützliche Veranſtaltungen nicht nur ununterbrochen fortgeſezt, ſondern auch noch verſchiedene neue mit nicht minder glücklichen Fortgang, betroffen worden. Euch, meinen Freunden, denen ich die dießfalls von Zeit zu Zeit ergehende, gnädigſte Befehle, General-Verordnungen und Mandate publicire, und die Art der Einrichtung, auch die erforderliche gehorſamſte Befolgung jedesmahl umſtändlich anweiſe und einſchärfe, iſt alles dieſes zur Gnüge bekannt; die weiſen Einrichtungen zu ſucceſſiver Abſtoßung der Landes-Schulden und deren richtigen Verzinſung, ſind euch nicht verborgen geblieben, ſelbſt verſchiedene Unterthanen, ſo ſich dabey intereſſirt befinden, verſpüren davon merklichen Vortheil, und haben wir nur kürzlich davon, als wegen der Anno 1744 und 1745 gethanen Natural-Lieferungen die Kammer-Credit-Caſſen-Scheine von Dresden herunter geſchickt, und auf dazu erhaltenen gnädigſten Befehl, von mir vertheilet worden, eine neue Probe erhalten.

Ihr wiſſet ferner, was vor anſehnliche Belohn- und Begnadigungen auf gute Erfindungen und Verbeſſerungen beym Manufacturweſen, auch bey der Land-Wirtſchaft, Ackerbau, Baumzucht und ſonſt, geſetzet, verdienten Leuten zugetheilet, auch wirklich bereits baar ausgezahlet worden; ſelbſt einigen zum hieſigen Amte gehörigen Unterthanen ſind auf verſchiedentliche Art dergleichen mildeſt und reichlich, und nun noch von wenig Wochen dem Papiermacher Hentzſcheln, wegen ſeiner verbeſſerten Papier-Sorten, auf einmahl 50 Thaler zugefloſſen; die daran Theil genommene erkennen noch jezo die baar erhaltene zu Verbeſſerung ihrer Handthierungen verwandte Belohnungen mit unterthänigſtem Danke, und andere eures Mittels prangen mit den zur Belohnung ihres Fleißes bekommenen Gnaden-Münzen bey Ehren-Gelagen auch ſonſt vor euren Augen aufs herrlichſte, und dieſes alles macht uns die ſchönſte Ausſicht künftiger glücklicher, ja, daß ich den gewöhnlichen Ausdruck gebrauche, goldener Zeiten. Solltet ihr nun nicht auch dieſe

höchſte landesherrl. Gnade und Milde mit treu devoteſten Herzen in tiefſter Dankbarkeit erkennen und verehren, auch durch lebenswierig zu leiſtende Folgſamkeit, Treue und Gehorſam, eure Pflicht und Schuldigkeit zu erfüllen ſuchen, auch durch willige Darreichung der erforderlichen Landes-Abgaben, welche gewiß mit höchſter Vorſicht und beſter Abſicht, den jedesmahligen Landes-Bedürfniſſen, auch der Unterthanen Umſtänden nach, ſo viel nur thunlich ſeyn will, genau abgemeſſen worden, wenigſtens euer redliches Herz und den guten Willen bezeugen? Ohne Abgaben kann kein wohleingerichteter Staat beſtehen, und da bey den kriegeriſchen Verfaſſungen aller Potentaten, zu jeder Zeit eine Armee zu erhalten, nöthig iſt, ſteigen freylich ſolche etwas höher, als in den ältern Zeiten; es müſſen auch an auswärtigen Höfen Geſandte, und im Lande Collegia erhalten werden, wozu ebenfalls ein Aufwand erforderlich iſt, ſolcher aber dem Lande durch Erhaltung des Ruhe-Standes und Friedens wiederum zu gute kommt. Ich kann indeſſen aus aller eurer Augen, die fertige Antwort leſen: der Gaben ſind zu viel, die Zeiten aber zu ſchlecht, wir können dabey nicht beſtehen! Dieſes gewöhnliche Klagelied iſt ſchon von euern Vätern, Groß- und Ur-Aelter-Vätern, ja den älteſten Vorfahren, auf viele Jahrhunderte zurück gerechnet, aus eben dem Ton angeſtimmet und nunmehr gleichſam zur Mode worden. Waren denn ehedem die Zeiten wirklich beſſer? ich frage euch, worin beſtand dieſe Glückſeligkeit ſolcher vormahligen angeblich beſſern Zeiten? Ihr werdet dießfalls nichts aufzubringen wiſſen; denn waren auch der Gaben weniger, ſo fehlte auch euern Vorfahren das Geld und ſie konnten ihren Zuwachs nicht ſo gut, wie ihr benutzen; beſtändige Unruhen und Unſicherheit verbitterten dabey das von euch gerühmte Glück eurer Vorfahren gar ſehr, und niemand von rechter Einſicht wird jene Zeiten den jetzigen vorziehen können, noch wollen, zumahl wenn die alte Leibeigenſchaft, ſo wie ſolche noch in der Lauſitz, auch ſonſt hin und wieder gewöhnlich iſt mit in Betrachtung gezogen wird. Eure alte Vorfahren waren bey aller ihrer vermeintlichen Glückſeligkeit, weniger an Gaben, wie ihre Nachkommen, zu

ent-

entrichten im Stande. Sie waren gleichſam Sclaven oder Leibeigene, ihr aber ſeyd freye Leute. Was iſt dieſes alles vor ein vorzügliches Glück, freygeboren und keiner Leibeigenſchaft unterworfen zu ſeyn! Freyheit iſt nicht mit Gelde zu bezahlen; und könnten Andere dergleichen erhalten, ſie würden doppelt ſo viel Gaben dafür willigen und gern entrichten. Ihr gehet zum öftern mit euern Nachbarn um, mit denen ihr umgeben ſeyd; bedenket einmahl deren Umſtände, und ſetzet die eurigen dagegen in Vergleichung, ihr werdet einen merklichen Unterſchied befinden. Sachſen hat von je her das große Glück gehabt, von ſanft- und großmüthigen, gütigen und löblichen Regenten beherrſchet zu werden. Die Commercien, Manufacturen und Künſte, die bey einer dergleichen höchſtlöbl. Regierungsart überall in hieſigen Landen getrieben und geſchützet werden, ſind deutliche Beweisthümer dieſes meines Anführens; in andern Landen hat es, des gebrauchten Zwangs ohngeachtet, ſo weit nicht gebracht werden können. Ihr genießet ferner auf euern Gütern und in euern Häuſern einer vollkommenen Sicherheit; euch und euern Kindern darf in eurer Freyheit und Eigenthum kein Haar gekrümmet werden. Bedenket einmahl dieſen Vorzug, ich weis gewiß, ihr werdet, wenn ihr alles wohl überleget habt, die euch unnöthig gemachte Vorſtellung, daß euch ſchlechte Zeiten drückten, gänzlich ſchwinden laſſen. Beruhiget euch alſo, klagt nicht unnöthig, und ziehet nicht dadurch Unſegen auf euch und eure Familien. Iſt ja einer oder der andere, wie ich mehr als zu wohl weis, im Kriege, oder durch nachher erlittene Calamitäten, ſo ſehr zurückgekommen, daß er ſeinen Gaben-Betrag nicht allemahl völlig und zu rechter Zeit leiſten kann, ſo muß es nur am rechten Orte und in geziemender Art geſuchet werden. Befundenen Umſtänden nach, wird gewiß Nachſicht, wo nicht gar ein mildeſter Remiß, wie zum öftern ſchon geſchehen, erfolgen, und ich werde dieſen oder jenen ohne Verſchulden unglücklich gewordenen dabey nach Möglichkeit, ſo weit es in meinen Kräften ſteht, zu unterſtützen und bey ſeinen Gütern zu erhalten ſuchen. Noch eins habe ich auf meinem Herzen, euch zu ſagen, daß das abgeſchmack-

ſchmackteſte Vorurtheil, ſo gemeiniglich bey neuen Veranſtaltungen und Einrichtungen von einigen eures Mittels, (denn verſtändige Männer haben daran kein Wohlgefallen,) geäußert werden will, man müſſe es beym Alten laſſen, die Vorfahren wären keine dumme Leute geweſen, und hätten doch gewirthſchaftet, und wären beſſer zurechte gekommen, wie dermahlige Land-Wirthe, wenn ſie gleich nach der jetzigen Art, keinen Flachs, keinen Tobak und andre dergleichen Gewächſe erbauet und zubereitet, auch keine Maulbeer-Plantagen angeleget, bey dem größten Haufen der Landwirthe gar zu ſehr eingewurzelt habe. Alle neue Veranſtaltungen, ſo nutzbar ſie ſeyn mögen, und mit der Zeit zu großem Vortheil des Landes-Herrn und für die Unterthanen ausſchlagen könnten, werden darüber vernachläſſiget, wenigſtens nicht mit dem gehörigen Triebe und Ernſte angefangen und fortgeſetzt; es geht dabey gemeiniglich ſehr langſam, wo nicht wohl nachläſſig, zu, und man macht wohl nicht einmahl einen Verſuch, ob es auch mit den angerathenen glücken möge. Laſſet doch dergleichen Meinung fahren, die Zeiten ändern ſich, man muß ſich nach dem Weltlauf richten. Wollen wir durchgehends bey der alten Weiſe bleiben, es würde ſchlecht um uns ſtehen. Die Alten ſind mit grober Leinwand zufrieden geweſen, haben keinen Tobak geraucht, und von ſeidenem Zeuge nichts gewußt; ſehet einmahl aber jezo unſere Weiber an, ich will die eurigen nicht ausnehmen, das klärſte Geſpinnſt iſt für dieſes Geſchlecht nicht fein genug. Sammt und Seide findet man überall, ſelbſt auf den Dörfern werden nicht allein taffendne, ſondern ſo gar ſtoffene Mieder, wo nicht noch von reichen, mit Gold und Silber durchwirkten Zeuge, getragen, und Tobak rauchet nunmehr Bürger und Bauer. Sollte man nun alſo nicht darauf bedacht ſeyn, dasjenige, ſo man bisher auswärts herbey geholet, und dafür unnöthig viel Geld verſendet, im Lande ſelbſt zu erbauen und zu zurichten? Und darauf gründet ſich lediglich die heilſame Abſicht. Dieſes iſt nur eine kleine Vergleichung; verſtattet es der wenige Zeitraum, ich wollte darüber weitläuftiger mit euch ſprechen. Ich hoffe indeſſen, ihr werdet die Nichtigkeit des angezogenen Vorurtheils ſelbſt

ſelbſt einſehen, und davon gänzlich ablaſſen. Ehe wir zur wirklichen Expedition vorſchreiten, die abgegangene Dorfgerichtsperſonen mit neuen Subjectis beſtellen, und dieſe ſowohl als die neuen Unterthanen ihre ſchuldigen Pflichten leiſten laſſen, ſodann noch ein und andere Vorträge machen, Beſchwerden anhören, und ſolche kürzlich entſcheiden, will ich, weil darüber verſchiedene von euch weggehen, und das Ende nicht erwarten möchten, euch zu euren Haushaltungen und Hanthierungen insgeſammt reichen Segen wünſchen. Die dermahlige Getreide-Feld- und Garten-Früchte verſprechen alles glückliche Gedeihen, ihr werdet ſolche kaum in eure Scheunen ſammeln und einbringen können. Genießet ſolche, nebſt den lieben Eurigen, in Geſundheit, Ruhe und Friede. Seyd eurer allertheuerſten und gnädigſten Landes-Herrſchaft getreu, mit euch, eurem Zuſtande und den dermahligen Zeiten vergnügt und zufrieden; leiſtet bey allen guten Anordnungen und neuen Einrichtungen gehörige Folgſamkeit; reizet euch unter einander, darüber Proben und Verſuche anzuſtellen: ſo werdet ihr hernach erfahren, daß ſich bald die glücklichen, ja goldenen Zeiten in unſerm lieben Vaterlande, und dem geſammten Churfürſtenthume Sachſen und incorporirten Ländern, wiederum einſtellen werden.

Beym Land-Gedinge 1766 ſind der Landſchaft folgende Puncte vorzutragen und einzuſchärfen.

1. Die beſſere Beobachtung der Sabbaths-Feyer, ein thätiges Chriſtenthum, und die fleißge auch aufmerkſame Abwartung des Gottesdienſtes. Denn eben daher, und daß man an vielen Orten ruchlos in den Tag hinein lebt, erfolgt der Unſegen bey der Haushaltung.
2. Iſt durchgehends die Klage, daß die Kinderzucht auf den Dörfern ſchlecht ſey. Man läßt die Kinder ganz roh aufwachſen, nichts lernen, und kaum einen Theil des Winters in die Schule gehen, das Frühjahr aber, den Sommer über, und bis in den Herbſt hinein das Vieh hüten, wie man ſich denn auch nicht bekümmert, ob die Kinder

was lernen, oder nicht. Die Aeltern ſollten alſo hierunter ihre Pflicht und Schuldigkeit beſſer beobachten und wahrnehmen. Auf gute Kinder-Zucht kommt alles an; was Häns chen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Würden die Kinder hernach groß, ſo wüßten ſie nichts vorzunehmen, überließen ſich, da ſie doch alle mit Gütern nicht verſorget werden könnten, dem liederlichen Leben, legten ſich auch ſonſt wohl auf die üble Seite, Rauben und Stehlen. Künftighin müſſe alſo hierunter beſſere Ordnung gehalten, und, wenn ja die Kinder den Sommer über, von armen Aeltern, welche kein Dienſt-Geſinde lohnen könnten, zum Viehhüten gebraucht werden müßten, dennoch dabey die Schule nicht ganz und gar verabſäumet, vielmehr eine ſolche Einrichtung getroffen werden, daß die Jugend beym Viehhüten wechſele, und einer um den andern die Schule beſuchen könne; folglich das Gelernte nicht ganz und gar vergeſſe, weil es ſonſt dem Lehrer und dem Schüler äußerſt ſchwer wird, es wieder in die vorige Ordnung zu bringen.

3. Bezeigen ſich zwar die mehreſten Richter und Schöppen fleißig und aufmerkſam, und ſuchen gute Anſtalten zu befolgen, und da ſpüret man hernach bey der Gemeinde Nutzen, und dieſe Gerichtsperſonen verdienen alles Lob, ſo ich ihnen denn auch hierbey öffentlich vor geſammter Landſchaft abſtatte.

4. Andere hingegen bleiben bey den alten Schlendrian, laſſen ſich durch liebreiches Ermahnen, wenn es gleich zu ihrem und der Gemeinde Beſten ſeyn ſollte, von dem angenommenen Schlafe der Trägheit nicht anders, als mit Härte und Straf-Verordnungen, aufwecken; daraus wird nichts. Man ſieht es gleich in ihren Dörfern, wie die Unordnung überhand genommen, und wie es mit den Wirthſchaften der meiſten daſigen Unterthanen ſteht. Durch dergleichen Bezeigen wird endlich ein ganzes Dorf wüſte gemacht. Ich ermahne daher dieſe träge Gerichtperſonen auf den Dörfern, ihrer Pflicht beſſer, als zeithero, wahr-

wahrzunehmen, denn ſie haben geſchworen, gute Ordnung bey der Gemeinde in Acht zu nehmen. Erfolgt noch keine Beſſerung, ſo werde ich mittelſt unterthänigſten Berichts, einige ſolcher unordentlichen Leute anzeigen müſſen, womit ich doch ungern jemand beſchweren wollte.

5. Eben aus ſolcher Trägheit und Unachtſamkeit folgt es, daß die Strich-Zettel, die ich der guten Anſtalten halber, zum öftern herumſchicke, von wenigen mit Aufmerkſamkeit, ja von vielen gar nicht geleſen, die mehreſten auch unbefolgt gelaſſen werden. Man läßt ſolche wohl liegen, oder ſchickt ſie langſam fort.

6. Zu Publicationen gnädigſter Befehle und Mandate werden vielmahls einfältige, unverſtändige, auch wohl dem Trunk ergebene Perſonen, ſo wie ſolche nur die Reihe trifft, herein ins Amt geſchickt. Die von der leztern Art haben ſich zum Theil, wenn die Befehle und Mandate verleſen werden, ſchon betrunken, oder es geſchieht wenigſtens doch noch hernach; wenn dieſe nebſt den erſtern wieder zu Hauſe kommen, haben ſie nichts behalten, und können der Gemeinde, von dem, was publicirt worden, keine Nachricht geben.

7. Alle und jede gnädigſte Mandate müſſen genauer, als bisher geſchehen, befolget werden.

8. Die Dorf-Gerichten haben, nach Erheiſchung des unterm 21 Aug. 1764 emanirten Mandats, wohl Acht zu haben, daß die Unterthanen und Einwohner zum Wegziehen außer Landes nicht verleitet werden. Geht deshalb das geringſte vor, ſo iſt es ſogleich ins Amt zu melden.

9. Ob man ſich bisher gleich alle erſinnliche Mühe gegeben, das Baumpflanzen, Weidenſetzen, Holz-Säen und Hecken anlegen, den Unterthanen beliebt zu machen, ſo will es doch damit nicht recht fort. Es werden zwar endlich zur höchſten Noth einige Krüppel von Bäumen geſetzt; allein man ſieht beym Vorbeyreiſen die ſchlechte Beſchaffenheit, und aus der ganzen Behandlung, aus der ſchlechten Verbindung und den dabey eingeſteckten krummen auch kurzen Stäben erſcheint.

ſcheint, daß der Zwang die einzige Triebfeder geweſen. Daß dieſe Bäume der Nachwelt zum Nutzen aufkommen, und einmahl Früchte tragen ſollen, dieſes iſt die gerinſte Sorge. Und ſo gehen denn die Bäume bald wieder ein, und iſt alles darauf verwandte vergebens. Hätten unſere Vorfahren auch ſolche ſchlechte Denkungsart gehabt, woher würden wir dergleichen Nutzen ziehen können, und wie wären viele unſerer Dörfer inwendig ſowohl als beſonders rund umher mit ſchönen ſtarken Eichen, Linden, Nuß- und andern Bäumen beſetzt? Da es uns nun wohlgefällt, müſſen wir auch in dieſen Stücke beſſer für die Nachkommenſchaft ſorgen.

10. Werden die erforderten Anzeigen ſpät, ja wohl gar nicht eingereichet. Jezo ſind noch viele dergleichen wegen der Baumzucht und wegen des von den Müllern erhöheten Lohns zurück; dieſe werden erinnert, und zu Ende dieſes Monaths Jun ohnfehlbar beym Amte erwartet.

11 Den Unmündigen geſchieht ſchlechte Vorſehung. Es ſollten Mann und Frau nicht eher zur andern Ehe ſchreiten, als bis den Kindern Vormünder geſetzt, und ein Erbvergleich errichtet worden. Weil man aber beym Amte vielmahls davon nichts zu wiſſen bekommt, ſo kann dießfalls nichts verfüget werden. Darüber wird das Vermögen der unmündigen Kindern zerſtreuet, es entſtehen Proceſſe, und geräth alles in Verwirrung. Die Dorf-Gerichten haben daher alle dergleichen Sterbefälle, wo unmündige Kinder zurückbleiben, jedesmahl ins Amt zu melden.

12. Wie iſt es mit dem Feuergeräthe beſchaffen? ſind dießfalls Verbeſſerungen angebracht worden? wird auch fleißig viſitiret?

13. Die herumlaufenden Höker, Federvieh- und Butter-Aufkäufer, ſind auf den Dörfern nicht zu dulden, vielmehr alle Victualien in die Städte hieſiger Lande zu Markte zu bringen.

14. Noch weniger den Juden und andern Herumläufern, die nicht mit gültigen Kammer-Päſſen verſehen ſind, nachzulaſſen, Silber auf den Dör-

Dörfern einkaufen, oder Geld-Münzen einzuwechſeln.

15. Die Fiſch-Ordnung iſt beſſer, als zeither geſchehen, zu befolgen, und ſind kleine Fiſche und Krebſe wieder ins Waſſer zu werfen.

16. Wie ſteht es mit dem Geſinde und den Tage-Löhnern? Laſſen dieſe nunmehr von ihrem hohen Lohne ab? Und ſind ſolche hinreichend in Dienſte und zur Arbeit zu haben?

17. Haben ſich die Rademacher und Schmiede, die man auf dem Lande nicht entrathen kann, bequemet, wieder wohlfeiler zu arbeiten?

18. Wie verhalten ſich dießfalls die Leinweber?

19. Wird die angefangene Flachs-Cultur gut fortgetrieben?

20. Wie ſteht es mit der Tobacks-Plantage? Der Planteur Delatre hat eine große Partie Pflanzen in Bereiſchaft, die abgeholet, und nunmehr, weil es Zeit iſt, verſetzt werden können.

21. Die Inſtruction wegen der Rindvieh-Seuche iſt genau zu befolgen, und von unbekannten Orten und Vieh-Märkten kein Rindvieh gegenwärtig herein zu ſchleppen, weil dadurch die Seuche ſich aufs neue verbreiten kann.

22. Wenn die Abzugs-Fälle vorkommen, iſt die Meldung nicht zu vergeſſen.

23. Kann vor dem 60ſten Jahr kein Landwirth, wofern nicht beſondere Umſtände dießfalls vorkommen, zum Auszuge gelaſſen werden. Es ſind auch die Auszüge nicht zu hoch einzurichten. Es entſteht hernach darüber zwiſchen Aeltern und Kindern Streit, auch wohl Lebenslang die größte Verbitterung.

24. Der Haus-Friede zwiſchen Eheleuten wird beſtens empfohlen.

25. Auf Hochzeiten und Kindstaufen iſt das viele Eſſen und Trinken einzuziehen. Junge angehende Wirthe ruiniren ſich damit ungemein. Sie könnten dabey ein vieles erſparen, und das Erſparte weit nützlicher bey ihrem Wirthſchafts-Anfange verwenden und dennoch ſich luſtig machen, ſatt eſſen und trinken. Aller Ueber-

fluß iſt ſchädlich, und beſonders auch in dieſem Stücke.

26. Das in den Landes-Geſetzen bey 10 Thlr. Strafe verbothene Schießen bey dem Ausritt auf Hochzeiten wird hierdurch nochmahls unterſaget

27. Das Aehrenleſen iſt nur alten abgelebten Perſonen und kleinen Kindern zu verſtatten Wer arbeiten kann, muß ſelbſt die Hände anlegen, und durch Arbeit, die in der Ernde überall zu finden iſt, ſein Brod zu erwerben ſuchen.

28. Iſt auf den Dörfern die üble Gewohnheit, daß die mehreſten Unterthanen, welche einige Holzung bey ihren Gütern haben um nur öfters die Stadt beſuchen und in dem Biere ſich ſatt trinken zu können, kleine Füderchen Holz oder Reisbunde zu Markte bringen, dieſe verkaufen, das gelöſete Geld zur Hälfte wider verzehren, darüber einen ganzen Tag zu Hauſe an ihrer Feld-Arbeit verſäumen, ſich den Dünger verſchleppen, und das arme Vieh auf der Straße beynahe verſchmachten laſſen. Wenn verarmte Unterthanen mit ihrem geringen Geſpann und Geſchirr ein mehreres an Holze auf einmahl nicht fortſchaffen und aufladen können, muß man es als ein Nothwerk anſehen und paſſiren laſſen: wenn aber andere vermögende Leute ein dergleichen, 10, 12 bis 16 Gr. zu ſtehen kommendes Schleppchen Holz oder Reisbunde mit 3, ja wohl 4 ausgefütterten ſtarken Rappen zu Markte bringen, auch dieſes nicht nur beyde Markt-Tage der Woche, nähmlich Mittwochs und Sonnabends, ſondern auch auſſerdem wohl noch einen dritten Tag betreiben; dieſes nimmt einen Jeden Wunder, maßen alle dergleichen drey Füderchen oder vielmehr nur Schubkarren voll Holz oder Reis-Bunde auf einem Wagen ganz gemächlich mit einem Fuder zur Stadt gebracht und verkaufet, die beyden andern Tage hingegen das Vieh zu Hauſe behalten, damit gearbeitet, auch das Bier mit nach Hauſe genommen, und mit den Seinigen bey der Arbeit in Friede ausgetrunken werden können. Dahingegen es hier bey dem öftern Be-

Beſuch der Bier=Häuſer nur Streit, Zank, wo nicht Balgerey und Schlägerey, ſetzt; da dann der Stadt=Rath die betrunkenen Excedenten, wie billig iſt, einführen läßt und beſtraft, oder es werden ſolche Trunkenbolde, zum allgemeinen Gelächter der Stadt, auf den Wagen angebunden damit ſie nicht herunter fallen, und der auch betrunkene Fuhrknecht oder Junge unterweges den Dienſt=Herrn nicht vom Wagen verlieren möge. Dergleichen Vorgang iſt bisher zum öftern vorgekommen, und die Schuldigen werden ſich hierbey ſelbſt getroffen finden. Denn andere wohlgeſittete Unterthanen haben über dergleichen Wirthſchaft, womit es keinen Beſtand hat, ein Aergerniß. Ich will dießfalls eine beſſere Einrichtung und Lebensart anrathen. Man kann ja mäßig, auch ſich wohl ſatt zu ſeiner Zeit trinken, nur muß keine Gewohnheit daraus, noch weniger mit trunkenem Muthe die Amts=Stube, wie vielmahls geſchehen iſt, beſuchet werden. Ich habe dieſen Punct mit Fleiß etwas umſtändlich berührt, denn der Krieg hat hin und wieder nicht die beſten Sitten zurück gelaſſen.

29. Wie ſteht es dieſes Jahr mit den Feldgetreide- und Garten=Früchten? Iſt durchgehends eine reichliche Aernde zu hoffen? oder ſcheint etwa ein und die andere Sorte umzuſchlagen? Haben Schloſſen Schaden gethan? Werden Eicheln gerathen?

In Lübeck, pflegt, den Tag nach Pfingſten, der jüngſte von den lübeckiſchen Bürgermeiſtern, welcher jedes Mahl an der Kämmerey präſidirt, nebſt den beyden älteſten Herren des Rathes, als Kämmerey=Herren und dem Kämmerey=Secretär, ſich nach Ritzerau zu begeben, um über die ſämmtlichen, zur lübeckiſchen Kämmerey gehörigen Dörfer, wohin alle auſſerhalb der Land=Wehre belegene Stadt=Dorfſchaften gerechnet werden, das jährliche **Land=Gericht** zu halten. Aus allen Dorfſchaften muß ſich ein jeder Hauswirth, wenn er nicht in Strafe verfallen, und wenn

ihn

ihn keine Ehehaften (dringende Hinderniſſe) entſchuldigen, perſönlich dabey einfinden; weshalb denn auch ſämmtliche Unterthanen mit Nahmen gerufen werden. Die Eröffnung des Land-Gerichtes geſchieht mit folgenden Feyerlichkeiten. Zuvörderſt wird mit der Glocke auf dem Herrenhauſe geläutet. Nach dieſem ſetzen ſich die Bürgermeiſter und die beyden Kämmerey-Herren, wie auch der Secretär, an einen mit einer Decke belegten Tiſch. Die Amtleute nehmen gleichfalls ihre Plätze, und in einer Enfernung von ihnen die drey **Dingsleute**, welches Bauern ſind, nebſt den Amtleuten nur in der Abſicht dem Land-Gerichte mit beywohnen, um in wirthſchaftlichen Angelegenheiten, falls ſie befragt werden, ihren Bericht und ihre unmaßgebliche Meinung zu äuſſern. Wenn bald das Läuten zu Ende iſt, und die Unterthanen ſich vor dem Herrnhauſe verſammelt haben, ſo werden die Fenſter aufgeſtoßen, der Wortführer von den Dingsleuten geht hinaus, ſtellt ſich von auſſen gegen das Fenſter, und der in der Stube gebliebene älteſte Beyſitzer fragt: **Js id wol ſo ferne am Dage, dat id mag ein frye apendbahr Land-Recht hegen unde halten?** Der Dingsleute Wort-Führer antwortet: **Hebbe gy von den Hochgebeneden den Rahde van Lübek verlöf, ſo is id wol ſo ferne am Dage, dat gy möget eine freye unde apenbahr Land-Recht hegen unde halden.** Der älteſte Beyſitzer ſpricht: **Recht bede ick, unde Unrecht herbede ick, Scheltworte, heimlicke Acht, unde heimlicke Klagt, unde hyimlicke Dingesplichtige, nicht mit ſcharper Wehre vor dat gehegede Recht tho gahn, verbede ick by bröcke veer Schillinge, nicht mit bedeketen Höv de var dat gehegede Recht tho gahn, by bröcke veer Schillinge, einer dem andern in ſyne Acht nicht tho gahn, by bröck veer Schillinge, unde nicht dat ſpize vam Scho anthowenden, ehe mine Heren dat Recht**

wedder upgegeven hebben. Mit dieſem Eingange wird das Land-Gericht zu Ritzerau eröffnet, und hierauf werden die Rechts-Sachen welche zu verhandeln ſind, vorgenommen, unterſuchet und entſchieden. Dies Gericht dauert ſodann etliche Tage, nach dem viele oder wenigere Sachen vorfallen. Wenn niemand mehr etwas zu klagen oder anzubringen hat, ſo wird wieder mit der Glocke geläutet, und das Gericht mit folgenden Feyerlichkeiten geſchloſſen. Die Nahmen der Unterthanen werden nochmahls aufgerufen, um zu ſehen, ob auch jemand heimlich und ohne Erlaubniß, während den Tagen, daß das Gericht gehalten iſt, ſich entfernt habe. Nachher führt der älteſte Beyſitzer der Dingsleute wieder das Wort.

Siehe auch **Land-Richter**.

Land-Gerichts-Herr, } ſ. oben, S. 444.
Land-Gerichts-Obrigkeit, } ſ. oben, S. 444.

Land-Gerichts-Stuhl, ſ. oben, S. 444.

Land-Geſellſchaft, ſ. **Oekonomiſche Geſellſchaft**.

Land-Geſtüte ſ. **Stuterey**.

Land-Graben. 1. Ein Graben, welcher durch ein ganzes Land, oder doch durch einen beträchtlichen Theil deſſelben, geht; L. Canalis alicuius provinciae praecipuus. *Einen Land-Graben* führen, oder machen, aquaeductum communem fodere. Dergleichen iſt z. B. im Magdeburgiſchen von Schonefeld an bis an die ſchönhauſiſche Mark, darin das Waſſer ſeinen Abſchuß hat.

2. Ein Graben, der vor ein Stück Land gezogen wird, und der zugleich die Gränze eines Landes macht, L. Foſſa limitanea, ſ. Provincias ſeparans. Dergleichen iſt z. B. im Elſaß, ein großer, der das Bisthum Baſel und Strasburg von einander ſcheidet, und mit dem Strengbache zugleich die Abtheilung des Ober- und Unter-Elſaſſes macht.

Man

Man nennt, um der Gränzen willen, auch oft kleinere Abſonderungen durch Gräben, **Land-Gräben.**

Land-Graf, (der) L. Comes provincialis, Landgravius, Fr. Landgrave, Fämin. die **Land-Gräfinn,** L. Landgravia, Fr. Landgrave. 1. In dem deutſchen Stats-Rechte, eine nunmehr erbliche fürſtliche Würde, welche gewiſſen Häuſern beygelegt iſt, und von denjenigen ehemahligen Grafen, d. i. hohen kaiſerlichen Bedienten, welche einem ganzen Lande vorgeſetzt waren, und die Grafen in den Gauen unter ſich hatten, ihren Urſprung hat. Vormahls waren die Land-Grafen ſo viel als Land-Richter, welchen der Kaiſer die Aufſicht über eine gewiſſe Provinz aufgetragen hatte Einige derſelben aber bekamen, nach **Karl's** des Großen Zeiten, ſolche Länder, als Landes-Herren, erblich; und unter dieſen bekamen die **Land-Grafen in Thüringen** die fürſtliche Würde, zu welcher auch die **Land-Grafen von Heſſen** gelangt ſind.

Bey den Münzen der thüringiſchen Land-Grafen findet man dieſen Unterſchied, daß einige die Umſchrift: LVDEWICVS PROVINCIALIS COMES DE ISENAC, andere HERRMANN LANDGRAVIVS IN YSENAHE, haben. Nimmt man die alten Briefe zu Hülfe, ſo kann man aus denſelben ſowohl, als aus den Siegeln, erſehen, daß die thüringiſchen Land-Grafen bis auf Ludwig IV. oder den **Eiſernen**, ſich jederzeit Comes provincialis geſchrieben, Ludwig V. hingegen und Deſſen Bruder Herrmann, und alle nachfolgende Land-Grafen, ſich Lantgravius durchgängig genannt haben. Der Grund davon iſt wahrſcheinlich dieſer. Es iſt, bereits erwähnter Maßen, aus der deutſchen Geſchichte bekannt, daß die Land-Grafen ehedem nichts mehr, als andere Grafen waren. Weil nun die thüringiſchen bey Empfahung der Land-Grafſchaft in den Fürſten-Stand erhoben wurden, und alſo die erſten Land-Grafen waren, die über die andern einen Rang erhielten, ſo ſuchten ſie auch (wiewohl nicht gleich von Anfange) in dem Titel ſich von andern zu unterſcheiden, und ſchafften daher den Titel Comes provincialis, durch Annehmung eines im Lateiniſchen noch unbe-

bekannten, ab. Dieſe Muthmaßung beſtätigt der Titel, welchen Ludwig V. ſich beylegt: Ego ludewicus tertius patientie dei gratia & permiſſione dictus princeps & lantgraphus.

2. In einigen Gegenden wird auch der Vorſitzende in einem Land-Gerichte, der Land-Richter, **Land-Graf** genannt. L. Praeſes iudicii provincialis, Landgravius qui praeſidet mallo generali. Dergleichen iſt der **Land-Graf** in dem bayeriſchen Hofe zu Regensburg, der **Land-Graf** in dem Land-Gerichte zu Ravensberg, u. ſ. f.

Landgräflich, einem Land-Grafen gehörig, in deſſen Würde gegründet.

Land-Grafſchaft, ein mit dieſer Würde bekleidetes Land; ein Land oder Provinz, welches ehedem von einem Land-Grafen regieret wurde, und ſeitdem dieſem Nahmen behalten hat, und auch ein **Land-Grafthum** genannt wird; L. Landgraviatus; Fr. Landgraviat.

Land-Gränze, L. Regionis fines, im g. L., die Gränze eines Landes, die **Landes-Gränze**; imgl. körperliche Zeichen, wodurch dieſelbe angedeutet wird, die **Land-Mark**, und wenn es ein Stein iſt, der **Land-Stein**.

Siehe auch **Land-Graben** und **Land-Wehr**.

Land-Gummi, Fr. Gomme de pais, nennt man dasjenige Gummi, welches die Landleute von verſchiedenen einheimiſchen Bäumen, als: von Pflaum-, Kirſch-Apfel-, Pfirſich- und andern Bäumen ſammeln. Man muß aber nur das trockene und weiße erwählen. Die Hut-Macher und andere Handwerker können es eben ſo gut gebrauchen, als das arabiſche. In der Medicin aber zieht man doch das leztere (ſ. Th. XX, S. 342, fgg.) allen andern vor, weil ſeine Tugenden bekannt und durch lange Erfahrung bewährt ſind; das Land-Gummi aber und das von Senegal (ſ. Th. XX.

XX, S. 343.) werden bloß zu Mechaniſchen Arbei-
beiten gebraucht.

Land = Gut, L. Praedium, Praedium ruſticum; Fr. Campagne, Bien de campagne, Terre; Dimin. das **Land = Gütchen**, Oberd. **Land = Gütlein**, L. Praediolum, ein auf dem Lande (d. i. auſſerhalb der Stadt) liegendes Grundſtück, welches aus Acker-land, Gärten, Wieſen und Triften, nebſt dem dazu gehörigen wirthſchaftlichen Gebäuden und der nöthigen Viehzucht beſteht, beſonders, ſo fern es jemanden zugehört, welcher nicht eigentlich zum Bauernſtande gehört. Es hat entweder bloß dieſe weſentlichen Theile, die in gehöriger Proportion mit und unter einander verknüpft ſeyn müſſen, oder es kommen noch zufällige Pertinenz = Stücke dazu, als: Wälder, Ziegel =, Salpeter =, Kalk = Hütten, Brau= Jagd= Mühlen= Fiſcherey = Gerechtigkeit, Gerichtbarkeit, Dienſte, Frohnen, Zoll, Geleit, Lehen, Zinſe, Zehenden. Iſt ein ſolches Gut ein Lehen eines Anders, ſo heißt es Lehen = oder Lehn=Gut, zum Unterſchiede von einem Allodial =, Erb = oder eigenthümlichen Gute. Iſt es es niemanden mit Lehens = Pflicht zugethan, ſo heißt es ein freyeigenes Gut, oder Frey.Gut ſ. Th. XV, S. 54, f. Iſt der Beſitzer des Gutes dem Lehens=Herrn zum Ritter=Dienſten verbunden, und auſſer denſelben von allen Beſchwerden befreyet, ſo heißt es ein Ritter = Gut; die dazu gehörigen Felder, Ritter= Felder; der Hof, d. i. das Wohn = Haus, mit den dazu gehörigen Gebäuden und Hof = Raume, der Ritter = Hof, oder Ritter = Sitz; eine Hufe, in ſo fern ſie zu einem Ritter = Gute gehört, oder auſſer dem Ritter = Dienſte von allen übrigen Beſchwerden frey iſt, die Ritter = Hufe.

Die Römer nannten ein Land = Gut, welches aus ſeinen Gebäuden und Ländereyen beſtand, Villa.

Die Gebäude inſonderheit, waren entweder Villa urbana, oder Praetorium, welches des Herrn Wohnung oder Logis war; oder Villa ruſtica, wo der Hof=Meiſter und anderes Geſinde ihren Aufenthalt hatten, mit den Scheunen, Ställen und andern Gebäuden. Der oberſte unter den Bedienten auf einem römiſchen Land=Gute, (ungefähr ſo viel, als was man izt auf Land=Gütern einen Hof=Meiſter oder Meier nennt,) hieß Villicus; er verſahe ſelbſt des Herrn Stelle (1), ordnete alles an, machte auch die Dinge zu Gelde, und legte endlich ſeinem Herrn Rechnung ab (2). Die Frau oder Contubernalis des Villici, oder Hof=Meiſters, bey einem Land=Gute, die mit der Zeit verſehen mußte, was ſonſt des Herrn Frau ſelbſt verſahe ehe der Luxus in Rom einriß, hieß Villica (3); ſie beſorgte inſonderheit das Vieh (4), die Salgania oder in Eſſig gelegten und andern Victualien, Eyer, Obſt, Weintrauben ꝛc. (5), kochte auch wohl das Eſſen, zumahl wenn die Güter nicht ſehr beträchtlich waren, und nicht zu jeder Verrichtung jemand beſonders beſtellt war (6), deckte ſelbſt den Tiſch (7), und ſetzte ſich auch noch wohl an den Rocken, und ſpann ihr Theil mit (8). Bey den römiſchen Land=Gütern herrſchte in den älteſten Zeiten, ehe ſie mit dem Ueberfluſſe bekannt wurden, um da ſie in der Villa ruſtica noch nicht daran dachten, was die urbana ſeyn würde, eine kunſtloſe Einfalt. Mit dem Luxus nahm auch die Pracht der Villen zu, welche zulezt bis zur größten Verſchwendung getrieben wurde. Sie waren alles,

(1) *Columell.* Præf. 12.

(2) L. 16 ff. de inſt. Act.

(3) *Columell.* Præf. 12.

(4) Id L. 12, c. 4.

(5) *Juvenal.* Sat. 11, v, 68, ſqq.

(6) *Martial.* L. 12, epigr. 18, v. 19.

(7) id. L. 1, epigr. 56, v. 11.

(8) *Juvenal.* l. c.

alles, was man in dieſer Art Herrliches ſehen konnte. Eine Menge anderer waren aber auch ſo eingerichtet, wie es das nicht überflüſſige Vermögen ihrer Beſitzer erforderte. Die Villa urbana, oder des Herrn Logis, enthielt Atria, Porticus, Areas, Cauaedia, Triclinia, Cubicula, Coenationes, Ambulationes, Balnearia, Bibliothecas, Piſcinas, Natationes, Geſtationes, Xyſtos, Apothecas, Horrea, Hortos, Vineas, Nemora, u. d. gl., und es waren ſolche oft dermaßen weitläuftig und prächtig, daß ſie keinem heutigen fürſtlichen, ja königlichen, Schloſſe nachgaben (9). Auf denſelben hielten ſich öfters viele Künſtler und Handwerker nebſt ihren Familien auf, die in des Eigenthums-Herrn Dienſten waren, ſo, daß manches von dergleichen Land-Gütern einer kleinen Stadt ähnlich ſchien. Hierbey hatte man dieſelben gern an den Land-Straßen, um ſowohl eine deſto füglichere Communication mit der Stadt zu haben, als auch die Schönheit ſolcher Villen deſto mehr Leute können ſehen zu laſſen (10). Doch ſuchte man damit auch, inſonderheit um der Annehmlichkeit willen, an das Meer zu kommen (11), wie denn der ganze Umfang der beyden Meerbuſen von Baja und Puzzuoli, die Gegend um Rom, wo heutiges Tages Fraſcata, Albano, Paleſtrina, Tivoli ſtehen, gleichſam damit beſäet war, und man pflegte ſich meiſt des Sommers über auf denſelben aufzuhalten (12). Indeſſen iſt keine dergleichen Villa von allen mehr vorhanden, ſondern, wenn ja noch etwas übrig geweſen iſt, hat man es in Klöſter oder andere Dinge verwandelt, die einzige Villa Maecenatis ausgenommen; von dieſer ſollen noch bey Tivoli die ungeheuern Subſtructiones oder

(9) *Vitruv.* L. 6. c. 8. *Columell.* L. 1, c. 6.

(10) *Bergier.* ap. *Pitiſc.* in Villa.

(11) *Sueton.* Aug. c. 72. (12) *Stat.* Lib. 4. Silv. 4, v. 12

oder Grundbaue, Treppen, Galerien, u. a. übrig, und nicht ohne Verwunderung anzuſehen, das eigentliche Praetorium oder Herren-Gebäude aber auch völlig weg ſeyn (13). Auch noch von einigen andern zeigt man Ruinen, wiewohl mit vieler Ungewißheit, daraus ſich wenigſtens ſo viel abnehmen läßt, daß die Alten angenehme Lagen wählten, wo die Kunſt der Natur nur etwas zu Hülfe kommen durfte. Auſſer der Villa Maecenatis, ſind noch bekannt: die Villa der Gordianorum, des Kaiſers Veri, Hadriani, (14) Neronis, Caeſarum ad Gallinas, Luculli, Hortenſii, Piſonis, Quinctilii Vari, Craſſi, Appii, Scipionis, Qui-

(13) *Kircher.* Latii P. 2, L. 2, c. 5. ap. *Pitiſc.* in Villa Maecenatis.

Unter den angenehmſten und geſundeſten Oertern, die in der Nachbarſchaft von Rom die alten Römer lockten, ihre prächtigen Land-Güter anzulegen, ſcheint Tivoli einer der vorzüglichſten geweſen zu ſeyn. Mit jedem Schritte finden ſich in dieſer reizenden und mahleriſchen Gegend, Ueberbleibſel prächtiger Villen, wo die Beherrſcher der Welt ſich hinflüchteten, die Ruhe zu genießen. Die heutigen Merkwürdigkeiten dieſer Gegend haben *Stefano Cabral* und *Fauſto del Re*, in ihren Nuove ricerche delle Ville, e de' piu notabili monumenti antichi della città e del territorio di Tivoli in Roma, 1779, 8. beſchrieben, und dadurch den neugierigen Reiſenden ein angenehmes Werk geliefert. Sie führen ſie erſt in die Stadt, dann auſſerhalb derſelben durch die verſchiedenen Thore und auf die verſchiedenen Straßen, wo ſie die ihnen aufſtoßenden Denkmähler anzeigen und erklären. Es iſt eine ſehr genaue topographiſche Karte dabey. Zugleich werden die vorkommenden Aufſchriften erklärt. Der Artikel von den Villen, als der wichtigſte, iſt aus einem höchſt ſeltenen Buche deſſelben Inhalts genommen, welches einen Theil einer Handſchrift von einer vollſtändigen Geſchichte von Tivoli enthält, das ſich in der Barberiniſchen Bibliothek befindet, wohin es der Cardinal *Francesco Barberino*, damahliger Gouverneur dieſer Stadt, 1632, bringen ließ. Sie haben dabey alle andere Schriften über dieſe Materie genutzt.

(14) Eines der ſchönſten alten Landhäuſer war dasjenige, welches Hadrianus zu Tibur aufgeführt hatte. Das Merkwürdigſte dabey war dieſes, daß man in demſelben die Modelle der alten griechiſchen Akademien, in welchen die alten Welt-

Ouidir, Martialis, Catuli, Fauſtini (15), Ciceronis (16), Horatii (17), Curii, Senecae,, Plinii, Wie-
wohl

Weltweiſen gelehrt hatten, möglichſt nachgeahmt ſehen konnte. Man ſahe nähmlich daſelbſt alle die berühmten Oerter, die uter den Nahmen Lyceum, Academia, Prytaneum, Canopus, Poecile, Tempe, berühmt waren, auf das künſtlichſte angelegt; ja, es hatte Hadrianus ſo gar die Bilder und den Wohnplatz der unterirdiſchen Götter eben daſelbſt vorgeſtellt.

(15) Die Villam Fauſtini beſchreibt *Martialis*, Lib. 3, epigr. 58.

(16) *Jo. Cph.* Cramer oratio de Ciceronis Tuſculano. Jen. 1752, 4. 6 B.

In des Paul Anton Paoli Antichità di Pozzuoli, Puteolanae Antiquitates, oder nach dem 2ten Titel: Avanzi della Antichità eſſiſtenti a Pozzoli, Cuma e Baja. Antiquitatum Puteolis, Cumis, Bajis exiſtentium Reliquae, (Nap. 1768, gr. fol.) ſtellt Tab. XXXIX des Cicero Landhaus, von ihm ſelbſt Academia genannt, vor, deſſen Andenken ſich durch die daſelbſt geſchriebenen Quaeſtiones academicas erhalten hat. Cicero hatte in dieſer Gegend zwey Land-Güter, eines bey Cumä, und dieſes andere bey Puteoli. Nach der Beſchreibung, die er ſelbſt und Andere von dem leztern geben, beſtimmt der Verf. die Lage, und zeigt, daß die hier noch vorhandenen weitläufigen Ruinen von dieſer Academia ſeyn müſſen. Es ſind indeſſen nichts als Stücke verfallener Manern, die von der innern Einrichtung wenig oder gar kein Licht geben.

(17) Diſſertazione ſopra la Villa d'Orazio Flacco, del Abbate *Domenico de Sanctis.* in Roma 1761, 4. 6 Bänd. nebſt einer Karte, welche die Gegenden um Tivoli, und des Horatius Land-Gut, ad fontem Digentiae, zwiſchen Licenza und Rocca Giovane (Fanum Vacunae bey den Alten), ſehr genau angiebt.

Wieder aufgelegt in Deſſen Diſſertazioni. in Ravenna, 1784. gr. 4.

Découverte de la Maiſon de campagne d'Horace; Ouvrage utile pour l'intelligence de cet Auteur, et qui donne lieu de traiter d'une ſuite conſidérable de lieux antiques, par Mr. l'Abbe *Capmartin de Chaupy.* à Rome, 1769, 8. 3 Bände.

Epiſtola del. Cav. *Clementino Vannetti* ſopra la villa da lui dipinta di Q. Orazio Flacco, al Sigr. Abate Saverio Bettinelli. in Rovereto, 1790, 8. 4 u. e. h. B.

Die Lage der Villa des Horatius im Agro Sabino, war geraume Zeit ein Gegenſtand der Nachforſchungen der
Anti-

wohl einige derſelben nicht ſowohl ihrer Herrlichkeit, als vielmehr ihres Herrn wegen, bekannt ſind.

Am beſten kann man ſich von der Einrichtung der Land = Sitze der Römer einen Begriff aus den Land= Gütern des jüngern Plinius machen. Dieſer be= ſchreibt, Lib. 2, epiſt. 17. in dieſem an den Gallus geſchriebenen Briefe, ſeine beyden Land = Häuſer, Laurentinum und Tusculum, aber beyde auf eine ziemlich kurze Weiſe, die zwar denen, die dieſe rei= zenden Wohnungen zu ſeiner Zeit in Augenſchein ge= nommen hatten, hinlänglich verſtändlich war, aber der Nachkommen ſo dunkel und unverſtändlich iſt, daß es beynahe unmöglich ſcheint, ſich von beyden eine ſolche genaue und richtige Vorſtellung zu machen, die mit den gedachten Land = Häuſern völlig übereinſtimmt.

Antiquare. Durch die oben angeführten Unterſuchungen des Abbé *Chaupy*, der 3 Bände darüber ſchrieb, und die ebenfalls erwähnte Abhandlung des *de Sanctis*, weis man jezt nicht nur die Gegend, ſondern beynahe die Stelle, wo ſie zu ſuchen iſt. Die mehreſten Fremden machen jezt eine Wallfahrt dahin, und mehrere Künſtler haben die Gegend in Kupfer geſtochen. Das zulezt angezeigte Gedicht des *Vannetti* hat auch Beziehung auf einen Kupferſtich eines venetianiſchen Künſtlers, *Galvagni*. Eine vertraute Be= kanntſchaft mit dem Dichter ſelbſt, der einſt in dieſen ro= mantiſchen Gegenden mehrere ſeiner ſchönſten Lieder ſang, ein ähnliches Gefühl für die Schönheiten und Freuden der Natur, leuchten allenthalben in dieſem kleinen Gedichte hervor. Mit vieler Kunſt hat der Verf. alle die Stellen aus den Horaziſchen Gedichten hinein geflochten, wo Ho= raz entweder von ſeiner Villa ſelbſt redet, oder auch die frohen Empfindungen ſchildert, die er im Genuß der Freund= ſchaft und der Natur hier koſtete. So ſind einige der ſchönſten Oden des römiſchen Dichters durch eine freye und glückliche Nachahmung faſt ganz herein geflochten. In den angehängten Noten wird immer auf die Stellen des Ho= raz zurück gewieſen, auf die im Text angeſpielt iſt. Auch hier findet man manche gute Idee zur Erklärung und zum beſſern Verſtändniß angegeben; ſie zeugen nicht vom bloßem Leſen, ſondern auch von gelehrtem Studium des römiſchen Dichters.

Verſchiedene Gelehrte und Kenner der Alterthümer haben ſich die Mühe genommen, eine Abbildung davon zu entwerfen; doch, wie leicht zu erachten iſt, mit ungleichem Glücke.

„Vom erſtern meldet Hr. Hofr. **Penther** (18): hat *Scamozzi* nach der gefundenen Beſchreibung einen Grundriß und Aufriß zuſammen geſetzt. *Felibien des Aveaux* (19), kön. franzöſ. Hiſtoriographus und Se retarius der Baumeiſter-Akademie aber hat von beyden Grundriſſe mit Erläuterungen ediret; doch eignet er die Erfindung dieſer Riſſe nicht ſich, ſondern dem Staats = Miniſter *Peletier* zu, der ſie in einem Buche, Comes ruſticus genannt, bekannt gemacht hat, und ſteht *Felibien* in der feſten Meinung, daß lezterer Grundriß vom Laurentino der Beſchreibung des *Plinii* conformer, als des *Scamozzi*, ſey. Beyde Autores haben einen runden mit Säulen eingefaßten Vorhof nach einem völligen Zirkel gemacht, daß *Plinius* ſolches auch mit dem eigentlichen Nahmen des Zirkels, oder der runden Figur, würde angezeit haben. Die Urſache, warum *Plinius* eine ovale Figur mag erwählt, und ſolche der zirkelrunden vorgezogen haben, kann ſeyn, weil, wenn man in die ovale Figur der Länge nach eintritt, das Auge betrogen wird, und urtheilt, es habe eine zirkelrunde Figur vor ſich, da hingegen eine zirkelrunde Figur ihm oval erſcheint. Indeſſen iſt die ganze Einrichtung artig, daß ich ſie würdig achte, hier Fig. 3742 zu inſeriren, indem ſie auch heut zu Tage mit weniger

(18) Im 4 Th. ſeiner Anleit. zur bürgerlichen Bau = Kunſt, (Augſp. 1748, f.) S. 13, f.

(19) Les plans et les deſcriptions de deux des plus belles maiſons de campagne de Pline le Conſul, avec des remarques ſur tous les bâtimens, et une diſſertation touchant l'Architecture antique et l'Architecture Gothique, par M. *Felibien des Avaux* à Par. 1699, 12.

ger Veränderung applicable, und überdies ein Liebhaber der Architektur noch verſchiedene Terminos technicos dabey erklärt finden kann; doch habe eine Veränderung des Hofes gemacht, welches meiner oben geſetzten Meinung gemäß iſt. In dem Grund-Riß, Fig. 3742, iſt folgendes enthalten:

1. Die Vorhalle (Atrium). 2. Der Vorhof, und darin 3. die oval-runde Laube oder Seiten-Stellung. 4. Der von Gebäuden umgebene Hof (Cavaedium). 5. Tafel-Sahl (Triclinium) 6. Großes Vorgemach. 7. Kleines Vorgemach. 8. Wohn-Zimmer. 9. Cabinet. 10. Schlaf-Zimmer. 11. Neben-Zimmer. 12. Vorzimmer. 13. Kleiner Speiſe-Sahl. 14. Schlafgemach. 15. Vor-Kabinet (Procaeton). 16. Wohn-Gemach. 17. Vor-Cabinet. 18. Friſcher-Sahl. 19 Bade-Wannen (Baptiſteria). 20. Einheiz-Stube. (Hypocauſtum). 21. Neben-Stübchen (Propnigeon). 22. Große Bade-Wanne. 23 Ballſpiel-Kammer (Sphaeriſterium). 24. 25. Zwey Apartements (Diaetae). 26. Wohn-Zimmer. 27. Ein Sahl zu Feſtivitäten. 28. Garten. 29. Platz zum Spazieren (Geſtatio, welches *Felibien* franzöſiſch Allée überſetzt). 30. Wein-Lauben (Vineae, welches *Felibien* franz. Treillage giebt). 31. Gallerie, langer bedeckter Gang (Cryptoporticus). 32. Platz zum Ringen und Kämpfen (Xyſtus). 33. Sahl, welcher von der Sonne erwärmet wird (Heliocaminus). 34. Wohnzimmer. 35. Apartement. 36. Schlaf-Gemach. 37. Mannsperſonen-Hof (Andron). 38. Stube (Hypocauſtum). 39. Zimmer. 40. Vor-Zimmer (Procaeton). 41. Spring-Brunnen.

„In Fig. 3743, iſt der von *Felibien* communicirte Grundriß von *Plinii* Land-Haus Tuſci genannt, welcher ebenfalls ſeiner guten Einrichtung halber mitgetheilet, da ſelbiger füglich zu einem frey liegenden Gebäude dienen könnte. In dieſem Riſſe ſind nachfolgende Stücke befindlich:

1. Vorplatz zum Ringen (Xyſtus). 2. Vor-Halle (Atrium). 3. Säulen-Laube. 4. Speiſe-Sahl (Triclinium). 5. Zweyte Säulen-Laube. 6. Kleiner Hof. 7. Große Ahorn-Bäume. 8. Fontaine. 9. Schlaf-Zimmer.

mer. 10. Speiſe-Zimmer. 11. Zimmer, und darin 12. eine Fontaine. 13. Ein großes Gemach. 14. Ein Teich. 15. Wieſen. 16. Warme Stube (Hypocauſtum). 19. Waſſer-Behälter. 20. Brunnen. 21. Auskleidungs-Zimmer (Apoditerium), 22. Temperirtes Gemach. 23. Treppe. 24. 25. 26. Drey Apartements. 27. Wein-Garten. 28. Bedeckter Gang (Cryptoporticus). 29. Sahl zu Feſtins. 30. Schlaf-Kammer. 31. Reit-Bahn. 32 Gemach. 33. Apartement. 34. Treppe. 35. Säulen-Laube. 36. 37. Zwey Apartements.

„Daß ich behaupten ſollte, daß die Entwürfe, ſo *Felibien* von den zwey Land=Häuſern des *Plinii* mittheilt, im übrigen, auſſer dem runden Porticu, völlig ſo beſchaffen, wie ſie wirklich geweſen, wird niemand von mir gewärtigen; es iſt wenigſtes nicht zu ſchließen aus dem Land=Gebäude des Kaiſers *Adriani*, ſo *Francesco Contini* zu Rom, 1668, in Druck und Zeichnungen, welche er nach und nach aus den noch vorhandenen Ruderibus gemacht und genommen, den Curioſis mitgetheilet hat, worin zwar die vielerley Stücke vor ſich Ordnung und Symetrie haben, zuſammengenommen aber er ſolches winkelrechtes an einander hangendes Werk, wie des *Felibien*, nicht ſind, ſondern eines decliniret in der Lage von dem benachbarten theils um wenig, theils um viel Grad. Eben ſo wenig läßt ſich behaupten, daß die Entwürfe, ſo *Robert Caſtel*, in ſeinem zu London 1728 heraus gekommenen Werke, welches er betitelt: The Villa's of the anciens illuſtrated, bekannt gemacht, völlig genuin ſind, obſchon er auch beym Laurentino auf die Gedanken des ovalen Porticus gekommen, (die ich erſt mit ſeinem Buche erblicket, als ich ſchon die meinigen aufgeſetzet,) worin er zugleich die Urſache anführt, warum *Plinius* eben mit dem Buchſtaben O ſeinen Porticum andeuten wollen, und ihn nicht eine Ellipſin genannt.

„Wenn

„Wenn man gar auf die Variation der verſchiedenen Editionen des *Plinii* ſiehet, da einige ſtatt des D ein O machen, entſteht in der Geſtalt des Laurentini noch mehr Ungewißheit; da aber das D lieber als das O erwählet, weil das D einem Theatro der Römer im Grundriß ähnlich iſt, und in der Villa des Kaiſers *Adriani* eines dergleichen vorhanden, will mir noch nicht völlig ein, weil *Plinius* eines Porticus, und nicht eines Theatri, gedenkt, welcher Porticus füglicher ausfällt, wenn er rund oder elliptiſch, als wenn er wie ein D geſtaltet, welches die convenableſte Figur zu den Theatris, da hingegen die Amphitheatra völlig länglich-rund geweſen, und alſo auch einem O geglichen haben.“

Claudius Minoe, I. C. gab zu Paris, im J. 1608, des Plinius Briefe mit Anmerkungen und Verbeſſerungen heraus, uud beſchuldigte den Plinius einer übertriebenen Beſchreibung ſeines Land-Schloſſes Laurenz. Man erlaube mir, ſeine Gedanken darüber, die bey dem 17ten Briefe des 2ten Buches gefunden werden, hier anzuführen. Es ſind folgende: „Damit „du dich, gelehrter Plinius! nicht über die Maße „erhebeſt, erinnere dich nur des bekannten Sprichwor„tes: Unſere eigene Sachen gefallen uns am mei„ſten, und ein Jeder lobt das Seinige! du wirſt „das übrige ſchon verſtehen, was ich ſagen will. Aber, „was iſt es Wunder, wenn ein ſolcher beredter Mann, „wie ich völlig überzeugt bin, daß du einer biſt, mit „Worten dasjenige verſchönert, was dir und andern ge„fällig ſeyn ſoll. Doch ich verdenke es dir endlich „nicht, daß du dein Land-Haus, von dem es noch un„gewiß iſt, ob noch das gerinſte Merkmahl davon vor„handen iſt, in einer ſo glänzenden und übertriebenen „Beſchreibung der Nachwelt hinterlaſſen haſt.“ So dachte dieſer Gelehrte, und er iſt wohl der einzige geweſen, welcher auf eine ſo unbillige Art von dem Pli-

niſchen Land=Hauſe, und der Aufrichtigkeit, die in deſſen Schriften herrſcht, geurtheilt hat. Ganz anders war die Meinung des D. *Jo. Ambroſius Mazzenta*, eines zu ſeiner Zeit ſehr berühmten Kenners der Baukunſt; denn der genannte Brief des Plinius machte bey ihm einen ſolchen Eindruck, daß er auf die Verfertigung eines Riſſes vielen Fleiß anwendete, und der mit der Beſchreibung des Plinius, nebſt den dabey befindlichen Gärten wohl übereinſtimmen ſoll. Die ausgearbeitete Vorſtellung kam in die beſondere und eigene Bücher=Sammlung des Papſtes Clemens XI.; man weis alſo nicht, ob ſeine Einbildung richtiger, als anderer ihre, gearbeitet hat. *Lanciſi* (20) meldet, daß er die Gegend und den Ort, wo die Ueberbleibſel des Pliniſchen Land=Gutes ſich befinden ſollen, mehr als ein Mahl in Augenſchein genommen habe. Und um den Zweifel zu begegnen, ob dieſes nicht vielmehr Ueberreſte eines andern Gebäudes, als des Plinius ſeines, ſeyn möchten, erinnert er, daß der Ort, die Lage, die Entfernung von Rom und von dem Orte, den man nunmehr *Piaſtra* nennt, und noch viele andere Umſtände überaus genau mit der gegebenen Beſchreibung des Plinius von ſeinem Land=Gute übereinſtimmten. Alles dieſes und noch mehreres berichtet *Lanciſi* mit vieler Glaubwürdigkeit; und es wäre zu wünſchen, daß die von ihm verfertigte Abbildung und Beſchreibung des Pliniſchen Land=

(20) *Jo. Mariae Lanciſii* phyſiologicae animadverſiones in Plinianam villam, nuper in Laurentino detectam: in quibus tum de novis aggeſtionibus circa oſtia Tiberis, tum de ibidem ſuccreſcentibus arenarum tumulis, tum denique de herbis & fructibus in recens aggeſto littore ſuborientibus, differitur; ad Lud. Ferd. Marſilium, ſt. in des Grafen *Marſigii* Werk de generatione fungorum, (Romae 1714, f.) am Ende; wie auch in Deſſen (*Lanciſii*) Opp. omn. (edit. Pet. Aſſalti, Genev. 1718, 4.) S. 335, ſqq.

Land-Hauſes ſo allgemein wäre, daß man ſie nach aller Strenge beurtheilen könnte. Allein, man iſt bisher nicht ſo glücklich geweſen, eine hinlängliche und ausführliche Nachricht davon zu erhalten; es ſcheint alſo, als wenn noch einiges Recht übrig wäre, darein ein Bedenken zu ſetzen. Dieſes Rechtes bedient ſich der kön. pohln. und kurf. ſächſ. Hof-Baumeiſter, Hr. **Krubſacius** (21). Man muß ihn deswegen einiger Maßen loben, aber ſich auch verwundern, daß er den Leſer bey der Beurtheilung über des **Lanciſius** Entdeckung wegen eines Haufens von Zweifeln zu ſehr auf ſeine eigene Muthmaßungen lenkt. Er liefert hier eine Ueberſetzung des Briefes des **Plinius**, begleitet ſie mit Anmerkungen, und fügt eine Abbildung hinzu, von welcher ich wünſchen wollte, daß ſie etwas größer und den Regeln der Zeichnnng gemäßer, wäre entworfen worden. Ich werde dieſe ſeine Arbeit hier einrücken, und einige Anmerkungen darüber hinzu fügen.

„Da die Denkmähler von alten römiſchen Gärten, nicht, wie von ihren Pracht-Gebäude, haben bis auf unſere Zeiten gelangen können, ſo bemühte ich mich in den bekannten Schriften der Alten einige Nachrichten davon aufzuſuchen. Hier fand ich nun zuvörderſt die beyden Briefe des **Plinius** meinem Vorhaben gemäß. Allein, da derſelbe mehr ſeine Land-Häuſer, als die Gärten, beſchreibt, man ſich auch keines ohne das andere recht einbilden kann, ſo nahm ich mir Geduld und Zeit, dieſer ſo ſchweren als kurzen Beſchreibung, von Wort zu Wort mit meiner Einbildungskraft zu folgen, und beydes, ſowohl

(21) Hrn. F. A. Krubſacius wahrſcheinlicher entwarf von des jüngern Plinius Landhauſe und Garten, Laurens genannt, nach Anzeige ſeines 17ten Briefes des II. Buches, an den Gallus, ſt. im Neueſten aus der anmuth. Gelehrſ. v. J. 1760. (Lpz. 8.) 5 St. S. 382—394; 6 St. S. 416—433; und 7 St. S. 503—515.
Eben dieſe Abh. iſt auch zu Lpz. 1760, auf 4 Octavbog. nebſt 2 Kupf. beſonders herausgekommen.

wohl ſein Laurentium, als Tuſculum, auf dem Papiere zu entwerfen. Ich ſage: die ſchwere und kurze Beſchreibung, ungeachtet ſie Plinius an den Apollinaris für lang ſchilt; weil ſeine Schreibart gar zu kurz gefaßt iſt, und weil wir gar keine rechten Begriffe von den alten Land-Häuſern haben, und daher lieber wünſchen, daß Plinius dieſe beyden Briefe noch länger und umſtändlicher abgefaſſet haben möchte; und dann endlich, weil einige Kunſt-Wörter darin vorkommen, darüber die Sprachkundigen, aus Mangel richtiger Abbildung, noch ſtreiten. Gleichwohl gerieth mir der Entwurf durch oftmahliche Verſuche, die bloß nach der Beſchreibung, und nach den allgemeinen Begriffen, ſich eine luſtige Gegend im Anbauen zu Nutze zu machen, angeſtellet waren. Ich zeigte ihn meinen gelehrten Freunden; dieſe fanden alle Merkmahle daran, die Plinius von ſeinem Land-Hauſe gegeben hatte, und munterten mich auf, ſolchen der gelehrten Welt mitzutheilen.

Mein neues Bemühen bey dieſer Sache war alſo, mich um die neueſte und beſte Auflage des Plinius zu erkundigen; und ob nicht längſt vor mir ein Gelehrter, oder Bau-Meiſter, auf eben dieſen Einfall gerathen ſey? Ich fand gar bald des gel. Hrn. Hofrath Gesners Ausgabe von des Plinius Werken, vom J. 1739, in 8vo, und in derſelben alles, was ich wünſchte. Zum Glück bekam ich auch des Hrn. Felibien neue Auflage der Entretiens ſur les vies et ouvrages des Peintres et Architectes avec la deſcription des maiſons de campagne de Pline, a Trevoux, 1725. To, V. 8vo, in die Hände, darin ich 2 Entwürfe von Laurentinum antraf; den einen vom *Scamozzi*, den Hr. Gesner nicht gewußt hat, den andern aber vom Felibien ſelber, nebſt noch einem Entwurfe, den er vom Tusculan gemacht hat.

Robert Caſtells Beſchreibung der alten Land-Häuſer, die zu London 1728, fol. c. f. herausgekommen iſt, habe ich nicht erhalten können; und es dauert mich nicht, weil ich Hrn. Gesners von ihm gefälltes Urtheil ſo gut glaube, als ich von Felibien's ſeinem überzeugt bin. Weit begieriger aber wäre ich des Hrn. *Parfait* Werkchen zu ſehen; jedoch, da ich ſolches gleichfalls nicht habe können in Leipzig zu Geſichte bekommen, ſo können mich meine Leſer um deſto weniger beſchuldigen, als ob ich von

von dieſem oder jenem etwas entlehnet hätte. Unterdeſſen kann ich ſagen, daß ich mich ſehr verwundere, da ich ſah, daß beyde Entwürfe des Felibien und Scamozzi, ſo ſehr von einander unterſchieden waren, ja noch mehr, daß beyde dem meinigen nicht im geringſten ähnlich ſahen. Ein ſolcher Anblick hätte mich faſt auf die Gedanken gebracht, als ob die Sache von einem oder dem andern müßte bereits gethan ſeyn, und als ob ich falſch und vergebens müſſe gedacht und gearbeitet haben. Wiewohl, da ich Hrn. Gesners Urtheil von allen denen vor mir hatte, und der Unterſchied zwiſchen den ihrigen und meinem Entwurfe gar zu groß war; ſo wurde ich deſto neugieriger, ihre darüber gefertigte Abhandlung zu leſen, und ihre Entwürfe nach ihren beygefügten italiäniſchen und franzöſiſchen Ueberſetzungen zu beurtheilen. Ich kann daher nicht umhin, vom Felibien eben das zu ſagen, was er ſelber vom Scamozzi geſagt hat, nähmlich: daß er ſich des franzöſ. Geſchmacks eben ſo wenig entſchlagen habe, als ſich Scamozzi von ſeiner neuen italiäniſchen Bauart hat abziehen können. Eben daher, und aus dem Mißverſtande des Grund-Textes, iſt es gekommen, daß beyde, gleich beym Eintritt ins Haus, wider des Plinius Sinn gehandelt, ihren Entwurf mit Haaren auf den Grund-Text gezogen, und, wo es noch nicht hat zureichen wollen, falſche Ueberſetzungen gegeben, und ganze Stellen eingeſchaltet haben, ſo daß man beſonders in des Scamozzi ſeinem Laurentinum und in Felibiens Tuſculan, die Sähle und Zimmer bald im Vorder-, bald im Hinter-Hauſe nach der Beſchreibung ſuchen muß, da ein jeder Gelehrter ſein Haus, geſchweige denn Plinius, der die Aufſicht vieler öffentlichen Gebäude gehabt, und ſelber vieles auf ſeinen Gütern, nach ſeinem großen Geſchmacke gebauet hat, in einer ununterbrochenen Folge der Zimmer würde beſchrieben haben. Daraus hat denn freylich alles übrige falſch erfolgen müſſen. Ich werde ſolches an Ort und Stelle durch nöthige Anmerkungen zu erweiſen ſuchen.

Damit ich aber gleich anfangs nicht in eben dergleichen Fehler verfallen möchte, ſo habe ich mich bemühet, meine Einbildungskraft von allen Bauarten, ja ſelbſt von Vitruvs beſchriebener Eintheilung griechiſcher und römiſcher Wohnhäuſer abzuziehen, weil ich vorausſetzte, es

könne

könne wohl von ſeiner Zeit an, bis auf den Plinius, ſich verſchiedenes in der Bequemlichkeit und Hauptanlage verändert haben, beſonders bey Landhäuſern, davon er ſo wenig, als möglich, und von Gärten faſt gar nichts gedenkt. In einzelnen Theilen aber habe ich ihm freylich folgen müſſen, weil wir keinen andern Schriftſteller der Baukunſt aus dem Alterthume haben, es wäre denn Columella, Varro und Palladius, die aber nur von Wirthſchaftgebäuden reden. Und alſo bin ich der Beſchreibung, ſo zu ſagen, mit bedächtigen Schritten gefolget, und habe daher eine ſolche Austheilung gefunden, die der Bequemlichkeit, der Lage des Orts, der Ausſicht, und denen Himmelsgegenden, die Plinius anzeigt, gemäß iſt. Ja ich habe gefunden, daß das Haus aus vielen an einander ſtehenden Gebäuden müſſe ſeyn zuſammengeſetzt geweſen, die alle nur aus einem einzigen Erd-Geſchoß beſtanden, ausgenommen die zwey hohen Gebäude, die nahe am Ballhauhe frey am Garten geſtanden, welche 3 Stockwerke hoch waren, und die beſonders zur Ausſicht und für Gäſte erbauet geweſen ſeyn müſſen. Dahingegen hat Scamozzi das ganze Haus von 2 bis 3 Stock hoch, errichtet, und die Menge der Zimmer, von denen Plinius nichts ſagt, zur Wirthſchaft beſtimmt, oder von Freygelaſſenen und Knechten bewohnen laſſen.

Ich will mich hier weiter nicht in Wiederlegungen einlaſſen, ſondern ſolche an ihren Ort ſtellen; am beſten aber will ich meine Leſer zu Aufſchlagung des Felibiens ſelber verweiſen. Nur dieſes will ich noch ſagen, daß ich mir lediglich vorgenommen habe, den Hrn. Felibien zu beſtreiten, weil er der einzige iſt, deſſen Erklärung und Entwurf in Deutſchland von den mehreſten Gelehrten angenommen worden, da die übrigen Ausleger bey uns unbekannt ſind, und, nach Hrn. Hofr. Gesners Ausſpruche, das Ziel noch weniger getroffen haben, als dieſer.

Was den Vortrag anlanget, ſo will ich ſo viel melden: daß ich für nöthig erachte, den Grundtext der Ueberſezung beyzufügen; theils, damit man nicht erſt nöthig habe, den Plinius aufzuſchlagen, theils aber auch, damit ein jeder urtheilen könne, ob die Ueberſezung nicht mit mehrerer Aufrichtigkeit gemacht ſey, als Felibiens franzöſiſche, und des Scamozzi italiäniſche, die beyde, mehr mit ihren Riſſen, als mit dem Grundterte, übereinſtim-

ſtimmen. Ich habe zwar alle Hochachtung gegen dieſe beyde, durch ihre Schriften oder Gebäude ſo wohl verdiente Männer; allein ich ſchmeichle mir, daß ich eben den Beruf habe, als ſie, das meinige zur Wiſſenſchaft und Ausübung der Baukunſt beyzutragen. Von der Fähigkeit aber, dieſe Briefe zu erklären, will ich Mathematiker, Baumeiſter, und andere Kenner und Liebhaber der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, beſonders der Alterthümer, urtheilen laſſen. Die bloßen Sprachgelehrten und Kritiker aber will ich bitten, daß ſie ſich vorher nur ein wenig um die Regel der Baukunſt bekümmern, ehe ſie einen Wortſtreit anfangen, der ſich in ſo einer Sache nicht allemahl durch bloße Abſtammung und Erklärung der Wörter, ſondern vielmehr durch den Gebrauch derſelben heben läßt. Vitruv ſagt ja ſelbſt, im 10ten Hauptſt. des 6ten B., daß zu ſeiner Zeit ſehr viele griechiſche Kunſtwörter widerſinniſch gebraucht worden. Und wer findet nicht in allen Sprachen, daß ein Wort öfters ſeine Bedeutung verliert, und etwas ganz anders anzeigt? Die Wörter Gymnaſium, Cathedra und Apotheca, können in dieſem Briefe zum Beweiſe dienen. Denn wer wollte wohl darunter eine Hauptſchule, einen Lehrſtuhl, und eine heutige Apotheke, verſtehen? Sollte aber ja einer oder der andere von ihnen glauben, als ob ich gar zu ſehr geirret hätte, den bitte ich recht ſehr, er wolle mir ſeinen Entwurf entgegen ſtellen, damit ſowohl ich, als ein Dritter, der von uns beyden urtheilen ſoll, ſeine Meinung und Verbeſſerung deſto beſſer verſtehen möge. Wie ſchwer es ihm aber fallen wird, eine ſolche Figur nach der Beſchreibung zu entwerfen, die ſich am Ende ſchließt, ſolches ſteht ihm frey zu erfahren. Wollten hingegen einige bloß die Eintheilung der Fenſter und Thüren, oder die Größe des ganzen Hauſes, tadeln, ſo will ich ihnen lieber im voraus ſagen, daß, obgleich Plinius ihre Anzahl nicht beſtimmt hat, ſie doch mit großer Ueberlegung, und nach dem von den Alten ſo ſehr geliebten, und vom Vitruv ſo ſehr angeprieſenen Ebenmaße, angeordnet ſind. Was endlich die Größen der Zimmer und des ganzen Hauſes betrifft, ſo will ich einem jeden frey ſtellen, ſich ſelber einen Maßſtab dazu zu verfertigen, weil der ganze Riß bloß nach Verhältniſſen aufgetragen iſt; dieſer nun würde leicht zu finden ſeyn, wenn man die Breite des erſten

ſten

ſten Hauptſahles zu 20 Ellen annehmen wollte, da denn zwar das Haus eine anſehnliche Länge, der Garten aber nur eine mäßige Größe erhalten würde.

Bey dem allen wird man mir ſo viel Beſcheidenheit zutrauen, daß ich gegenwärtigen Entwurf nicht für untadelig, und alſo nicht für wahr ausgebe. Ich habe nur geſucht, als ein deutſcher Baumeiſter dasjenige zu leiſten, was Ausländer vor mir gethan haben, und das Ziel näher zu treffen, als jene. Vielleicht finden ſich noch mehrere, die mir hierin nachfolgen, und die Sache noch wahrſcheinlicher machen; oder vielleicht erhalten wir noch die von Lanciſius ſchon längſt verſprochene Ausgabe der wahren laurentiniſchen Ueberbleibſel, durch Hrn. Sacchetti, oder durch jemand andern, wiewohl ich nach aller mir gegebenen Mühe und Nachforſchung nichts von ſolcher Ausgabe habe erfahren können. Geſetzt aber auch, ſie wäre wirklich vorhanden, ſo iſt doch immer noch dagegen einzuwenden, ob es auch die wahre Entdeckung geweſen ſey. Denn wie bedächtig müßte man nicht gehen, um die 18000 Schritte von Rom bis zum Laurentin zu zählen, wenn man von dem alten großen Prachtkegel anfangen wollte, der noch ſteht, und von welchem an, die Römer gezählt haben. Sind denn innerhalb der Stadt die Straßen noch eben ſo, wie vorher? Und wenn auch die oſtienſiſche und laurentiniſche Straße noch vorhanden iſt, können denn nicht die Dorfwege vom 11ten und 14ten Meilenſteine verlegt ſeyn? Wie leicht iſt es alſo nicht ein danebenſtehendes Landhaus, deren eine Menge am Strande lagen, wie Plinius ſagt, zu treffen? Und dann iſt noch die Hauptfrage: wenn es auch die Bruchſtücke vom Laurentinum wirklich wären, ob es noch eben das ſey, was uns Plinius beſchrieben hat. Wiſſen wir denn, wer es nach ſeinem Tode beſeſſen, und ob es nicht einige Jahrhunderte nach ihm, wieder von Grund aus neu erbauet, oder doch verändert, vermehrt und gebeſſert worden, wie er ſelber dazu angelegt hatte? Wiſſen wir denn endlich die Zeit, in welcher es verfallen iſt, oder wohl gar von den in Italien eingedrungenen Völkern zerſtöret worden? Wie leicht kann man ſich alſo nicht in einem oder dem andern irren, wo nicht durch Aufſchriften die Entdeckung bekräftiget wird! Alle dieſe zweifelhaften Umſtände, und die nicht erfolgte Ausgabe des Lanciſius läßt mich

mich urtheilen, er müſſe ſeinen Irrthum eingeſehen haben; wozu ihn denn ſonderlich die drey Höfe mit Säulen-Gängen, nebſt den zwey Streitthürmen, und die vielen eingelegten, und von numidiſchen und alexandriniſchem Marmor verfertigten koſtbaren Wände, davon Plinius kein Wort geſagt hat, da er doch in ſeinem andern Land-Hauſe ſolcher gedenkt, können gebracht haben. Daher habe ich es nun immer gewaget, die kleine Abhandlung an den Tag zu geben. Das Einzige, was ich hierbey bedaure, iſt, daß der Riß ſich nach der Größe des Papiers hat richten müſſen, und daß er daher allzuſehr ins Kleine gefallen iſt, und ein ziemliches Stück vom Garten hat wegbleiben müſſen.

Fig. 3744. Wahrſcheinlicher Grundriß von des jüngern Plinius Landhauſe und Garten, Laurenz genannt.

Fig. 3745. Wahrſcheinliche Anſicht des laurentiniſchen Landhauſes von der See-Seite.

Ep. XVII. Lib. II. C. Plinius Gallo ſuo S.	Des jüngern Plinius 17ter Brief des zweyten Buches an den Gallus.
Miraris, cur me Laurentinum, vel, ſi ita mauis, Laurens meum tantopere delectet. Deſines mirari, quum cognoueris gratiam villae, opportunitatem loci, littoris ſpatium.	Du wunderſt Dich, warum mich mein Laurentinum, oder, wie Du es immer nenneſt, mein Laurens ſo ſehr ergötzet. Allein, Du wirſt Dich gar nicht mehr verwundern, wenn Du das Annehmliche von die-

Anm. Die Zahlen in dieſem Texte beziehen ſich auf Fig. 3744. Die mit lat. Buchſtaben und mit Sternchen bezeichneten Anmerkungen gehören dem Hrn Krubſacius; die mit deutſchen Buchſtaben bezeichneten aber ſind von mir, und betreffen einige unrichtige Stellen der Uiberſetzung und Anmerkungen des Hrn. Krubſacius.

Decem et ſeptem millibus paſſuum ab vrbe ſeceſſit: ut peractis, quae agenda fuerint, ſaluo iam et compoſito die, poſſis ibi manere. Aditur non vna via: nam et Laurentina et Oſtienſis eodem ferunt, ſed Laurentina a quarto decimo lapide, Oſtienſis ab vndecimo relinquenda eſt. Vtrimque excipit iter aliqua ex parte arenoſum, iunctis paullo grauius et longius, equo breue et molle. Varia hinc atque inde facies. Nam modo occurrentibus ſiluis via coarctatur, modo latiſſimis pratis diffunditur et pateſcit. Multi greges ouium, multa ibi equorum boumque armenta: quae montibus hieme depulſa, herbis et tempore verno

dieſem Landhauſe, die ſchöne Lage deſſelben, und den weiten Seeſtrand daherum kennen ſollteſt. Es liegt 17000 Schritte von der Stadt (Rom), daß Du alſo nach verrichteten Amtsgeſchäften, und wenn man den Tag gar nichts mehr zu thun hat, daſelbſt ſeyn und bleiben kannſt. Man gelanget auf mehr als Einem Wege dahin; denn ſowohl die oſtienſiſche als die laurentiniſche Straße führen darauf zu; nur daß man erſtere beym erſten Meilenſteine, die zweyte beym 14ten verlaſſen muß. Beyde Straßen werden ſodann hin und wieder etwas ſandig, welches die Reiſe ein wenig langſam und beſchwerlich dem Geſpanne macht, dahingegen man zu Pferde deſto ſanfter und geſchwinder fortkommen kann. Unterweges trifft man hier und da verſchiedene Ausſichten an. Denn bald wird der Weg von Waldungen eingeſchloſſen und verſchmälert, bald wird er wiederum durch groſſe Wieſen geöffnet und verbreitert. Ueberall weiden viele Heerden Schafe, Pferde und Rinder, die, wenn ſie der Winter von dem Gebirge herab getrieben (a), daſelbſt von der

(a) Der Ausdruck montibus hieme depulſa, iſt, meiner Einſicht nach

niteſcunt. Villa vſibus capax, non ſumtuoſa tutela: cuius in prima parte (a) *atrium frugi* (1), *nec tamen ſordidum;*

der Frühlingswärme und den jungen Kräutern glatt und ſchön werden. Das Landhaus an ſich ſelbſt iſt mehr nutzbar, als koſtbar zu erhalten. Zu allererſt kommt man in einen gemeinen (a), doch aber reinli- chen

nach, ziemlich fehlbar überſetzt: wenn ſie den Winter von dem Gebürge herab getrieben — da doch eigentlich der Sinn dieſer iſt: wenn der Winter die Gebürge verlaſſen hat.

(a) Ungeachtet das Wort Atrium eben nicht ſo zweydeutig iſt, und man aus dem Vitruv, im 4ten Hauptſt. des 6ten B. und aus vielen andern Stellen mehr erſehen und ſchließen kann, daß es einen prächtigen Vorhof bedeuten müſſe, darin die Alten die Bilder ihrer Vorfahren aufzuſtellen pflegten: ſo hat es doch dem Hrn. Felibien gefallen, ein Veſtibule oder Vorhaus daraus zu machen, weil ſolches, wie er ſelber in einer Anmerkung über den 6ten Brief des 5ten Buchs ſagt, ſeinem Entwurfe gemäßer wäre, als alle übrige Bedeutungen. Allein, wenn der erſte Schritt ins Haus verfehlt wird, ſo kann man ſich nicht leicht weiter finden. Plinius ſetzt noch das Wort frugi dazu, um dadurch anzudeuten, daß es ein ſolcher Hof geweſen ſey, darin zwar keine Küh- und Schaf-Ställe, noch Scheunen, dennoch aber andere Gebäude, als: Pferdeſtälle, Wagenſchoppen, Gartenſcheunen, Weinpreſſen, Küchen und andere benöthigte Wirthſchaftsgebäude müſſen geſtanden haben, dabey der Hof beſtändig reinlich hat können erhalten werden. Ich habe mir nicht getrauet, das Wort Wirthſchaftshof zu gebrauchen; weil man im Deutſchen, wo nicht einen Vieh-Hof, dennoch aber einen Scheunenhof darunter verſteht, der es aber nicht geweſen iſt, da Plinius auf dieſem Gute nicht die allergeringſte Wirthſchaft gehabt, welches aus dem 6ten Briefe des 4ten B. erhellt. Derohalben habe ich atrium frugi einen gemeinen Vorhof gegeben, der mehr zum Nutzen, als zur Pracht angelegt war. Die Gebäude aber, die etwa da herum mögen geſtanden haben, oder die Bäume, mit denen er hat können eingefaſſet ſeyn, habe ich weggelaſſen, weil Plinius nichts weiter davon geſagt hat; wie ich denn auch wohlbedächtig dasjenige mit ſchrägen kleinen Strichen im Grundriſſe bemerkt habe, von dem er bloß das Daſeyn, nicht aber die genaue Eintheilung der Zimmer erwähnet, oder welches das Ebenmaß der Bau-Kunſt ausdrücklich erfordert hat, als da ſind: die Wohnungen der Knechte und Freygelaſſenen, die beyden hohen Häuſer im Garten, die zwey Wohnungen am Eingange des Hauſes

deinde (b) *porticus* (2) *in D literae ſimilitudine circumactae: quibus paruula, ſed feſtiua area* (3) *includitur. Egregium*	chen Vorhof (1); hernach in (b) Säulengänge (2), die einen kleinen ſehr artigen Hof in Geſtalt eines D (3) einſchließen. Hier iſt

Hauſes und des Küchengartens, und dann endlich die Küchen und Speiſekammern ſelber ꝛc. die nothwendig müſſen vorhanden geweſen ſeyn.

(b) Porticus, dieſes iſt der zweyte Stein des Anſtoßens beym Hrn. Felbien. Er meint, das Wort Portique reime ſich recht gut hieher, es müſſe wohl der Aehnlichkeit halber eben das im Lat. bedeuten, was es im Franzöſ. iſt, ungeachtet einige Gelehrte ihn für eine offene Gallerie hielten, und ihm wohl gar den Nahmen Periſtylium gäben. Er ſagt aber nicht, daß es Vitruv, im 10ten Abſchn. des 6ten B. geweſen iſt, darin ausdrücklich ſteht, daß Porticus ein einfacher Säulengang, und Periſtylium eine Anlage von mehr als Einem Säulengange hinter einander, oder welches einerley iſt, eine Anlage von 3 bis 4 Reihen Säulen hinter einander geweſen ſey. So bald alſo, als 2 Reihen freye Säulen zuſammen kamen, ſie mochten eine neue Rückwand haben, oder nicht, ſo hießen ſie Periſtylium. Ein ſchönes Beyſpiel ſehen wir vor der Peterskirche zu Rom, das der Ritter Bernini angegeben hat. Alle Welt nennt ſolches ein Periſtylium. . . . . O wäre Hr. Felibien immer dabey geblieben, ſo hätte er hier nicht aus dem Porticu dasjenige gemacht, das Plinius hernach Cryptoporticus nennt.

(3) Ich berufe mich hier auf die Gesneriſche Ausgabe. Es liegt gar nichts daran, ob der kleine Hof die Geſtalt eines C, eines Zirkels, Ovales, oder ungefähr eines D, gehabt habe; keines von allen denen dreyen ändert das übrige Haus, und noch weniger die Lage. Nach meinem Urtheile aber halte ich die Geſtalt eines D für die zierlichſte, beſte und wahrſcheinlichſte, deswegen habe ich ſie auch beybehalten.

Wenn ich mir einen Säulengang einbilde, der einen runden Hof umſchließen, ihn vor dem ſtürmiſchen Wetter ſchützen, und der an ſich ſelbſt durchſichtige Fenſter haben ſoll, ſo können dieſe Fenſter nicht an der innern Seite des Hofes, ſondern an der äußern, geweſen ſeyn. Denn erſtlich trifft in den Hof kein Wind, es müſſe denn ein Wirbel-Wind ſeyn, die an Seeufern, die flach liegen, ſehr ſelten ſind. Zweytens müßten die Säulenweiten dieſe Fenſter abgeben, oder es müßten gar Fenſtergerüſte darzwiſchen geſtanden haben; daraus wäre ein wahrer Cryptoporticus geworden, wie ihn Plinius fernerhin beſchreibt. Daher ſchließe

bae aduerſum tempeſtates receptaculum: nam ſpecularibus, ac multo magis imminentibus tectis muniuntur. Eſt contra medias cauaedium (4) *hilare*:

iſt man wider alles ſtürmiſche Wetter gedeckt; da der Gang nicht nur mit durchſichtigen Fenſtern, ſondern überdies noch mit überhängenden Dächern wohl verwahrt iſt. Geradezu liegt ein luſtiges Vorhaus (*); dieſem folgt ein ziem-

ſchließe ich: es müſſen die Fenſter an dem äußern Umriſſe des Hofes, oder, welches einerley iſt, an der Hinterwand des Säulenganges geweſen, und mit vorrangenden Simſen oder Schirmdächern) auch wohl gar nach Art eines toskaniſchen Höfchens, wider Wind und Regen wohl verwahrt geweſen ſeyn. Daß ſolche Fenſter aber von durchſichtigen Steinen zuſammengeſetzt geweſen ſind, läßt mich urtheilen, die Ausſicht müſſe im Garten oder ſonſt in eine hübſche Gegend gegangen ſeyn, ſonſt wären die Fenſter im Säulen-Gange ganz und gar unnöthig geweſen; wie man denn eher Bilderblinden in ſolchen Gängen anzuordnen pflegte, als Fenſter. Was aber die Größe anbelangt, ſo wird ſie vielen zu groß ſcheinen, da Plinius von einem kleinen Hofe redet. Nun iſt ja in der Welt nichts groß oder klein zu nennen, als in Vergleichung eines andern Dinges gleicher Art. Wenn man nun hier den Vorhof zum Maßſtabe annimmt, ſo ſieht man gar bald ein, daß der runde Hof kann klein genennet werden. Uebrigens iſt uns ja wohl aus den Ueberbleibſeln bekannt genug, daß die Alten die Größe in ihren Gebäuden liebten. Ich nenne hier Größe dasjenige Maß, darüber wir heutiges Tages erſtaunen, und das die Alten für eben recht hielten. Wenn nun vom damahligen Kleinen die Rede iſt, ſo thun wir ſehr unrecht, wenn wir daſſelbe nach unſern Gebäuden abmeſſen, und uns einen kleinen runden Hof von etwan 30 oder 40 Ellen vorſtellen wollten. Zu wünſchen wäre es, daß Plinius nur ein einziges Maß beſtimmet hätte, so könnte freylich das ganze Haus deſto beſſer in Grund gelegt werden.

(4) Canaedia, ſagt Vitruv, L. 6, c. 3. wären in kleinen Häuſern die innerſten und kleinſten Höfe geweſen, die man nach verſchiedener Bauart auch verſchiedentlich zu nennen pflegte. Sie lagen unmittelbar vor den Eingängen und Sählen der Zimmer, an der Stelle unſerer Vorhäuſer, weshalb ich ihnen auch den Nahmen Vorhaus hier gegeben habe. Sie waren aber oben offen, und folglich hell, welches das Wort hilare andeutet. Ringsherum waren Wetter-Dächer auf Steifen angeordnet, nach toskaniſcher Art, oder auf 4 Eckſäulen, nach der Art Tetraſtyli genannt, oder auf eine

mox (c) *triclinium* (5) *ſatis pulchrum, quod in littus excurrit: ac ſi* (d) *quando Afri-*	ziemlich hübſcher (c) Hauptſahl (5), der hart ans Meer (6) vorſpringt, ſo (d), daß, wenn der Süd-Weſt-

eine Reihe Säulen, nach korinthiſcher Art; oder gar ohne Säulen, welche Höfe Vitruv Canaedias diſpluniatas nennt, worin das Regenwaſſer in Fallröhren abgeführt wurde. Alles was ich hierbey vermuthen kann, iſt dieſes daß das Canaedium, wegen des wenigen Raumes tetraſtyle geweſen ſeyn müſſe. Felibien macht einen großen Hof daraus, und begeht dadurch den allergrößten Fehler.

(c) Triclinium war bey den Römern ein großer Sahl mit oder ohne Säulen, von einem oder anderthalb Stockwerken hoch, darin man ſeine Gäſte zu bewirthen pflegte. Er hat den Nahmen von den drey Sitzbetten erhalten, die in Geſtalt eines griechiſchen Π geſtellet waren, und in der Mitte ſo viel Raum ließen, daß die Speiſen bequem konnten abgehoben und aufgetragen werden. Jegliches Sitzbette war ſo breit, daß 3 Perſonen neben einander darauf ſitzen oder liegen konnten. Wenn man nun den Ueberſchlag des Platzes davon macht, ſo findet man, daß etliche 30 Fuß das allergenaueſte Maß der Breite beſtimmen. Die Länge, ſagt Vitruv, L, 6. c. 5. ſolle wie 1 : 2 ſeyn, damit für die Tänzer und Schauſpieler noch Platz übrig wäre. Weil nun die Alten noch andere Sähle hatten, darin die Weiber aßen, darin man mit guten Freunden zu Tiſche lag, und noch andere, darin man nur zu Abend ſpeiſete, ſo habe ich ihm den Nahmen Hauptſahl gegeben, der ſo ziemlich mit unſerm Gebrauche übereinkommt, und darin man nicht täglich, ſondern nur bey großen Gaſtgebothen zu ſpeiſen pflegte. Die Griechen bewirtheten gleichfalls ihre Gäſte das erſte Mahl in ihren großen Oecis. Hernach konnte ein jeglicher Gaſt auf ſeinem Zimmer eſſen und trinken, was ihm geſund war, und was ihm beliebte.

(d) Daß, wenn der Südweſtwind das Meer treibt ꝛc. Aus dieſen und nachfolgenden Stellen läßt ſich ganz ſicher urtheilen, das Haus müſſe gerade nach dieſer Gegend gerichtet geweſen ſeyn; denn daß die Lateiner denjenigen Wind haben Africum genannt, der zwiſchen Mittag und Abend wehete, ſolches iſt bekannt. Er empfing den Nahmen von dem Welttheile, darüber er kam, und dieſes liegt den Italiänern gegen Südweſt. So viel weiß man auch, daß ſich die Alten an den 8 Hauptwinden begnügen ließen. Der von Hrn. Le Roi in ſeinen griechiſchen Alterthümern abgezeichnete Windthurm zu Athen zeigt es, und zwar ſo, wie ihn Vitruv beſchreibt. Daß aber die Seeleute und Erdbeſchreiber nicht ſollten eine genauere Eintheilung der Winde gehabt,

a mare impulſum eſt, fractis iam & nouiſſimis fluctibus leniter adluitur. Vndique (*) *valuas aut feneſtras non minores valuit habet: atque ita a lateribus et* (c) *a fronte*

Weſtwind ſolches treibt, die bereits gebrochenen und klein gewordenen Wellen ganz gelinde daran ſpielen. Er hat ringsherum (*) Doppelthüren, oder Fenſter, die ſo groß ſind, wie die Doppelthüren, ſo daß daraus, man ſowohl auf beyden Seiten, als vorwärts (e) gleichſam drey

habt, und zwiſchen dieſe Hauptwinde andere, ſo wie wir heutiges Tages eingeſchaltet haben, ſolches erklärt Vitruv, L. 1. c. 6. Der Wind Africus bringt in Italien Thau-Wetter, und iſt dem Wachsthume der Früchte ſehr dienlich; daher iſt die Lage des Hauſes geſund geweſen. Wenn nun dieſer Wind mit den Wellen geſpielet, ſo ſind ſie auf die lezt immer kleiner und kleiner geworden, bis ſie an die Stirnwand des Sahles oder an die vorliegenden Stuffen gewaſchen haben. Daß aber das Ufer längſt dem Gebäude und Garten hin, müßte eine Futtermauer gehabt haben, dieſes erfordern die erſten Grundregeln der Baukunſt; es würden ja ſonſt ſowohl die ſtürmiſch anſchlagenden Wellen des Meeres, als auch das Regenwaſſer des abſchüßigen Ufers ins Haus und Garten gelaufen ſeyn, wenn beydes nicht in der Anlage, ſo viel als nöthig, abgeſchüttet und erhöhet worden wäre. Was nun Felibien muß gedacht haben, daß er ſein Haus hat gegen Nordoſt gerichtet, das weis ich nicht. Denn Afrika liegt ja nicht gegen Norden. Vielleicht hat er das Haus an die Seite einer Bucht legen wollen; allein, würde da nicht der Africus eher die Wellen davon ab, als daran, getrieben haben? Doch das iſt ihm ungelegen. Er hat deswegen einen Gang vor dem Hauſe angeſchüttet, daß alſo die Wellen nicht haben den Sahl unterwaſchen ſollen.

(*) Die Doppelthüren können ſo ziemlich mit unſern heutigen in Vergleichung gezogen werden. Man findet deren Abbildung in den herkulaniſchen Mahlereyen. Die Fenſter, die eben ſo groß waren, als die Thüren, kommen auch unſern heutigen Sahlfenſtern oder Glasthüren ſo ziemlich bey. An ſtatt des Glaſes aber bedienten ſich die Alten dünner Tafeln von Frauen- oder Marienglas, wenn ſie durchſichtig ſeyn ſollten, ſo waren die Tafeln von weißem Alabaſter geſchnitten.

(e) Gleichſam drey verſchiedene Meere ſieht. Aus dieſer Stelle läßt ſich ſchließen, das Haus müſſe in einem großen

quaſi tria maria proſpectat. A tergo (4) cauaedium (2), porticum (3), aream (2); porticum rurſus, mox (1) atrium, ſiluas & longinquos reſpicit montes. Huius a laeua retractius paullo (7) cubiculum eſt duplum: deinde (8) aliud minus, quod altera fen eſtra admittit orientem, occidentem altera retinet. Haec et (f) ſubiacens mare longius quidem, ſed ſecurius intuetur. Huius cubiculi & tridinii illius obiectu includitur (9) angulus,

verſchiedene Meere ſieht. Rückwärts aber ſieht man das Vorhaus (4), den Säulengang (2), den Hof (3); wiederum den Säulen-Gang (2), hernach den Vor-Hof (1), die Wälder und das entfernte Gebirge. Linkerhand (des Hauptſahles) ein wenig zurückgezogen, liegt ein grosses Zimmer (7); darauf folgt ein anderes kleineres (8), davon das eine Fenſter die Morgenſonne, das andere aber die Abendſonne hat. Aus letzterm ſieht man (f) das darunter liegende Meer zwar etwas entfernter, aber deſto ſicherer. Dieſes Zimmer macht mit dem vorſpringenden Hauptſahle einen Winkel (9), darin die heißeſten

Meerbuſen auf einem kleinen Ausbuge des Ufers gelegen haben. Denn auf ſolche Art hat man vorwärts die offenbare See bis an den Horizont, auf beyden Seiten aber einen Theil des nahen Ufers zum Vorgrunde, die Seebucht zum Mittelgrunde, und den wohl angebaueten Strand, nebſt einem Theil des weiten Meeres zur Ferne, als das ſchönſte gemahlte Seeſtück ſehen, und folglich drey verſchiedene Ausſichten genießen können.

(f) Das darunter liegende Meer ꝛc. Wenn das Ufer um 3 bis 4′ iſt erhaben geweſen, und das Haus wieder vom Ufer um 3 bis 4′, ſo kann ich füglich ſagen: das darunter liegende Meer. Dieſes hat man von da länger herausgeſehen, nähmlich bis zum Horizonte, und nicht das geringſte weiter vom hervorgehenden Geſtade, weil eben das Zimmer im Winkel ſteckte; aber deſto ſicherer, weil es doch wenigſtens um 40′ vom Ufer zurückgezogen war, und alſo bey Stürmen nicht wohl vom Waſſer konnte beſprizt, und von Winden gar zu ſehr getroffen werden.

(9) Wenn vorhergehende Anmerkungen noch nicht hinlänglich ſeyn ſollten, die Lage des Hauſes zu beſtimmen, ſo iſt es gewiß

qui puriſſimum ſolem continet et accendit. Hoc hibernaculum, hoc etiam gymnaſium meorum eſt. Ibi omnes ſilent venti, exceptis qui nubilum inducunt, & ſerenum ante quam vſum loci, eripiunt. Adnectitur angulo (10) *cubi-*

ßeſten Sonnenſtrahlen ſich recht verfangen. An dieſem Orte pflegen ſich meine Leute des Winters zu wärmen, und durch Uebungen den Leib ſtark und geſchickt zu machen. Darzu nun iſt der Ort gegen alle Winde gedeckt, außer für die nicht, welche trübes Wetter bringen, die aber eher den heitern Himmel rauben, als den Ort unbrauchbar machen. An dieſen Winkel ſtößt ein Zimmer (12) mit abge-

wiß der Ausdruck, da Plinius ſagt: daß dieſer Winkel die heißeſte Sonne aufgefangen habe. Iſt das nicht einerley, als ob er geſetzt hätte, die Mittagsſonne? Wenn nun dieſer Winkel gerade gegen Mittag gelegen hat, ſo muß die lange Seite des ganzen Hauſes gerade gegen Mittag und Abend oder gegen Süſtweſt gelegen haben. In dieſem Winkel wärmten ſich des Plinius Leute des Winters an der Sonne. Ungeachtet nun auf der andern Seite des Sahles eben ſo ein Winkel iſt, der dazu hätte dienen können, ſo war doch dieſer ihrer Wohnung am nächſten, und jener war ganz wohlbedächtig durch den Hauptſahl von allen äußern Zugängen abgeſchnitten, und gehörte mit zur Gartenſeite; das Gymnaſium aber war der Sonne noch mehr ausgeſetzt, als jener. Zu vermuthen iſt es, daß vor den beyden Flügeln des Hauſes am Ufer ein Paar Reihen niedrige Bruſthecken von Rosmarien geſtanden haben, die zum Spazierengehen einerſeits, und zum Wettlaufe anderſeits haben dienen können. Weil aber Plinius nichts davon geſaget, ſo habe ich ſie nicht andeuten wollen. Bey'äuſig will ich erinnern, daß Scamozzi unter dem Worte Gymnaſium einen Lehrſahl verſtanden hat.

(10) Ein Zimmer mit abgerundeten Ecken ꝛc. in apſida curnatum. Felidien verſteht darunter einen runden Sahl, weil in verſchiedenen Auflagen an ſtatt apſida, afpida befindlich iſt, oder ein gewölbtes Zimmer. Beyde Erklärungen ſind falſch. Denn apſis heißt eine Radefelge, dieſe hält nun den vierten Theil des Rades, daher ſchließe ich, daß es in apſida curnatum heißen müſſe, wie eine Rade-Felge gekrümmt; und iſt dieſes Zimmer zwar geradelinig, aber an den äußern Ecken als ein Viertelkreis gekrümmt, oder, auf gut Deutſch, abgerundet

culum in apſida curuatum, quod ambitum ſolis feneſtris omnibus ſequitur. Parieti eius, in bibliothecae ſpeciem armarium inſertum eſt, quod non legendos libros, ſed lectitandos capit. Adhaeret (11) *dormitorium membrum, tranſitu interiacente* (12), *qui,*

abgerundeten Ecken, da in alle deſſen Fenſter den ganzen Tag über die Sonne ſcheint. In ſeiner Wand iſt eine Art von Bücherſchränken zu lauter auserleſenen Handbüchern eingeſchnitten. Mit dieſem hängt das gehörige Schlafzimmer (11), und zwar vermittelſt eines darzwiſchen liegenden getäfelten und gedielten Durchganges (12) zuſammen, vermöge

rundet geweſen; und dieſes nicht nur der inwendigen Schönheit, ſondern vielmehr der äußern Nothwendigkeit halber, damit erſtes großes Zimmer nicht ſogar im Winkel ſtecken, ſondern morgenwärts noch ein wenig Ausſicht am Strande genießen möchte. Daß daher die Seitenwände dieſes Zimmers auch auswärts abgerundet geweſen ſeyn müſſen, ſolches erhellet aus nachfolgenden: quod ſequitur ambitum ſolis, das ſich, ſo zu ſagen, nach der Sonne wendete, wie die Sonneblume. Man kann auch ſagen, daß ſich Plinius hier als ein Sternkündiger ausdrückt, weil diejenige Linie, welche die Laufbahn der Sonne (nach alter Meinung) vom nächſten Abſtandpuncte der Erde, bis zum weiteſten durchſchneidet, Apſis genannt wird; die Fenſter aber dem Umlaufe der Sonne folgten, d. i. parallel mit ihrer Bahn giengen, d. i. einen halben Zirkel auf dieſer geweſenen Linie Apſis beſchrieben. Daß aber überhaupt dieſes Zimmer wieder vorgeſprungen ſey, ob es gleich Plinius nicht ausdrücklich ſagt, ſolches beweiſet Vorhergehendes klar, und dann, da er ſagt, daß der Winkel oder das hibernaeulum für alle Winde gedeckt geweſen wäre. Ferner, da er ſagt, daß mit dieſem Winkel (nicht mit der Seite des Winkels) wäre das Eckzimmer verbunden geweſen. Auch deutet ſolches die gar zu ſehr verſteckte Ausſicht des kleinen vorhergehenden Zimmers mit den zwey Fenſtern an. Und denn endlich zeigt es der Zuſammenhang des folgenden rechten Flügels, und das bey den Alten ſo ſehr in Acht genommene Ebenmaß, daß dieſes Eckzimmer müſſe um 1 oder 2 Fenſter weniger, als der große Hauptſahl, hervorgeſprungen ſeyn.

(12) Tranſitu interiacente, qui, ſuspenſus et tabulatus etc. Wenn man dieſe Stelle nach Hrn. Gesners Anmerkung verdeutſchen wollte, ſo müßte ſie heißen: vermöge eines hinüber geworfenen hangenden und gedielten Ganges ꝛc.

Was

ſuſpenſus et tabulatus, conceptum vaporem ſalubri tempe- ge deſſen alle ſtockende Luft hier und dahin zertheilet, gerei-

Was würde dieſes wohl anders, als eine Brücke von Häng- und Sprengwerk geworden ſeyn? Wäre das nicht eine ſchöne Sache, wenn wir daraus erweiſen könnten, daß die Alten von Häng- und Sprengwerken müſſen etwas gewußt haben? da doch der große Baumeiſter Palladio die Ehre der Erfindung den Deutſchen beylegt; wie ſie denn noch heutiges Tages Meiſter der Zimmerkunſt, gegen andere Völker, ſind. Allein, ich will derweil die Brücken annehmen. Dieſe nun müßte entweder wegen eines Bächelchens, Seegrabens, oder wegen ungleichen Seeufers, oder vom obern Stockwerke des Hauſes in das andere Haus, eines Schlafzimmers wegen geworfen worden ſeyn. Das Bächelchen kann wohl nicht die Urſache ſeyn; denn Plinius hat zu Ende dieſes Briefes an ſeinem ganzen Landhauſe nichts auszuſetzen, als daß kein fließendes Waſſer in der Gegend geweſen iſt. Es müßte alſo ein Seegraben geweſen ſeyn, aber zu was Nutzen? Ich kann mir unmöglich ein altes deutſches Raub-Schloß mit umgeſchloſſenen Waſſergraben dabey vorſtellen. Plinius ſagt auch von keinem Graben beym Eingange ins Haus noch im übrigen. Der Seeſtrand war auch ganz flach und abſchüſſig, wie ihn Plinius beſchreibt; und das ganze Gebäude beſtand in einem einzigen Erdgeſchoſſe. Wo ſoll denn nun die Brücke Statt finden? Zu dem war dieſer Tranſitus der Geſundheit halber geordnet. Wie kann denn wohl eine Brücke die ſtockenden Dünſte vertreiben? ſie häuft ja ſolche noch mehr, und die Lücke beyder Häuſer würde einen unvergleichlichen Luftzug gemacht haben. Wie kann ſie denn alſo zur geſunden Wohnung etwas beytragen? da es überdies noch lächerlich wäre, aus ſeinen Wohnzimmern über eine Brücke ins Schlafgemach zu gehen (b). Derohalben ſage ich: daß der Gang müſſe

(b) Hier wird Hr. Hofr. Geſner unſtreitig ohne Urſache getadelt. Hr. Krubſacius ſcheint die Anmerkung dieſes großen Gelehrten nicht recht verſtanden zu haben. Damit ich nicht ohne Grund urtheile, will ich hier die ganze Anmerkung beyfügen. Sie iſt dieſe: Suſpenſus tranſitus ab vno membro domus ad alterum pontis inſtar porrectus, vt ſolum, niſi columellis forte, et pilis ſubiectis non contingat. Hunc vocis eius intellectum tum ad Fabrum, tum alias ſatis illuſtratum dedimus. Tabulatus vero fuit, h. e. ligneus, qui proinde conciperet facile vaporem, quem deinde prout facto opus eſſet, in alterutrum membrum admittere vel excludere inde facile erat. Man muß ſich hier keine Brücke, die über Waſſer geht,

ramento huc illucque digerit et. miniſtrat. Reliqua pars lateris huius (13) *ſeruorum* gereiniget und die Wohnung deſto geſunder gemacht wird. Sonſt iſt der übrige Theil dieſer Seite (13) zum

müſſe im Hauſe geweſen, daß er müſſe zwiſchen dem Schlafzimmer, daß an das Vorzimmer anſtieß, und dem Bücherkabinette geweſen ſeyn, daß er müſſe nach der See gelegen haben, und daß er müſſe getäfelt und gedielet geweſen ſeyn; denn auf dieſe Art diente er zugleich dem Hausgeſinde zum Eingange in die Wohnzimmer, er fieng die Meeresdünſte und die Hitze des Sommers auf, und vertheilte ſolche durch ſeine Länge. Er war an ſich ſelber trocken, weil er mit Holze ausgetäfelt war, da alle übrige Zimmer marmorne Fußböden hatten; er diente ferner zum Spazierengehen, als eine Galerie, und war auf dieſe Art der Wohnung ſehr bequem und zuträglich.

(13) Reliqua pars lateris &c. Plinius ſagt hier Alae, folglich muß das ganze übrige Haus diesſeits am Ufer des Meeres hingegangen ſeyn. Und es iſt auch ganz vernünftig, wenn ein Baumeiſter oder ein jeglicher Bauherr die längſte Seite ſeines Landhauſes nach der ſchönſten Ausſicht kehrt, d. i. längſt dem Ufer der See, eines Fluſſes, Thales oder einer Stadt hinrichtet. Hätte Felibien dieſes in beyden Landhäuſern des Plinius bedacht, ſo würde er nicht von

geht, ſondern einen Gang, der von einem Orte zum andern über das Trockene geführt iſt, dabey vorſtellen. Wer die Erläuterung aufmerkſam betrachtet, wird weiter nichts, als dieſes, dabey denken können. Ein getäfelter Gang im Freyen, muß der allemahl über Waſſer gehen? Wenn ich mich hier auf Beyſpiele ſolcher Gänge, die in manchen Gebäuden unſerer Zeiten gefunden werden, berufe, ſo glaube ich eben keinen Fehler der Baukunſt darin zu finden. Auch wird man nimmermehr beweiſen können, daß die Griechen, die wahren Kenner der Baukunſt, gar nichts von Sprengwerken, als unentbehrlichen Mitteln zur Baukunſt, ſollten gewußt haben. Es iſt wahr, ihre erſtaunenden Werke waren maſſiver, und aus dauerhaften Steinen zuſammengeſetzt; aber ſie mußten ſich auch in vielen Fällen des Holzes bedienen, und da waren die Sprengwerke ſchlechterdings unentbehrlich. Wie konnte man ohne ſie, wenn es nöthig war, bey geſchwinden Armeen Brücken verfertigen? Wie konnte man ohne ſie, die koſtbaren Gerüſte bey Aufführung ihrer Wunderwerke darſtellen, Obeliske aufrichten, unerhörte Laſten in Schiffe bringen und wieder heraus heben? Genug, es folgt nicht, wenn nützliche Entdeckungen einigen Neuern zugeſchrieben werden, daß die Alten gar nichts davon ſollten gewußt haben.

libertorumque vſibus detinetur, pleriſque tam mundis, vt accipere hoſpites poſſint. Et alio latere (14) *cubiculum eſt politiſſimum, deinde vel* (15)

zum Gebrauche der Knechte und Freygelaſſenen beſtimmt; doch ſind die mehreſten Kammern ſo reinlich, daß man auch Gäſte darin beherbergen könnte. Auf der andern Seite (des Hauptſahles) liegt ein ſehr ſchönes Putzzimmer (14), hernach ein großes Wohnzimmer (15), welches auch einen

vom Bücherkabinet an, um die Ecke herum gebauet haben; aber dazu hat ihn ſein großer cavädiſcher Hof verleitet, daß er ſich die ſchöne Ausſicht benommen hat. Vitruv ſagt uns ja, L. 6. c, 4. daß diejenigen Gebäude, die rückwärts an das Hauptgebäude ſtießen, und die Seitengebäude in den Atriis ausmachten, Alae genennet wurden, ſo wie ſie heutiges Tages noch den Nahmen der Flügel, oder Flügel-Gebäude, führen. Warum ſollte denn Plinius ſich nicht des rechten Wortes bedient haben, wenn welche wären vorhanden geweſen? Vor dieſem Theile des Hauſes, darin die Bedienten wohnten, war gegen den Hof zu ein freyer Platz, den ich den Küchenhof nennen will. So wenig nun Plinius von einer Küche, und den dazu gehörigen Vorrathskammern, Holz- und andern Behältniſſen, als von Kleinigkeiten, die ſich ohnedies verſtehen, und in den Brief nicht ſchickten, etwas geſagt hat, ſo wenig hat er auch von dem Küchenhofe etwas gedenken wollen, ungeachtet er in einer Wirthſchaft nöthig war. Ich habe ſeinen Ort durch einen Brunnen bemerkt; auch können in ſolchem Hofe eine Menge Bäume geſtanden haben, die zum Schatten, und zur Ausſicht des runden Hofes, dahin geſetzt worden ſind. Nicht minder kann durch dieſen Hof noch eine ſchöne Ausſicht an das Ufer des Meeres geweſen ſeyn.

(14) Es verſteht ſich, daß dieſes ebenfalls muß zurück gezogen geweſen ſeyn, ungeachtet es nicht ausdrücklich dabey ſteht. Das Ebenmaß befiehlt es ſowohl, als die Ausſicht des Hauptſahles.

(15) Das dieſes Zimmer muß größer geweſen ſeyn, ſolcher iſt klar. Allein, ob es vor- oder hinterwärts, oder ſeithalb, größer geweſen iſt, dieſes beſtimmt die Helligkeit, die Plinius anführt. Wäre es ſeitwärts oder hinterwärts größer geweſen, ſo hätte es nicht vom Meere ſo ſehr erleuchtet werden können; der vorſpringende Hauptſahl hätte es auch bis gegen Mittag beſchattet. Folglich ſchließe ich, müſſe es vorwärts länger geweſen ſeyn; und da es unweit dem Ufer

cubiculum grande, vel modica coenatio, quae plurimo ſole, plurimo mari lucet. Poſt hanc (16) *cubiculum cum* (17) *procoetone, altitudine aeſtiuum munimentis hibernum* (g) *eſt enim ſubductum omnibus ventis. Huic cubiculo* (18) *aliud, et* (19) *procoeton, communi pariete iunguntur. Inde balnei* (20) *cella frigidiora ſpa-*

einen mäßigen Speiſeſahl abgeben könnte, das von vieler Sonne und dem Meere recht hell iſt. Alsdann folgt ein Zimmer (16) mit ſeinem Vorgemache (17), das im Sommer kühl, weil es hoch, und im Winter warm iſt, weil es wohl verwahrt (g) und allen Winden entzogen iſt. Mit dieſem Zimmer iſt ein anderes (18) nebſt ſeinem Vor-Gemache (19) durch eine Scheidewand verbunden. Darauf folgt das geſammte Bad, und beſonders das kalte (20). Dieſes beſteht aus

Ufer wiederum hervor geſprungen iſt, ſo hat es dadurch von der Sonne und dem Meere deſto beſſer beſchienen und erleuchtet werden können. Ja es hat eben den Vortheil erhalten, den jenes Bücherkabinet linker Hand hat, um welches die Sonne, ſo zu ſagen, herumlief.

(g) Und allen Winden entzogen iſt. Was das heißen ſoll, und wie es gelegen hat, ſolches zeigt das Gymnaſium. Dieſes war ein eingehender Winkel des Hauſes; folglich müſſen dieſe beyden Zimmer ebenfalls wiederum zurück getreten ſeyn. Dieſes erklärt auch zugleich den Vorſprung des vorhergehenden Zimmers, und nachfolgenden Bades.

(19) Durch eine Scheidewand verbunden ꝛc. Dieſe Scheide-Wand war rückwärts, und die beyden Zimmer lagen hinter den beyden erſtern gegen Mitternacht, und eben dadurch wurden erſtere wider die Kälte und den Nordwind verwahret; im Sommer aber waren dieſe beſſer zu bewohnen, als jene. Die Ausſicht war auch nicht ſo unangenehm, weil ſie in den Garten gieng.

(20) Dieſes beſteht aus einem gewölbten hohen und weitläufigen Gemache ꝛc. Daß dieſes um Fenſter hervorgeſprungen ſeyn müſſe, ſolches iſt geſchehen, um ſowohl dem Gemache deſto mehrere Länge zu geben, vorhergehende beyde Zimmer deſto mehr wider den Weſtwind zu decken, und überhaupt der Seite dieſes Hauſes einen Vorſprung im Mittel zu ertheilen. Weil es nun das kalte Bad war, ſo war es auch kein Fehler, wenn auf der Nordſeite ebenfalls Fen-

tioſa et effuſa, cuius in contrariis parietibus (21) *duo baptiſteria, velut eiecta, ſinuantur, abunde capacia, ſi innare in proximo cogites. Adiacet* (22) *unctorium* (23), *hypocateſton, adiacet propigneon balnei: mox* (25) *duae cellae, magis elegantes, quam ſumtuoſae. Cohaeret calida* (26) *piſcina mirifice, ex*

aus einem gewölbten, langen und weitläuftigen Gemache, an deſſen beyden einander gegenüber ſtehenden Wänden ſich zwo Badewannen (21) aus Höhlungen in die Krümme herauswerfen, die überflüſſig groß ſind, ſo daß man, ohne weiter zu gehen, darin ſchwimmen könnte, wenn man wollte. An dieſes ſtößt die Salbſtube (22), die Schwitzſtube (23), auch der Platz zum Einheizen (24); und ferner noch zwo gewölbte Kammern (25), die mehr zierlich als koſtbar ſind. Mit dieſen allen hängt ein großes warmes Bad (26) wunder-

Fenſter hinausgiengen, und wenn es gleichfalls daſelbſt zu noch mehrerm Raume eine Vorlage von 1 Fenſter zum Ebenmaße der innern Seite und des gegenüber ſtehenden Abendſahles erhielt.

(22) Die Salbeſtube, die Schwitzſtube und der Platz zum Einheizen, waren kleinere Behältniſſe, die aber gegen die Sonne gekehrt, und wider die Kälte wohl verwahrt ſeyn mußten. Daher habe ich hinter ihnen die beyden Kammern abgeſchnitten, die vielleicht zum Aus- und Anziehen gehörten. Vitruv ſagt ausdrücklich, L, 6. c, 7. daß die Bäder gegen den Winterabend gerichtet ſeyn ſollen, theils wegen der Wärme, theils wegen des langen Tages, weil man ſich vor der Abendmahlzeit zu baden pflegte. Und hier ſind ſie angeordnet, wie ſie Plinius beſchreibt und Vitruv verlangt. Den Gebrauch und die Anlage dieſer Zimmer beſchreibt Vitruv ferner im 10ten Abſchn. des 5ten Buches.

(26) Der wunderbare Zuſammenhang dieſes warmen Bades mit vorigem, kann vielleicht in einer Menge Röhren und Züge beſtanden haben, da durch erſtere der Zu- und Abfluß des kalten und warmen Waſſers geſchehen, durch andere aber der Rauch und die Wärme unter dem Badeteiche befördert

qua natantes mare adſpiciunt (h). *Nec procul* (27) *ſphaeriſterium, quod calidiſſimo ſoli, inclinato iam die, occurrit. Hinc* (28) *turris*	derbarer Weiſe zuſammen, aus welchem man im Schwimmen aufs Meer ſehen kann (h). Nicht weit davon liegt das Ball-Haus (27) gegen Mittag und Abend gerichtet. Dabey ſteht ein hohes Gebäude (28), in deſſen unterm Stocke

dert und erhalten worden, ſo wie man heutiges Tages die Züge in Gewächshäuſern und Treibebeeten anzuordnen pflegt. Was aber das Gemach betrifft, darin dieſes Bad lag, ſo iſt es, dem Ebenmaße nach, ſo groß und geraum geweſen, als vorhergehender mäßiger Eßſahl; und da es gleichfalls hervorgeſprungen iſt, und noch dazu die Ecke des ganzen Hauſes war, ſo hat man im Schwimmen auf 3 Seiten herum und beſonders aufs Meer, durch die bis auf den Fußboden heruntergehenden Fenſter ſehen können.

(27) Nicht weit davon ſteht das Ballhaus ꝛc Plinius beſtimmt dieſe Weite nicht; allein es muß doch auch nicht gar zu nahe geſtanden haben, ſonſt würde der nachher beſchriebene Cryptoporticus, der eigentlich den Abſtand deſſelben vom warmen Bade beſtimmet, nicht gar zu lang geweſen ſeyn, und folglich nicht beynahe das Anſehen eines öffentlichen Gebäudes gehabt haben, wie denn auch der ganze Weingarten gar zu klein würde geweſen ſeyn. Er ſagt ferner: es wäre der heißeſten Abendſonne entgegen geſtanden. Was iſt das anders, als ob er geſagt hätte: die Sonne kann Nachmittags um 4 oder 5 Uhr gerade den Sahl beſcheinen. Da nun die ganze Lage des Landhauſes nach dieſer Gegend gerichtet war, und der Sahl des warmen Bades, wenn man auf dieſer Seite weiter fort gehen wollte, billig einen eben dergleichen Sahl von außen nach den Grundregeln des Ebenmaßes erforderte: ſo habe ich das Ballhaus in gerader Linie fort an den Strand geleget, daſelbſt es alle Eigenſchaften hat, die Plinius davon angiebt. Daß es länger, als breit, müſſe geweſen ſeyn, ſolches erfordert das Ballſpiel an ſich ſelber. Wenn nun ein ſolches ablanges Gebäude der Sonne entgegen ſteht, ſo muß ſich ja wohl die ſchmahle Seite dahin kehren; und nicht die breite. Des Hrn. Felibien Ballhaus aber ſteht gerade gegen Norden, und läuft mit den übrigen Zimmern in einem Zuſammenhange fort, wider die klaren Worte des Plinius.

(28) Dabey ſteht ein hohes Gebäude ꝛc. Ich habe Bedenken getragen, das Wort Turris einen Thurm zu geben; wozu noch Lancisius, in der Beſchreibung von ſeinem neu

trigitur, ſub qua (29) *diaetae duae, totidem in ipſa. Praeterea coenatio, quae latiſſimum mare, longiſſimum littus, amoeniſſimas villas proſpicit.*	Stocke zwo Wohnungen (29), eben ſo viel im mittlern, und im obern ein Speiſeſahl befindlich iſt, daraus man die weiteſte Ausſicht aufs Meer genießt, und längſt dem Strande hin die ſchönſten Landhäuſer im Geſichte hat.

neu entdeckten Laurentano: ad propugnaculum villae ſetzt; man ſehe die Gesneriſche Anmerkung. Die Urſache aber iſt dieſe: weil aus des Plinius Beſchreibung dieſes und des andern Gebäudes im geringſten nicht erhellet, daß ſie zur Vertheidigung angelegt geweſen wären, wohl aber zum Vergnügen, zur Wohnung und zur Ausſicht; folglich fällt hier der Gedanke von Streitthürmen ganz und gar weg. Es waren alſo 2 hohe Gebäude von 3 Stockwerken, die Plinius Turres nannte, weil das ganze übrige Haus bloß aus einem einzigen Erdgeſchoſſe beſtand, und weil die Lateiner, ſo wie wir, kein Wort in ihrer Sprache hatten, das ein dergleichen Gebäude, das ſich über ein anderes erhebt, andeutete. Die Franzoſen haben ſich lange Zeit des Wortes Pavillon in dergleichen Fällen bedient; allein, da man jetzt auch die niedrigen Luſthäuſer und Sähle beſonders in Gärten Pavillons, Pavillons de treillage etc. zu nennen pflegt, ſo habe ich auch das franzöſiſche Wort nicht beybehalten wollen, ſondern bin lieber bey der Umſchreibung geblieben. Daß aber dieſes erſtere hohe Gebäude an das Ballhaus geſtoſſen oder nahe daran geſtanden haben müſſe, ſolches giebt der Text gar deutlich zu verſtehen. Er ſagt ferner, daß zwo Wohnungen neben einander in einem Stocke gelegen haben. Zu einer Wohnung aber gehörten wenigſtens 3 Zimmer, folglich müßte der Umfang ſo groß geweſen ſeyn, daß 6 Zimmer, ohne die Treppe, die niemand läugnen kann, darin Raum gehabt haben können. Daraus nun ſchließe ich ferner: es müſſe dieſes Gebäude viereckig, und jede Seite 5 Fenſter breit geweſen ſeyn. Felibien verſteht dasmahl hier unter coenatio eine Terraſſe auf dem Hauſe, da man unter freyem Himmel hat ſoupiren können. Daß ſolches heut zu Tage, und zwar unter Zelten, wiewohl nicht eben ſo öfters geſchieht, ſolches iſt jedermann bekannt; allein, ob es die Alten gethan haben, das ſteht zu erweiſen; daß man aber um deswillen einen ſolchen Altan einen Abendſahl nennen ſollte, iſt bey uns gar nicht gebräuchlich, und von den Alten nicht zu glauben.

Eſt et alia (30) *turris: in hac cubiculum, in quo ſol naſ-*

hat. In noch einem andern hohen Gebäude daſelbſt (30) iſt im obern Geſchoſſe

(30) Das andere hohe Gebäude hat um ſo viel von erſterm entfernt geſtanden, daß zwiſchen beyden der äußere Eingang in den Garten, oder die Ausſicht dadurch, aus der Mitte des kleinen runden Hofes durch den ganzen Garten geſchehen können. Es lag im obern Stocke ein großes Zimmer, das den ganzen Tag über die Sonne hatte. Daraus ſchließe ich: die Treppe müſſe gegen der See zu, auf der Seite zwiſchen Mittag und Abend gelegen haben, da ſie im vorhergehenden Gebäude, wegen der Ausſicht des Eßſahles, gegen Nordoſt gelegen hat. Das allerbedenklichſte bey dieſem Gebäude iſt wohl das Weinbehältniß, das im obern Stocke, und alſo über dem Eßſahle, ſoll geweſen ſeyn. Fürwahr, eine ſolche Lage würden wir heut zu Tage keinem Weinkeller geben. Felibien ſtößt ſich auch ſehr daran, und will lieber aus dem Griechiſchen her erweiſen: Apotheca müſſe ein Gardemeuble heißen, vielleicht damit der Korn- oder Heuboden (horreum) ſich deſto beſſer über ihr ſchicke, weil er ſeine Pavillons nur 2 Stockwerke hoch angegeben hat. Allein, er hat ſich nicht beſonnen, daß die Italiäner keine hohen Dächer bauen, und die Alten noch niedriger gebauet haben; zu geſchweigen, daß daß Landhaus keinen Feldbau hatte. Was ſoll denn nun der Kornboden, und noch dazu an dieſen Orten, machen; dazu wäre Platz genug über der Knechte Wohnung oder anderswo geweſen. Ich will alſo die wahre Bedeutung des Wortes Apotheca beybehalten, und ſagen daß es ganz wohl möglich geweſen ſey, auf der Nordſeite einen kühlen Ort anzulegen, darin man den Wein hat in Krügen oder Schläuchen aufheben können; denn die Alten hatten, wie bekannt, keine Fäſſer, wie wir heutiges Tages, ihren Wein, der nur von einer Weinleſe bis zur andern dauerte, darin zu verwahren (c). Dieſes Weinbehältniß, und die darneben lie-

(c) Die Alten hatten, wie bekannt, keine Fäſſer — — — darin zu verwahren. Ob dieſer Gedanke richtig ſey, mag man aus folgenden Stellen erkennen. Im Horaz findet man den Ausdruck: vini cum patera meri. Varro in ſeinem Buche de re ruſtica, ſagt: Falerna, quanto plures annos condita, tanto fructuoſioro. Zu der 8ten Ode im 3ten Buche des Horaz ſetzt der alte Scholiaſt dieſe Erläuterung hinzu vinum hoc 47 annos habebat. Mehrerer Beyſpiele nicht zu gedenken, welche alle mit der Meinung des Hrn. Krubſacius ſtreiten.

citur conditurque: lata poſt [apotheca] & horreum. Sub hoc (31) *triclinium, quod turbati maris non niſi fragorem et ſonum patitur, eumque iam languidum ac deſinentem* (32); *hortum et* (33) *geſtationem videt, qua hortus includitur. Geſtatio* (34) *buxo aut* (35) *roremarino, vbi deficit buxus, ambitur: nam buxus, qua parte defenditur tectis, abunde viret; aperto coelo apertoque vento, et, quanquam*

ſchoſſe ein Gemach, in welchem man die Sonne auf- und untergehen ſieht; hernach folgt in bereites Wein-Behältniß nebſt einer Vorrathskammer; und unter dieſen liegt noch ein Haupt-Saal (31), darin man vom Brauſen des Meeres weiter nichts, als ein ſchwaches und abnehmendes Geräuſch, wahrnimmt. Außerdem aber erblickt man einen Garten (32), der mit einem Baumgange (33), umſchloſſen iſt. Dieſer Gang iſt mit Buchsbaume (34), oder mit Rosmarin (35), an denen Orten, da erſterer nicht fortkommt, eingefaſſet. Denn der Buchsbaum grünet am beſten, wo er von Gebäuden beſchirmet wird; im Freyen aber, wo ihn der Wind

Ji 2

liegende Speiſekammer, ja, beyde hohe Gebäude, gehörten wahrſcheinlicher Weiſe für fremde Gäſte, und es war damahls der griechiſche Gebrauch, daß man ſeinen Gäſten erlaubte, auf ihrem Zimmer zu eſſen und zu trinken was ſie wollten. Vitruv. L. 6, c. 10.

Geſtatio, ein Gang in einem Garten, darin ſich die Alten pflegten in Tragſtühlen herumtragen zu laſſen. Dieſer war mit Bruſthecken von Buchsbaum und Rosmarin eingefaßt, welche die Stelle unſerer Buchen vertraten. Die Alten pflegten ihre Gartengänge mit Steinen zu pflaſtern, (*Vitruv*. L. 6, c. 10) ſo wie es heutiges Tages die Türken thun, oder ſie pflegten ſie durch einen Kalkauß und überſchlagenen Kies, ſo wie es in Frankreich geſchieht, derb und feſt zu machen. Der Unterſchied aber zwiſchen Ambulatio und Geſtatio kann, ſo wie ich aus der Beſchreibung des Tuſculans ſchlieſſe, darinn beſtanden haben: daß erſteres ſchmahl, mit bloßen Hecken, dieſe aber breit, mit Bäumen und Hecken zugleich, ſo wie unſere heutigen Hauptgänge mit und ohne Contre Allées ſind, angelegt waren.

longinqua adſpergine maris, inareſcit. Adiacet geſtationi interiore circuitu vinea (36) *tenera & vmbroſa, nudisque etiam pedibus mollis et cedens* (i). *Hortum morus et ficus frequens veſtit: quarum arborum illa vel maxime ferax eſt terra, malignior ceteris. Hac non deteriore quam*

Wind trifft, und wo er nur von weitem, vom Meer-Waſſer beſpritzt werden kann, geht er gar bald ein. An dem innern Umfange des Baumganges liegt ein neuangelegter ſchattiger Weingarten (36), deſſen Boden ſo weich iſt, daß er auch den bloßen Füßen ſanft iſt (i). Uebrigens iſt der Garten mit Feigen- und Maulbeerbäumen wohl beſetzt, die in dieſem Boden beſſer, als andere Arten, fortkommen. In dieſem Garten nun liegt ein Speiſeſahl

(36) Der ſchattige Weinberg kann deswegen ſeyn ſchattig genannt worden, weil er mit Feigenbäumen beſetzt war, daran die Weinranken hinauf liefen, ſich herum ſchlungen, und ſich von einem Baume zum andern in Geſtalt eines Gehenkes ſchwungen; welches Plinius bey ſeinem andern Landhauſe ungemein wohl beſchreibt, und welches noch heutiges Tages in Wälſchland gebräuchlich iſt; dahingegen Felibien den ganzen Weingarten aus zwey mit Weine bezogenen Laubengängen beſtehen läßt, die von innen mit Sande wohl ausgeſtreuet waren. So ins Enge gezogen, würde ſich wohl ſo leicht kein Menſch in Italien einen Weingarten vorſtellen können, da Felibien doch den übrigen Küchengarten von ſo vielen Abtheilungen und Veränderungen, und ſo groß angiebt, wenn man die andere Hälfte, der Knechte Garten dazu nimmt, daß man meinen ſollte, Plinius hätte wohl mehr als ein paar Bogengänge mit Weine bebauen können.

(i) Uebrigens iſt der Garten mit Feigen- und Maulbeer-Bäumen wohl beſetzt ꝛc. Unter dieſem Garten verſtehe ich hier nichts anders, als einen Quincunx, den die Alten vorzüglich liebten. Darzu nun blieben an dem äußern Umfange des Gartenganges 3 beſonder Plätze übrig. Wenn ich nun bedenke, daß der Maulbeerbaum in ſeiner Geſtalt ſchöner iſt, und mehr Schatten giebt, als der Feigenbaum, ſo dürfte ich faſt glauben, die Gänge und der Quincunx wären mit Maulbeer-, der Weingarten aber mit Feigen-Bäumen beſetzt geweſen.

maris facie (37), *coenatio remota a mari fruitur. Cingitur* (38) *diaetis duabus a tergo, quarum feneſtris ſubiacet* (39) *veſtibulum villae*,

ſeſahl (37), der, ob er gleich nicht aufs Meer ſieht, doch eine nicht geringere Ausſicht hat. Er wird von zwey Wohnungen (38), rückwärts eingeſchloſſen, unter deren Fenſtern der Eingang (39) in das Land-Haus,

(37) Dieſer Speiſeſahl, der von Meere entlegen iſt, ſoll dennoch eine nicht geringere Ausſicht haben. So wie er nun in gegenwärtigem Entwurfe liegt, hat er vorwärts die Ausſicht in den Luſtgarten; einerſeits die Ausſicht durch den Gartengang, und anderſeits durch den Säulengang bis an den Meerſtrand, und vielleicht gar bis aufs Meer, rückwärts aber hatte er die Ausſicht in einen Gang des Küchengartens, und ſeithalb in den Vorhof und in den Garten. Dieſe ſechsfache Ausſicht iſt ſchon hinlänglich, die Stelle zu erklären. Felibien hat dieſen Sahl mit ſeinen Nebenzimmern ganz frey in den Garten gelegt, und ſeine Ausſicht ſo ſchön in der Nähe angeordnet, als es möglich hat ſeyn können; allein, er hat auf der andern Seite einen eben ſolchen Sahl und eben ſo einen Garten, vielleicht für die Knechte, angeordnet. Ich meines Ortes muß die Ordnung bewundern, in der Plinius ſein Haus beſchrieben hat. Er hat in einer ununterbrochenen Folge vom Eingange bis hierher alle Theile und Gebäude beſchrieben; ja, er fährt noch ferner fort, dieſen Sahl und die anſtoſſenden Wohnungen die vermuthlich für ſeine Gemahlinn und Schwiegermutter mögen ſeyn eingerichtet geweſen, als den Reſt des alten Hauſes, vollends zu beſchreiben, und behält ſich vor, wieder zurück zu gehen, und das, was er ſelber neu hinzu gethan hat, umſtändlicher als alles vorhergehende nachzuhohlen. Das war nun ſeine liebſte Gartenwohnung, und der gewölbte Spaziergang, als ein Zuſammenhang mit dem alten. Wenn man dieſe beyden Stücke vom Entwurfe weglaſſen wollte, ſo würde man das genaueſte Ebenmaß in allen dem Alten wahrnehmen. Betrachtet man aber auch dieſen neuen Zuſatz, ſo muß man ſich verwundern, mit was für Vortheil, Nutzen und Zierlichkeit, dieſe Gebäude ſind eingeſchaltet worden; dahingegen man ſich nicht verwundern darf, daß Plinius hier in der Beſchreibung, ſo zu ſagen, einen Sprung gethan; noch vielweniger daraus urtheilen, als ob dieſe Garten-Wohnung müſſe zu allerlezt am Ende des Gartens gelegen haben.

(39) Veſtibulum, war bey den Alten der Eingang in den Hof, oder ins Haus. Er war allezeit mit einer Vorlage von

& (40) hortus alius, pinguior et ruſticus. Hinc (41) cryptoporticus, prope publici ope-	Haus, und noch ein anderer fetter Küchengarten (40) liegt. Von dannen erſtreckt ſich ein gewölbter Gang (41), der faſt einem öffent-

von einer oder mehr Reihen Säulen gedeckt, welchen wir, an den Kirchen noch den Vorhof nennen. Durch dieſen und durch die Hausthüre kam man bey den Römern in einen Vorhof mit einfachen Säulengängen umſchloſſen; bey den Griechen aber durch einen langen Gang erſt in einen Hof, der mit vielfachen Säulengängen umſchloſſen war. (*Vitruv* L. 6, c. 10.) Da nun hier im Vorhof keine Säulengänge waren, wohl aber im kleinen runden Hofe, und Plinius veſtibulum villae ſagt, ſo iſt zu vermuthen, er müſſe den Eingang in den runden Hof, und nicht in den Vorhof, darunter verſtanden haben, weil dieſer gemeine Vorhof unfehlbar, wie auf dem Lande erforderlich iſt, nur eine Thorfahrt wird gehabt haben. Daß er aber nicht gleich anfangs in der Beſchreibung des Einganges gedacht hat, ſolches rührt vielleicht daher, weil die Säulen des Veſtibuli mit dem Säulengange des runden Hofes zuſammenhiengen, und ein Periſtylium ausmachten, welche Bauart Vitruv, L. 6, c. 8, ausdrücklich den Landhäuſern beylegt.

(41) Von dannen erſtreckt ſich ein gewölbter Gang. Vitruv nennt, L. 6, c. 8, die Gewölbe unter der Erde cryptas, davon vielleicht die Grufte noch herſtammen. Alſo muß cryptoporticus ein gewölbter Gang geweſen ſeyn, darinn man in heißen Sommertagen hat kühle Luft ſchöpfen können. Im zweyten Brife beſchreibt Plinius zwey ſolche Gänge über einander, den einen halb unter der Erde, und den andern darüber. Dieſer erſtere war alſo, nach Vitruv's Meinung, ein wahrer cryptoporticus. Hier nun ſollte er doppelte Dienſte thun; er ſollte nicht nur im Sommer kühl ſeyn, ſondern auch im Winter die Sonnenſtrahlen auffangen, und den Platz davon erwärmen. Plinius beſchreibt ſolchen ſehr umſtändlich, ſogar bis auf den Schatten, den er wirft. Alle dieſe Umſtände nun zuſammen genommen, laſſen mich urtheilen: er müſſe in einem halben Kreiſe, oder doch wenigſtens im gedruckten Kreiſe, erbauet geweſen ſeyn. Denn auf dieſe Art würden die Sonnenſtrahlen ſich wie in einem Brennſpiegel haben verfangen können; es würden ſich die Winde von allen Seiten haben daran brechen können; es würden auch die Weſtwinde haben deſto beſſer durchſtreichen können. Auf dieſe Art würde er den Schatten überall angegebener Maßen hingeworfen haben, und dieſer würde alsdann bald lang, bald kurz, hier oder da hin gefallen

ris, extenditur. Vtrinque feneſtrae, a mari (42) *plures, ab horto ſingulae, & alternis* (43) *pauciores. Hac, quum ſerenus dies & immotus, omnes; quum hinc vel inde ventus inquietus, qua venti quieſcunt, ſine iniuria patent. Ante cryptoporticum* (44) *xyſtus, violis* (45)

öffentlichen Gebäude gleicht. Er hat auf beyden Seiten Fenſter, doch gegen das Meer zu viele (42), gegen den Garten aber einzelne und wechſelsweiſe wenigere (43). Dieſe ſtehen bey heiterm und ſtillem Wetter alle offen; wenn es aber von hier oder da her windig iſt, ſo ſtehen nur die unbeläſtiget offen, welche kein Wind trifft. Vor dem gewölbten Gange liegt ein Gartenaltan (44), mit

fallen ſeyn; welche Kleinigkeit ſonſt Plinius nicht würde angemerkt haben, wenn der Schatten eines halbrunden Gebäudes in ſeiner Ab= und Zunahme nicht beſondere krumme Linien beſchrieben hätte. Zudem ſagt er ja: er hätte bald ausgeſehen, wie ein öffentliches Gebäude. Nun waren ja alle Lauf= und Rennbahnen, desgleichen alle Kampf und =Schauplätze, von Kreiſen und halben Kreiſen geſchloßen. Man erſieht auch aus der Beſchreibung vom Tuſculanum, daß Plinius müſſe die halben Kreiſe ſehr geliebt haben, wie ſie denn auch in Abwechſelung der geraden Lienien eine herrliche Wirkung thun. Felibien geräth bey ſeiner Anlage auf einen wunderlichen Einfall. Er ſieht nunmehr, da er den vorhergehenden Eßſahl frey in den Garten geſetzt hat, daß er den gewölbten Gang nicht wohl damit verbinden kann; deswegen ſagt er: das Wort hinc müſſe man von da aus verſtehen, wo Plinius damahls geſeſſen, als er den Brief geſchrieben hat; aber dieſes nicht etwa in dem Kabinette ſeiner luſtigen Gartenwohnung, wo er zu ſtudiren pflegte, nein! ſondern im zweyten Hauptſahle; der im letztern hohen Gebäude lag. Wer ſieht denn nicht ein, daß er den Text mit Haaren auf ſeinen Entwurf gezogen; Außerdem beſtimmet dieſer Gang ganz ungemein genau, die wahre Lage des ganzen Hauſes.

(44) Vor dem gewölbten Gange liegt ein Gartenaltan ꝛc. Das Wort Xyſtus, ſagt Vitruv, L. 6, c. 10, hieß bey den Griechen ein Säulengang, darunter ſich Athleten zur Winterszeit im Ringen und Fechten übten. Die Römer aber verſtanden einen offenen freyen Platz darunter, der zu eben dem Gebrauche angelegt und beſtimmt war. So viel wiſſen

odoratus. Tempore ſolis infuſi repercuſſu cryptoporticus auget, quae vt tenet ſolem, ſic aquilonem inhibet ſubmouetque:

mit wohlrichenden Veilchen (45) bepflanzet. Wenn nun die Sonne warm dahin ſcheint, ſo prallen die Strahlen an den gewölbten Gang zurück, und vermehren dadurch die Wärme; und ſo wie er die Sonne

wiſſen wir alſo davon. Ich will dieſem zufolge in meiner Erklärung die Säulen weglaſſen, ſo behalte ich noch einen erhabenen Gang übrig, der vor einem Gebäude hinläuft. Was iſt dieſes anders, als was die Franzoſen Terraſſe nennen, die wir heut zu Tage noch vor alle ſchöne Gartenhäſer legen, und was Sturm auf Deutſch einen Gartenaltan nennt, deſſen Höhe ſich nach Beſchaffenheit des Erdbodens und des Hauſes richtet. Aus der Beſchreibung vom Tuſculum, deſſen Lage bergig war, kann man gar ſicher urtheileiſen das Xyſtus müſſe eine Erderhöhnng oder ein Altan geweſen ſeyn. War er breit, ſo belegte man ihn mit verzierten Küſſen von Buchsbaum und Blumen; war er aber ſchmahl wie hier, ſo wurde er bloß mit Blumen eingefaſſet. Daß er alſo müſſe ſchmahl geweſen ſeyn, ſchließe ich aus der gänzlichen Beſchattung vom gewölbten Gange, des Vormittags, da der Küchengarten des Nachmittags nur zum Theil beſchattet wurde. Und dann ferner; weil er mit dem Cryptoporticus parrallel lief, ſonſt könnte die Gartenwohnung nicht an beyden Enden zugleich geſtanden haben. Man ſehe die Geſneriſche Anmerkung. Daß aber dieſer Xyſtus oder Altan müſſe erhaben geweſen ſeyn, ſolches beweiſe ich aus dem 11ten Hauptſt. des 5ten Buches Vitruv's, wo ausdrücklich ſteht, daß vor dem Xyſto ein Gang 1½ Fuß wenigſtens vertieſt liegen müſſe, damit die Vorgehenden nicht von den Fechtern gehindert würden. Kann man wohl was deutlicheres von der Sache haben? Der Unterſchied aber zwiſchen Xyſtus und Xyſtum, wie ihn Vitruv angiebt, beſteht darin, daß Xyſtus ſch echterdings ein Säulengang bey den Griechen geweſen iſt, darunter man ſich in garſtigem Wetter zu üben pflegte; Xyſtus aber bey den Römern war eine Terraſſe, oder Altan, unmittelbar vor dem Säulengange, darauf man ſich in gutem Wetter zu üben pflegte. Und Xyſtum war der niedrige Platz vor der Terraſſe, darauf man unter Bäumen ſpazieren zu gehen, und den Fechtern zu zuſehen pflegte, Solche Xyſti und Xyſta wurden zum Vergnügen des Volkes bey den öffentlichen Bädern angelegt; und dieſes hat dem Plinius vielleicht Anlaß gegeben, warum er ſeinen Criptoporticus, der hier an der Stelle eines wahren Xyſti

quantumque caloris ante, tantum retro frigoris. Similiter Africum ſiſtit, atque ita diuerſiſſimos ventos alium alio a latere frangit et finit. Haec iucunditas eius hieme, major aeſtate. Nam ante meridiem, xyſtum, poſt meridiem (46) *geſtationes hortique proximam partem vmbra ſua temperat: quae, vt dies creuit decreuitque, modo breuior, modo longior hac vel illuc cadit. Ipſa vero cryptoporticus tunc maxime caret ſole, quum ardentiſſimus culmini eius inſiſtit. Ad hoc patentibus feneſtris fauonios accipit transmittitque: nec vnquam aëre pigro & manente ingrauescit. In capite xyſti deinceps cry-*

ne auffängt, eben ſo wehret er dem Nordoſtwinde. Daher es denn kommt, daß es vor ihm eben ſo warm, als es kalt hinter ihm iſt. Auf eben die Art hält er auch den Südweſtwind ab, und ſo brechen und verſchlagen ſich verſchiedene andere Winde daran, ſie mögen von einer Seite herwehen, von welcher ſie wollen. Ein ſolches Vergnügen hat man davon im Winter, ein noch grösseres aber im Sommer zu genießen. Denn vormittags legt er den Altan, nachmittags aber die Gartengänge (46) nächſtentheils in kühlen Schatten, ſo, daß ſolcher, wie die Tage zu- und abnehmen, bald kürzer, bald länger, hier oder da hinfällt. In dem gewölbten Gange aber ſelber, iſt es alsdenn am kühlſten, wenn die Mittagsſonne recht über ihn liegt. Hierzu kommt noch, daß, wenn die Fenſter offen ſind, die Weſtwinde durchſtreichen können, die alle die geringſte faule und ſtockende Luft daraus vertreiben. Am Ende des Altans ſowohl, als des gewölbten Ganges, liegt die Gartenwoh-

 nung,

Xyſti lag, mit einem öffentlichen Gebäude vergleicht. Felibien macht ein heutiges Garten-Parterre daraus, und viele Gelehrte beten es ihm ſo nach.

ptoporticus (47) *horti diaeta eſt, amores mei: re vera amores: ipſe poſui. In hac* (48) *heliocaminus quidem, alia xyſtum, alia mare, vtraque ſolem* (49), *cubiculum autem valuis, cryptoporticum feneſtra proſpicit. Qua mare contra parietem medium* (50) *cotheca perquam eleganter re-*

ung (47), welche mein einziges Vergnügen iſt; ja wohl recht mein einziges Vergnügen: denn ich habe ſie ſelber angeleget. In dieſer befindet ſich eine Sommerſtube (48), die einerſeits den Altan, andererſeits das Meer, beyderſeits aber die Sonne hat; und daraus man durch Doppelthüren in das Wohnzimmer (49), durch Fenſter aber in den gewölbten Gang ſehen kann. Dieſe Wohnung wird durch ein Kabinet (50), das gerade an der Wand liegt, die ſich gegen

(47) Diaeta iſt das jenige, was wir Deutſche Wohnung, und die Franzoſen Apartement nennen. Was die Alten zu einer vollſtändigen und bequemen Wohnung nöthig gehabt haben, ſolches ſehen wir aus dieſem Briefe. Eine vollſtändige Wohnung beſtand aus 6 Zimmern, nähmlich: aus einem Vorzimmer, aus einem Wohnzimmer, darin Plinius vielleicht Leute abfertigte, aus noch einem andern Wohnzimmer, aus einer Sommerſtube, einem Kabinette und einem Schlafzimmer; ungerechnet das Wärmſtübchen und den Gang oder das dégagement, wie es die Franzoſen nennen. Fürwahr eine große Bequemlichkeit auf dem Lande, die wir ziemlich nachzuahmen anfangen. Zu einer Wohnung aber für einen Gaſt, wurden nach des Plinius 2ten Br. an den Apollinaris, wenigſtens 3 Zimmer erfordert. Und ſo viele brauchen wir heut zu Tage in unſern ſchönen Landhäuſern auch, und wohl gar 5, wenn ſie vollſtändig ſeyn ſoll; nähmlich: ein Vorzimmer, ein Schlafzimmer, ein Kabinet, und 2 Kleiderzimmer für den Kammerdiener und die Kammerjungfer.

(48) Heliocaminus, ein Sonnenofen von Wort zu Wort, auf gut Deutſch aber, ein ſonnenwarmes Stübchen, oder eine Sommerſtube; wiewohl der Nutzen dieſes Zimmers mehr auf den Winter, als Sommer, gerichtet war, da man in Italien ſich im Sommer vor der Mittagsſonne verbirgt. Doch die Römer hatten im Gebrauche, ſich zu gewiſſen Zeiten nackend in die Sonne zu legen, und ſich alſo zu ſonnen. Zu beyden konnte dieſes Zimmer gebrauchet werden.

ſedit: quae ſpecularibus & velis obductis reductisque modo adjicitur cubiculo, modo aufertur. Lectum et duas cathedras capit: a pedibus mare. a tergo villae, a capite ſiluae (l): tot facies locorum totidem feneſtris & diſtinguit & miſcet. Junctum eſt (51) cubiculum noctis et ſomni. Non illud voces ſeruulorum, non maris murmur, non tem-

gegen das Meer kehrt, verſchönert, welches vermöge durchſichtiger Fenſter, und bald auf- bald zugezogener Vorhänge, dem Wohnzimmer bald gegeben, bald genommen werden kann. Es enthält in ſich ein Ruhebette, nebſt zwey Tragſeſſeln; das Bette ſteht ſo, daß man zu den Füßen das Meer, im Rücken die Landhäuſer, und zu den Häuptern die Wälder hat (l); ſo viel nun Ausſichten der Orte ſind, durch ſo viele Fenſter können ſie zuſammen und insbeſondere geſehen werden. Noch iſt damit das nächtliche Schlafzimmer (51) verbunden, darin man weder das Geſchwätz meines wenigen Geſindes, noch das Geräuſch des Meeres, noch das Brauſen der Stürme,

(l) ſo viel nun Ausſichten dieſer Orte ſind ꝛc. Es waren aber vier Ausſichten; die erſte gegen das Meer und rückwärts gegen die Wälder; die andere gegen die Landhäuſer und rückwäts gegen den Garten: Alle dieſe 4 Seiten hatten Fenſter, ſo daß, wenn man im Mittel des Zimmers ſtand, ſo konnte man allezeit 3 Seiten zuſammen ſehen; trat man aber ans Fenſter, ſo konnte man nur die einzige ſehen. Eben dieſe Beſchaffenheit hatte es in der Sommer-Stube, und eben dieſe Beſchaffenheit in der Wohnſtube. Und alſo muß dieſe Wohnung wegen der ſchönen Ausſicht ins Freye, ungemein luſtig, bequem und geſund angelegt geweſen ſeyn. Hierbey wollte ich noch dieſes erinnern, daß man unter dem Worte locus nicht einzig und allein die entfernte Gegend verſtehen müſſe, ſondern das Nebenzimmer kann auch darunter verſtanden werden. Sonſt müßte das Cabinet ohne Zuſammenhang des Wohnzimmers, als eine Laterne mitten im Garten geſtanden haben, welches lächerlich zu glauben wäre.

peſtatum modus, non fulgurum lumen, ac ne diem quidem ſentit, niſi feneſtris apertis. Tam abditique ſecreti illa ratio, quod interiacens (52) *andron parietem cubiculi hortique diſtinguit, atque ita omnem ſomnum media inanitate conſumit. Applicitum eſt cubiculo* (53) *hypocauſtum perexiguum, quod anguſta fe-*

Stürme, noch den Blitz, ja nicht einmahl das Tageslicht, es wäre denn bey geöffneten Fenſtern, wahrnimmt. Eine ſo tiefe und verborgene Stille aber rührt daher, weil ſich aller Schall von außen in dem Raume des ſchmahlen Ganges (52), der zwiſchen der Wand des Schlafzimmers und dem Garten liegt, verſchlägt. An dieſes Schlafzimmer iſt ein ſehr kleines Wärmſtübchen (53) angebracht, daraus man die unten angemachte Wärme durch

(52) Andron. Vitruv hält ſich ſelbſt im 10ten Hauptſt. des 6ten Buches darüber auf, daß die Römer darunter einen Gang zwiſchen zwey Höfen verſtanden, da doch die Griechen ſolches nur von denjenigen Oertern gebrauchten, darein lauter Mannsperſonen haben kommen dürfen. Uns aber iſt genug zu wiſſen, daß es einen Gang bedeutet habe. Dieſer Gang war ſehr nöthig, um aus dem Vorzimmer in das Wohnzimmer und zum Einheitzen der kleinen Wärmſtube zu gelangen, nicht minder daraus in den Garten zu gehen. Das aber Plinius ihn zur Urſache der Stille des Schlafzimmers angiebt, ſolches iſt gar wohl gegründet. Denn linker Hand gieng das Schlafzimmer auf den Altan und in den Garten, der wohl mit Bäumen beſetzt war. Die Fenſter waren nicht durchſichtig und beſtanden alſo aus Alabaſterſteinen, dadurch das Wetterleuchten nicht dringen konnte, wenn man ſie nicht aufmachte, und das Brauſen des Meeres wurde von der Menge Bäume geſchwächet. Auf der andern Seite lag der Gang und noch ein Stück Garten, der den Sturm von außen, von der Strandſeite her, abhilt. Vorn lag das erſte Wohnzimmer, das wohl gedeckt war, und hinten lag das andere Wohnzimmer, das wieder durch das Vorgemach gedeckt war. Felibien hat hier nicht den Gang allein, den Vitruv Andron nennt, anbringen wollen, ſondern hat den ganzen Hof auch mitgenommen. Mich wundert, warum nicht lieber alle zwey Höfe und zwiſchen beyden den Gang, damit ſich darin der Schall deſto beſſer hätte verſchlagen mögen. So urtheilt er von ſeinem Hofe, nicht aber wie Plinius von Andron.

neſtra ſuppoſitum calorem, vt ratio exigit, aut effundit, aut retinet (54). *Procoeton inde et* (55) *cubiculum porrigitur in ſolem* (m), *quem orientem ſtatim exceptum. vltra meridiem, obliquum quidem, ſed tamen ſeruat. In hanc ego diaetam quum me recipio, ab eſſe mihi etiam a villa mea videor, magnamque eius voluptatem, praecipue Saturnalibus, capio quum reliqua pars tecti. licentia dierum feſtisque clamoribus perſonat. Nam nec ipſe meorum luſibus nec illi ſtudiis meis obſtrepunt. Haec vtilitas, haec amoenitas deficitur aqua ſalienti: ſed puteos, ac potius fontes habet; ſunt enim in ſummo. Et omnio littoris illius mira na-*

durch ein enges Fenſterchen, ſo wie es die Noth erfordert, hereinlaſſen oder verſchließen kann. Hiernächſt iſt noch ein Vorgemach (54) nebſt ſeinem Wohnzimmer (55) befindlich (m), darein die Sonne gleich beym Aufgange ſcheint, und hernach wieder bis übern Mittag, ihre Dienſte wiewohl ganz ſchräge leiſtet. Wenn ich mich in dieſe Gartenwohnung begebe, ſo iſt mirs gar nicht, als ob ich auf meinem Landhauſe zugegen wäre; und aldenn genieße ich erſt die rechte Wolluſt davon, wenn am Saturns-Feſte, nach dem Rechte des Feſtes, das ganze übrige Haus voller Jauchzen iſt. Denn auf ſolche Art ſtöre, ich meine Leute nicht in ihren Spielen, und ſie mich wieder nicht in meinem Studiren. Bey allem dieſen Nutzen nun, und bey aller dieſer Annehmlichkeit, fehlt es doch hier an lebendigem Waſſer; wiewohl es Brunnen oder vielmehr Quellen

(m) darein die Sonne gleich beym Aufgange ſcheint ꝛc. Dieſe beyden Zimmer liegen ſo gar gegen den Winteraufgang, daher das Vorzimmer im Sommer die Morgenſonne noch einige Stunden genießt, ehe ſie ſich hinter den gewölbten Gang verſteckt. So bald aber ſolche hoch kommt, ſo ſcheint ſie darüber weg in das Wohnzimmer, bis ungefähr 2 Uhr; da dann hernach das vorſpringende Sommer-Zimmer ſolches beſchattet. Und dieſes iſt es, was Plinius hierdurch ſagen will.

tura: quocunque loco moueris humum, obnius & paratus humor occurrit, isque ſincerus, ac ne leuiter quidem tanta maris vicinitate ſalſus. Suggerunt affatim ligna proximae ſiluae: caeteras copias Oſtienſis colonia miniſtrat. Frugi quidem homini ſufficit etiam vicus., quem vna villa diſcernit. In hoc balnea meritoria tria: magna commoditas, ſi forte balneum domi vel ſubitus aduentus, vel breuior mora calefacere diſſuadeat. Littus ornant varietate gratiſſima, nunc continua. nunc intermiſſa tecta villarum, quae praeſtent multarum vrbium faciem, ſiue mari, ſiue ipſo littore vtare. Quod nonnunquam longa tranquillitas mol-

Quellen giebt, die gar nicht tief liegen. Und man muß allerdings die Eigenſchaft dieſes Geſtades bewundern: daß, wo man nur die Dammerde aufgräbt, ſo ſiekert ſogleich ſüßes, und, ungeachtet des ſo nahe gelegenen Meeres, nicht das mindeſte geſalzene Waſſer hervor. Aus den anſtoßenden Wäldern kann man Brennholz die Menge haben; und die übrigen Lebensmittel liefert das Städtchen Oſtia; wiewohl ein genügſamer Menſch ſchon an dem genug haben kann, was das kleine Dorf vermag, das nur um ein einziges Landhaus von hier entfernt iſt. Daſelbſt giebt es auch drey öffentliche Bäder, und dieſe zur großen Bequemlichkeit, wenn wegen einer unverhofften Ankunft oder jählingen Abreiſe mein Hausbad nicht ſogleich geheizet werden kann. Der Strand iſt mit einer herrlichen Mannigfaltigkeit von Landhäuſern gezieret, die bald aus zuſammenhangenden, bald aus einzelnen Gebäuden beſtehen, und die wie eine Menge kleiner Städte laſſen, wenn man auf dem Meere iſt, oder an dem Ufer geht, welches zuweilen nach einer langen Meere-ſtille ganz weich, weit öfters aber

lit; ſaepius frequens & contrarius fluctus indurat. Mare non ſane pretioſis piscibus abundat: ſoleas tamen et ſquillas optimas ſuggerit. Villa vero noſtra etiam mediterranea copias praeſtat, lac inprimis, nam illuc e pascuis pecora conueniunt, ſi quando aquam vmbramque ſectantur. Juſtisne de cauſſis eum tibi videor incolere, inhabitare, diligere ſeceſſum? quem tu, nimis vrbanus es, niſi concupiscis. Atque vtinam concupiscas! vt tot tantisque dotibus villulae noſtrae maxima commendatio ex tuo contubernio accedat. Vale.

aber von häufig anſchlagenden Fluthen hart und derb iſt. Das Meer giebt eben nicht eine Menge leckerhafter Fiſche, dennoch aber gute Schollen und die beſten Krebse. Hierzu nun kann ich auf meinem Land-Hauſe auch alles übrige haben, was landwärts ein erzeiget wird, am allererſten aber Milch, weil das Vieh hierum zuſammen kommt, wenn es Waſſer und Schatten ſuchet. Nun wirſt Du mich wohl der Urſachen halber rechtfertigen, warum ich in einem ſo einſamen Ort ſtecke, ihn bewohne und ſo ſehr liebe. Du mußt gewiß gar zu ſtädtiſch geſinnet ſeyn, wenn Du gar kein Verlangen haſt, es zu ſehen. Ja ich wollte wünſchen, daß du es hätteſt, ſo würde meinem geringen Landhäuschen, bey ſo vielen und großen Vortheilen, die es von Natur hat, dennoch der allergrößte Vorzug daraus erwachſen, wenn es Dich unter ſeinem Dache haben ſollte.

Beſondere Anmerkung. Ungeachtet der gegebenen guten und fleißigen Federzeichnung, ſind dennoch die Kupferſtiche nicht gut gerathen, und beſonders ſind die moderen Häuſerchen in der Ferne der kleinen Landſchaft, ein Zuſatz vom Kupfer-Stecher, der dafür die Wälder weggelaſſen hat.

Noch

Noch umſtändlicher iſt die Beſchreibung, welche Plinius, L. 5, ep, 6. von ſeinem tuſciſchen Land-Gute macht. Dieſes ſcheint viele natürliche Schönheiten gehabt zu haben. Es hatte eine geſunde und kühle Lage, ſo daß Oliven und Myrten-Sträuche daſelbſt im Freyen nicht fortkamen. Dieſer Umſtand, welcher wahrſcheinlich der Nachbarſchaft der Apenninen zu zuſchreiben war, machte dieſes Land-Gut zu einem ſehr angenehmen Sommer-Aufenthalt. Es lag in der Mitte eines großen natürlichen Amphitheaters, welches von waldigen Hügeln rings umher eingeſchloſſen war. Hier und da hatte das Thal kleine Anhöhen, die mit Weinſtöcken bepflanzt und mit niedrigen Geſträuchen eingefaßt waren. Die niedrigen Plätze waren mit immer grünenden und blühenden Kräutern und Blumen bepflanzt, die dem Boden eigen, und, vermuthlich des verſchiedenen Klima wegen, von den Gewächſen der benachbarten Gegenden verſchieden waren. Noch mehr wurde die Gegend durch viele kleine Bäche verſchönert, die von den benachbarten Hügeln in das Thal herab floſſen, und in der kühlen Atmoſphäre nie verſiegten. Der Boden war indeſſen gar nicht etwa moraſtig, denn alles überflüſſige Waſſer ergoß ſich in die Tiber, welche mitten durch das Thal floß, und nicht bloß als ein großer, ſondern auch als ein ſchiffreicher Strohm die Landſchaft verſchönerte. Auf einer der Anhöhen im Thal ſtand das Land-Haus, von welchem man eine ſehr weite und abwechſelnde Ausſicht hatte, obgleich die Anhöhe ſo ſanft war, daß man ſie beym Hinaufgehen kaum bemerkte.

Da Plinius dieſe natürlichen Schönheiten ſo innig empfunden zu haben ſcheint, und ſie mit ſo vielem Geſchmacke beſchreibt, ſo muß es billig befremden, daß das, was die Kunſt an dieſem Land-Gute gethan hatte, einen ſo widrigen Contraſt mit der Na-

tur

tür machte. Der Xyſtus, oder freye Spazier = und Uebungs = Gang vor der Gallerie des Hauſes, war in viele figurirte und mit Buchsbaum eingefaßte Parterres abgetheilt. Die ſchiefe Ebene, welche von da herab führte, hatte an den Seiten eine Einfaſſung von Buchsbaum, der in allerley Thier = Figuren geſchnitten war. Der innerſte Garten = Platz war (vermuthlich nur hin und wieder) mit Acanthus bepflanzt. Ringsherum gieng ein Spazier = Gang, den regelmäßig beſchnittene immergrüne Bäume beſchatteten, und dieſen ſchloß wieder eine Allee zum Reiten ein, welchen zu äuſſerſt eine Mauer, oder vielmehr ein Erd = Wall mit ſtufenweiſe ausgeſchnittenem Buchsbaum einfaßte. Dem mittelſten Theile der Gallerie gegenüber war ein Sommer = Haus mit einem kleinen Hofe, den vier Platanus = Bäume beſchatteten, in deren Mitte ſich ein Spring = Brunnen mit einem marmornen Baſſin befand, deſſen Waſſer die Bäume und das Gras ringsherum benetzte. Den Gebäuden gegenüber ſahe man einen mit Bäumen beſetzten Platz in Geſtalt eines Corſo (Hippodromus), dieſer war in der Mitte offen, um ihn in ſeiner ganzen Länge überſehen zu können. Ihn ſchloſſen Platanus = Bäume ein, die mit Epheu bekleidet waren, ſo daß der ganze Platz untenher mit Epheu eingefaßt zu ſeyn ſchien, oben aber mit dem natürlichen Laube der Platanen überwölbt war. Der Eppich, welcher immer von einem Baume zum andern kletterte, machte das Ganze untenher zu einer geraden Wand. Zwiſchen den Bäumen war Buchsbaum gepflanzt, und hinter dieſem Lorbeer = Bäume. Am Ausgange des Corſo umfaßten die Bäume einen halbzirkelförmigen Platz, welcher rings herum mit Cypreſſen, und in ſeinen innern gekrümmten Spazier = Gängen mit Roſen = Sträuchen bepflanzt war. Dieſe gewundenen Wege führten zu einer geraden Allee, die ſich wieder in

in mehrere durch Buchsbaum-Hecken von einander abgetheilte Wege verlief. Hier fand man einen kleinen Raſen-Platz; dort war der Buchsbaum in mannichfaltige Figuren und Buchſtaben, welche den Nahmen des Guts-Herrn und des Kunſt-Gärtners bezeichneten, ausgeſchnitten; an andern Orten ſahe man kleine Obeliske mit Obſt-Bäumen abwechſeln. Mitten unter allen dieſen ſtädtiſch regelmäßigen und abgezirkelten Partien fand man unerwartet einen natürlich ſchönen ländlichen Platz. In der Mitte deſſelben war eine kleine Pflanzung von Zwerg-Ahornen. Weiterhin kam man zu einer mit Acanthus bepflanzten Stelle, und auf dem ganzen Wege waren die Bäume in regelmäßigen Figuren beſchnitten. Zulezt kam man zu einem Ruhe-Sitz, von weißem Marmor, den vier weiße Marmor-Säulen trugen. Unter demſelben ſpritzte Waſſer durch viele Röhren hervor, als wenn es durch das Gewicht der Sitzenden heraus getrieben würde. Dieſes Waſſer ſammelte ſich unten wieder in einer ſteinernen Ciſterne, und floß von da in ein poliertes mormornes Baſſin, welches ſo künſtlich eingerichtet war, daß das Waſſer nie überfloß, und dennoch die Vorrichtung, wodurch dieſes bewirkt wurde, nicht in die Augen fiel. An dieſem Baſſin wurde zuweilen geſpeiſet; man ſetzte alsdann die größern Schüſſeln auf den Rand, die kleinern aber ſchwammen, wie wildes Geflügel und Schiffe geſtaltet, auf dem Waſſer herum. Nahe dabey war ein Spring-Brunnen, deſſen Waſſer in einem ſehr hohen Strahle empor ſprang, und dann in das Baſſin fiel. Dem Ruhe-Sitze gegenüber ſtand ein marmornes Luſt-Haus, auf beyden Seiten mit Flügel-Thüren, welches zu einem grün umzäumten Platze führte, ſo, daß man von beyden Seiten eine Ausſicht auf verſchiedenes Grün hatte. Ueberall im Garten fand man marmorne Bänke neben kleinen

Spring-Brunnen, und in dem ganzen Corſo fand man hier und da Waſſer, welches durch Röhren herbey geleitet war, und die Bäume nnd Pflanzen erfriſchte.

In dieſer ganzen Beſchreibung wird man eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Geſchmacke finden, welcher zu Anfange des jezigen (18ten) Jahrhunderts in deu engliſchen und allen europäiſchen Gärten herrſchte (ſ. Th. XVI, S. 176, f.). Die mit Buchsbaum und Rosmarin eingefaßten Alleen, die mit Violen bepflanzte Terraſſe, die regelmäßig abgetheilten und mit Buchsbaum umzäunten Partere, die Thier-Figuren in Buchsbaum ausgeſchnitten, die kunſtmäßig beſchnittenen Bäume und Wände, die künſtlichen Fontainen, die Vexier-Quellen, die geradelinigen und kreisrunden Gänge — alle dieſe Partien ſollten glauben machen, Plinius beſchreibe ein Luſt-Schloß Königs Ludwig XIV, oder Wilhelm's II, nicht aber die Villa eines römiſchen Senators vor 1700 Jahren.

Viele Dinge, welche in dieſer Beſchreibung der Plinianiſchen Villa vorkommen, ſind zwar höchſt unnatürlich und abgeſchmackt; indeſſen hat doch Hr. D. Falconer (*) einen Verſuch gemacht, ob ſich nicht in der Natur des Klima und des Landes, wo Plinius lebte, ein Entſchuldigungs-Grund für dieſen ſchlechten Geſchmack finden läßt. Die mit Buchsbaum, einem ſehr dicht belaubten und in Italien hochſtämmigen Gewächſe eingefaßten Spazier-Gänge mußten ſehr guten und kühlen Schatten in Italiens heißem Klima gewähren. Noch dichter war das Laub durch das

 Be-

(*) S. Deſſen Abh. über den Geſchmack der Alten in der Gartenkunſt, im 1 Th. der aus dem Engl. überſetzten phyſikal. und philoſoph. Abhandlungen der Geſ. der Wiſſ. zu Mancheſter, (Lpz. 1788, gr. 8) S. 225, fgg.

Beſchneiden der Bäume, wiewohl es freylich gar nicht nöthig war, ihnen die Geſtalt von Ungeheuern, Thieren ꝛc. zu geben. Die Garten=Mauer von Plinius Villa war mit Bäumen verkleidet, und dieſes war eine gute Einrichtung, die man auch in der neuern Garten=Kunſt oft befolgt, da es hingegen ſonſt für ſchön und prächtig galt, wenn der Garten von einer langen nackten ſteinernen Mauer eingeſchloſſen war. Künſtliche Spring=Brunnen mögen, ſo unnütz und abgeſchmackt ſie auch in engländiſchen und holländiſchen Gärten ſind, in Italien wirklich zur ſchönen Garten=Kunſt gehören, weil ihre feuchten Dünſte die Luft abkühlen, und ihr Geplätſcher durch Verbindung der Ideen gleichſam erquickt. In Plinius Villa waren ſie beſonders gut angebracht, indem ſie ſich vorzüglich bey den Ruhe=Plätzen befanden, und die Ermüdeten abkühlten. Eben ſo kann man auch allenfalls die regelmäßigen Alleen und kleinen Abtheilungen im Corſo einiger Maßen entſchuldigen. Der ganze Platz ſcheint nicht groß geweſen zu ſeyn. Weite Spazier=Gänge würden in dem heißen Italien ermüdend geweſen ſeyn, und es würde viel Mühe und Unkoſten verurſacht haben, wenn man ſie recht ſchattig hätte erhalten wollen. Man richtete daher die Spazier=Gänge ſo ein, daß der Platz ſo viel als möglich benutzt wurde, indem man ſie in viele Alleen zerſchnitt. Die abgetheilten und regelmäßig eingefaßten Parterres waren der Blumen wegen nothwendig, welche man in dem warmen Klima ihres Wohlgeruches wegen ſchätzte, aber nicht anders, als in abgeſonderten Beeten und in gehöriger Entfernung von den Bäumen, zu gehöriger Vollkommenheit bringen konnte.

Plinius verräth ſeinen Geſchmack für natürliche Schönheiten mitten unter der Beſchreibung der künſtlichen Zierrathen. Gleich nachdem er des Garten=

Walles,

Walles, der mit ſtufenweiſe geſchnittenem Buchsbaum verziert war, gedacht hat, ſetzt er hinzu, die daran ſtoſſende Wieſe ſey eben ſo ſchön durch natürliche Anmuth, als der Garten durch Kunſt; und an einem andern Orte führt er den Contraſt zwiſchen ländlichen und künſtlichen Schönheiten, als einen der größten Vorzüge ſeines Gartens, an.

Nach Hrn. D. Domeier (*), befindet ſich in Como, einer groſſen und volkreichen Handels = Stadt im Herzogthum Mayland, ein ehrwürdiges Denkmal des Alterthumes vom Land = Sitze des Plinius, der noch jetzt den Namen Pliniana (**) führt. Die adeliche Familie *Canariſa*, welche ihn jetzt beſitzt, hat neben den Ueberbleibſeln deſſelben einen prächtigen Pallaſt aufführen laſſen. Wem auch nicht der Gedanke, daß der groſſe Plinius einſt dieſe Zimmer bewohnte, und hier mit ſeltenem Scharfſinn die Natur auf ihren Spuren verfolgte, Erhabenheit einflößt, dem wird doch dieſe Gegend für eine der reizendſten in der Welt gelten. Zuvörderſt tritt nämlich der angenehme Umſtand ein, daß man an dieſem Land = See (Lago di Como) im Sommer nie der ſtarken Hitze Italiens, und im Winter nie der ſtrengen Kälte Deutſchlands, ausgeſetzt iſt, ſondern immer in einer milden Atmoſphäre athmet (***). Zur Anlage ſelbſt iſt die

(*) S. Deſſen Fragmente über Italiens Medicinal = Anſtalten, in Hrn. g. R. Baldinger medicin. und phyſ. Journal, 26. St. Gött. 1791, gr. 8. S. 5, f.

(**) Mit einem Idiotism nennt man ihn Piviana.

(***) Dies erklärt ſich aus der Phyſik ſehr deutlich. Das Waſſer nimmt, als ein viel dichterer Körper wie die Luft, im Sommer die Feuer = Theile derſelben auf, und im Winter theilt es ſie mit, und nimmt dagegen Kälte an, folglich temperirt es beyde Extreme. Mit Flüſſen verhält es ſich deshalb nicht eben ſo, weil ſie durch ihren Lauf die Luft bewegen, und dadurch nach andern Geſetzen immer kältere Luft verurſachen.

die Stelle an der nördlichen Seite dieſes ſchönen Land-See's, deſſen Ufer durchgehends ſo lachend ſind, da wo er eine beträchtliche Biegung hat, ſehr vortheilhaft gewählt; dadurch gewinnt man auſſerordentlich viel am Umfange der Ausſicht. Hinter ſich hat dieſer liebliche Wohnſitz einen hohen terraſſirten Berg, der bis an die Spitze mit dem edeln Weinſtocke angebauet iſt, und der, ſo wie man ſich zur Seite deſſelben wendet, Wälder von Kaſtanien- und Wallnuß-Bäumen, auch einzelne Cypreſſen- Maulbeer- und Lorbeer-Bäume trägt, die ſich nicht bloß durch kühlen Schatten bey Spazier-Gängen, ſondern auch durch den Ertrag genießbarer und angenehmer Früchte ſehr empfehlen. Der Garten erquickt mehrere Sinne zugleich, den durch den ſüßen Duft des wahren Jasmin (nicht Caprifolium, ſondern Jasminum odoratum *L.*), durch das prachtvolle Anſehen des Früchte tragenden Citronen- und Apfelſinen-Wäldchens, und durch den entzückenden Geſang der Nachtigal, werden Geſicht, Geruch, Gehör und Geſchmack, auf das reizendſte bewirthet. Dies iſt aber beyweitem noch nicht alles, wodurch die Natur, und deren Nachahmerin, die Kunſt, dieſen Aufenthalt zu elyſiſchen Gefilden gemacht hat; denn an der linken Seite des Hauſes ſtürzt ſich ein Berg-Strohm von jähen Felſen mit Gewalt herab, und ſammelt ſich als Staub unten in einem weiten Becken von Granit. Ein anderer Fluß wälzt ſich mit weniger Heftigkeit den Berg herunter, und nimmt ſeinen Lauf unter dem alten und neuen Gebäude durch, von welchem ſchon Plinius eine Seltſamkeit, die man noch jezt in demſelben Maße beobachten kann, bemerkt, daß er nähmlich 3 Mahl innerhalb 24 Stunden Ebbe und Fluth erleidet. Eine dritte ſehr klare und ſchmackhafte Quelle rieſelt unter einem überhangenden Felſenſtücke weg, welcher mit Jasmin bewachſen, und mit korinthi-

ſchen

ſchen Säulen aus Granit unterſtützt iſt. Neben dieſer iſt ein antikes unförmliches weißes Marmor-Stück an einem andern Stein angelegt, mit der Inſchrift: Sic variantur vices. In dem alten Gebäude ſieht man noch die gewölbten Zimmer, durch Pfeiler unterſtützt, welche **Plinius** einſt bewohnte; von eben der Zeit ſind auch noch unterirdiſche Gänge in Felſen gehauen, welche durch Seiten-Löcher über die See hin eine ſehr romantiſche Ausſicht geben. Aus der Familie der jezigen Beſitzer deſſelben haben mehrere dem erſten Bewohner einige Monumente geſetzt, worunter ich die ihrer contraſtirenden Seltſamkeit wegen anführe, deren Inſchrift ſich mit dem Gedanken endigt, daß er, *Antonio de Canariſa* aus Achtung (religione) für **Plinius** dieſes Denkmahl habe ſetzen laſſen, aus Achtung für den heil. **Franciscus** von **Aßiſi** aber, in deſſen Orden eingetreten ſey.

Die jetzigen Land-Güter ſind gar ſehr unterſchieden, und theils große, mittlere und kleine, theils väterliche oder erkaufte, neu angelegte, Haupt und Neben-Güter, Vorwerke, erbliche und Lehen-, ſteuerbare, freye, Erbzins-, Zins-, zehendbare dienſtbare, Frohn, Mann- und Weiber-Lehen-, adeliche, bürgerliche, Bauern- und Koſſaten-, Pfand-, Schillings-, wiederkäufliche, Majorat-Fideikommiß-, Meier-, Laß-, Erb-, Pacht- ꝛc. Güter.

Ein adeliches freyes Ritter-Gut, iſt eine ſolche Grund-Beſitzung, die ſchon im Mittel-Alter das Eigenthum des Adels geweſen iſt, und daher noch jezt gewiſſe Gerechtigkeiten, und die Befreyung von allen öffentlichen Laſten und Beſchwerden genießt. Sie ſind Herrſchaften, Burg-Güter, Schloß-Güter, Gerichtbarkeiten, adeliche Güter, Ritter-Güter, Sattel-Höfe, ſattelfreye Güter, adeliche Lehen,

und ſ. w. theils einzeln unmittelbar, theils der Ritterſchaft einverleibt, und theils landſäſſig. Sie ſind entweder vollſtändige, oder unvollſtändige Ritter=Güter. Erſtere beſtehen aus einzelnen Burgen, Schlöſſern, Wohnhäuſern, mit geringen Zubehörungen; leztere haben Bauern, Unterthanen und ganze Dorfſchaften, wovon der Edelmann Gefälle zieht, und worüber er Gerichtbarkeit ausübt. Der Grund ihrer Gerechtigkeiten beruhet auf der Beſchaffenheit des vollſtändigen Eigenthumes im Mittel = Alter, und die Urſache ihrer jezigen Befreyung iſt die ehemalige Unverbindlichkeit aller Freygebornen zu Steuern nnd Abgaben, und ihre Gewohnheit den Stat in eigener Perſon zu beſchützen und zu vertheidigen.

Die unmittelbaren Reichs = Güter beſitzen die hohe und niedere Gerichtbarkeit, den Blut = Bann, das Jagd = Recht, den Juden = Schutz, Zinſen, Frohnen. Sie ſind in Anſehung der Bewirthſchaftung und des Landbaues durch nichts eingeſchränkt.

Häufig iſt mit dem Beſitze adelicher Güter das Recht auf den Land = Tagen zu erſcheinen verbunden (1). Es iſt dieſes der Fall in den meiſten preußiſchen Staten (2), vorzüglich in Pommern (3), Oſt=Friesland (4), Salzburg (5) Lauſitz (6), Kur=Sachſen, Meklenburg (8), Jülich und Berg (9).

Weil

(1) *Jo. Gottl. Seger* de coniunctione loci et ſuffragii in Comitiis provincialibus cum dominio praediorum nobilium. Lpſ. 1769.

(2) Preuß. Geſetzbuch, Abth. 2, Tit. 4, §. 35.

(3) *Sam. Stryck* diſſ. de matriculis Pomeraniae vlterioris. Frf. 1689.

(4) Lünigs Collect, von der landſäß. Ritterſchaft, Th. 2, S. 1481.

(5) Eb. daſ. Th. 1, S. 1353. (6) Eb. daſ. Th. 1, S. 850.

(7) Meklenb. Erbvergl. §. 147. 153. (9) Jülich. Haupt=Receß, §.

Weil der Adel urſprünglich zur Vertheidigung des States beſtimmt geweſen iſt, ſo hat er noch heut zu Tage die Ritterdienſt-Verpflichtung, d. i. er muß aus ſeinen Lehen- und Ritter-Güttern eine Anzahl Lehen- und Ritter-Pferde ſtellen, oder dafür eine gewiſſe Summe bezahlen.

Aus dem alten Eigenthums-Rechte fließt das Jagd-Recht, welches mit jedem alten adelichen Gute verknüpft war. Allein, da die heutigen adelichen Güter nicht ſämmtlich von dem alten Adel herrühren, hernach die Reichs-Stände durch die Erwerbung der Königs-Bann-Forſte landeshoheitliche Gewalt über gewiſſe Jagd-Reviere erhalten haben, ſo iſt es geſchehen, daß heut zu Tage dem adelichen Guts-Beſitzer nicht überall das Jagd-Recht zugeſtanden, oder wenigſtens in einigen Ländern, wie auch in Preußiſchen, davon die hohe Jagd ausgenommen wird. Siehe Th. XXVIII, S. 299, fgg. Wenn daher im einem Lande nicht ausdrücklich alles Jagd-Recht oder doch die hohe Jagd zu den Regalien gehört, ſo iſt h. z. T. bey der Ueberlaſſung eines alten Ritter-Gutes mit allen Rechten und Zubehörungen, das Jagd-Recht damit verknüpft.

Dem Adel-Stande kam auf ſeinen Gütern das Brau-Recht, die Branntwein-Brennerey, und die Schank-Gerechtigkeit, zu, und er beſitzt beyde erſtere noch jezt in Ober-Deutſchland; allein das leztere wird ihm beynahe nirgend mehr eingeraumt, als wo er es hergebracht hat; ſonſt iſt er auch in Anſehung jener Gerechtigkeiten noch in Nieder-Deutſchland und in Schleſien durch das ſtädtiſche Meilen-Recht eingeſchränkt. Siehe Th. V, S. 213, fgg. und 228, fgg.

Mit den adelichen Gütern iſt ferner der Beſitz der Erb-Gerichtbarkeit verbunden. Sie kann im Preußiſchen in eigenem Nahmen nur von adelichen

Beſitzern ausgeübt werden; und wenn dieſer auch gleich Officier iſt, ſo kann er in Streitigkeiten, die von ſeinem Gute herrühren, nicht vor den Kriegs-Gerichten belanget werden (10). Vermöge der Verfaſſung des Mittel-Alters waren mit der Erb-Gerichtbarkeit verſchiedene heutige Kammer-Regalien, als: das Abzugs-Recht ꝛc. verknüpft. Siehe auch Th. XVII, S. 390, fgg.

Vermöge der alten Kriegs-Verfaſſung, ſind die adelichen Güter ſteuerfrey, und auch von andern dinglichen Laſten entledigt (11); daher ſie eben ſo wenig der Quartiers-Laſt und dem Servis unterworfen ſind (12). Dieſe Befreyung erſtreckt ſich aber nicht auf ihre Hinter-Saßen und Unterthanen.

Heut zu Tage werden, beſonders in den preußiſchen Staaten, die begüterten Edelleute deswegen mit vielen Freyheiten begünſtigt, damit ſie ſich mehr auf ihren Gütern aufhalten, und mit der Land-Wirthſchaft beſchäftigen (13). Sie werden in Anſehung ihres Haus-Brauches, acciſe- (14) und zollfrey (15) gehalten, ſo gar das Salz und die Weine können ſie ſich zur Nothdurft zollfrey verſchreiben (16). Faßt auf gleiche Art wird es mit ihrem Zu-

(10) Reſcript v. 30 May 1756, im C. C. March. Nov. To. II. Col. 107.

(11) Strube von der Steuerfreyheit des teutſchen Adels, im 2 Th. der Nebenſtunden, S. 405. *Kreſs* de privileg. agricult. c. 2, §. 12, p. 64. Eſtor, Th. 2, §. 4560 — 4562.

(12) Gnüge Kriegsrecht, Abſchn. IX, §. 145, S. 66.

(13) Entw. des preuß. Geſetzb. Abtheil. 2, S. 365. C. C. March. T. IV. Abth. 4, S. 47, 57. Wirtemb. Landtagsabſch. bey *Beſoid* Vol. II. Conſil. 32.

(14) C. C. March. To. IV. Abth. 3, Col. 449. 450. 481. 489. 507. To. VI. Abth. 1, Col. 61. 66. Cont. II. Col 146.

(15) C. C. March. To. VI. Abth. 1, Col. 19. 25. 34. 48. 56.

(16) To. IV. Abth. 2, Col. 10, 21. 32. To. VI. Abth. 1, Col. 61. 66. Cont. II. Col. 146. Cont. III. Col. 119.

Zuwachſe gehalten, wenn ſie ihn auf die nächſten Märkte zum Verkauf bringen; und ſelbſt der pommeriſche und kurmärkiſche Adel, wenn ſie einander wechſelſeitig ihre Landes = Producte zuführen, bleiben frey (17).

Sonſt ſteht im Reiche, in Anſehung der Reichs-Grafſchaften und Herrſchaften, desgl. der reichsritterſchaftlichen Güter, ferner im Oeſterreichiſchen und an andern Orten, den unmittelbaren Reichs-Grafen (18), der Reichs-Ritterſchaft (19) und den Land-Saßen (20) bey Veräuſſerungen an die Weltlichen binnen einer gewiſſen Zeit und bey der Erwerbung von einer todten Hand auf beſtändig das Wieder-Einlöſungs = Recht zu (21). Vorzüglich ſteht im Preußiſchen dieſes Einlöſungs = Recht dem Adel in Anſehung der an die Bauern veräuſſerten Guts-Pertinenzen (22) und Domanial = Stücke zu, als welcher Beſitz nach märkiſchem Rechte (23) von den Bauern gar nicht verjährt werden ſoll. Die Edelleute haben ihre

(17) C. C. March. Nov. To. IV. Col. 1095.

(18) Dipl. de 1715. ap. *Lünig* in Spicil. Secul. To. I. p. 11.

(19) *Imman. Weber* diſſ. de retractu Nobilibus Imperii immediatis per Privileg. Cæſ. conceſſo. Gieſſ. 1719.

(20) Bey Lünig Samml. Priv. der landſäß. Ritterſch. Th. 1, S. 342. Elſaß. Ritterordn. S. 16. Schleſ. Samml. B. 13, S. 23. Meklenb. Erbvergl. §. 98. 99.

(21) *Jo. Wilh. Schick* diſſ. de retractu equeſtri contra manus mortuas non praeſcriptibili. Gieſſ. 1783.

(22) Schleſ. Umlauf v. 3 Jul. 1766, in der Korn. Samml. B. IX, S. 153. Dergl. v. 14 Jul. 1749. 27 Nov. 1764. B. VIII. S. 318. Dergl. v. 15 Apr. 1771. B, XIII. S. 23.

(23) Märk. Landtagsabſch. von 1550, §. 10. von 1572, n. 11. 1602, §. 43. und 1620. *Scheplitz* Conſuet. Brand. L. I, P. IV. Tit. 19. §. 1. 2. *Müller* Pract. Civ. March. Reſol. 99, n. 29. *Koeppen* Deciſ. Qu. 13. n. 12, 13. *Böhmer* Nov. Jus Controv. Tom. I. obſ. 14.

ihre Güter wegen der Salz-Probe beſchreiben zu laſſen (24).

Die Edelleute nnd Guts-Herrſchaften dürfen ſowohl überhaupt in Deutſchland (25), als insbeſondere in den preußiſchen Staaten (26), die Höfe und Güter ihrer Unterthanen nicht auskaufen, noch dieſelben als Pertinenzen einziehen, oder ſie mit ihren Vorwerken und mit ihrem Hof-Gute vereinigen. Eben ſo wird es mit ihren Burg-Lehen (27) in Städten gehalten, die und ihre übrigen Güter ſie mit Stadt-Aeckern nicht vergrößern dürfen (28). Der Fiscal kann gegen ſie in jedem Uebertretungs-Falle verfahren, doch darf er ſie bey ihren Beſitzungen und Gerechtigkeiten nicht beeinträchtigen (29).

Im Preußiſchen müſſen die adelichen Güter ſchlechterdings, ſo lange es möglich iſt, bey den Geſchlech-

(24) C. C. March. To. IV. Abth. 2, Anh. Col. 10.

(25) Kurſächſ. Mandat, v. 25 Apr. 1623, in Repert. J. Pr. p. 474. Cod. Aug. P. II. p. 11. Sächſ. Goth. L. O. P. II. c. 2. tit. 14. Anhalt. P. O. tit. 1720. Sächſ. Weimar. L. O. P. II. tit. 44. Zell. Landt. Abſch. von 1673. Salzdal. Landt. Abſch. von 1597. §. 19. Gandersheim. L. O. von 1601. §. 24. Verd. Receß von 30 Jul. 1593. Hauptcommiß. Receß von 1692. §. 17. Woltereck, S. 18. Brem. Privil. Sp. 7. bey Pratje verm. Abh. Th. 3, S. 255. Schamburg. P. O. c. 17. Meklenb. Erbl. Vergl. §. 334, f. Tyrol. L. O. L. V. tit. 2.

(26) Märk. Landt. Abſch. von 1573. §. Es ſoll. Vergl. von 1611. §. Als auch. Conſtit. Jo. Ge. El. Brand. P. II. conſt. 8. 9. *Schepitz* Conſuet. March. Brand. P. IV. tit. 7. C. C. March. Cont. IV. p. 182. 184. C. C. March. Nov. T. III. p. 449. T. IV. p. 787. Magd. P. O. c. 4. C. C. Magd. P. III. p. 20. Cod. Ferd. Leop. Joſ. Car. n. 9. p. 8. Korn. Samml. Schleſ. Ord. B. VIII. S. 347. Preuß. Geſetzb. Th. 1, Abth. 2, tit. 4, §. 52. 53. 55. 56.

(27) *Gottl. Sturm* diſſ. de vrbano beneficio, von Burgerlehn. Jen. 1726.

(28) Preuß. Geſetzb. Abth. 2, tit. 4, §. 52—54.

(29) C. C. March. Cont. III. p. 145.

ſchlechtern erhalten werden; daher man ſie nicht über die Hälfte ihres Werthes verſchulden (30), und auf den Fall eines Concurſes unter zwey Drittel des taxirten Werthes verkaufen darf (31). Sie müſſen daher in ſolchen Fällen von den königlichen Kammern verwaltet (32), und in Pacht gegeben werden (33). Sonſt werden in verſchiedenen preuſſiſchen Staaten, wie in Cleve (34) ꝛc. die einheimiſchen Käufer der Lehen-Güter den auswärtigen vorgezogen, oder man muß dabey Indigenat-Recht beobachten. Die von einem Edelmanne mit der Tochter eines Gaſt-Wirthes, Bier-Brauers, Kramers ꝛc. erzeugten ehelichen Kinder können weder des Vaters Adel-Stand, noch ſeine Güter und Lehen, erben.

Von den Vorrechten adelicher Guts-Beſitzer, beſagt das allgemeine Geſetzbuch der preuſſiſchen Staaten, (Berl. 1792, gr. 8.) Th. 2, Tit. 9, §. 41—50, Folgendes.

§. 41. Adeliche Guts-Beſitzer ſind zur Ausübung der dem Gute verliehenen Jagd-Gerechtigkeiten in ihrem eigen Namen berechtigt.

§. 42. Sie können die dem Gute anklebende Gerichtbarkeit in ihrem Namen ausüben laſſen.

§. 43. Ihnen kommen die mit dem Kirchen-Patronate verbundene Ehren-Rechte zu.

§. 44. Sie müſſen alſo mit ihrer Familie in das Kirchen-Gebet ausdrücklich eingeſchloſſen, und die Kirchen-Trauer, wo dieſelbe üblich iſt, muß für ſie angelegt werden.

§. 45. Sie mögen nach dem Gute ſich nennen, und in Urkunden, oder bey öffentlichen Gelegenheiten,

(30) C. C. March. To. IV. Col. 868. 915. 917. 919. 977. 979.
(31) Eb. daſ. T. V. Jahrg. 1. Col. 267. Jahrg. 4. Col. 99.
(32) Eb. daſ. T. V, Jahrg. 4. Col. 303. 327. 103.
(33) Eb. daſ. Col. 105. 328.
(34) *Lünig* Corp. Iur. feud. To. II. p. 1047. vergl. Preuß. Geſetzb. Abth. II. tit. 4. §. 29.

ten, ſich des Beſitzes davon als eines beſondern Titels bedienen.

§. 46. Das Recht, in den Verſammlungen des Adels auf Kreis- und Land-Tagen zu erſcheinen, und über die daſelbſt vorkommenden Angelegenheiten zu ſtimmen, gebührt in der Regel nur dem angeſeſſen Adel.

§. 47. Unadeliche Perſonen ſollen bey ſolchen Verſammlungen als Stellvertreter oder Bevollmächtigte adelicher Mitglieder, in der Regel nicht zugelaſſen werden.

§. 48. Wenn jedoch ein Guts-Beſitzer von Adel, während ſeiner Abweſendheit, die Beſorgung ſeiner Guts-Angelegenheiten überhaupt einem General-Bevollmächtigten bürgerlichen Standes aufgetragen hat, ſo kann dieſer auch das Stimmen-Recht ſeines Machtgebers bey Kreis- und Land-Tagen ausüben.

§. 49. Auch können die Vormünder der Angeſeſſenen von Adel, ingleichem die Deputirten der Magiſträte, welche adeliche Kämmerey-Güter beſitzen, wenn ſie gleich für ihre Perſon zum Bürger-Stande gehören, von ſolchen Verſammlungen nicht ausgeſchloſſen werden.

§. 50. Unadeliche Beſitzer adelicher Güter ſind, wenn ſie auch in Perſon nicht erſcheinen, dennoch ihr Stimmen-Recht, von einem Falle zum andern, Adelichen aufzutragen berechtigt.

Von der Ausſchließung der Bürgerlichen vom Beſitze adelicher Güter im Preußiſchen, und von dem Rechte der bürgerlichen Beſitzer adelicher Güter, werde ich weiter unten handeln.

Das **Land-Gut** begreift alle zur Land-Wirthſchaft nöthige Gebände und Ländereyen in ſich.

I. Die Gebäude ſind: 1. die Wohnung des Land-Wirthes, ſeiner Familie und Bedienten; Ställe für das Vieh; 3. Scheunen, und überhaupt die Verwahrungs-Behältniſſe für die gewonnene Naturalien, Geräthe, Nutz- und anderes Holz, u. ſ. w. 4. Neben-Ge-

Gebäude zu einigen landwirthſchaftlichen Arbeiten, z. B. Waſch-Haus, Back-Haus, u. ſ. f.

Die landwirthſchaftlichen Gebäude müſſen insgeſammt 1. bequem ſeyn, ſo, daß alle Theile eines Gebäudes unter ſich, und ein Gebäude gegen dem andern, ſo geordnet wird, daß ſie ſich in ihren beſondern Abſichten zu Hülfe kommen; 2. wohlfeil und 3. dauerhaft gebauet; 4. vor Waſſer- und anderm Schaden auf das ſorgfältigſte geſichert, und daher von einander etwas abgeſondert, oder doch durch ſteinerne Scheide-Mauern getrennt ſeyn; und 5. ihre Anzahl ſo geringe ſeyn, als es nur immer die Größe der Land-Wirthſchaft erlauben will. Sie müſſen nicht koſtbar zu unterhalten, und leicht zu repariren ſeyn, ſo, daß ein Pacht-Zins von ein bis zwey Jahr ſie wieder herſtellen kann. Der Hof (die Hof-Reite) muß a) die gehörige Größe, b) und Geſtalt haben, daß er z. B. ein Rechteck, alſo ein Quadrat oder Rectangulum, iſt, und man aus dem Wohn-Hauſe ihn nebſt allen Gebänden überſehen kann. c) Er muß auch mit gutem und zureichenden Waſſer verſehen werden.

Nach des kön. Land-Baumeiſters, Hrn. Keferſtein (*) Anweiſung, müſſen herrſchaftliche Land-Güter und Aemter folgende Theile enthalten:

1. Herrſchaftliche Zimmer, als: a) einen Sahl oder ein großes Speiſe-Zimmer; b) zwey Wohn-Zimmer für Herr und Frau; c) zwey Schlaf-Zimmer; d) zwey Stuben und zwey Kammern für Kinder und deren Lehrer; e) ein, oder nach Befinden, mehrere Zimmer für Fremde.

2. Iſt

(*) In ſeiner Anleitung zur Landbaukunſt, (2te Ausgabe, Lpz. 1791, gr. 8.) S. 71 fgg.

2. Iſt es ein Amt, oder hat das Gut eigene Gerichtbarkeit und einen Juſtitiarius, und wohnt dieſer nebſt einem Schreiber, Verwalter ꝛc. mit im Amte, ſo müſſen für dieſe die gehörigen Zimmer beſorget, und es muß auch ein feuerſicheres Archiv, nebſt feſten, luftigen und trocknen, geſunden Gefängniſſen ꝛc. angeleget werden.
3. Iſt die Wirthſchaft ſtark, und das Vieh nicht beſonders verpachtet, ſo muß eine Frau zur Beſorgung des Rindviehes, und ein Verwalter zur Beſorgung anderer Feld-Arbeiten, die nöthigen Zimmer haben; dieſe müſſen unweit der Ställe und des Hofes ſeyn.
4. Bedienten-Zimmer, und Zimmer für die übrigen Arbeiter, ſind nach der Anzahl der nöthigen Leute einzurichten.
5. Zur Bereitung der Speiſen, eine Küche.
6. Zur Aufbewahrung der Vorräthe, die zum Eſſen und Trinken nöthig ſind, Vorraths-Kammern und Keller.
7. Geheime Gemächer.

Zur Nutzung der landwirthſchaftlichen Bedürfniſſe, werden nicht nur Ställe und Scheunen, ſondern auch Brau-Häuſer, Branntwein-Brennereyen, Ziegel-Scheunen, Kalk-Oefen, Mühlen ꝛc. erfordert; ſind aber dieſe, ſo müſſen auch für die Arbeiter dabey, entweder beſondere Wohn-Gebäude, oder Wohn-Zimmer in dem Haupt-Gebäude, mit erbauet werden. Im erſten Falle kann man ſie als Häusler, Deputanten und Miethleute, betrachen; im andern Falle aber muß bey dem erſten Entwurfe des Haupt-Gebäudes, welches die ſämmtlichen Wohnungen enthält, mit auf den Raum für ſie geſehen werden. Die übrigen Gebäude ſind: Scheunen und Remiſen oder Schoppen, welche die nöthigen Futter-

Futter⸗ und Korn⸗Böden zugleich mit enthalten können.

Anlage eines adelichen Land⸗Gutes, welches bloß zur Wirthſchaft eingerichtet iſt, und zugleich zur bequemen Wohnung für die Herrſchaft dient; nach Fig. 3746.

Hierbey iſt 1. auf die Menge und Güte des Ackers und Wieſewachſes, und wie viel Vieh darauf zu halten iſt; 2. auf die Größe der hierzu nöthigen Gebäude, und 3. auf deren Lage, Einrichtung und Anordnung, zu ſehen.

Dieſes Gut ſoll 3000 Morgen Acker haben, wovon jährlich 2000 Morgen in ordentlicher Frucht, und etwa 200 Morgen in der Brache geärndet werden. Es ſoll Mittel-Land oder gemengtes, nähmlich gutes und ſchlechtes, ſeyn. Auf den Morgen ſoll 1 Scheffel geſäet, und 1 Schock oder 4 Mandel Garben (welche 4 bis 5 Scheff. reines Getreide an Körnern, und 30 Bund Stroh liefern,) davon eingeärndet werden. Die Hälfte der Sommer⸗ oder Brach⸗Früchte beſteht in Rüben, Kohl und dergleichen Gewächſen; die andere Hälfte in Erbſen, Linſen, Wicken, Klee, u. d. gl. Jenes kommt nicht in die Scheune, wohl aber dieſes. Die ganze Aernde iſt alſo 2000 Schock Garben, oder, nach märkiſcher Art zu rechnen, 280 Dreyßig Mandel. Da man, durch die Bank, für die Garbe 4 Kubik⸗Fuß, oder für das Schock 240 Kubik⸗Fuß, oder für 1 Mandel 60 Kubick⸗Fuß annimmt: ſo erfordert alles zuſammen 492000 Kubik⸗Fuß Raum, und 6 Tennen, denn viel mehr als 300 Schock in 6 Monathen auf Einer Tenne nicht wohl durch 3 bis 4 Mann gedroſchen werden, und in dieſer Zeit will man doch gern das Getreide auf den Boden haben, auch würde ſonſt

das Getreid zu weit von der Dreſch-Flur abgeleget werden müſſen, und beſchwerlich hin zu bringen ſeyn. In Körnern beträgt es ungefähr 10000 Scheffel.

An Wieſewachs ſoll dieſes Gut 500 Morgen ſehr gute, oder 1000 Morgen Mittel-Wieſen, und 2000 Morgen Holz und Hütung, haben. Da 1 Morgen gute Wieſen 16 Ctn. Heu, und 8 Ctn. Grummet, giebt, ſo wird die Heu- und Grummet-Aernde 10 bis 15,000 Cnt. betragen.

Was den Viehſtand betrifft, ſo wird man füglich bey dieſem Gute, wenn die Bauern oder Unterthanen nicht alle Dienſte thun, ſondern der Herr ſelbſt einige Spann-Pferde halten muß, auf 24 bis 30 Pferde rechnen können, wovon ein Drittel zur Zucht an Füllen und einige Kutſch-Pferde ſind. Rindvieh, können wenigſtens 70 Stück, und 200 Schweine, gehalten werden.

Zu Bau-, Nutz- und Brenn-Holz, ſo wie zu Acker-Geräthe, Kutſchen, u. d. gl., iſt eine hinlängliche Remiſe nöthig, deren Größe ein jeder Bau-Herr, ſo bald er weis, wie viel er von jedem gebraucht, ſelbſt berechnen kann.

Die Größe der Ställe, iſt nach folgendem Maßſtabe leicht zu finden. Der Pferde-Stall muß für 24 bis 30 Pferde Raum zum Stehen, Liegen, und bequemen Ein- und Ausgehen haben. Ein Pferde-Stand für ein mittelmäßiges Pferd, wie man hier auf dem Lande hat, muß 4 F. breit und 7 F. lang, für Kutſch- und große Pferde aber 4 F. breit, und, wenn ein Gang dahinten iſt, 9 bis 10 F. lang, ſeyn. Dieſer Gang zum Einführen, muß wenigſtens 4, und die Krippe 1 F. breit ſeyn. Die Stände für die Füllen dürfen nur 3 F. breit ſeyn. Bey größern Pferden müſſen die Stände 5 F. breit und 10 bis 11 F. lang ſeyn.

Von Rindvieh können, erwähnter Maßen, wenigſtens 70 Stück gehalten, und dieſe in kleinern

Ställe

Ställe vertheilt werden. Jeder Stall kann etwann 18 Stück, in 2 Reihen geſtellt, enthalten, die mit den Köpfen gegen einander ſtehen, und zwiſchen ſich einen Futter-Gang haben, weil dieſes unſtreitig die beſte und bequemſte Art zu füttern iſt, und weil auch beſonders die Herrſchaften ſelbſt dabey, ohne Gefahr und Schmutz zu befürchten, nachſehen können, ob jedes ſein beſcheiden Theil erhalten hat, und wie es ſich befindet. Hinter den Ständen ſind zum Ein- und Ausgehen für 2 Reihen auch 2 Gänge nöthig, deren jeder 3, der mittelſte aber 4 F. breit iſt. Jeder Kuh-Stand für hieſieges kleines Land-Vieh iſt $3\frac{1}{2}$ Fuß breit, und 6 F. lang, alſo für 9 Stück in einer Reihe, $31\frac{1}{2}$ F. lang. Bey dem Eingange und in der Mitte iſt ein Durchgang, die zuſammen $6\frac{1}{2}$ F. betragen. Folglich iſt die ganze Länge 38 F., die Breite aber

a) 2 Reihen Stände, à 6 F.	. . .	12 Fuß
b) 3 Gänge zuſammen	. . . . .	10 "
c) 2 Reihen Krippen, à 5 F.	. . . .	2 "
	die ganze Breite	24 Fuß.

Großes magdeburgiſches, oſtfrieſiſches und pohlniſches Vieh bedarf à 4 bis 5 F. zur Breite, und 8 F. zur Länge auf 1 Stück, ohne Gänge.

Für den Schaf-Stall, werden auf jedes Zucht-Schaf 8 Quadrat-Fuß mit Lamm-Raum, und auf jeden Hammel und güſtes Stück Schaf-Vieh 5 bis 6 Quadrat-Fuß, incl. zu Raufe und Futter gerechnet; bey einem Stalle für 100 Schafe, beträgt dieſes 640 bis 800 Quadrat-Fuß; wenn er alſo 38 F. lang iſt, wird er 17 bis 20 Fuß breit. Je größer man dieſe Ställe anlegen kann, deſto beſſer iſt es; denn theils will man zuweilen den Schaf-Stand vermehren, theils mehrere Schafe für andere durchwintern; beydes erfordert die Vergrößerung des Stalles, die, nach einmahl geendigtem Bau, nicht ohne große Koſten geſchehen kann.

In Anſehung der Schwein-Ställe oder Schwein-Buchten, müſſen beſondere für die Säue, für die Maſt, und für die junge Schweine, ſeyn. Jeder derſelben muß ungefähr 7 Fuß breit und 8 F. lang ſeyn; will man dieſe mit an die Kuh=Ställe anlegen, ſo iſt ein beſonderer Gang dazwiſchen nöthig, der 3 bis 4 F. breit ſeyn muß.

Was die Größe der Gänſe=, Hühner- und Tauben=Ställe betrifft, ſo werden z. B. für 30 Gänſe, à $2\frac{1}{2}$ Quadrat=Fuß, 75; und für 60 Hühner, à $2\frac{1}{2}$ Qu. Fuß, ebenfalls 75 Qu. Fuß erfordert. Zu 30 Par Tauben wird ein Pfeiler, 8 Fuß hoch, errichtet, und ein Sechseck, von 4 Fuß im Durchmeſſer, 3 F. hoch, und inwendig auch zu Tauben=Neſtern eingerichtet, darauf geſetzt; jedes Par muß 2 Neſtern haben. Wenn alle Ställe zuſammenhangen, ſo iſt nur Eine Futter=Kammer dazu nöthig; ſind dieſelben aber getheilt, ſo werden zwey erfordert. Jede muß folgende Theile, und alſo auch dieſe beſtimmte Größe erhalten: a) eine Futter=Bank oder Futter=Schneide, 8; b) ein Stampf=Trog, 4; c) ein Futter=Kaſten, 8; d) eine Futterboden-Treppe, 18, und e) der Raum znm Futter und Gehen, 42, zuſammen 80 Quadrat=Fuß. Es kann derſelbe alſo etwa 8 Fuß breit und 10 Fuß lang ſeyn.

Der Kälber= und Lämmer-Stall darf nicht viel über 50 bis 60 Qu. Fuß erhalten; er kann auch, nach Befinden, bloß von Horden zuſammengeſetzt werden.

Bey den Ställen iſt noch zu bemerken, daß dieſelben dergeſtalt eingerichtet werden müſſen, daß man den Miſt gleich aus denſelben fahren kann; deswegen müſſen die Gänge etwas weit ſeyn, und keine Ständer im Wege geſetzt werden.

Was das Wohn-Haus, und die Größe und Anordnung der Theile deſſelben, betrifft: ſo kommen

men unter daſſelbe wenigſtens fünf geraumige gute Keller; davon dient der erſte zu Gartenfrüchte-Vorrath; der zweyte, zu eingemachten; der dritte, zu Milch; der vierte, zu Bier und Branntwein; der fünfte, zu Wein. Der erſte muß der größte ſeyn, etwa 24 F. lang, und 20 Fuß breit; die übrigen können kleiner ſeyn. Iſt bey dem Gute eine ſtarke Brauerey und Branntwein-Brennerey, ſo muß dazu ein beſonderes Brau-Haus mit Kellern erbauet werden, wie nachher beſonders verzeichnet iſt.

Die erſte Etage enthält:

A. Eine geräumige Haus-Flur, welche in die Mitte kommt; ſie iſt 18 F. breit und 16 F. tief, und enthält die Keller-Treppe, die unter die Treppe der zweyten Etage a angebracht iſt.

B. Die Küche hinter der Haus-Flur, iſt 18 Fuß breit, und 24 F. tief. Hier iſt der Feuer-Heerd, Mauer-Keſſel, Caſſerol-Löcher, Brat-Ofen, Back-Ofen, und 2 Stuben-Oefen-Löcher, wie aus der Zeichnung zu erſehen iſt.

C. Die Wohn-Stube des Meiers oder Verwalters mit ſeiner Frau, nebſt der Kammer D, liegt an der linken Seite der Flur; beydes zuſammen iſt 24 F. breit, und 20 tief.

E. Der Gang, welcher von der Küche nach dem Stalle führt, iſt 24 F. lang, und 5 breit.

F. Die Mägde-Kammer liegt an dem Kuh-Stalle, ſie iſt 10 F. breit, und 14 tief.

G. Die Vorrath-Kammer liegt an der Küche; ſie iſt 14 F. breit und tief.

H. Die Wirthſchafts- und Geſinde-Stube iſt auf der andern Seite der Flur, 24 F. breit, und 20 tief. In dieſer und in des Verwalters Kammer ſind die Fenſter, b, zur Erleuchtung der Ställe angebracht.

I. Die Speiſe-Kammer an der Küche, iſt 12 Fuß breit, und 20 tief.

K. Die Knechte-Kammer iſt 12 F. breit, und 20 tief. Dieſe untere Etage des Wohn-Hauſes iſt alſo eigentlich bloß zur Wirthſchaft eingetheilt.

Will man dieſes Haus geräumiger und koſtbarer machen, ſo kann auch das alles jezt Beſchriebene in das Souterrain oder Erd-Geſchoß geleget werden, und die Herrſchaft bewohnt die Haupt-Etage, und behält die obere Etage für Fremde und zur Reinlichkeit.

Die zweyte Etage, wovon der Grundriß beſonders gezeichnet iſt, dient eigentlich zur Wohnung und Bequemlichkeit des Guts-Herrn.

L. Die Flur, iſt 18 F. breit, und 20 F. tief.

M. Die Wohn-Stube des Herrn mit der Kammer,

N. die zugleich zum Bücher-Zimmer dient. Beyde zuſammen ſind 24 F. breit, und 20 tief.

O. Wohn-Stube der Frau vom Hauſe.

P. Schlaf-Zimmer dazu. Beyde ſind 24 F. breit, und 16 tief.

Q. Wohn- und Schlaf-Zimmer der Kinder.

R. Wohn-Zimmer des Hofmeiſters. Beyde ſind 24 F. breit, und 20 tief.

S. Der Gang, iſt 24 F. lang, und 4 breit.

T. Der Sahl, iſt 30 F. lang, und 20 tief.

V. Ein Zimmer für Fremde, iſt 12 F. breit, und 20 tief.

W und X, ſind zwey Gänge, 24 F. lang, und 4 breit, die nach den Abtritten Y. Z. führen.

b c, ſind Treppen, welche in die Ställe führen. Dieſes Haus würde, incl. Mauern, 72 F. lang und 46 F. breit werden müſſen.

Die Böden über dem Wohn-Hauſe dienen bloß zur bequemlichkeit der Wirthſch. ft, denn zum Korn-

Schüt

Schütten ſind ſie theils zu hoch, theils wird das Haus dadurch ſehr beläſtigt. Sie ſind daher: 1. zu Wohnungen für die Bedienten, Kammer-Mägde, u. d. gl., ja allenfalls für die Demoiſelle und kleinſten Kindern im Giebel einzurichten; 2. zum Trocknen der Wäſche, zur Aufbewahrung des Flachſes, Obſtes, u. d. gl., ferner Eiſenwerk, Stricke und andere Haus-Geräthe daſelbſt aufzubewahren, dienlich.

Größe der Ställe. A a. Der Pferde-Stall iſt zu 27 bis 30 Pferde eingerichtet, davon 9 oder 10 in einer Reihe ſtehen, alſo 3 Reihen. Zwiſchen den erſten 2 Reihen e, f, iſt der Futter-Gang, g und zwiſchen der 2ten und 3ten Reihe f und h, iſt die Durchfahrt i.

e.	Die erſte Reihe iſt, incl. Krippe, breit	10 Fuß.
g.	Der Gang iſt breit	5 =
f.	Die zweyte Reihe Stände	10 =
i.	Die Durchfahrt	5 =
h.	Die dritte Reihe	10 =
	Die ganze Breite des Stalles, iſt	41 Fuß.

Die Tiefe deſſelben iſt 42 Fuß, mit einem Quer-Gange.

B a. Der Schaf-Stall ſoll 7 bis 800 Schafe von allerley Sorten enthalten, und zugleich einen kleinen Futter-Stall C a, welcher 20 Fuß lang und 10 breit iſt; die Länge dieſes ganzen Stalles muß alſo zu 40 Fuß Tiefe, 102 Fuß ſeyn; darin iſt zugleich der kleine Lamm-Stall D a, 16 F. lang und 10 breit. E a, der Gang geht von der Geſinde-Stube durch den Pferde-Stall nach dem Futter- und Schaf-Stalle. Der Schaf-Stall hat auch eine Durchfahrt und Einfahrt am Giebel, damit die Schafe nicht immer über den Hof müſſen, ſondern gleich von auſſen in den Stall kommen können.

F a. Der Kuh = Stall enthält zu 70 Stück Rindvieh, in 7 Reihen, hinlänglichen Raum für ordinäre Land = Kühe. Soll aber großes Elb=, oſtfrieſiſch oder holſteiniſches Vieh gehalten werden, ſo muß die Reihe 8 bis 9 Fuß Länge für das Vieh haben; und der ganze Stall enthält alſo zu 6 Quer-Reihen 6 bis 12 Fuß mehr Länge.

	Die erſte Reihe k iſt breit . . .	7 Fuß.
	Alsdann ein Futter=Gang und 2 Krippen l	7 =
m.	Die erſte Durchfahrt, und 2 Reihen Stände	14 =
n.	Der zweyte Futter=Gang iſt breit	7 =
o.	Die zweyte Durchfahrt iſt breit	14 =
p.	Der dritte Futtergang iſt breit	7 =
q.	Die dritte Durchfahrt iſt breit	14 =
	Länge des ganzen Stalles .	70 Fuß.

Breit iſt dieſer Stall im Lichten, 42 Fuß. In der Mitte H a, iſt ein Durchgang von 4 Fuß breit.

I a, iſt der Gang, welcher die Schwein = Ställe von den Kuh = Ställen abſondert; dieſer dient zugleich zum Futter = Gange für die lezte Reihe Kühe; er iſt 6 Fuß breit, und enthält die lezte Kuh = Krippe noch mit. An dieſem Gange liegt auf einer Seite der Futer = Gang K a, und auf der andern der Kälber=Stall L a, deren jeder 16 F. lang und 10 F. breit iſt.

Q a, iſt der Futter = Gang, von 4 F. breit, welcher zwiſchen den vorigen Ställen durchgeht.

O a, ſind 6 Schwein = Ställe, deren jeder 17 F. lang und 10 breit iſt, und ungefähr 30 Schweine enthalten kann, alſo zuſammen 180 Stück. P a, und P a, ſind Quer = Gänge, jeder 5 Fuß breit. R a, ſind 5 kleine Schwein = Ställe, jeder 10 Fuß lang, 8 F. breit, zu Säuen und Maſt = Schweinen. Die Böden über den Ställen, oder die Futter=Böden, ſind 274 Fuß lang, 40 breit, und 20 hoch. Sie ſchlie-

ßen

ßen daher 109600 Kubik = Fuß Raum ein. Die Heu = Aernde betrug, oben erwähnter Maßen, höchſtens 15000 Ctn., à 14 Kub. Fuß; ſind 210000 Kubik = Fuß. Rechnet man nun für 70 Stück Rindvieh, jährlich à 20 Ctn. Heu, ſo ſind dies . 1400 Ctn.

für 30 Pferde, à 30 Ctn. . .	900 =
für 500 Schafe à 2 Ctn. . . .	1000 =
Summa	3300 Ctn.

zum eigenen Winter = Vorrath. Von den übrigen können noch 1700 Ctn. auf ſchlechte Jahre bewahret werden, die übrigen 10000 Ctn. aber werden verkauft, und dazu ſind gar keine Böden nöthig; denn wenn man es nicht ſogleich von der Wieſe verkauft, ſo wird es nur in Haufen zuſammen geſetzt. Dieſe 5000 Ctn. zum eigenen Gebrauch, à 14 Kubik = Fuß, betragen 70000 Kubik = Fuß; folglich ſind noch zu Stroh 39600 K. F. über den Ställen übrig, wo 165 Schock Bunde Raum haben. Ob dieſes nun gleich kaum auf 9 Monath hinreichend iſt, ſo kann man das übrige in den Scheunen aufbehalten und allmählich anfahren, oder auch auf den Schoppen = Boden, den ich aber, ſo viel möglich, allein zum Getreide = Schütten laſſen wollte, denn dazu würde er alle mögliche Vollkommenheit haben; durch das Stroh aber würden Mäuſe dahin gebracht, die ſich darin ſehr gut verſtecken könnten.

Die Scheunen, B C, müſſen, nach oben geſchehener Anzeige, 2100 Schock Garben, oder 504000 Kubik = Fuß Raum, ohne die Tennen einſchließen. Ein Gebäude würde hierzu zu lang ſeyn; denn dieſes müßte, mit den nöthigen 6 Tennen, 532320 Kubik = Fuß einſchließen, und zu 40 Fuß Tiefe und 14 Fuß

Höhe im Sticke $554\frac{1}{2}$ Fuß lang werden. Ferner wäre hier alles ohne Rettung verloren, wenn unglücklicher Weiſe einmahl Feuer in dieſer Scheune auskäme; man theile daher dieſelbe in zwey Gebäude, die zu beyden Seiten des Hofes 50 Fuß von dem Wohn-Gebäude ab gebauet werden, wie die Zeichnung zeigt. Damit der Hof nicht gar zu breit werden dürfe, ſind die Scheunen nicht über die Giebel des Hauſes, ſondern einwärts, gelegt; jede Scheune iſt 280 Fuß lang, und hat drey Tennen B D, die zum Ausfahren eingerichtet ſind, à 15 bis 16 Fuß breit.

Die Remiſe muß wenigſtens 200 Fuß lang ſeyn, und an beyden Giebeln 30 Fuß von den Scheunen abſtehen. Die innere Seite der Remiſe nach dem Hofe zu, iſt nicht auszumauern oder auszukleiben nöthig, damit die Luft deſto beſſer die Vorräthe darin austrocknen, und das Acker-Geräth gut erhalten könne; der Grund- und Aufriß B B zeigt dieſes deutlicher. In der Mitte dieſes Gebäudes über der Einfahrt iſt ein Thurm, der mit einem Gewitter-Ableiter verſehen iſt, nach Belieben anzubringen.

Eben dieſer freye Luft-Zug verbeſſert auch den darüber befindlichen Korn-Boden; denn dieſer hat faſt alle Eigenſchaften eines recht guten Korn-Magazines. Er hat: 1. ganz freyen und geſunden Luft-Zug; 2. er iſt Feuer-ſicher, weil er ganz frey und allein ſteht. 3. Man kann ſo viel Lucken und Luft-Zug machen, als man nöthig findet. 4. Man kann demſelben auch die nöthige Höhe in Ueberfluß geben, da man doch nicht mehr als höchſtens zwey Böden über einander anlegt. 5. Er iſt nahe an den Scheunen, und folglich iſt das Getreide nicht weit dahin zu tragen; und 6. er iſt hinlänglich groß; denn es können füglich auf dem Unter-Boden, welcher 200

Fuß

Fuß lang und 40 breit iſt, à Scheffel 2 Quadr. Fuß gerechnet, welcher à Weizen 90 Pfund wiegt, 4000 Scheffel,

und auf den oberſten, welcher 160 Fuß lang und 25 breit iſt, . 2250 .

geſchüttet werden, in allen alſo zuſammen . . . . . . 6250 Scheffel,

geſchüttet werden, welches mehr beträgt als ein Jahr Aernde; iſt dieſes trocken, ſo kann man es höher ſchütten, und dann können füglich zwey Aernden, nach Abzug der Saat und des eigenen Gebrauches, aufbewahret werden. Hat man nun noch eine Aernde in Stroh, ſo iſt dieſes ein ſehr anſehnlicher Vorrath, den man nicht leicht auf dem Lande finden wird.

Hätte aber die Guts = Herrſchaft nicht Luſt, vorräthig Getreide zu haben, ſo könnten dieſe ſchönen Böden zu Dorf = Magazinen dienen, wofür das Dorf gewiß gern einige Zinſen entrichten würde; und dadurch erhielte man ein in verſchiedenen neuen ökonomiſchen Schriften, und unter andern auch im XLV Th. S. 617, fgg. gegenwärtigen Werkes, angeprieſenes Korn = Magazin, ohne beſondere Baukoſten anwenden zu dürfen.

Der Hof = Raum beſteht aus 2 Theilen, nähmlich: dem Vieh = Hofe, und dem Raume zum Fahren. In dem Vieh = Hofe ſind die Miſt = Plätze und ein großer Waſſer = Halter, A a A, welcher 100 Fuß lang und 60 breit iſt. Der vordere Raum an dem Hauſe dient zum Fahren; er iſt 50 Fuß breit, und 340 lang. Der übrige Hof = Raum beſteht aus dem großen Hofe, und den zwey kleinen Plätzen, zwiſchen der

der Remiſe und den Scheunen: Erſtere iſt 240 Fuß breit, und 260 lang = 62400 Quadrat-Fuß.

Die beyden andern ſind,
jeder 30 F. breit,
und 40 lang . . 2400 . .

64800 Quadrat-Fuß.

Folglich iſt der ganze Vieh-Hof 450 Quadrat-Ruthen.

Dieſer Hof iſt ſo geräumig, daß alles Vieh mit der größten Bequemlichkeit Raum hat.

Die Größe dieſes ganzen Gehöftes, beträgt 340 Fuß in der Länge oder Fronte des Haupt-Gebäudes, und 370 F. in der Breite, mit Hofe und allem alſo 125800 Quadrat-Fuß = 873$\frac{11}{18}$ Quadrat-Ruthen, oder 4 Morgen 153$\frac{11}{18}$ Quadrat-Ruthen, welches in der That nur ein kleiner Raum zu einem ſo beträchtlichen Wirthſchafts-Gehöfte iſt. Aus der Zeichnung dieſer Beſchreibung erhellet, daß auch eben dieſe Anlage ſich vortrefflich zu einem Vorwerke ſchickt, dabey läßt man nur die zweyte Etage weg, und macht den Schoppen etwas kleiner.

Anlage eines großen adelichen Land-Hauſes oder Amts-Wohnhauſes, nach Fig. 3747.

1. Die Lage aller Theile des ganzen Gehöftes muß ſo ſeyn, daß der Beſitzer und deſſen Verwalter aus ſeinem Zimmer ſogleich alles, als möglich, mit Einem Blicke überſehen kann.
2. Wo ſeine Gegenwart oft und geſchwinde nöthig iſt, da muß er ohne Umwege bald aus ſeinem Wohn-Zimmer hin können.
3. Eben dieſes gilt auch von der Wirthinn.

4. Die

4. Die Theile, die nicht ſo viele oder genaue Aufſicht erfordern, können am entfernteſten von der Wohnung gelegt werden.
5. Alle Theile, die unter einander in Verbindung ſtehen, müſſen ſo nahe als es ſich thun läßt, zuſammen ſeyn, oder doch gleich auf einander folgen.
6. Die Theile, deren nähere Verbindung ſchädlich ſeyn kann, müſſen getrennet werden, wenn der Schade ihrer Verbindung größer, als der mit dem Gegentheile verknüpfte Vortheil iſt, oder wahrſcheinlicher Weiſe leicht werden kann.
7. Alle nöthige und nützliche Theile müſſen angebracht ſeyn und alle nur mögliche Vollkommenheiten haben, ſowohl in Abſicht ihrer Anlage, Verbindung Anordnung und Bau ſelbſt.

Das Wohn-Haus, muß eine bequeme und deren Familie, für die Wirthſchafts-Verwalter, für Haus-Lehrer und Erzieherinn, Bediente und Geſinde, als auch zur Juſtiz-Pflege, für den Juſtitiarius und Secretär, auch Gerichts-Diener und Gefangene ſeyn. Es muß hiernächſt der nöthige Gelaß zu Küche, Haus-Brauerey und Brennerey, nebſt Keller und Milch-Wirthſchaft, darin ſeyn. Die Vieh- und Acker-Wirthſchaft kann, wie bey dem vorher beſchriebenen Gute eingerichtet ſeyn.

In dem Wohn-Gebäude, ſind folgende Theile, nach der in Fig. 3746, bezeichneten Größe und Anordnung nothwendig; ein Souterrain oder Erd-Geſchoß, die Unter-Etage und das zweyte Stockwerk, nebſt verſchiedenen Böden.

Das Souterrain oder Keller-Stockwerk, welches größtentheils in die Erde geſenkt iſt, enthält folgende Theile.

A. Den

A. Den Gang, 6 F. breit mit der Treppe a.
B. Den Gang, der unter der Hofthür-Treppe ſeinen Eingang hat, 8 Fuß breit.
C. Die Küche, 12 Fuß breit, und 18 tief.
D. Speiſe-Kammer, 12 F. breit, und 18 tief.

Da 18 Fuß die allgemeine Tiefe der Vorder- und Hinter-Zimmer dieſes Erd-Geſchoſſes iſt, ſo erinnere ich dieſelbe nicht wieder, und bemerke nur die Breite der Zimmer.

E und F, Wein-Keller, 24 Fuß breit.
G, H, Gefängniſſe, 20 Fuß breit.
I, K, Stube und Kammer des Gerichts-Knechtes, 22 Fuß breit.
L, M, Stube und Kammer des Koches, 22 Fuß breit.
N, O, Stube und Kammer des Brauers, 20 Fuß breit.
P, Q, Brau- und Brenn-Haus, 36 F. breit. Hier kann der Backofen, der in der Küche geheizt wird, mit angebracht werden.
R, S, T, U, vier Keller zu Bier und Branntwein. Davon ſind zwey 32, und zwey 24 Fuß breit, und 8 Fuß zum Gange.

Der Eingang B, welcher nebſt dieſem Keller liegt, dient zum Herauswinden der Bier- und Branntwein-Fäſſer, damit dieſes nicht in der Mitte geſchehen dürfe, weil durch das Geräuſch die herrſchaftlichen Wohnungen beunruhiget werden. Der Eingang in der Mitte dient vorzüglich für den Koch und Gerichts-Diener.

Die erſte Etage, No. II. über der Erde, enthält folgende Theile.

a. In der Mitte, die Flur, 24 Fuß breit, und 20 tief.

b. Der

b. Der Garten-Sahl, 24 F. breit, und 20 tief.
c. Die Wohn-Stube des Haus-Herrn; dieſe iſt gleich bey dem Eingange, damit die Ankommenden nicht lange ſuchen dürfen; 24 F. breit.
d. Verwalter-Zimmer, 12 F. breit.
e. Flur, 10 Fuß breit. Wegen der ſchwächern Mauern wird hier der Raum größer, oder die Zimmer tiefer, als in der Keller-Etage.
f. Die große Wirthſchaft- oder Geſinde-Stube, 24 F. breit.
g. Knechte-Kammer, 12 F. breit.
h, i. Stube und Kammer für den Schäfer und deſſen Frau; 22 F. breit.
k. Bedienten-Zimmer, 10 F. breit.
l, m. Zwey Zimmer für Fremde, 26 F. breit.
n, o. Zwey Zimmer für die Frau im Hauſe; 26 Fuß breit.
p. Kammermädchen-Zimmer, 10 F. breit.
q. Milch-Stube, 10 F. breit.
r. Kleine Küchen zum Käſen; 10 F. breit.
s. Mägde-Kammer, 12 F. breit.
t. Wohnung des Haus-Verwalters und deſſen Frau, die zugleich die Aufſicht über das Rindvieh, die Milch und das Buttern, hat; er aber beſorgt Brau- und Branntweinbrennerey; 24 Fuß breit.
u. Gang, 10 F. breit.
w. Wohn-Zimmer des Juſtitiarii und Secretarii;
x. Gerichts-Stube und Archiv; 16 F. breit.

Aus dieſer Eintheilung folgt die große Bequemlichkeit, daß der Haus-Herr alles überſehen kann, was auf dem Hofe vorgeht, und mitten in dem Bezirke ſeiner Leute iſt. Die Haus-Frau hat die angenehme Ausſicht nach dem Garten, und kann zugleich die nahebey arbeitenden Mägde überſehen, und ein wach-

wachſames Auge auf ſie haben. Eben ſo bequem ſind auch die Wohnungen der übrigen Leute zu ihrem Geſchäften angelegt; denn der Gerichts = Halter iſt bey der Gerichts = Stube; der Haus = Verwalter, bey den Bauern, und der Feld = Verwalter bey ſeinen Arbeitern, und kann auch den Hof überſehen.

Für die nothwendigen Theile wäre nun zwar ziemlich hinlänglich geſorgt. Wann aber der Haus=Herr Kinder und öftern Beſuch hat, auch zu ſeiner Bequemlichkeit noch Zimmer gebraucht, ſo ſind dieſe über den mittlern Theil des Wohn = Hauſes in einer zweyten Etage eben ſo zu ordnen; wie in der untern a b c d k l m n o p v w x geordnet ſind, und auf folgende Art zu gebrauchen.

A a, die Haus = Flur, 24 Fuß breit.
B b, Wohn = Zimmer des Herrn mit den Alkoven, 24 F. breit.
C c, Neben = Zimmer, 12 F. breit.
D d, Wohn = Zimmer der Frau des Hauſes, 24 F. breit.
E e, Zimmer für die Lehrerinn der Kinder, 12 F. breit.
F f, G g, Gaſt = Zimmer.
H h, Sahl.
I i, K k, Kinder = und Hofmeiſter = Zimmer.
L l, Gang.
M m, Neben = Gänge nach Bequemlichkeit, und Treppen nach unten, wie in Fig. 3746.

Mehrere Treppen in einem Gebäude von mehrern Etagen, haben den großen Nutzen, daß man bald und bequem von allen obern Theilen nach allen untern kommen, und beſonders in Feuersgefahr ſich mit Mobilien deſto leichter retten kann; noch beſſer ſind maſſive überwölbte Treppen.

Die

Die Ställe behalten die in Fig. 3746 angezeigte Form, und werden nur nach dem Verhältniſſe des größern Viehſtandes, der ſich mit nach der Brauerey und Branntweinbrennerey richtet, vergrößert.

Der Hof hat hier eine ſehr anſehnliche Größe, und verſtattet daher die Bequemlichkeit, einen kleinen Teich mitten in dem Gehöfte anzulegen, der nicht nur zum Schwemmen und Tränken des Viehes und zur Verſchönerung des Ganzen dient, ſondern auch in Feuersgefahr von erwünſchteſtem Nutzen iſt. Das Baſſin kann füglich 100 F. lang und 60 breit ſeyn; wenn es aber bey dieſer Größe nur 3 Fuß tief Waſſer hat, ſo enthält es doch 18000 Kubik-Fuß, welcher Vorrath nicht leicht in der größten Feuersgefahr verbraucht werden kann. Da die Ställe und Scheunen eben die Einrichtung, wie in Fig. 3746, behalten, und nur vergrößert werden, ſo iſt hier nur das Wohn-Haus abgebildet worden.

Damit man noch einen Plan zu einem andern als das in Fig. 3746 verzeichnete herrſchaftliche Wohn- und Wirthſchafts-Gehöfte habe, füge ich noch in Fig. 3748, eine Zeichnung mit Grund- und Aufriſſen zu einem herrſchaftlichen Gehöfte bey, nach welchem Plan Hr. **Keferſtein**, ſowohl das herrſchaftliche Wohn-Haus, als auch die Wirthſchafts Gebäude, nach beygefügten Anſchlägen, auf einem Ritter-Gute unweit Brandenburg, vor 16 Jahren, gebauet hat. Da die Herrſchaft, welche das Wohn-Haus bauen ließ, ſelbſt Bau-Holz hatte, ſo iſt der Werth deſſelben nicht berechnet; bey den Wirthſchafts-Gebäuden aber, wo dieſes gekauft und weit zur Saat-Zeit, theuer angefahren werden mußte, iſt auch der Preis, zu dem es gekauft wurde, bemerkt, und überhaupt ſind die wirklich ausgeführten Anſchläge unverändert geblieben, weil ein wirklich ausgeführter Anſchlag

weit mehr, als ein bloſzer Entwurf, für die Richtigkeit beweiſet, und nachher mit weniger Mühe, auf andere Oerter nach Beſchaffenheit der Preiſe und übrigen Umſtände paſſend eingerichtet werden kann. Das Haus iſt maſſiv, die übrigen Gebäude aber nur von Holz und Fachwerk zu bauen veranſchlagt.

Das Hertſchaftliche Wohn-Haus enthält, nach Fig. 3748, folgende Theile.

A. Der Grundriß des Souterrains. Darin iſt: a, die Flur. b, die Domeſtiken-Stube. c, des Koches oder der Köchinn Stube. d, ein Milch-Keller. e, die Molken-Stube. f, die Küche. g, die Speiſe-Kammer. h, der Keller zu Speiſen. i, der Wein-Keller. k, der Bier-Keller.

B. Die Haupt-Etage. Darin iſt: l, die Flur. m, die herrſchaftlichen Stuben. n, die Schlaf-Stube mit Alkoven. o, die Kammer. p, die Wohn-Stube. q, der Speiſe- und Garten-Sahl. r, die Viſiten-Stube. s, ein Cabinet. t, u, Wohn-Stube und Kammer für den Verwalter oder Amtmann.

C. Die zweyte oder obere Etage. Darin iſt: v, die Flur. w, x, Wohnung für Hofmeiſter und Kinder. y, z, Logis-Stuben. tz, Speiſe- und Tanz-Sahl. α, β, γ, δ, Logis-Stuben und Kammern.

D. Der Aufriß dieſes Hauſes, wo in den Dach-Giebeln noch Kammern oder Domeſtiken-Stuben bequem angebracht werden können.

Anſchlag,

Anſchlag zur Erbauung eines neuen herrſchaftlichen Wohn=Hauſes, ſtatt des alten, den Einſturz drohenden hölzernen Gebäudes.

Dieſes neue ſoll, nach der beygefügten Zeichnung, 76 Fuß lang, 49 F. tief, mit gewölbtem Souterrain erbauet, und die zwey alten brauchbaren Keller am Giebel conſervirt werden, die übrigen alten ſchlechten Einfaßungs= und Scheide=Wände vom alten Souterrain werden gänzlich abgebrochen, und vorn und hinten neue 2½ Fuß, im Giebel 2 F., und in den Scheide=Wänden 1½ Fuß ſtark, 11 bis 12 F. hoch, von Feld= und Mauer=Steinen in gutem Verband gemauert, auch die oben ausgewitterten Keller=Mauern 3 bis 4 Fuß hoch abgebrochen, und neu gut wieder aufgeführt.

Die untere Etage wird mit Balken=Lage 12 Fuß hoch, ganz maſſiv, in den Vorder=und Hinter=Mauern 2 Stein, im Giebel 1½ Stein, und in den Scheide=Wänden 1 Stein ſtark, mit 4 Zoll vorgelegten Pilaſtern zur ioniſchen Ordnung.

Die obere Etage wird 1½ Stein ſtark in den Einfaſſungen, und 1 Stein in den Scheide=Wänden, und 12 Fuß incl. Balken=Lage hoch, mit vorſpringenden Pilaſtern aufgeführt, und der Sahl geht noch 4 Fuß im Boden höher durch, weshalb die Balken=Lage daſelbſt erhöhet gelegt und gut verankert wird.

Die Haupt= und Fuß=Geſimſe der ioniſch n Ordnung werden von gehauenen ſeehäuſer Feld=Steinen gut angefertigt; die Vorder= und Hinter=Fronte werden mit dergleichen ioniſchen Pfeilern, die Giebel=Seiten aber ganz einfach gut geputzt. Das Dach wird auf 22 Gebind=Sparren mit doppelten Balken=Lagen gut doppelt mit Ziegeln gedeckt, incl. der Koſten des Abbrecher=Lohnes für das alte Gebäude von 76 Fuß lang, 49 F. breit, Souterrain und 2 hölzerne Etagen mit Mauer=Fachen und Ziegel=Dach, welches den Einſturz drohet.

	Thlr.	Gr
16 Tauſend Dachſteine von dem alten Gebäude abzunehmen, dieſelben von dem Moſe gut zu reinigen, und bey Seite in den jezigen kleinen Vorhof gut aufzuſetzen, auch die Latten abzuſchlagen, à 8 Gr. - - - - -	5	8
Davon ſind wahrſcheinlich ein Viertel ſchadhaft, und nur 12 Tauſend brauchar zu rechnen.		
Die maſſiven Schorſteine, Brandmauern, Fache und alles Mauerwerk von dem alten Hauſe, ſo weit die hölzernen Etagen gehen, abzubrechen, und die Steine bey Seite aufzuſetzen, den Kalkſchutt aber zuſammen zum Wiedergebrauch unter den neuen Kalputz zu ſtoßen, in allem	23	—
Die ſämmtlichen Lehmdecken des alten Hauſes einzuſchlagen, und den Lehm zuſammen auf einen Haufen zum Wiedergebrauch tragen zu laſſen, auch das Stakholz zu reinigen und zuſammen aufzuſchichten - - - - -	15	—
50 Schachtruthen alte Souterrain-Mauer, incl. einem Gewölbe, welches nicht paßt, auch das Obertheil der alten ſchadhaften Kellermauern gehörig abzubrechen, die Steine gut zu putzen und aufzuſetzen, auch den Kalkſchutt zum Gebrauch unter die Mauerſteine zuſammen zu ſtoßen, à 16 Gr. - - - - -	37	8
Die Fenſter und Thüren mit Beſchlägen ſorgfältig auszubrechen und in Verwahrung zu bringen	6	8
Für 96 Schock alte Lattnägel und Bodenſpieker auszuziehen und gerade zu klopfen, auch auszuglühen, à 1 Gr. - - - -	4	—
Für Tau und Kloben, auch Geräthſchaften hierbey zu halten - - - - - -	5	—
Für den Schutt wegzuſchippen und den Bauplatz zu reinigen, welches mit herrſchaftlichen Wägen geſchieht, noch zur Hülfe für Tagelöhner	10	—
Latus	106	—

60 Schacht-

	Thlr.	Gr
Transport	106	—
60 Schachtruthen neue Souterrain-Mauern zu den Fronten 2½ Fuß, zu den Giebeln 2 F., zu den Scheidewänden 1½ Fuß ſtark von Feld- und Mauerſteinſtücken in gutem Verband mit guten doppelten Fenſter- und Thürgewölben zu mauern und dazu zu graben, à 1 Thlr. 16 Gr.	100	—
16 Quadratruthen Souterrain auf 1 F. tief auszugraben, und alles gut mit Mauerſteinplatten zu pflaſtern in Kalkfugen, à 1 Thlr. -	16	—
16 Quadratruthen neues Kappengewölbe mit Bogen und Zubehör gut zu mauren, und dazu die Bogen zu machen, Nägel und Schalung von alten Bretern und Latten, à 4 Thlr. -	64	—
Die Souterrain-Treppe einfach gut maſſiv mit Widerlagen unterwölbt aufzuführen -	5	—
Eine neue maſſive Gartentreppe gut zu vermauern mit Fundamente und Widerlagen - -	5	—
Die Einfaſſungsmauer der Rampe oder Anfahrt vor die Hausthür 2 Fuß ſtark gut zu mauern.	6	—
Die zwey alten Keller gut auszubeſſern, neue Kellerfenſter einzubrechen, und die Keller gut zu pflaſtern und auszuweißen, in allem -	8	—
Das ganze Sonterrain in allen Zimmern an Wänden und Decken gut zu putzen, anzutragen und 3 mahl zu weißen - - - - -	25	—
55 Schachtruthen zu ſämmtlichen maſſiven Wänden der untern Etage, dem Gebälke gleich, 12 F. hoch in den Fronten 2 Steine, in den Giebeln 1½ Stein, und in den Scheidewänden 1 Stein ſtark, mit 4 Zoll vorgelegten Pilaſtern in den Fronten, alles in guten Verband zu mauern und die Fenſter doppelt zu überwölben und alles zu berüſten, incl. alle Hitzungen anzulegen, à 1 Thlr. 16 Gr. - - -	91	16
Latus	426	16

	Thlr.	Gr
Transport	426	16
50 Schachtruthen zur 2ten Etage, 12 F. hoch den Balken gleich, in eben der Art wie in der Unteretage, aber nur 1 ½ Stein ſtark, rings herum gut mit 4 Zoll vorgelegten Pfeilern zu mauern, Rüſten auch alle Feuerungen anzulegen und mit in die Höhe zu führen, auch alle Materialien dazu in die Höhe zu ſchaffen, und Kalk zu ſchlagen, a 1 Thlr. 20 Gr. -	91	16
252 laufende Fuß doppeltes Hauptgeſims gut 2 Fuß ausladend zu mauren, rüſten, putzen und ziehen, nach richtigem ioniſchen Verhältniß, in allem a 6 Gr. - - -	63	—
60 Fuß oderes Walm-Giebelgeſimſe gut zu mauern, rüſten, putzen und ziehen, in allem a 3 Gr. - - - - - - -	7	12
2 Obergiebel bis unter die Walmen gut zu mauern, 12 F. hoch, 1 Stein, incl. dazu zu rüſten, a 6 Thlr. - - - - -	12	—
Die ſämmtlichen Schorſteinröhren vom Obergebäk bis übers Dach gut zu mauern, inwendig gut zu verſtreichen, und oben zu putzen, auch darauf zu ſehen, daß die Vertrumpfung der Gebälke 9 Zoll von den innern Feuerröhren zurück gelegt werden - - - -	30	4
Das Dach gut 72 Schichten Ziegel zu latten und doppelt gut zu decken und verſtreichen, mit 22 Tauſend Dachziegel, incl. dieſelben aufzulangen, und alles in gutem Verband zu decken ꝛc. a 1 ½ Thlr. - - - - - -	33	—
8 Dachfenſter und die nöthigen Hohlſteine gut einzudecken, und die Kehlen, welche mit Blech von dem Klempner ausgeſchlagen werden, gut zu verſehen, in allem - - - - -	8	—
28 Quadrat-Ruthen Vorder- und Hinter-Fronte mit architectoniſchen Verzierungen und Fenſterfachen recht ſauber zu putzen und berüſten, auch färben, in allem a 2 Thlr. - -	56	—
Latus	728	—

19 Qua-

	Thlr.	Gr
Transport	728	—
19 Quadrat-Ruthen Giebelfronte mit Fenſterfachen ebenfalls ſauber und gut zu putzen ꝛc. in allem, à 1 Thlr. - - - - -	19	—
122 Quadrat-Ruthen ſtehende Wände in beyden Etagen gut zu putzen, anzutragen und weißen, incl. dazu zu rüſten, à 12 Gr. - -	61	—
	808	—

Noch Maurer-Arbeitslohn.

	Thl.	Gr	Thlr.
26 Quadrat-Ruthen hölzerne Scheidewände gut zu verputzen in den Unter- und Dach-Zimmern überhaupt, incl. dieſelben oben auszumauern, wo Wand auf Wand kommt, die übrigen aber mit altem Holze gut auszublöcken, und zu berohren und putzen, gypſen und weißen, in allem à 1 Thlr.	26	—	
48 Quadrat-Ruthen Decken in beyden Etagen gut zu rohren, gypſen und weißen, auch in die ordinären Zimmer ſaubere Simſe zu ziehen und putzen, in allem à 1 Thlr.	48	—	
10 Quadrat-Ruthen Decken in den Dach-Zimmern gut zu putzen mit Haarkalk anzutragen und weißen, à 16 Gr. - -	6	16	
4 Quadrat-Ruthen die Rampe 12 F. breit anzuhöhen mit der ausgegrabenen Erde und weggeräumten Schutt, auch dieſelbe gut zu pflaſtern, wenn ſich die Erde erſt gehörig geſetzt hat und feſt geſtampft iſt, in allem - - - - - -	8	—	
12 Quadrat-Ruthen um das Haus hofwärts gut zu pflaſtern, und die Erde und Schutt zu planiren und feſt zu ſtoßen, in allem à 16 Gr. - - - - - -	8	—	
Für Mauergeräthe und Rüſteſtücken, auch Tau zum Aufwinden der Materialien zu halten ꝛc. - - - - - -	21	8	926
Latus			926

	Thl.	Gr	Thlr.
Transport	—	—	926
2. Dem Steinmetz.			
12 ioniſche Pfeiler, Poſtement und Capitäl-Decorationen aus guten ſeehauſer Sand-Steinen zu 2½ Fuf Pfeilerbreite gehörig decorit anzufertigen, und zum Einſetzen mit den Schiffen bis Glindow zu ſenden, in allem 10 Thlr. - - - - -	120	—	
10 Sandſtein-Stuffen nebſt Wangeneinfaßung zur Gartenthürtreppe, gut gearbeitet anzufertigen, in allem à 2 Thlr. -	20	—	
Einen Altan von dergleichen Steinplatten mit Kragſteinen von 8 Fuß lang, 4½ F. breit gut anzufertigen über die Hausthür	24	—	
48 Fuß Einfaſſungsplatten zur Rampe, 6 Zoll ſtark, 2 F. breit gut anzufertigen, à 18 Gr.	36	—	200
3. Dem Lehmer.			
58 □ Ruthen Decken in beyden Etagen und dem Dachzimmer gut zu ſtaken, und mit dem Holze gleich zu lehmen und oben den Balken gleich mit Sand zu verfüllen, und über dem Sahle die Decke mit altem Holze gut zu falzen und auszublöcken, in allem à 1½ Thlr. - - - - - -	—	—	87
4. Zimmer-Arbeitslohn.			
17 Gebind-Sparren mit Zwiſchenbalken und Fußboden-Dielen, doppelten Balkenlage und allem Zubehör an Wänden von dem ganzen alten Gebäude behutſam abzunehmen und bey Seite zu bringen, à 2 Thlr.	34	—	
22 Gebind-Sparren mit doppelter gut gefalzter Balkenlage und Mauerlatten mit unten liegendem und oben ſtehendem Dachſtuhl gut zu verbinden und richten, incl. die Balken über dem Sahle 4 Fuß höher zu legen, und 4 Scheidewände in die Zimmer von			
Latus	34	—	1213

	Thl	Gr	Thlr.
Transport	34	—	1213
von Holzwerk geſprengt, gut zu verbinden, auch die Dachgiebelzimmer gut einzubinden, mit Scheidewänden, Kreuzen, Unterzügen und liegenden Kreuzverband gegen die Windſtöße, incl. die Balken bey allen Schorſteinen, Hitzungen und Treppen vorſichtig zu vertrumpfen und gehörig von den Feuerungen zurück zu ziehen, incl. Holzbeſchlag und Schneidelohn, à 5 ½ Thlr.	121	—	
4 Hausthürblockzargen von Eichenholz mit Fenſterlicht gut zu verbinden, und gehobelt und gefalzt anzufertigen, à 1 Thlr.	4	—	
14 Kellerfenſterzargen von Eichen-Holz, gut gehobelt und gefalzt mit Mittelpfoſten à 4 F. breit, 3 F. hoch, gehörig anzufertigen, à 12 Gr., dieſelben mit ſtarken eiſernen Stäben zu verſehen, à 2 Thlr. 12 Gr. à 3 Thlr. - - - - - -	42	—	
16 Blockzargen von guten kiehnen vierzolligen Bohlen gut gehobelt und gefalzt, ſauber anzufertigen, die ordinairen Thüren 3 ½ Fuß breit, 7 F. hoch, die obern zweyflügelichten Thüren zum Sahle ꝛc. 4 Fuß breit, 8 Fuß hoch, à 12 Gr. - - -	8	—	
8 Dachfenſtergerüſte ſauber und gut mit gebogenen Decken anzufertigen und aufzuſetzen, in allem à 2 Thlr. - - -	16	—	
2 Treppen mit Poteſten gut und ſauber von Eichenholz anzufertigen, à 24 Stuffen 6 Zoll Steigung und 10 Zoll Auftritt mit einfachen guten Geländern und Handgriff	40	—	
Die obere Bodentreppe mit Bretverſchlag und allen Thüren mit Hülfe der alten Treppenſtuffen anzufertigen - - -	6	—	
48 □ Ruthen in beyden Etagen gut zu ſpunden und mit gehobelten Bretern recht ſauber zu dielen, incl. in der Unter-Etage die nöthigen Unterlagen zu legen, à 1 ½ Thlr.	72	—	
Latus	343	—	1213

	Thl.	Gr	Thlr.
Transport	343	—	1213
24 □ Ruthen dito auf den Boden und zu den Dachſtuben, und zwar in leztere gehobelt, auf den Boden aber rauh zu ſpunden und dielen, a 1 Thlr. - - -	24	—	
15 □ Ruthen auf den Oberboden rauh mit alten Bretern zu dielen, a 1 Thlr -	15	—	
Die Sahldecke gewölbt zu ſchalen, und zu den Simſen die nöthige Schalung zu machen, in allem - - - - -	2	—	
Für Tau, Kloben und Rüſtzeug zu halten, und Bier beym Richten - -	20	—	
60 Stück ſtark Bauholz zu bewaldrechten, a 6 Gr. - - - - -	15	—	
Für Fuhren nach dem Holze bey Ferchen und nach Pleſſow die Baugeräthſchaften hin und zurück zu fahren - - -	11	—	430
5. Dem Klempner.			
8 Dachfenſter-Kehlen und Sohlſtücke gut mit 96 Tafeln Blech zu beſchlagen, und alles Holzwerk mit Oehlfarbe an den Dach-Fenſtern auswärts gut anzuſtreichen, in allem 2½ Thlr. - - - - -	20	—	
Sollte der Altan von eichenem Holze wie Stein geputzt gut angefertiget werden, ſo iſt es nöthig, denſelben mit Kupferblech gut zu beſchlagen, welches eben ſo theuer ſeyn wird wie der Stein, aber leichter, und deshalb für das Haus vielleicht zuträglicher			
Die alte kupferne Dachrinne gut auszubeſſern, und mit Oehlfarbe gut anzuſtreichen und mit Haken wieder gehörig anzubringen, in allem - - - - -	10	—	
4 Dachröhren von der Blechrinne a 50 Fuß lang, gut anzufertigen, und mit Oehl-Farbe 3 mahl anzuſtreichen, incl. dieſelben zu befeſtigen, a 6 Gr. - - -	50	—	80
Latus	—	—	1723

6. Dem

	Thl.	Gr	Thl.
Transport	—	—	1723
6. Dem Töpfer.			
10 neue weiße gut ſaßonirte Kachelöfen mit eiſernen Unterſätzen, Füßen, Röhren, Blechthüren und allem Zubehör, mit Zügen zur Holzerſparung gut zu ſetzen, in allem a 15 Thlr. - - -	150	—	
2 dito ſchlechtere, in die Dachſtaben, a 10 Thlr. - - - -	20	—	
4 alte Oefen wieder gut zu ſetzen, mit Zuſchuß an Kacheln und Blechthüren, a $2\frac{1}{2}$ Thlr.	10	—	180
6. Dem Tiſchler.			
3 verdoppelte zweyflügelige kiehnene Haus-Thüren mit Fenſter darüber gut anzufertigen, mit ſtarken Kopfnägeln durchſchlagen, excl. Holzzuthat, a 5 Thlr. - -	15	—	
12 neue einflügelige gute kiehnene Thüren mit Füllungen und Bekleidungen, a $3\frac{1}{2}$ F. breit, 7 F. hoch, ſauber zu machen, excl. Holzzuthat, a 2 Thlr. - - -	24	—	
7 Stück zweyflügelige neue dito Thüren, von 4 Fuß breit, 8 Fuß hoch, mit doppelten Bekleidungen gut anzufertigen, a $2\frac{2}{3}$ Thlr.	18	16	
12 alte noch brauchbare Thüren auszubeſſern, und, wo es nöthig, mit einfacher Bekleidung zu verſehen, a 16 Gr. - -	8	—	
8 Kaminthüren anzufertigen, ganz einfach, a 12 Gr. - - - - - -	4	—	
Einen Alcoven mit 2 Verſchlägen, a 8 Fuß lang, 11 F. hoch, zuſammen 396 □ Fuß von herrſchaftl. Holz gut und ſauber zu machen, in allem a 1 Gr. - -	16	12	
14 Stück zweyflügelige Souterrain-Fenſter, mit gefalzten Flügeln von herrſchaftl. Eichenholze gut anzufertigen, a 16 Gr.	9	8	
Latus	95	12	1903

36 Stück

	Thl.	Gr	Thlr.
Transport	95	12	190[illegible]
36 Stück gute vierflügelige eiſerne Fenſter doppelt überfalzt, mit 1 Sproſſen im Flügel und Lattenbret, alles ſauber und gut 4⅛ F. breit 7½ F. hoch mit Futter gut anzufertigen, in allem à 2 Thlr. -	72	—	
6 Giebelfenſter in die Dachſtuben gut anzufertigen, à 1 Thlr. 8 Gr. - -	8	—	
8 Dachfenſter dito, à 1 Thlr. - -	8	—	
12 Fenſterladen mit 2 Klappen und guter Bekleidung, alles recht ſaubere Füllungen und Täfelwerk gut anzufertigen, in allem à 2 Thlr. - - - - - -	24	—	
Für Bankeiſen, Klammern und allerley Kleinigkeiten - - - - - -	12	12	220

8. Schlöſſer=Arbeit.

	Thl.	Gr	Thlr.
3 verdoppelte zweyflügelige Hausthüren mit ſtarken Stutzhaken und Bändern, franzöſiſch verdeckten Schloß mit Schlüſſel und 2 mit meſſingenen Drückern, Klopfer und Schilde, auch 3 eiſernen Riegeln gut zu beſchlagen, à 6 Thlr. - - -	18	—	
12 neue einflügelige gute Thürbeſchläge mit engliſchen Bändern, guten meſſingenen Schlöſſern mit Schilde, Drückern und Griffen, auch Nachtriegeln und allem Zubehör ſauber und gut zu machen, à 4 Thlr.	48	—	
7 Stück zweyflügelige, dito, in allem à 5 Thlr.	35	—	
12 alte Thürbeſchläge auszubeſſern, à 12 Gr.	6	—	
8 Kaminthüren mit altem Beſchlagzuthat ꝛc. à 12 Gr. - - - - - -	4	—	
Für zwey Thürbeſchläge in den Alcoven, à 1 Thlr. - - - - - -	2	—	
14 Stück zweyflügelige Souterrain-Fenſter mit altem Beſchlage zu verſehen und gut auszubeſſern, à 8 Gr. - - - -	4	16	
36 Stück gute vierflügeliche Fenſter gut zu beſchlagen mit meſſingenen Knöpfen, à 2 Thlr.	72	—	
Latus	189	16	2123

	Thl.	Gr	Thlr.
Transport	189	16	2123
6 Giebelfenſter mit altem Beſchlage gut zubeſchlagen, a 16 Gr. - - -	4	—	
8 Dachfenſter, dito, incl. alles daran zu repariren, a 12 Gr. - - -	4	—	
12 Fenſterladen gut zu beſchlagen, mit doppelten Charnieren und meſſingenen Knöpfen an die Riegel, à 1 Thlr. 12 Gr. -	18	—	
Für Nägel und allerley bey dem Anſchlagen, auch Reiſen des Entrepreneurs -	8	8	224
9. Glaſer = Arbeitslohn.			
3 Fenſter über den Hausthüren mit weißem Glaſe gut zu verglaſen und verkitten in Sproßen, à 2 Thlr. - - -	6	—	
14 Souterrain-Fenſter in breit Bley mit ordinairem Glaſe gut zu verglaſen und verkitten, in allem à 16 Gr. - -	9	8	
20 Stück vierflügelige Fenſter mit weißem Glaſe gut zu verglaſen und verkitten, à 4 Thlr. - - - - -	80	—	
16 Stück mit ordinairem Glaſe, dito, à 1 Thl. 12 Gr. - - - - -	24	—	
6 Gibelfenſter, dito, a 1 Thlr. - -	6	—	
8 Dachfenſter, dito, a 1 Thlr. - -	8	—	
Für kleine Reparaturen an Fenſtern ꝛc. während des Baues - - - -	3	16	137
10. Den Anſtreicher oder Mahler.			
3 zweyflügelige Hausthüren mit Oehlfarbe gut 3 mahl anzuſtreichen, in allem mit Zargen auf beyden Seiten, à 1 Thlr. 8 Gr.	4	—	
12 neue einflügeliche Stubenthüren mit doppelten Bekleidungen, mit Kremſer Weiß, gut Firniß, à 1 Thlr. - - -	12	—	
7 Stück gute zweyflügeliche Stubenthüren oben im Sahl, incl. Bekleidung à 1 Thlr. 8 Gr. - - - - -	9	8	
Latus	25	8	2484

12 alte

	Thl.	Gr	Thlr.
Transport	25	8	2484
12 alte Stubenthüren zum Theil mit Verkleidung, dito, a 16 Gr. - - -	8	—	
8 Kaminthüren, a 8 Gr. - - - -	2	16	
14 Souterrain-Fenſter, dito, mit Zargen a 12 Gr. - - - - - -	7	—	
36 vierflügelige Stubenfenſter auf beyden Seiten, a 16 Gr. - - -	24	—	
6 Giebelfenſter, a 12 Gr. - -	3	—	
8 Dachfenſter, a 12 Gr. - - - -	4	—	
12 Fenſterladen mit Bekleidung, a 1 Thlr.	12	—	
Die Alcoven-Bekleidung - - -	10	—	
Die Treppen mit Oehlfirniß anzuſtreichen.	20	—	116

11. Dem Schmid.

	Thl.	Gr	Thlr.
36 laufende Fuß eiſernes ſauberes Geländer auf die Einfaſſung der Rampe, a 1 Thlr.	36	—	
20 Fuß an die Gartentreppe, a 1 Thlr.	20	—	
16 Fuß auf dem Altan, dito, a 1 Thlr.	16	—	
2 eiſerne Spitzen, oben vergoldet, zu dem Gewitter-Ableiter auf die Forſten des Hauſes zu ſetzen, und mit zwey ſtarken eiſernen Drathen bis ins Waſſer am Hauſe zu leiten, in allem - - - - -	18	—	90

Für Materialien und Fuhrlohn.

	eichene Bohlen.	alt Bauholz.	neu ſtark Bauholz.	Thlr.
1) Zu 2 Mauerlatten von alten Halbholz, a 76 Fuß, macht	—	76	—	
2) Zu 44 Hauptbalken, halb alt halb neu, a 48 Fuß -	—	1056	1056	
3) Zu 22 Paar Sparren, halb alt halb neue, a 36 Fuß Kreuzholz	—	396	396	
4) Zu 22 Kehlbalken alt Holz a 36 Fuß - - - -	—	792	—	
5) Zu 22 Oberbalken, dit. a 18 Fuß	—	396	—	
6) Zu 4 Stuhlſchwellen, a 76 Fuß	—	—	304	
Latus				2690

7) Zu

	eichene Bohlen.	alt Bauholz.	neu ſtark Bauholz.	Thlr.
Transport				2690
7) Zu 4 Stuhlrahmen, a 76 Fuß halb Holz - - -	—	—	152	
8) Zu 12 unterliegenden Stuhl-Säulen, a 12 Fuß -	—	—	144	
9) Zu 12 oberliegenden Stuhl-Säulen alt Holz, a 12 Fuß	—	144	—	
10) Zu 80 Stuhlbänder, a 6 Fuß alt Holz - - -	—	480	—	
11) Zu 22 Paar Knoggen, a 15 Fuß Kreuz-Holz	—	—	165	
12) Zu 4 eichenen Hausthür-blockzargen vierzollige Bohlen	144	—	—	
13) Zu 14 Kellerfenſterzargen, dito, a 16 Fuß - -	224	—	—	
14) Zu 16 Thürblockzargen, a 30 Fuß halb Holz	—	—	240	
15) Zu 9 Dachfenſtergerüſte, a 100 Fuß Kreuz-Holz -	—	—	200	
16) Zu den Scheidewäden in die Haupt- und Dach-Etage	—	1000	—	
17) Zu den Unterlagen in die Stuben, halb alt Kreuzholz	—	400	—	
18) Zu Kreuzverband ins Dach und allerley - - -	—	400	230	
	368	5150	2887	
		a 24 Fuß.	a 48 Fuß.	
		15⅓ Stück.	macht 60 Stück.	

	Thl.	Gr	
60 Stück ſtark kiehnen Bauholz giebt die Herrſchaft frey dazu.			
Für Fuhrlohn dazu auf 1 Meile pro Stück, incl. ſtämmen und beſchlagen, a 1 Thlr.	60	—	
15 Stück eichene zu ſtämmen, beſchlagen, und zu Bohlen zu ſchneiden, a 1 Thlr.	15	—	
Dieſelben anzufahren, a 1 Thlr. -	15	—	
Latus	90	—	2690

Zu

	Thl.	Gr	Thlr.
Transport	90	—	2690
Zu 3 mahl 72 Fuß Treppenwangen, a $3\frac{1}{2}$ Zoll ſtark, 216 Fuß.			
Zu 60 Stuffen und Poteſten zweyzollige eichene Bohlen, a 5 F. lang - - 300 Fuß.			
Zu 50 Futterſtuffen, a 1 Zoll ſtark, dito, à 5 F. lang 250			
Zu 2 mahl 72 Fuß Geländer-Griffen und allen Traillen zu Kreuzholze - - - 72 „			
Zu Treppen, Stuhlrahmen und Riegel, 200 Fuß Kreuzholz			
200 F. 216 372 Fuß. 250			
Zu 15 Stück vierzollige Blockzargenbohlen 3 Eichen.			
Zu 200 Fuß ſchwache fünf- und ſechszollige Geländer, Stuhl-Rahm ꝛc. - - - - 1 „			
Zu 216 Fuß dreyzolligen Wangen-Bohlen - - - - 2 „			
Zu 372 Fuß zweyzolligen Stuffen-Bohlen - - - - 2 „			
Zu 250 einzolligen Bohlen und zu allerley - - - - 2 „			
10 Stück.			
Dieſelben zu beſchlagen und verſchneiden, à 6 Gr. - - - - - -	2	12	
Dieſelben ans Waſſer und nach der Mühle zu ſchaffen, à 1 Thlr. - -	10	—	
Dieſelben auf der Mühle zu ſchneiden, à 1 Thlr. - - - - -	10	—	
Dieſelben zurück zur Bauſtelle zu ſchaffen, zu Waſſer und Lande, à 18 Gr.	7	12	
Zu 72 □ Ruthen Spunddielen, a $1\frac{1}{2}$ Zoll ſtark, à $\frac{3}{4}$ Block - - 54 Blöcke			
Zu 72 Schichten Dachlatten in 6 Stößen, macht 432 Stück 12 „			
Latus 66 Blöcke	119	—	2690

	1½ Z.	1 Z.	4 Z.		Thl	Gr	Thlr.
Transport				66 Blöcke	120	—	2690
Zu 4 verdopp. kiehnenen Hausthüren	10	—	—				
Zu 12 neuen Thüren mit Bekleidung	12	12	—				
Zu 7 zweyflügeligen dito, - -	12	12	—				
Zu 12 alten Thüren, zu Bekleid. u. Rep.	—	12	—				
Zu 8 Kaminthüren	—	4	—				
Zu 396 □ F. Alcoven	—	16	—				
Zu 14 Souterrain-Fenſtern. -	4	—	4				
Zu 36 vierflügelige Fenſter - -	18	—	18				
Zu 14 Dach- und Giebel-Fenſter	4	—	4				
Zu 12 Fenſterladen	—	16	—				
Zu Lambris und allerley Kleinigkeiten	4	14	4				
	80	70	30				
	à 8	à 10	à 10				
	10	7	3	20 .			
				86 Blöcke			
86 Stück kiehnene Sägeblöcke zu ſtämmen und abzuſchneiden, à 2 Gr. - -					7	4	
Dieſelbe anzufahren und nach der Mühle zu ſchwemmen, à 16 Gr. und nachher wieder zurück zur Bauſtelle zu transportiren, à 8 Gr. alſo à 1 Thlr. macht - - - - - -					86	—	
64 Stück zu 1 ½ zolligen Bretern zu ſchneiden à 18 Gr. - - - - - -					48	—	
7 Stück zu 1 zolligen dito, à 20 Gr. -					5	20	
3 Stück zu 3 bis 4 zolligen doppelten Latten zu Fenſter-Kreuzholz, à 1 Thlr. -					3	—	
Latus					270	—	2090

	Thlr.	Gr	Thlr.
Transport	270	—	2690
12 Stück zu ordinairen guten ſtarken Dach-Latten, von 3 Zoll breit, 1 $\frac{1}{3}$ Zoll ſtark, a 1 Thlr. 4 Gr. - - - -	14	—	
200 Fuhren Feldſteine, den alten zu Hülfe zu ſuchen und fahren, a 6 Gr. - -	50	—	
80 Tauſend lehninſche gute große Form-Mauerſteine, incl. Transport 1 Meile, a 7 $\frac{1}{2}$ Thlr. - - - -	600	—	
80 Tauſend caputſche dito, incl. Transport 1 Meile, a 7 Thlr. - - -	560	—	
1 Tauſend lehninſche große Simsſteine, incl. Transport - - - - - -	25	—	
1 Tauſend lehninſche Mauerſteinplatten dito - - - - - -	25	—	
10 Tauſend dergleichen Dachſteine, incl. Transport von Lehnin, a 9 Thlr. -	90	—	
48 Stück Hohlſteine, a 1 Gr. - -	2	—	
300 Tonnen Kalk, incl. Transport und Löſcherlohn, a 1 $\frac{1}{2}$ Thlr. - - -	450	—	
800 Fuhren ſcharfen Mauerſand, a 2 Gr.	66	16	
Der Lehm wird von dem alten genommen und koſtet nichts.			
4 Schock Lehmſtroh, a 3 Thlr. - -	12	—	
10 Tonnen Gyps von Sperenberg, incl. Transport, a 3 Thlr. - - -	30	—	
15 Ringe Drath, a 1 Thlr. - -	15	—	
30 Tauſend Rohrnägel, a 1 Thlr. -	30	—	
Für Rohr zum Schalen der Decken und einiger Holzwände - - - - -	5	—	
2 Schock große Knaggenägel, a 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.	3	—	
2 Schock kleinere, a 1 Thlr. - -	2	—	
72 Schock Bodenſpiecker, a 6 Gr. -	18	—	
120 Schock Balkennägel, a 4 Gr. -	20	—	
44 Stück Sims- und Giebelanker, a 12 Gr.	22	—	
22 Stück größere Eckanker, a 1 Thlr.	22	—	
2 ſtarke Rauchfangbolzen, a 2 Thlr. -	4	—	
30 Stück Rüſteſtangen zu ſchälen und ſtämmen, a 2 Gr. und fahren, a 6 Gr.	10	—	
Latus	2345	16	2690

Für

	Thlr.	Gr	Thlr.
Transport	2345	16	2690
Für zufällige Ausgaben, Beſorgungskoſten, Bothenlohn ꝛc. - - - - -	13	8	
Für 2 Hofthore mit maſſiven Thorpfeilern gut anzufertigen, in allem, nebſt 1 Stück Mauer von 20 Fuß - - -	81	—	
Für einen Conducteur Bauaufſicht -	100	—	2560
Summa			5250

Hierzu iſt an freyen Bauholz aus der herrſchaftlichen Heide anzuweiſen:

25 ſtarke eichene Sägeblöcke.
86 Stück kleinere Sägeblöcke a 24 Fuß.
60 Stück ſtark kiehnen Bauholz.
30 Stück Bohlſtämme zum Berüſten.

Und wenn das alte Stackholz nicht zureichen ſollte, noch etwa 10 Schwammbäume.

Anſchlag

zur Wiedererbauung der abgebrannten Wirthſchafts-Gebäude auf dem erſten Gute des Hrn. Generals von B., ſo daß, nach beygefügter Zeichnung

Fig. 8748, E und F, das Brauhaus, die Branntwein-Brennerey, die Melkerey und Brauer-Wohnung nebſt Korn-Böden von den übrigen Hofgebäuden abgeſondert, zur Linken der Einfahrt in ein Gebäude mit Ziegeldach erbauet werden.

G und H. Der rechte Flügel zu Federviehſtällen, und Holz- und Wagen-Remiſe, auch Baukammer und 2 Kornböden darüber, iſt desgl. 70 Fuß lang, 40 F. tief, und wird auf eben die Art erbauet.

I. Das Stallgebäude dabey, dient zu Pferde- Schaf- und kleinen Viehſtällen.

K. Das hintere lange Quergebäude enthält die 4 Korn-Scheunen, nebſt verſchiedenen kleinen Ställen.

 L. ent-

L. enthält die nöthigen Küh= und Schwein=Ställe, und iſt der Bequemlichkeit wegen Futter und Milch nahe an das Brau= und Molkenpachters=Haus, E, gebracht. Die Kühſtälle ſind zum Durchfahren, damit der Miſt bequem ausgebracht werden kann.

M. iſt ein Federvieh= und Tauben=Haus.

N. Ein Baſſin zur Schwemme und Tränke für das Vieh.

O. Ein Brunnen mit 2 Plumpen und 2 Waſſertrögen dabey; die Einfaſſungen dabey zeigen die Auf= und Abfahrten von dem Hofe und die Abtheilungen der Höfe. Die Scheunen liegen nach der Dorfſeite, doch entfernt genug von den Unterthanen=Gebäuden, und das herrſchaftliche Wohnhaus liegt am Garten.

I. Anſchlag zu dem Brauhauſe.

Dieſes Gebäude iſt 70 Fuß lang, 40 tief, 2 Etagen, die untere 9, die obere 8 F. hoch, im Stiel vom Holzwerk mit Lehmfachwerk mit 20 Gebind Sparren, liegendem Dachſtuhl und doppelten mit Haarkalk verſtrichenem Ziegeldach. Die untere Etage enthält das Brauhaus, die Branntweinbrennerey und Melkerey, nebſt zwey Balken=Kellern, und die Brauerwohnung darüber, welche gedielt, übrigens aber alles mit Ziegeln gepflaſtert iſt. Aus dem Brauhauſe über der Pfanne geht ein Qualmfang bis über das Dach. Alle Schorſteine ſind ganz maſſiv; die Deckfache über den Kellern, Stuben und Kammern ſind geſtakt und gelehmt. Uebrigens iſt die zweyte Etage und der Boden durchgehends mit guten tüchtigen halben Spunddecken zu Korn=Böden gedielt. E und F.

a) Zimmerlohn.

	Thl.	Gr	Thlr.	Gr
20 Gebind zum Brauhauſe auf 70 Fuß lang, 40 F. tief, 2 Etagen von Holz hoch, die untere 9 Fuß im Stiel einmahl verriegelt, hoch mit liegendem Dachſtuhl, incl. die Schorſteine wären zu vertrumpfen, einen Qualm-Fang von Bretern zu machen, alles zu richten, incl. das Holz zu ſchneiden, a 5 Thlr. - - - - -	100	—		
2 Treppen mit eingeſchobenen Stufen zu den Böden mit einfachen Hand-Griffen zu machen, und die untere mit Bretern zu verſchlagen, und eine Thüre daran zu machen - -	5	—		
6 ausgehobelte Simsbreter ſauber anzumachen, a 4 Gr. - - - -	1	—		
1 Dachlukengerüſte anzufertigen und aufzuſetzen - - - - - -	1	—		
10 gehobelte ganz einfache Thüren mit eingeſchobenen Leiſten und ſchlechter Bekleidung zu machen, a 1 Thlr. -	10	—		
16 gehobelte Laden ins Brauhaus und den Boden, a 8 Gr. - - - -	5	8		
1 gute Treppe in den Keller, in allem	4	—		
Für die Gerüſte zum Milchwerke in der Molkenſtube und Keller - - - -	3	—		
4¼ Schock Breter zu den Böden und in die Gartenſtube zu ſpunden - -	34	—		
14 Schwelleichen zu ſtämmen und beſchlagen, a 8 Gr. - - - - -	4	16		
30 Stück ſtark Bauholz, desgl. a 6 Gr.	7	12		
60 dito mittel, a 5 Gr. - - - -	12	12		
50 dito kleines, a 4 Gr. - - - -	8	8	198	8
Latus			198	8

b) Mauer-

	Thl.	Gr	Thlr.	Gr
Transport			198	8
b) Mauer-Arbeitslohn.				
26 Schacht Ruthen Keller zu 44 Fuß lang, 18 Fuß breit, 5 F. tief auszugraben, a 3 Gr. - - - -	3	6		
8 Schacht-Ruthen Keller-Mauern zu 40 Fuß lang, 14 F. breit, 6 F. hoch, 1½ Stein ſtark mit Doſſement zu vermauern, und die Scheidewand 1 Stein ſtark, à 1 Thlr. 10 Gr. -	11	8		
7 Schachtruthen Erde zum Fundament auszugraben, à 3 Gr. - - - -	—	21		
250 laufende Fuß Fundament mit 8 F. weiten, 2 Stein ſtarken Pfeilern, die Zwiſchenräume 1½ Stein ſtark auszumauern, 4 bis 5 F. tief, à 1 Thl. 6 Gr.	15	15		
Das Fundament zum Brauſchorſtein, zu Brandmauern und zu den andern Hitzungen, 3 bis 4 Fuß tief zu legen, 2 Stein ſtark in, und 1½ Stein über die Erde, die Rauchfangbögen zu ſchließen, die Darre, Pfanne und Keſſel einzumauern, und die Schorſteinröhren ½ Stein ſtark in die Höhe zu führen, und zuſammen zu ſchleifen, auch 4 F. übers Dach zu mauern, putzen und bekleiden; in allem -	36	—		
2 Oefen von Zigelſteinen zu mauern, a 12 Gr. - - - - - -	1	—		
20 □ Ruthen Ziegelpflaſter in Kalk zu legen, à 12 Gr. - - - -	10	—		
8 Wiſpel Kalk einzulöſchen, à 12 Gr.	4	—		
2 kleine Treppen vor die Hausthüren zu mauern, a 12 Gr. - - -	1	—		
36 □ Ruthen Wände und Decken in den Stuben und das ganze Haus von außen anzutragen und zu weißen, a 8 Gr.	12	—		
Latus	95	2	198	8

17 Lau-

	Thl.	Gr.	Thlr.	Gr.
Transport	95	2	198	8
17 Tauſend Dachziegel auf doppelt Dach 6 Zoll weit zu latten, decken, und mit Haarkalk zu verſtreichen, a 1 Thlr.	17	—		
72 Hohlziegel einzudecken, à 3 Pf. -	—	18		
Für die Branntweinblaſe mit Roſten und Torfbrennerey einzumauern -	10	—		
Für Mauergeräthe, Haare, Stricke und Rüſtezeug - - - - -	5	6	128	2

c) Der Tiſchler, Schlöſſer und Glaſer.

5 Thürbeſchläge mit einfachen Schlöſſern, Haspen, Haken, à 1 Thlr. 12 Gr.	7	12		
4 dergleichen Beſchläge ohne Schlöſſer a 12 Gr. - - - - - - -	2	—		
16 dergleichen Ladenbeſchläge mit Riegel, a 8 Gr. - - - - -	5	8		
5 Aufſchiebfenſter in die Molkerey und Gärtner-Wohnung, a 2 Thlr. 12 Gr.	12	12		
2 halbe dito über die Hausthüren, a 1 Thl.	2	—		
10 einfache hölzerne Gitter vor die Brauhaus- und Kornboden-Luken, damit die Luft durchſtreichen und keine Vögel einfliegen können, a 18 Gr.	3	8		
340 ſtehende Fache zu ſtacken und auf beyden Seiten voll gut zu lehmen, a 2½ Gr. - - - - - - -	35	10		
10 Deckfache zu ſtaken und lehmen, a 1 Thlr. 8 Gr. - - - - - -	13	8		
Für allerley Kleinigkeiten, die hierbey vorfallen - - - - - -	2	—	83	10

d) An Materialien.

14 Stück Schwelleichen aus herrſchaftlichen Heiden anzufahren, a 1 Thlr.	14	—		
Latus	14	—	409	20

	Thl.	Gr	Thlr.	Gr
Transport	14	—	409	20
30 Stück ſtark kiehnen Bauholz, koſtet in des Hrn. v. B. Heide, à 2 Thlr. 8 Gr. - -	70	—		
Stammgeld, pro Thaler 3 Gr.	8	10		
Fuhrlohn auf 1½ Meile, à 1 Thlr. 4 Gr. - -	35	—		
60 Stück kiehnen mittel Bauholz a 1 Thlr. 16 Gr. - -	100	—		
Stammgeld, pro Thaler 3 Gr.	12	12		
Fuhrlohn, pro Stück 1 Thlr.	60	—		
50 dito kleines Bauholz, à 1 Thlr. 4 Gr.	58	8		
Stammgeld, pro Thaler 3 Gr.	7	7		
Fuhrlohn, pro Stück 20 Gr.	41	16		
8 große Schwammbäume, nach königl. Taxe, à 1½ Thlr. - -	12	—		
Fuhr- und Stämmerlohn, pro Stück 1 Thlr. - -	8	—		
4¼ Schock halbe Spunddielen, zu 24 Fuß lang, 1½ Zoll ſtark, incl. Transport, à 30 Thlr. - - -	127	12		
1½ Schock gute Tiſchlerbreter, dito, à 24 Thlr. - - - -	36	—		
15 Stück gute zweyzollige Bohlen, dito, à 16 Gr. - - - - - -	10	—		
6 Schock Latten, dito, à 7 Thlr. -	42	—		
30 Tauſend große gute Form-Mauer-Steine, incl. Transport, à 9 Thlr.	270	—		
18 Tauſend Dachziegel, dito incluſive Transport, à 8 Thlr. - - -	144	—		
80 Stück Hohlziegel, à 1 Gr. - -	3	8		
8 Wiſp. Kalk, incl. Transp. à 10 Thlr.	80	—		
80 Fuder Mauerſand anzufahren, ¾ Meile, à 3 Gr. - - - - -	26	16		
400 Fuder Lehm anzufahren, auszuwerfen, und die Gruben wieder gerade zu machen, à 3 Gr. - -	50	—		
8 Schock Lehmſtroh, incl. Transport, à 3½ Thlr. - - - - -	28	—		
Latus	1245	1	409	20

60 Schock

	Thl.	Gr	Thlr.	Gr
Transport	1245	1	409	20
60 Schock Bodenſpieker, à 6 Gr. -	15	—		
30 Schock Lattnägel, a 4 Gr. - -	5	—		
10 Schock Brettnägel, a 3 Gr. -	1	6		
60 Stück große Nägel, a 6 Pf. -	1	6		
10 Klammern, a 1 Gr. - - -	—	10		
Für den Bauplatz zu räumen -	5	—		
Für allerley an Bothenlohn und andere unerwartete Kleinigkeiten - -	5	—		
Für Richtelohn, Fuhren und Eſſen hierbey	20	—		
Summa der Koſten des Brauhauſes			1707	19

Für die Brau- und Branntweinbrennerey-Geräthe:

	Thl.	Gr	Thlr.	Gr
1 kupferne Braupfanne, 6 Fuß lang, 4 F. breit, 2 F. hoch, von 500 ℔. zu 9 Tonnen, a 11 Gr. - -	229	4		
1 dergl. Bierſchöpfe, 5 ℔., a 12 Gr.	2	12		
1 dergl. Quartmaß, 1 ℔. - -	—	12		
1 dergl. halbes Quart, $\frac{3}{4}$ ℔. -	—	9		
1 dergl. großer Trichter, 4 ℔. -	2	—		
1 dergl. kleiner, $1\frac{1}{3}$ ℔. - -	—	16		
1 eiſerne Darre von 6 Blatt, a 3 Fuß lang, 5 F. breit, a 15 Pfund -	90	—		
Eiſenzuthat zum Einmauern - -	10	—		
1 großer eichener Braubottich, 10 Fuß weit, $3\frac{1}{2}$ F. im Lichten hoch, mit 5 guten eiſernen Bändern, in allem	25	—		
1 dergl. 8 Fuß im Diameter, $3\frac{1}{2}$ Fuß hoch, dito - - - - -	20	—		
1 dergl. 6 Fuß im Diameter, $2\frac{1}{2}$ F. dito	10	—		
2 Kühlfäſſer, a 5 Fuß weit, $2\frac{1}{2}$ F. hoch, à 8 Gr. - - - - - -	—	16		
12 eichene Biertonnen mit guten Reifen, a 14 Gr. - - - - -	7	—		
6 dito doppelte Tonnen, a 20 Gr. -	5	—		
Latus	402	21	—	—

	Thl.	Gr	Thlr.	Gr
Transport	402	21	—	—
12 halbe Tonnen, à 9 Gr - -	4	12		
6 kleine Fäſſel, zu 30 Quart, à 6 Gr. -	1	12		
48 Fuß Bier-Rinnen, à 1 Gr. -	2	—		
2 kupferne einſcheffelige Blaſen mit Schlangenröhren, à 100 Pfund, à 12 Gr.	100	—		
2 neue eichene Kühlfäßer, 6 Fuß hoch, 3½ Fuß weit, mit guten weidenen Reifen, a 8 Thlr. - - -	16	—		
4 eichene Meiſchtienen, 4 Fuß weit, 2½ F. hoch, a 8 Thlr. - - -	32	—		
4 Orhoft zu Branntwein, a 20 Gr.	3	8		
4 Tonnen dazu, a 14 Gr. - -	2	8		
4 halbe Tonnen, a 9 Gr. - -	1	12		
4 kleine Fäſſel, a 6 Gr. - - - -	1	—		
Für Transp. Koſten, und allerley -	18	8		
Summa			600	17

II. **Die Holz- und Wagen-Remiſe nebſt Kornboden**, iſt dem vorigen Gebäude völlig gleich, und wird daher auch faſt eben ſo hoch zu ſtehen kommen; nur iſt, da keine Schorſteine darin nöthig ſind, dafür etwas an Arbeits-Lohn und Materialien zu ſparen, und dürften daher die Koſten im Falle dafür zu rechnen ſeyn auf 1600 Thlr.

III. **Das Stallgebäude I**, welches die Pferde-Ställe, Knechte-, Schirr- und Häckſel-Kammer, nebſt dem Schafſtalle und 4 kleinen Viehſtällen, in einem Gebäude von 120 Fuß lang, 40 F. tief, 12 F. im Stiel hoch, enthält, wird mit 4 Fuß hohen, 1 Stein ſtarken Schubpfeilern, alles in Kalk gemauert, verſehen. Eben ſo werden die untern Fache in den Hof- und Scheide-Wänden mit Kalk und Ziegeln ausgemauert, die übrigen aber geſtakt und doppelt gelehmt. Auf den 2ten Riegel 8 Fuß hoch werden 4 Fuß weit, Senkbalken gelegt, und die Deckfache dazwiſchen geſtakt und gelehmt. Das Dach wird 14 Zoll ſtark, mit Stroh gedeckt, und alles nach Zeichnung und Anſchlag gut und tüchtig angefertigt.

A. Zim=

A. Zimmer-Lohn.

	Thl.	Gr.	Thlr.	Gr
25 Gebinde zu 120 Fuß lang mit 4 F. weit gelegten Senkbalken, die obern Balken vertrumft, mit einem Qualm-Fange im Schafſtall, das Gebäude 40 F. tief, 12 F. im Stiele hoch, alles gut und tüchtig nach der Zeichnung zu verbinden, und das nöthige Holz zu ſchneiden, a 4 Thlr. -	100	—		
10 Geſimsbreter zu ſchmiegen und anzuſchlagen, a 2 Gr. - - -	—	20		
12 rauhgeſpundete Stallthüren zu machen, a 8 Gr. - - - - -	4	—		
1 dergl. Thorweg, unten in hölzernen Pfannen - - - - - -	1	—		
8 Laden vor die Luken, a Gr. - -	2	—		
3 Pferdekrippen auszuhauen und einzubringen, a 1 Thlr. 12 Gr. - -	4	12		
16 Pferdeſtände zu bohlen und durch Hangebäume abzutheilen, auch Rauſen zu machen, a 12 Gr. - -	8	—		
1 ordinäre Treppe in die Häckſel-Kammer zum Heuboden - - -	1	—		
20 Schwelleichen zu ſtämmen und zu beſchlagen, a 8 Gr. - - -	6	16		
30 Stück ſtark kiehnen Bauholz, dito, a 6 Gr. - - - - -	7	12		
60 dito mittel, a 5 Gr. - - -	12	12		
50 dito kleines, a 4 Gr. - -	8	8		
86 Lattſtämme zu ſtämmen und klöben, a 1 Gr. - - - - - -	3	14	159	22

B. Maurer-Lohn.

	Thl.	Gr.	Thlr.	Gr
800 laufende Fuß Fundament, 4 Fuß hoch, 1 Stein ſtark, alle 8 Fuß mit 2 Stein ſtarken Schubpfeilern zu untermauern, incl. die Erde zu graben, a 1 Thlr. 3 Gr. - à - -	15	15		
Latus	15	15	159	22

300 Fuß

	Thl.	Gr	Thlr.	Gr
Transport	15	15	159	22
300 Fuß dito nuter die Scheidewände, 1 Stein ſtark, 2 F. hoch, a 6 Pf. -	6	6		
10: ſtehende Fache auszumauern mit Ziegel und Kalk, a 2 Thlr. 6 Gr.	10	16		
6 □ Ruthen Ziegelpflaſter in die Knechte=, Schirr= und Häckſel=Kammer zu legen, a 12 Gr. - - - -	3	—		
4 □ Ruthen Feldſteinpflaſter in den Graspferdeſtall, a 10 Gr. - -	1	16		
Einen Gang längſt dem Gebäude mit einer Schwelle einzufaſſen, nach der Hofſeite, mit Erde bis an die Stall=Schwelle auszufüllen und mit Feld=Steinen zu pflaſtern - - - -	10	—		
5 Wiſp. Kalk einzulöſchen, a 12 Gr.	2	12	49	17
C. Tiſchler, Schlöſſer, Glaſer rc.				
2 kleine Aufſchiebfenſter in die Knechte= und Schirrkammer, in allem à 2 Thlr.	4	—		
12 Thürbeſchläge mit Riegeln, à 8 Gr.	4	—		
1 Thorwegbeſchlag, oben mit Ringen, und in der Mitte mit Vorhängeſchloß und Ueberwurf - -	—	16		
8 Ladenbeſchläge, a 6 Gr. - -	2	—		
16 Ketteln an die Pferdeſtände, a 4 Gr.	2	16		
Für allerley Kleinigkeiten - -	1	—	14	8
D. Lehmentirer= und Dachdecker=Lohn.				
240 ſtehende Fache zu ſtacken und auf 5 beyden Seiten zu lehmen, a 3 Gr.	30	—		
30 Deckfache zu ſtacken und lehmen von oben, a 1 Thlr. - - - -	30	—		
50 □ Ruthen Strohdach einzudecken, 14 Z. ſtark, den Forſten mit 2 Reihen Latten zu jeder Seite auf jeden Sparren anzunageln, incl. die Band=Stücke zu machen, Bindeweden zu ſuchen und Dachbunde zu binden, a 16 Gr. - - - - - -	33	8	93	8
Latus	—	—	317	7

E. Ma=

	Thl.	Gr	Thlr.	Gr
Transport	—	—	317	7
E. Materialien und Fuhrlohn.				
20 Stück Schwelleichen aus herrſchaftlichen Heiden anzufahren, a 1 Thlr.	20	—		
30 Stück ſtark kiehnen Bauholz, koſtet in des Hrn. v. B. Heide, a 2 Thlr. 8 Gr. -	70	—		
Stammgeld pro Thaler 3 Gr.	8	18		
Fuhrlohn, pro Stück 1 Thl. 4 Gr.	35	—		
60 Stück Mittelbauholz, a 1 Thlr. 16 Gr.	100	—		
Stammgeld, pro Thaler 3 Gr.	12	12		
Fuhrlohn, pro Stück 1 Thlr.	60	—		
50 Stück klein kiehnen Bauholz, a 1 Thlr. 4 Gr. - -	58	8		
Stammgeld, pro Thaler 3 Gr.	7	7		
Fuhrlohn, pro Stück 20 Gr.	41	16		
12 groſse Schwammbäume, nach königl. Taxe, à 1 Thlr. 12 Gr.	18	—		
Stammgeld, pro Thaler 3 Gr.	2	—		
Fuhrlohn, pro Stück incl. abzuſtämmen, a 1 Thlr.	12	—		
86 Lattſtämme, à 6 Gr. - -	21	12		
Fuhrlohn, pro Stück 3 Gr.	10	18		
30 Stück drittehalbzollige Bohlen, 24 F. lang, incl. Transport, a 18 Gr.	22	12		
1 Schock gute Tiſchlerbreter - -	24	—		
10 Schock Lattnägel, a 4 Gr. - -	1	16		
5 Wiſp. Kalk, incl. Transport, a 10 Thlr.	50	—		
23 Tauſend gute groſse Form-Mauer-Steine, incl. Transport, a 9 Thlr	207	—		
50 Fuder Mauerſand ¾ Meile anzufahren, a 8 Gr. - - - - -	16	16		
400 Fuder Lehm auszuwerfen, anzufahren, und die Gruben gerade zu machen, a 3 Gr. - - - - -	50	—		
55 Schock Bund Dach- und Lehmſtroh, incl. Transport, a 3½ Thlr. -	192	12		
10 Fuder Feldſteine zu ſuchen und anzufahren, a 12 Gr. - - -	5	—		
Latus	1047	9	317	7

Für

	Thl.	Gr	Thlr.	Gr
Transport	1047	9	317	7
Für das Abräumen des Schuttes vom Bauplatz, und das Ausfüllen des neuen Gebäudes bis an die Schwellen	25	—		
Für Richtezeug, Stricke, u. dergl. -	5	—		
Für das Richten und Eſſen hierbey -	20	—	1097	6
Summa der Koſten des linken Flügels			1414	16

IV. Anſchlag zu der großen Hinter-Scheune.

Dieſes Gebäude enthält 4 Kornſcheunen mit gelehmten Dielen, einen Kuhſtall, einen dergleichen Kälberſtall, 4. kleine Viehſtälle am rechten Giebel eine Heuſcheune, und am linken eine Wagenremiſe mit gedieltem Futter-Boden darüber; die untern Fache in der Vorder-Fronte und in den Scheidewänden ſind ausgemauert, die übrigen aber geſtakt und gelehmt, die Scheunflurwände mit Bretern beſchlagen; eben ſo werden die Giebel, welche inwendig die Scheunen von der Remiſe und Heuſcheune abſondern, mit Bretern abgeſchlagen. Dieſes ganze Gebäude iſt 300 Fuß lang, 40 Fuß tief, 12 Fuß im Stiele hoch, mit Stroh gedeckt, und alles wird nach der Zeichnung, K, und dem Anſchlag gut und tüchtig angefertiget.

1. Zimmer = Lohn.

	Thl.	Gr	Thlr.	Gr
55 Gebind zu 300 F. Scheunen-Länge, 40 F. tief, 12 F. hoch im Stiel, mit vertrumpften Balken in den Taſten, 2 durchgehenden Trägern, tüchtigen Spannriegeln und ſtehendem Dach-Stuhl, nach der Zeichnung, zu 4 Kornſcheunen, 3 langen und 2 kleinen Ställen zu verbinden, richten, und das Holz dazu zu ſchneiden, a 3 Thlr. 12 Gr. - - - -	192	12		
24 Geſimsbreter zu ſchmiegen und anzuſchlagen, a 2 Gr. - - -	2	—		
Latus	194	12	—	—

	Thl.	Gr	Thlr.	Gr
Transport	194	12	—	—
8 Tennenwände auf der Dreſchflur mit Bretern zu beſchlagen, und die Schütze vor die Thorſeite 3 Breter hoch zu machen, à 16 Gr. - - -	5	8		
40 Stück Breter zum kurzen Futterboden zu ſpunden, a 2 Gr. - -	3	8		
1 Schock Breter zu den innern Giebeln zu verſchlagen - - - - -	5	—		
8 große Scheunenthore zu machen, auch das Holz dazu zu ſchneiden, unten in hölzernen Pfannen, à 1 Thlr. 12 Gr.	12	—		
2 dito, kleinere, vor die Remiſe und Heu-Scheunen, a 1 Thlr. - - - -	2	—		
6 rauh geſpundetete Stallthüren zu machen, à 8 Gr. - - - - -	2	—		
1 Treppe mit Verſchlag und Thüre zum kurzen Futterboden - - -	3	—		
Für allerley Krippen und Raufen -	5	—		
30 Schwelleichen zu ſtämmen und beſchlagen, a 8 Gr. - - -	10	—		
50 Stück ſtark kiehnen Bauholz, dito, a 6 Gr. - - - - - -	12	12		
100 dito, mittel, a 5 Gr. - -	20	20		
120 dito, kleines, a 4 Gr. - -	20	—		
250 dito, Lattſtämme zu ſtämmen und klöben, à 1 Gr. - - - -	10	10	300	22

2. Maurer-Lohn.

	Thl.	Gr	Thlr.	Gr
600 laufende Fuß Außenſchwelle, 3 Fuß hoch, 1 Stein ſtark, alle 8 Fuß mit Schubpfeilern 2 Stein ſtark zu untermauern und dazu auszugraben, a 1 Gr. - - - - - -	25	—		
580 desgl. in den Scheidewänden, 2 F. hoch, 1 Stein ſtark, a 6 Gr. -	12	2		
Latus	37	2	300	22

100 Fache

	Thl.	Gr	Thlr.	Gr
Transport	37	2	300	22
100 Fache in der Vorder-Fronte und den Ställen auszumauern - -	10	10		
6 Wiſp. Kalk hierzu einzulöſchen, à 12 Gr. - - - - - -	3	—		
Den Gang vor die Stallthüren zu machen, wie am linken Flügel beſchrieben iſt - - - - - - -	3	—	53	12

3. Schmiede- und Schlöſſer-Lohn.

	Thl.	Gr	Thlr.	Gr
10 ganz einfache Thorbeſchläge, als: oben, Ringe; in der Mitte Ueberwürfe und Vorhangeſchlöſſer, a 1 Thlr.	10	—		
6 Thürbeſchläge mit eiſernen Riegeln, à 8 Gr. - - - - - -	2	—		
1 dito, mit Schloß am Futterboden	—	16	12	16

4. Lehmentirer- und Dachdecker-Arbeit.

	Thl.	Gr	Thlr.	Gr
460 ſtehende Fache zu ſtacken und lehmen auf einer Seite, a 2 Gr. -	38	8		
4 Scheunendielen von Lehm zu ſchlagen, à 2½ Thlr. - - -	10	—		
125 □ Ruthen Rohrdach, 14 Z. ſtark, gut und tüchtig einzudecken, und die Forſten von jeder Seite mit 2 Reihen Latten auf jedem Sparrn anzunageln, incl. Bandſtücke zu machen, Bindeweden zu ſuchen und zu latten, a 20 Gr. - - - - - - -	80	—	128	8
Latus	—	—	495	10

Māte-

	Thl.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr
Transport —	—	—	—	495	10
Materialien.					
30 Schwelleichen aus herrſchaftlicher Heide anzufahren, a 1 Thlr.	30	—	—		
50 Stück ſtark kiehnen Bauholz, wie voriges, a 2 Thlr. 8 Gr. - - -	116	16	—		
Stammgeld, pro Thl. 3 Gr.	14	14	—		
Fuhrlohn, pro Stück 1 Thlr. 4 Gr. - - -	58	8	—		
100 Stück kiehnen mittel Bauholz, a 1 Thlr. 16 Gr. -	166	16	—		
Stammgeld, pro Thlr. 3 Gr.	20	20	—		
Fuhrlohn, pro Stück 1 Thlr.	100	—	—		
120 dito. kleines a 1 Thlr. 4 Gr.	140	—	—		
Stammgeld, pro Thlr. 3 Gr.	17	12	—		
Fuhrlohn, pro Stück 20 Gr.	100	—	—		
250 Lattſtämme, nach königl. Taxe, a 6 Gr. - -	50	—	—		
Fuhrlohn, pro Stück 3 Gr.	25	—	—		
19 große Schwammbäume, nach kön. Taxe, a 1 Thl. 12 Gr.	22	12	—		
Stammgeld, pro Thl. 3 Gr.	2	19	6		
Fuhr- und Abſtämmerlohn, a 1 Thlr. - -	19	—	—		
2 Schock halb Spundbreter, incl. Transport - - -	56	—	—		
2 Schock Tiſchlerbreter, incl. Transport, a 14 Thlr. - -	48	—	—		
¼ Schock halb Spundbreter, incl. Transport - - -	7	—	—		
36000 große gute Form-Mauer-Steine, incl. Transport, a 9 Thl.	324	—	—		
7 Wiſp. Kalk, incl. Transport, a 10 Thlr. - - -	70	—	—		
60 Fuder Mauerſand, ¾ Meile anfahren, a 8 Gr. - -	20	—	—		
400 Fuder Lehm zu den Wänden und Tennen, a 3 Gr. -	50	—	—		
Latus	1458	21	6	495	10

	Thl.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr
Transport	1458	21	6	495	10
125 Schock große Strohbünde zu decken, und lehmen, incl. Transport, à 3 Thlr. 12 Gr. -	406	—	—		
6 Fuder Feldſteine, à 12 Gr. -	3	—	—		
20 Schock Lattnägel, a 4 Gr. -	3	8	—		
10 Schock Bodenſpicker, à 6 Gr.	2	12	—		
30 Klammern und Bankeiſen, à 1 Gr.	1	6	—		
Für den Schutt wegzuräumen, das Ausfüllen des Gebäudes bis an die Schwellen - - -	30	—	—		
Für Rüſtezeug und Stricke -	5	6	—	1910	5
Summa				2405	15

Anſchläge zu allerley, als:

1. Einen neuen maſſiven Brunnen mit Plumpe und allem Zubehör bey dem Brauhauſe zu machen.
2. Den alten Hofbrunnen zu repariren, und ein neues Geſchlinge nebſt Zubehör dazu zu machen.
3. Ein neues Taubenhaus auf die alten Mauerpfeiler zu verbinden, und mit Ziegel gut und tüchtig einzudecken.
4. Zwey neue Waſſertröge auf den Hof zu machen, à 25 bis 30 Fuß.
5. 100 Fuß doppelte Raufen in zwey Theilen, mit Rädern, auf dem Hof zu machen.
6. 220 laufende Fuß Breterwand mit 3 Thorwegen und 2 Thüren vor den Viehhof, 4 Fuß hoch, und 80 F. dergleichen, zu 7 Fuß hoch, zwiſchen die Scheunen und Ställe auch 20 Fuß dergl. vorn am Schwein-Stall-Giebel anzufertigen.
7. 400 laufende Fuß Plankengehäge am Graben und Garten, nebſt zwey Thorwegen, und 1 Thüre und 1 Brücke zu machen.
8. Eine neue Breterwand vom Pferdeſtall bis an das alte Gehäge von dem herrſchaflichen Hauſe, und eine alte am Brauhauſe zu verändern und auszubeſſern.

1. Einen

1. Einen neuen maſſiven Brunnen, von 16 Fuß tief, zu graben und anzufertigen, mit Kreuzholze zu zudecken und zu überpflaſtern, auch eine ganz neue Plumpe mit Zubehör anzufertigen:

	Thl.	Gr	Thlr.	Gr
10 Schacht-Ruthen Brunnen auszugraben, à 4 Gr. - - - - -	1	16		
16 Fuß tief denſelben auszumauern, in allem a 12. Gr. - - - -	8	—		
Zwey 24 Fuß lange Plumpenröhren zu bohren, einzuſetzen, 2 Gußröhren, als eine in das Brauhaus, die andere auf den Hof daran zu machen, nebſt Stangen, holländ. Kolben, Schwengel ꝛc. ingl. den Brunnen zu zudecken und zu pflaſtern, à 5 Thlr.	10	—		
2 meſſingene Ventile dazu - - - -	4	—		
Für Talg, Laden, Schwengel und Beſchläge - - - - - -	4	8	28	—

Die Materialien hierzu werden von den zum Brauhauſe mit veranſchlagten genommen, und die wenigen Feldſteine können von den unten ausgeworfenen 12 Thalern bezahlt werden.

2. Den alten verfallenen abgebrannten Hofbrunnen auszuräumen und auszubeſſern, eine neue Einfaſſung, Stiel, Schwengel, Stange und Eimer dazu zu machen.

	Thl.	Gr	Thlr.	Gr
Den alten Brunnen zu reinigen, und das Pflaſter neben demſelben auszubeſſern, und nun gut zu ſetzen -	1	8		
Einen neuen Stiel, Schwengel, Stange und Einfaſſung zu machen, auch neuen Eimer ꝛc. - - - - -	3	16	5	—
Latus	—	—	33	—

Das Holz hierzu wird ebenfalls von dem zum Brauhauſe veranſchlagten genommen.

	Thl.	Gr.	Thlr.	Gr
Transport	—	—	33	—
3. Ein neues Taubenhaus, 20 □ F. lang und breit, 8 F. hoch, mit Ziegeldach und auf die alten Mauern zu verbinden, auswendig Taubenhöhlen, und inwendig eine Taubenkammer, mit einer Thüre und Klappen vor die Löcher zu machen, auch die Neſter anzumachen - - - - -	28	—		
60 Stück Tiſchlerbreter, incl. Transport	20	—		
60 Stück Latten, dito. - - -	7	8		
20 Schock Lattnägel, à 4 Gr. - -	3	8		
Für Beſchläge und Neſter - -	5	8	64	—
Die hier nicht veranſchlagten Materialien werden vom alten Brau-Hauſe genommen.				
4. Zwey neue Waſſertröge von 25 bis 30 F. lang auszuhauen, und auf den Hof zu ſetzen, à 1 Thlr. 8 Gr.	—	—	2	16
Die Bauſtämme hierzu werden von den zum Brauhauſe veranſchlagten genommen.				
5. Hundert laufende Fuß doppelte Raufen, in zwey Reihen auf den Hof zu ſetzen, und jede mit einem alten Wagenrade beweglich zu machen, incl. alte Räder dazu zu geben	—	—	10	—
Latus	—	—	109	16

Das Holz hierzu wird vom alten Brauhauſe genommen.

6. Zur

	Thl.	Gr	Thlr.	Gr
Transport	—	—	109	16
6. Zur Abſonderung des Viehhofes.				
220 laufende Fuß Breterwand 4 F. hoch, alle 7 bis 8 Fuß nach Verhältniß der Bretlänge, einen eichenen Pfahl einzugraben, das Gehäge mit einem Holmbret zu verſehen, und 3 Thorwege nebſt zwey Thüren darein zu machen, à 1 Gr. 6 Pf. - - -	13	8		
Zu den Pfählen werden die Spitzen und ſtarken Zacken der Schwelleichen genommen, dieſe anzufahren - -	2	—		
Dieſelben zum Theil aufzuſchneiden und zu beſchlagen - - - - -	1	12		
1 Schock Tiſchlerbreter hierzu, incl. Transport - - - - - -	24	—		
12 Schock Lattnägel hierzu, a 4 Gr. -	2	—		
3 Thor- und 2 Thür-Beſchläge -	3	16		
Noch hundert laufenden Fuß zwiſchen der Scheunen und den Ställen, und vorn am Schweinſtallgiebel desgl. 7 Fuß hoch, à 2 Gr. - - - - -	8	8		
40 Stück Tiſchlerbreter hierzu, incl. Transport - - - - - -	16	—		
Zu den Pfählen werden ebenfalls Schwellſpitzen genommen, für dieſe anzufahren - - - - -	2	—		
6 Schock Lattnägel, a 4 Gr. - -	1	—	73	20
7. Das Palliſadengehäge, darin 2 Hofthore, 1 Thüre und 1 Brücke befindlich.				
400 laufende Fuß Plankengehäge, theils ganz neu zu ſetzen, theils das ſchadhafte auszubeſſern, 8 Fuß hoch und 2 F. in die Erde zu graben, und oben mit Reißholz zu verflechten, incl. das Holz zu ſchneiden und ſpalten, in allem	10	—		
Latus	10	—	183	12

	Thl.	Gr.	Thlr.	Gr.
Transport	10	—	183	12
6 alte ſchadhafte Eichen aus herrſchaftlicher Heide hierzu anzufahren, à 1 Thlr.	6	—		
2 große Hofthore, incl. Gerüſte dazu, nebſt einer Hofthühre an die Haupt-Einfahrt zu machen, incl. des alten Beſchlags noch - - - - -	5	—		
Eine Brücke von Kreuzholz über den Graben zu machen, in allem - -	2	—		
Das Holz wird auch von dem zum Brauhauſe angeſchlagenen genommen.				
15 Stück halbe Spundbreter - -	7	—		
4 Schock Lattnägel dazu, à 4 Gr. -	—	16	30	16

8. Eine neue Breterwand vom Pferdeſtall nach dem Garten und für die Ausbeſſerung und Veränderung der Breterwand am Brauhauſe.

	Thl.	Gr.	Thlr.	Gr.
100 laufende Fuß neue Wand, 6 Fuß hoch mit Holmbret einzurichten, ganz neu, incl. alle 8 Fuß die Pfoſten einzugraben, und alles in Stand zu ſetzen, à 2 Gr. - - - - -	8	8		
100 Fuß dito am Brauhauſe zu verändern und auszubeſſern, à 1 Gr. -	4	4		
Die Spitzen der Schwelleichen zu Pfoſten anzufahren - - - - -	2	—		
Dieſelben zu beſchlagen und zu ſchneiden	1	12		
45 halbe Spunddielen, incl. Fuhrlohn	21	—		
8 Schock Lattnägel hierzu, à 4 Gr. -	1	8		
Für allerley andere Veränderungen an Gehägen, u. d. gl. auch für fehlendes Holz überhaupt hierzu - - -	12	20	51	4
Summa			265	8

Reca-

Recapitulatio generalis.

	Thlr.	Gr
1. Zum herrſchaftlichen Wohn- und Wirthſchaftshauſe - - - - - -	5250	—
2. Zum Brauhauſe - - - - -	1707	19
3. Zu Brau- und Brennerey-Geräthen -	600	17
4. Zu der Holz- und Wagen-Remiſe, nebſt Kornboden-Gebäuden - - - - -	1600	—
5. Zu den Pferde- und Schaf-Stallgebäuden	1414	16
6. Zu der Scheune und Ställe darin -	2405	15
7. Zu den Kuhſtall und Futtergängen -	1450	—
8. Zu dem Brunnen und Hofgehägen, auch Taubenhauſe ꝛc. - - - - - -	265	8
Summa	14694	3

Ueber die Anlage und Einrichtung eines herrſchaftlichen Wohn-Hauſes auf einem Land-Gute, hat mir der Herr Bar. v. Monteton, in Priort im Havellande bey Wuſtermark, ein Herr von feinem Geſchmack und vielen Kenntniſſen, in einem Schreiben, v. 27 Dec. 1790, ſeine wohlgegründete Gedanken mitgetheilt, welche hier öffentlich bekannt gemacht zu werden verdienen.

„— — — — — Ohne weitern Eingang, — denn jede Minute, die Ihnen von Ihrer Zeit geraubet wird, muß die Welt, für welche Sie ſo raſtlos arbeiten, einbüßen. — Eu. ꝛc. verſprechen uns im Art. Haus (22 Th. pag. 350) die Anlage von Land-Gütern, und beſonders eines herrſchaftlichen Wohn-Hauſes, im Art. Land-Gut zu beſchreiben. Dieſer Punct iſt ein Gegenſtand meiner beſondern Aufmerkſamkeit, und eben ſo geht es mehrern Guts-Beſitzern, welche ſich in meiner Lage befinden. Ich bewohne allhier ein Haus, welches ſeiner ſeltſamen Bau-Art wegen, vielleicht das einzige iſt. Es hätte bey allen dem bequem eingerichtet werden können; dieſes iſt aber nicht geſchehen, ob es gleich einen ungeheuern Raum, von bey-

beynahe 30 Behältniſſen, in einem einzigen Stockwerke, mit Flügeln, einſchließt. Es könnte zwar noch eine andere Einrichtung erhalten; es verlohnt ſich aber nicht der Mühe, Koſten an daſſelbe zu wenden, indem es nicht maſſiv, ſchon baufällig, und das ſehr ſchlecht gebaute Dach ſich beſonders in mißlichen Umſtänden befindet. Es bleibt mir alſo nichts übrig, als an der Erbauung eines neuen Hauſes zu denken. Da ich aber feſt entſchloſſen bin, nicht für mich allein, ſondern auch für meine Nachkommen, mithin ein ſolides, ſteinernes, und in allen Stücken zweckmäßig eingerichtetes Haus zu erbauen.

Da ferner, die Sache von Wichtigkeit iſt, indem ein beträchtliches Capital dazu aufgeopfert werden muß, ſo erfordert ſie eine reiſe Ueberlegung; und jedem Guts = Beſitzer, welcher ſich in meiner Lage befindet, muß viel daran gelegen ſeyn, mehrere Entwürfe zu dergleichen wichtigen Anlagen, die ihrem Zwecke vollkommen entſprechen, gehörig prüfen, um ſolche, nach Beſchaffenheit ihrer Umſtände, ausführen zu können.

Zuvörderſt muß ich erinnern, daß bey mir, wie auch auf mehrern Gütern, das herrſchaftliche Wohn = Haus nicht am Wirthſchafts = Hofe liegt, dieſes auch ſchlechterdings nicht geändert werden kann; mithin befindet ſich hier ein beſonderes Wirthſchafts = Haus, welches, gleich bey der erſten Anlage, für einen Pächter eingerichtet worden, in welchem Verwalter =, Ausgeberinn =, Knechte =, Mägde = Wohnungen, Molken = Stube, Brüh = Kammer, eine beſondere Küche ꝛc. angebracht ſind. Mein Wohn = Haus aber iſt, um von der Wirthſchaft abgeſondert zu ſeyn, auf einen daneben liegenden Hofe erbauet worden.

Noch habe ich in keiner Abhandlung von der bürgerlichen Bau = Kunſt recht zweckmäßige Anſchläge und Riſſe von herrſchaftlichen Land = Häuſern gefunden; entweder werden Riſſe von Palläſten, oder, auf der andern Seite, nur von Pachter = Häuſern angegeben.

Ich halte dafür, daß das Haus mit der Größe und dem Werthe des Land = Gutes ſelbſt in Verhältniß ſtehen muß. Es ſcheint mir eben ſo unüberlegt zu ſeyn, auf einem Gute von 30 bis 40 Tauſend Thalern ein Haus von 20 und mehrern Tauſenden, als es disharmo=

moniſch wäre, auf einem andern Gute von drey bis vierfach höhern Werthe, ein Häuschen von 2 bis 3 Tauſend Thlr. zu erbauen.

Wenn man nicht mit Winkel-Flügeln bauen will, ſo bleiben noch, ſo viel ich weiß, dreyerley Arten von Anlagen zu herrſchaftlichen Wohn-Häuſern, die keine Paläſte ſeyn ſollen, übrig; nähmlich:

1. Gebäude, von mitelmäßiger Fronte, mit gewölbten Kellern, 2 Stock hoch. Bey einer beträchlichen Fronte, von etwa 150 Fuß, ſind ſie die beſten, aber auch die koſtbarſten. Bey einer geringern Fronte, wenn man nicht noch koſtbare Souterrains anbringen will, nehmen Küche, Speiſe-Kammer, Mägde-, Bedienten-, Kinder-Stuben, den mehreſten Raum unten weg, und die Herrſchaft kann nur wenig Zimmer für ſich behalten, muß mithin oben wohnen, welches viele Unbequemlichkeiten für einen Land-Wirth hat.
2. Gebäude, von einer beträchtlichen Fronte, mit Souterrains, und Einem Stock darüber. Küche, Speiſe-Kammer, Geſinde-Stuben ꝛc. kommen unten. Sachverſtändige behaupten, daß dieſe Art, wegen des mehrern Fundaments und Daches, koſtbarer, als erſtere, ſind.
3. Gebäude, deren Fronte etwa nur 80 bis 90 Fuß beträgt, mit gewölbten Kellern, und 2 Stock hoch; oder mit hohen Souterrains, und 1 Stock hoch. An jeden Giebel, doch in Einer Fronte, ein Flügel 35 bis 40 F. lang, auch allenfalls nicht ſo tief als das Haupt-Gebäude, nur 1 Stock hoch, mit oder ohne Keller, jedoch jeder mit einem beſondern Eingange. In dieſe Flügel könnten Küche, Geſinde-Wohnungen, allenfalls auch Waſch-Haus, Roll-Kammer, Brau-Haus, (wo die Brauerey nur im Kleinen getrieben wird,) Obſt-Darre ꝛc. angebracht werden. Wenn ſolche, des Erſparens wegen, nicht die Tiefe des Haupt-Gebbäudes erhalten ſollten, ſo könnte dennoch ihre Fronte, mit der Vorder-Fronte dieſes leztern, in einer Linie fortgehen; oder man ließe, Ehren halber, das Haupt-Gebäude oder

Corps de logis 1½ bis 2 F. vorſpringen. Nützlich wäre es freylich, wenn unter dieſe Flügel, gewölbte Keller angebracht würden, deren Eingang am Giebel befindlich ſeyn könnte, und zwar zur Aufbewahrung der mancherley und vielen Garten = Gewächſe, die in einer Wirthſchaft, für Menſchen und Vieh, gebraucht werden; ferner der Garten = Geräthſchaften, des Moſtes und Land=Weines, für einen Weinbergs = Beſitzer ꝛc.

Bey der Angabe zu dieſen drey verſchiedenen Haus-Anlagen, müßte man beſonders auf die Tiefe derſelben Rückſicht nehmen. Vortrefflich wäre es wohl, einem ſolchen Hauſe eine Tiefe von 48 bis 50 F zu geben; man bekäme alsdann einen bequemen Corridor, welcher 5 bis 6 F. breit ſeyn könnte, und die Zimmer behielten dennoch, nach Abzug der Dicke ihre maſſiven aus- und inwendige Wände, eine Tiefe von 17 bis 18 Fuß, welche für gewöhnliche Zimmer hinlänglich, bey der Anlage eines Sahles von etwa 30 F. Länge aber noch eine Abänderung und beſondere Einrichtung erfordern würde.

Steht es dem Bau=Meiſter frey, die Tiefe des Gebäudes nach Gutdünken anzunehmen, ſo iſt es ihm allerdings ein Leichtes, ein vollkommenes zweckmäßiges Wohn = Haus aufzuführen. In welcher Heide unſerer Mark möchte man aber wohl Balken Stämme von jener Länge, die im Zopfe 10 Zoll ſtark bleiben müßte, finden? in der hieſigen Gegend gewiß nicht. (Es iſt mir unbekannt, ob die Erfahrung, die Zuläßigkeit und den Nutzen der in der Mitte zuſammen geſtoßen oder gebladeten Balken beſtätigt und empfiehlt.) Wenn man das Glück hat, zu 40 bis 41 fußigen Stämmen in dieſer Stärke, zu kommen ſo kann man ſchon zu frieden ſeyn Zudem habe ich wenig alte Land=Häuſer gefunden, welch tiefer als 40 bis 41 F. ſind, wie auch dieſes allhier der Fall iſt: und der Erbauer eines neuen Hauſes, welcher auf demſelben Flecke, wo das alte geſtanden, ſeine neue Anlage machen will oder muß, wünnſcht wohl die alten mehrentheils ſehr tüchtigen Fundamente beyzubehalten, wodurch er große Koſten ſparet, und die etwannige vorhanden geweſene gewölbte Keller unangetaſtet laſſen kann.

Nun

Nun aber entſteht die Schwierigkeit, wie bey einer ſolchen Tiefe von 41 F., bey maſſiven Wänden, welche auch vielen Raum wegnehmen, ein Corridor angeleget werden kann? Bey deſſen Anlage behalten die Zimmer zu wenig Tiefe; und kann keiner angebracht werden, ſo entſteht die große Unbequemlichkeit, die auf dem Lande von mehrerm Belang, als in der Stadt, iſt, daß man, um in die leztern Zimmer zu gelangen, beſtändig durch die erſtern gehen muß, jene alſo kein Degagement haben; mehrerer Unbequemlichkeiten, als: derjenigen, der ſchicklich anzubringenden Feuerungen ꝛc. zugeſchweigen. (Wind-Oefen in einem Land-Hauſe anzubringen, iſt, wegen der Unbehutſamkeit des Geſindes, nicht anzurathen; allenfalls könnte dieſes im Wohn-Zimmer des Haus-Herrn, einzig und allein, Satt finden.)

Der Beſitzer eines Gutes vom mittlerm Werthe; bedarf, meines Erachtens, wenn die ländliche Wirthſchaft, ſo wie an mehrern Orten der Fall iſt, in einem abgeſonderten Hauſe ſchon eingerichtet iſt, und er mit Menſchen Umgang haben will, ohne der Sache zu viel zu thun, nachſtehendes Gelaß: 1. Ein gemeinſchaftliches Wohn-Zimmer, welches nicht klein ſeyn darf, indem, außer der Haus-Herrſchaft und ihrer Familie, im Winter unerwartete Beſuche in daſſelbe aufgenommen werden müſſen, deshalb es gut wäre, wenn entweder noch ein kleines Zimmer, oder 2. das Zimmer des Haus-Herrn daran ſtieße; dieſes muß nebenbey 3. eine ziemlich geräumige Kammer zur Bibliothek, Inſtrumente, Archiv, Garderobe ꝛc. welche wohl gewölbt ſeyn müßte, haben. 4. Das Schlaf-Zimmer, auch, wo möglich, neben der Wohn-Stube, in welchem die Frau vom Hauſe zugleich ihre Toilette machen und ihren Schreibe-Schrank haben kann. Dabey muß 5. nothwendig eine Kammer, zu ihrer Wäſche und Garderobe, ſeyn; unweit derſelben aber 6 eine geräumige Kinder-Stube, wobey 7. ein kleines Zimmer für die Kammer-Jungfer angebracht werden muß. 8. Eine geräumige Küche; nebenbey 9. die Speiße-Kammer, und unweit davon 10. eine Stube für Koch oder Köchinn; auch 11. eine Kammer für Haus- und Küchen-Mägde. 12. Eine Bedienten-Stube,

de, welche, weil man auf das Unterbringen fremder Domeſtiken bedacht ſeyn muß, geräumig ſeyn, auch nebenbey 13. eine Schlaf-Kammer haben muß. 14. Ein Sahl, höchſtens 28 bis 30 Fuß lang, und proportionirt breit 15. 16. Zwey Viſiten Zimmer, im Zuſammenhang mit dem Sahl, deren eins wohl kleiner, als das andere, ſeyn könnte. Ferner ſind noch unentbehrlich: 17. 18. wenigſtens zwey Gaſt-Stuben, mit Alcoven oder Kammern, um Bekannte, die zur Nacht, oder auf einige Zeit, bleiben wollen, bequem zu logiren; dieſe können entweder zuſammenhangen, oder abgeſondert von einander angeleget werden. 19. Eine Stube für einen Haus-Lehrer und einige Eleven, wobey, zur Reinlichkeit, 20 eine Kammer befindlich ſeyn müßte. 21. Eine Stube, nebſt 22. Kammer, für eine Erzieherinn und ihre Untergebene. Mit wenigern Zimmern kann ſich ein Land-Edelmann nicht gut behelfen. Es kommt nur auf eine ſchickliche Eintheilung und Anordnung derſelben, nach Maßgabe der drey oben vorgeſchlagenen Arten von Gebäuden, und der angegebenen Tiefe, an. Und noch habe ich keinen Riß, noch ſelbſt kein Haus geſehen, wo der Bewohner eines Land-Guthes dieſe nöthige Behältniſſe mit wirklicher Bequemlichkeit angeordnet, beyſammen hätte.

Ich nahm mir vor, dieſem Schreiben keine unnütze Ausdehnung zu geben, und doch habe ich mein Ziel weit überſchritten. Wie konnte es auch anders ſeyn, da ich eine Materie behandelte, die mir ſo ſehr am Herzen liegt. Verzeihen mir aber Ew. ꝛc. die Mühe, welche ich Ihnen mache, dieſe vielleicht ganz überflüſſige Abhandlung durchzuleſen.“ — — — — —

In Italien, iſt beſonders des Senators Quirini Land-Gut, unweit Padua, merkwürdig, wovon das 1787, zu Padua, unter dem Titel: Alficchiero, par Madame J. W. C. d. R. auf 79 Seiten, in gr. 4 mit 29 K. T, ohne den allgemeinen großen Plan, herausgekommene Werk Nachricht ertheilt. An ſtatt dieſes lakoniſchen Titels, aus dem man nicht

nicht weis was man machen ſoll, wäre es wohl beſſer geweſen, um den Leſer gleich zu unterrichten, die Par Wort Beſchreibung der Villa vorzuſetzen. Indeſſen iſt dieſes Werk in mehrern Betrachtungen eine zimlich merkwürdige Erſcheinung. Die Verfaſſerinn nennt ſich nirgeds, die Anfang = Buchſtaben bedeuten aber eine Comteſſe de Roſenberg (*), welche vermuthlich in Padua lebt, und ihres Freundes des Senators Quirini Villa, oder Land = Gut, welches nicht weit von Padua an einem Arme der Brenta, aber nicht an dem bekannten Haupt = Canale liegt, der zur Verbindung zwiſchen Padua und Venedig dient. An der Schreib = Art möchte ein gebor⸗ner Franzoſe, der ſeine Sprache in der Macht hat, wohl manches auszuſetzen, und viele Stellen gezwungen finden; überdies blickt auch an manchen Orten, Streben nach Witz, und Bemühung, der Beſchreibung mehr Unterhaſung zu geben, hervor, die aber nicht immer gelungen ſind. Da dieſe Villa durch gegenwärtige Nachrichten nunmehr bekannter geworden iſt, ſo iſt auch ein Gegenſtand der Neugierde aufmerkſamer Reiſenden geworden.

Die Verfaſſerinn hatte bereits vor einiger Zeit ein kurze, in der Eile Gemachte und fehlerhafte Beſchreibung an ihren Freund, den im J. 1786 zu Genf verſtorbenen Hrn. Huber, einem daſigen Gelehrten geſchickt, welcher ſie drucken ließ, aber nur wenige Exemplare, um ſie unter ſeine und der Verfaſſerinn Freunde auszutheilen. Weil ſolche bald vergriffen wurden, ſo überſahen ſie das Werk von neuem, und ſchalteten die in deſſen von dem Beſitzer angeſchafften Ver=

(*) Unter dieſem Nahmen wurde die Schrift in einer deutſchen Zeitung angekündigt, aber in der Zuſchrift an den Marquis von Landsdown, vom Grafen Benincaſa, heißt es bloß, es ſey eine engliſche Dame, die bereits durch verſchiedene Werke des Witzes bekannt ſey.

Vermehrungen ein, woraus die gegenwärtige neue ſchöne Ausgabe entſtand.

Der Senator **Quirini** iſt ein Liebhaber der Kunſt, und hat ſeine Villa mit alten und neuen Werken derſelben ausgeſchmückt. Die Anlage des Gartens und des ganzen Land-Gutes verräth Geſchmack; er hat darin den ehemahligen und den neuern engliſchen Geſchmack, der bis jezt noch wenig Nachfolger in Italien gefunden hat, mit einander zu verbinden geſucht. Ein großes Stück von 16 Acker in demſelben, iſt auch zu allerley oekonomiſchen Verſuchen und zum Landbau beſtimmt. An vielen Orten ſind kleine wohlgewählte Motto's aus den alten Claſſikern angebracht. Das Inwendige des Hauſes iſt auch ein Beweis von des Beſitzers Geſchmack; bald ſieht man eine Sammlung von Büſten alter Philoſophen, nach Antiken copiert, und auch der vornehmſten italiäniſchen Litteratoren; bald an den Wänden der Zimmer die ſchöne Sammlung von **Briſſon's** Vögeln, des **Piraneſi** Proſpecte von Rom, von Florenz, und von franzöſiſchen Luſt-Schlöſſern ꝛc. Im erſten Stockwerke hangen die von **Picart** geſtochenen Religionsgebräuche ꝛc. In der Bibliothek, welche inſonderheit mit den alten Claſſikern pranget, und eine Auswahl vieler andern guten Bücher, zumahl von der Landwirthſchaft, enthält, ſieht man das Bruſt-Bild des **Baco**. Das Antiquitäten-Cabinet enthält viele Opfer-Geräthe. Idole, u. d. gl. Vorzüglich zeichnen ſich die antiken Büſten des **Julius Cäſar** und **Vitellius** aus. Ferner, eine ehemahls in Frankreich geweſene Angerona, und eine Acerra, beyde von **Montfaucon** abgebildet. Auf dem Hauſe iſt einer der erſten Bliz-Ableiter im Venetianiſchen angebracht, welchem Beyſpiele hernach Viele gefolgt ſind. Merkwürdig iſt die ſchnelle Vegetation von Jasmin-Sträuchen, die ſich um den

vom

vom Hauſe herab gehenden Ableiter geſchlungen hatten, und in zwey Jahren 25 Schuh hoch getrieben waren. Der Beſitzer hat deswegen eiſerne Drahte von dem Ableiter zu den Wurzeln der Frucht-Bäume geführt, und erwartet den Erfolg der Verſuche, in wie weit die Vegetation durch das elektriſche Fluidum befördert werden wird.

Aus der Beſchreibung des Gartens und ſeiner Denkmahle; hebe ich nur Einiges aus. D r Altar der Freundſchaft ſteht auf einer Anhöhe, und iſt mit den antiken Büſten des **Auguſtus**, **Hadrianus** der beyden **Antonine**, des **Tiberius**, und **Vespaſianus**, umgeben. Auf der einen Seite bemerkt man das Symbol der Freundſchaft, zwey in einander geſchlungene Hände, mit der Unterſchrift: Hieme ac aeſtate, & prope & procul, dum viuimus, & ultra. Auf einer andern ſagt die Inſchrift, daß dieſer Altar dem ehemaligen venetianiſchen Geſandten in Konſtantinopel, dem Ritter *Giuſtiniani*, gewidmet iſt; auf dem Altare ſtehen die aus Einem Blocke gehauenen und mit dem Rücken gegen einander gekehrten Bruſt-Bilder des **Epikurus** und **Phocion** von neuerer Hand; unter dem leztern denkt ſich der Beſitzer ſelbſt, und unter dem nach geläuterten Grundſätzen handelnden **Epikur**, ſeinen Freund *Giuſtiniani*.

Das Tauben-Haus erhebt ſich in Form eines achteckigen Tempels mitten in einem Obſt-Garten, und im Tempel ſteht eine kleine Venus von Marmor. Der Gang zum Kaffe-Hauſe iſt zu beyden Seiten mit marmornen Büſten berühmter Perſonen aus dem Alterthume geziert. Ueber dem Eingange iſt **Horaz** in einem Medallion angebracht, mit dem Motto: Modus agri non ita magnus &c. Nicht weit davon bemerkt man eine **Ceres** auf einem runden Poſtement, nebſt einer Inſchrift, zum Andenken der 1770 vom Senat zu Venedig errichteten Ackerbau-Geſellſchaft.

In

In dem botaniſchen Garten, welcher ein Stück des großen Gartens enthält, werden bloß nützliche Kräuter zum Gebrauch in der Medicin gezogen. In demſelben ſteht der Altar der Ruhe. Das Basrelief zeigt einen Mann, der auf einem Schiffchen mit günſtigem Winde in den Hafen führt, darunter:

Inueni portum, ſpes & fortuna valete,
Nil mihi nobiſcum eſt; ludite nunc alios.

Auf dem Altare ſteht die hier ſchickliche Statue des Genius ſalutaris. Die Statue des Apollo in ſeinem Tempel iſt modern; unten lieſet man: Satis beatus vnicis Sabinis. Das Basrelief des Altares darunter, ſtellt das Lob des Land-Lebens unter einer Allegorie vor. Auch die Thorheit hat, im Gehölze einer engliſchen Partie dieſes Gartens, ihre Hütte mit einer Inſchrift erhalten. Der Altar der Furien, am Ende des Gehölzes, zeigt nicht die gewöhnlichen Furien der heidniſchen Dichter, ſondern das Basrelief ſtellt drey Untugenden des menſchl. Geſchlechtes vor, die eben ſo viel Unheil anrichten, als man jenen andichtete. Die Unterſchrift ſagt: Ignorantiae, Inuidiae Caluminaeque E. V. ne noceant amplius.

An einem andern Orte ſteht eine 16 F. hohe Säule von Granit, auf einem einige Stufen erhöheten und mit einem Geländer eingefaßten Platze; auf der Säule prangt ein koloſſaliſcher Herkules von dem berühmten *Algardi*.

Auf der linken Seite des Gartens iſt ein Gehölz mit antiken Statuen angebracht, welches man ein Muſeum nennen könnte. Ich zeichne darunter einen kleinen Herkules unter der Geſtalt des Bacchus aus; dieſes ſchöne Stück des Alterthumes iſt von den Vorfahren des Hrn. Quirini aus einer Inſel Griechenlandes gebracht worden. Ferner eine Büſte des Euripides, größer als die Natur, aus griechiſchem

Mar-

Marmor. Eine Göttinn des Glückes, aus Granit. Eine Venus, 3 F. hoch, welche bey des jezigen Beſizers Anweſenheit in Rom ausgegraben wurde. Dem Andenken des damahligen Groß-Herzoges von Toscana, welcher dieſen Garten 1785 beſuchte, iſt auch ein ſinnreiches Denkmahl gewidmet; und gegenüber ſieht man in einer geringen Entfernung die koloſſaliſche Statue des Marius. Am Piedeſtal iſt ein ebenfalls koloſſaliſcher Kopf des Jupiter Ammon aus Lumachella. Man nähert ſich darauf verſchiedenen antiken Grabmahlen und hetruscſchen Monumenten. Merkwürdig iſt ein Denkmahl aus dem Grabe der Scipionen; Quirini entdeckte ſolches, und fand noch darin, wie die Inſchrift ſagt, den Hirn-Schedel des Lucius Scipio Aedilis, Conſul & Cenſor, welches der Oheim des berühmten Scipio Africanus war.

Man ſieht einen Pavillon, der von außen ganz den chineſiſchen Geſchmack verräth, und davon auch benannt wird; tritt man aber hinein, ſo befindet man ſich in einem Tempel der Venus. Sie iſt etwas größer, als die ſchöne Venus im Capitol, und von der Hand des Benvenuto Cellini. Quirini kaufte ſie in Rom; ſie hat die Farbe, die Schwere und den Glanz des Marmors, beſteht aber aus einer beſondern Compoſition, die man nicht errathen kann. Ein Stück dieſes Luſt-Wäldchens iſt verſchiedenen ägyptiſchen Gottheiten gewidmet, die zum Theil in Kupfer abgebildet ſind, z. B. eine Iſis, ein Canopus ꝛc. Ein Altar aus dem berühmten Tempel zu Delos, welcher zu Anfange dieſes Jahrhunderts aus dieſer Inſel nach Venedig gebracht wurde, und den Tournefort auch in ſeiner Voyage du Levant abgebildet hat. Auf dem Altare iſt eine antike Statue eines jungen Bacchus geſtellt.

Der Eingang eines finſtern Gehölzes iſt mit den Büſten des Heraklitus und Demokritus geziert; es führt den Nahmen: Young's Gehölz, weil es zu allerley traurigen Nacht-Gedanken Anlaß geben könnte; man trifft hier Säulen, Begräbniß-Urnen und andere Ueberbleibſel des Alterthumes unter einander geworfen an. Ein Janus bifrons, aus Marmor mit einem Spieße, auf einer porphyrnen Säule, dient ſtatt eines Sonnen-Zeigers, welcher die Stunden in einer Ellipſe anzeigt; auswendig um dieſe Ellipſe iſt ein Gedanke von Linné angebracht; nähmlich, bey jeder Stunde ſtehen diejenigen Pflanzen, welche täglich ungefähr in dieſer Stunde aufzublühen pflegen, und deren Blumen alſo gleichſam eine botaniſche Uhr formiren. Artig iſt die Idee von der Vorſtellung der Zeit; der Gott derſelben, mit einem Stunden-Glaſe in der Hand, ſitzt auf einem Hügel, der aus lauter Bruchſtücken von alten Säulen, Frieſen, Altären, Inſchriften ꝛc. zuſammen gehäuft iſt, und dadurch die Vergänglichkeit andeutet. Ein Paar alte venetianiſche Denkmahle aus mittlern Zeiten, ſind für einen Eingebornen merkwürdig.

Das Labyrinth beſteht aus offenen und bedeckten Gängen mit Weinreben bepflanzt. Die ganze Anlage iſt ſinnreich, ſo wie ſie hier erklärt wird, und ſtellt die vier Stufen des menſchlichen Alters durch Statuen und Sinnbilder vor; doch möchte mancher wohl nicht alle errathen, wenn er die Erklärung nicht weis. Die Büſten des Glückes und der Reue ſtehen am Eingange; der antike Kopf eines vor Schmerz weinenden Kindes deutet auf den Eintritt des Lebens. Im Mittelpuncte ſteht Diogenes mit der Laterne in der Hand, und darunter Naturae victor humanae. Er wünſch dem Menſchen gleichſam Glück, der alle Fallſtricke des Irrthums, ſo wie die krummen Wege

des

des Labyrinthes, überwunden hat. Gegen das Ende des Labyrinthes gelangt man, im dunkelſten Gehölze, an verſchiedene alte Grabmahle, und am Ausgange ſtehen der unüberwindliche **Herkules**, und der junge ſchöne **Paris**, auf Pilaſtern, auzuzeigen, daß der Tod nichts verſchont. Das Merkwürdigſte iſt ein großes marmornes Grabmahl, welches die Ruſſen im vorigen Kriege auf der Expedition im Archipelagus an den Küſten des Peloponnes entdeckten und mitnehmen wollten; der ſchleunige Befehl zum Marſche verhinderte ſie aber daran. Ein venetianiſcher Admiral fand es, brachte es mit nach Venedig, und überließ es dem Hrn. **Quirini**. Es iſt 6 F. lang und 4 F. hoch; die Arbeit des Basrelief zeigt, daß es aus den beſten Zeiten der Kunſt iſt. Eine andere antike Urne hat folgende philoſophiſche Inſchrift: Olim non fuimus, nati ſumus, unde Quieti nunc ſumus, vt fuimus, Cura relicta Vale & Tu.

Unter den in der **Kurmark** merkwürdigen und muſterhaften **Land-Gütern**, gedenke ich nur des in Britz.

Britz, eine Meile von Berlin, auf den beyden Land-Straßen nach Wittenberg und Kotbus, gehört des wirkl. geheimen Etats-Kriegs- und Cabinets-Minſters, Hrn. Grafen von **Herzberg** Excellenz, und ſeiner Frau Gemahlinn, einer gebornen Freyinn v. **Kneiphauſen**. Dieſes Dorf hat eine ſehr angenehme Lage, und unterſcheidet ſich durch ſeine vortreffliche Einrichtung von den meiſten Dörfern in dieſer Gegend. Auſſer dem, an einem See liegenden, artig gebaueten und inwendig ſchön verzierten, herrſchaftlichen Hauſe, ſind hier die nicht gemeinen oekonomiſchen Einrichtungen, durch welche der Ertrag der Felder ſehr vermehrt worden iſt, die wichtigen Verbeſſerungen der Wieſen, und

die vortreffliche Viehzucht, welche hauptſächlich durch die Einführung der Futter-Kräuter, beſonders der Lucerne, ſo vollkommen gemacht worden iſt, für ächte Kenner der Land-Wirthſchaft ſehr merkwürdig. Nach Hrn. O. C. R. Büſching Nachricht (*), war Britz bis zum J. 1753, ein unbeträchtliches, wenigſtens nur mittelmäßiges, Gut; allein von dieſer Zeit an, beſitzt es gedachter Hr. Graf, der es durch ſeinen klugen Fleiß, und inſonderheit durch die weiſe Nutzung ſeiner Lage nahe bey der Haupt-Stadt, zu einem der wichtigſten Güter in der Mark gemacht hat. Das ganze Dorf beſteht aus 58 Feuer-Stellen und ſo viel Familien, von welchen 10 Bauern, jeder mit 2 Hufen, und 8 Koſſaten, jeder mit 1 Hufe, angeſeſſen ſind. Die übrigen beſtehen aus der Herrſchaft, dem Prediger, dem Küſter, dem Hirten und Tagelöhnern oder Arbeitsleuten. Die Menſchen-Zahl des ganzen Dorfes betrug, im J. 1775, 246 Perſonen. Die Guts-Herrſchaft giebt dem Landes-Herrn für den Ritter-Acker von 1 $\frac{1}{6}$ Lehn-Pferd jährlich 46 Thlr. 16 Gr.; die 10 Bauern geben dem Landes-Herrn von 27 contribualen Hufen an Contribution, Schoß, Hufen- und Giebel-Steuer, Cavallerie-Geld und für Krieges-Fuhren, überhaupt jährlich 314 Thlr. 12 Gr. Jeder Bauer thut der Herrſchaft wöchentlich an 3 Tagen Spann-Dienſte, und die Koſſaten thun 3 Tage Hand-Dienſte; die erſten entrichten 6, und die andern 3 Scheffel Pacht. Die ganze Feld-

(*) In der Beſchreibung ſeiner Reiſe von Berlin über Potsdam nach Rekahn, im J. 1775, (2te Ausgabe, Frf. und Lpz. 1780, gr. 8.) S. 88, fgg.

Eben dieſe Beſchreibung der Gräfl. Herzbergiſchen Oekonomie zu Britz, hat Hr. Commiſſions-Rath Riem, mit ſeinen Anmerkungen über einen daſelbſt im Aug. 1788 gehabten Augenſchein begleitet, in ſeiner phyſik. oekon. Quartalſchrift, v. J. 1789, 4 Quartal, S. 241—254, geliſert.

Eine andere Beſchreibung, von Hrn. Schwarzkopf, ſt. im 27 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1790.

Feld = Mark beſteht aus 5000 magdeb. Morgen, jeden zu 180 Quadrat = Ruthen, davon 3000 zu Aeckern, und 2000 zu Wieſen, Weide und Holz genutzet werden. Die Gemeinſchaft der Aecker und Wieſen, iſt zwiſchen der Herrſchaft und den Bauern ſchon ſeit 1765, durch einen freywilligen gerichtlichen Vergleich, aufgehoben. Im J. 1779, ſind an der ganzen Feld-Mark an allerley Gattungen Getreide gewonnen: 8000 Scheffel, und ſind gehalten 1200 Schafe, und 120 Kühe. Die Herrſchaft hält deren 70, und das Stück wird nach Abzug aller Koſten zu 40 Thlr. jährlicher reiner Einnahme genutzt, welches unglaublich zu ſeyn ſcheint, aber ſehr leicht zu berechnen iſt. Man darf nur erwegen, daß das Vieh meiſtens von großer, frieſiſcher Art iſt, und beſonders mit Lucerne, und den Träbern der ſtarken Bierbrauerey und Branntwein = Brennerey gefüttert, und daß die Milch nicht zu Butter gemacht; ſondern in der Stadt verkauft wird. Der Herr Graf hat einen ſchönen mit einer Mauer von Feld = Steinen umgegebenen Garten im Dorfe angelegt, worin auſſer dem auf dem Felde geſäeten gemeinen holländiſchen Klee, vorzüglich der Lucern = Klee mit ſo gutem Erfolge gebauet wird, daß er des Sommers ſechs Mahl gemähet wird, und 12 Jahr aushält, und daß die Kühe (welche nur einige Stunden auf die Brache getrieben werden,) täglich davon 3 Mahl ein ſtarkes Futter bekommen. Durch dieſe Art des Sommers = und Winter = Futters iſt der Dünger dergeſtalt vermehrt, daß die Herrſchaft, an ſtatt daß man die Felder ſonſt gemeiniglich in 3 Theile eintheilt, zwey tragen, eines ruhen und ein halbes miſten läßt, folglich nur alle 6 Jahr dünget, ihr ganzes Acker = Land in 4 Felder eingetheilt hat, davon 3 tragen laſſen dann, das vierte aber zur Ruhe und Brache liegen läßt, und von neuem ganz, folglich alle 4 Jahr ein Feld dünget, wo-

wodurch alſo ſowohl die Hütung, als auch der Ertrag der Aecker, anſehnlich vermehrt wird. Auf dem britziſchen Felde, welches ſonſt gemeiniglich, wie bey Berlin, für Sand-Land gehalten wird, findet man den ſchönſten Weizen und Stauden-Roggen, und in den zwey Sommer-Feldern lauter große und kleine Gerſte, Erbſen, Linſen und Wicken, aber wenig Hafer, und die Brache ganz mit natürlichem Klee und mit den ſchönſten Kräutern bewachſen, ſo, daß man ſowohl den Acker als das Korn von den fetteſten Gegenden wenig unterſcheiden würde. Die Wieſen, welche ungefähr 500 Morgen ausmachen, ſind alle mit Graben durchzogen, großentheils mit ausgelaugter Seifenſieder-Aſche gedünget, und dadurch von ein- zu zwey-mähdigen Wieſen gemacht, und faſt ganz mit natürlichem Klee nach dieſer Aſche bewachſen. Die Wege hat der Hr. Graf alle in gerader Linie gezogen, 30 Fuß breit gemacht, von beyden Seiten mit Pappeln, Obſt-Bäumen, auch Gräben eingefaßt, und dadurch vieles und gutes Land erſparet, beſonders durch einen ſchönen, mit Weiden beſetzten und mitten durch die moraſtigen Wieſen gezogenen feſten Damm auf der kotbuſſer Straſſe, wo ſich auf der einen Seite der Allee, die ganze herrſchaftliche Feld-Mark bis an das Dorf, in einem allmählich aufſteigenden Amphitheater, und auf der linken Seite die ſchönen ganz geräumten Wieſen, in der Ferne die Stadt Köpenick, und der etwa 1 Meile davon liegende hohe Müggels-Berg, zeigen, und eine vortreffliche Landſchaft darſtellen. Die ganze Feld-Mark iſt ſo angebauet, daß alles entweder wie Acker- und Garten-Land genutzet, oder mit alten und jungen Kienen- und Elſen-Holz bewachſen iſt, wovon das lezte in 25 Häue vertheilt, und einige Hundert Morgen mit den ſchönſten jungen Kien-Holze beſäet und bewachſen ſind, ſo, daß kaum einige

nige wenige ganz ſandige Ruthen Landes unbebauet liegen bleiben. Der Hr. Graf läßt keinen Kien-Baum abhauen, ſondern die großen Wurzeln los-graben und abhauen, da dann der Baum, wann er die Wurzeln unten verloren hat, durch ſein eigenes Gewicht umgeriſſen wird, und die groſſen Wurzeln oder den Stubben, der ſonſt bey dem Abhauen in der Erde bleibt, mit ausreißt, das Land gleich wieder zum Beſäen urbar macht, und eine große Menge ſehr harzigen oder kienigen Holzes giebt, gemeiniglich 1 Klafter von 2 Bäumen, welches der Hr. Graf ſeine unterirdiſche Heide nennt. Dieſes verdiente an den meiſten Orten, wo das Holz einigen Werth hat, nachgeahmt zu werden, und iſt eine viel leichtere und weniger koſtbare Methode, die großen Bäume mit den Wurzeln aus der Erde zu bringen, als die ver-mittelſt der in Schweden und an andern Orten erfun-denen koſtbaren und ſehr zerbrechlichen Maſchinen (ſ. Th. III, S. 258, fgg.) Eben ſo ſollte man den Herrn Beſitzern dieſes Gutes in der Erſparrung des Holzes und andern Abſichten nachahmen, und die Gärten, ſtatt der hölzernen Gehäge, mit Mauern von Feld-Steinen nur 4½ F. hoch (damit ſie eine ange-nehme Ausſicht verſtatten,) umgeben. Er hat dazu alle mittlern Steine von ſeinen Feldern durch Kinder und alte Leute ſammeln, die ſonſt häufigen und unbe-weglichen großen Feld-Steine aber, nicht, wie ſonſt ge-wöhnlich iſt, mit Pulver zerſprengen, ſondern ſie auf die Art klein machen laſſen, daß ſchlechtes Reis-Holz, oder auch Kien Tanger, in einer kleinen Grube herum geleget, angezündet, der Stein dadurch erhi-tzet, und mit einem ſtarken eiſernen Hammer darauf ge-ſchlagen worden, da er ſich dann nach ſeinen Adern oder Lagen in geraden Schichten von einander gege-ben hat, als wenn er behauen wäre. Der Hr. Graf hat dieſes von den alten Dorf-Kirchen abgeſehen,

 die

die in den alten Zeiten meiſt von Feld-Steinen, die auf dergleichen Art zerſprenget, oder gebrannt ſind. gebauet worden, welche Kunſt Viele für verloren gehalten haben. Dieſe beyden Artikel verdienen alle Aufmerkſamkeit, und die Nachahmung eines fleißigen, thäthigen und denkenden Landmannes. Es ſind über 300 Ruthen von Mauern aus dergleichen Feld-Steinen aufgeführt. Das ganze Dorf iſt in zwey geraden, nach der Linie gezogenen Reihen von Häuſern, die nicht von Mauerwerk, ſondern von hölzernem Fachwerk, gelehmt, und mit Stroh (welches Land-Wirthe für beſſer, als Zigel, halten,) gedeckt ſind, und ſehr gut und ordentlich ausſehen, bebauet. In der Mitte des Dorfes liegt hinter einem an der ſächſiſchen Land-Straße befindlichen kleinen See, das aus 2 Etagen beſtehende, ſehr maſſiv, und nach einer guten Baukunſt an einer Anhöhe erbauete herrſchaftliche Wohn-Haus von 11 Fenſtern, welches auf der andern Seite einen Garten mit ſchönen Alleen und Luſt-Häuſern hat. Von dem Hauſe ſelbſt hat man die ſchönſte Ausſicht, ſowohl nach Berlin, als nach Köpenick, ſo, daß man an vielen Seiten mehr als 12 Dörfer überſehen kann. Das Innere des Hauſes unterſcheidet ſich von vielen Land-Häuſern, durch die mit Geſchmack und Kunſt angelegten und gezierten Zimmer, in welchen ſich inſonderheit unſer berühmter Hiſtorien-Mahler, Herr Direct. Rode hervor gethan hat. In einem hat er die vier Jahrs-Zeiten, in den Landſchaften der britziſchen Gegend, auf Leinwand zwiſchen Boiſerie, auf eine Art gemahlt, welche die Bewunderung und den Beyfall aller Kenner erweckt. In einer zur Bibliothek beſtimmten Gallerie, hat er mit Oehl auf trocknen Kalk, nach der Art von Raphael, in Medallions gemahlt, die vornehmſten Stücke der britziſchen Land-Wirthſchaft, als: den Ackerbau, die Viehzucht, Gärtne-

rey, Jagd, Fiſcherey, den Vogelfang und Seiden-Bau, in ſehr wohlgewählten und gut ausgeführten ſymboliſchen Vorſtellungen; ferner die beyden ſchönen Züge der römiſchen Geſchichte vom Curius, wie er in ſeiner Bauer-Hütte rothe Rüben brät, und die samnitiſchen ihm Geſchenke bringenden und um Frieden bittenden Geſandten abweiſet, und vom Cincinnatus, der hinter dem Pfluge gehend von einem Viator zur Dictatur gerufen wird, und im Platfond, die Morgen-Röthe, welche die Nacht unter dem Monde vertreibt, eine Arbeit, die von jedem Kenner bewundert wird. In einem daneben befindlichen Zimmer, hat eben dieſer große Mahler in einem Platfond Iris, wie ſie auf dem Regenbogen ſitzt, und den Jupiter Pluvius, wie er den Regen ausſchüttet, gemahlt. Sein Bruder, ein berliniſcher Bauer, hat darin von bloßem Lehm einen ſehr künſtlichen en bronze angeſtrichenen Ofen gemacht, der einen Chineſer mit einem Schirm in einer vortrefflichen Draperie vorſtellt. Das Zimmer ſelbſt iſt mit einer Tapete von grüner Seide bekleidet, die deswegen merkwürdig iſt, weil die Seide von dem Herrn Grafen ſelbſt in Britz gewonnen iſt, und weil Er darauf eine Art von Natur-Geſchichte hat mahlen laſſen, welche die Thiere vorſtellt, die ſich durch gewiſſe ſonderbare Triebe unterſcheiden und den Menſchen nähern, als: die Orang-Utange, andere kluge Affen und Biber. Sie bilden auch viele Hundert der ſchönſten Thiere, Bäume, Früchte und Blumen, in ihrer natürlichen und illuminirten Geſtalt, ab; ingleichem den chineſiſchen Monarchen mit ſeinen Mandarinen, wie ſie pflügen, und die Gemahlinn deſſelben mit ihren Hof-Damen, wie ſie Maulbeer-Blätter pflücken, um die Nation zum Acker- und Seiden-Bau aufzumuntern. Noch andere Zimmer ſind theils mit zierlichen Vergoldungen, theils mit

ſchönen und merkwürdigen Gemählden von Hrn. Rode, und auch von andern großen und alten Meiſtern, beſonders von Alb. Dürer, Kranach und andern berühmten Mahlern, angefüllt. Die Wirthſchafts-Gebäude ſind auch auf eine ſehr vortheilhafte und ordentliche Art angeleget, inſonderheit die Küh-Ställe. Das Dorf iſt durchgehends mit geraden Alleen beſetzt, und ſtellt an ſich eine angenehme Landſchaft vor. Herr Rode hat verſchiedene Gegenden in und bey Briz in Kupfer geätzt, und eine derſelben ſtellt hier Fig. 3749 dar. Kurz, es verdient dieſes Dorf von Jedem, der Ordnung und eine zur möglich höchſten Vollkommenheit gebrachte Land-Wirthſchaft (*) liebt, geſehen zu werden, wobey er finden wird, daß alle Einwohner ſich in guten Umſtänden, vergnügt und zufrieden befinden, daß kein Armer unter denſelben iſt, und daß die daſelbſt wohnenden 24 Tagelöhner-Familien von der Herrſchaft an jedem Tage des Jahres nützliche Beſchäftigung, Arbeit und Lohn haben. Um dieſen Entzweck mit zu befördern, nicht aber um einigen Gewinn zu machen, hat der Hr. Graf auf einem eingegangenen Weinberge eine ſtarke Maulbeer-Plantage von mehr als 1000 großen Bäumen, und darauf einen Seidenbau angelegt, wobey, 6 Wochen lang, in der die wenigſte Arbeit gebenden Zeit vom May und Jun., täglich 20 entweder ganz alte oder junge Perſonen beſchäftigt ſind und gelohnet werden. Bisher ſind jährlich 20 bis 30 Pfund gute Seide

(*) die von dem Hrn. Grafen v. Herzberg ſelbſt ertheilte Nachricht von der Einrichtung auf ſeinem Gute, welches er ſeit 36 Jahren ſelbſt verwaltet, findet man in Deſſen Vorrede zu den Abhandlungen über die allgemeine Stall-Futterung des Viehes, und die Abſchaffung oder Beybehaltung der Brache, wovon die kön. Akad. der Wiſſ. der erſten des Hrn. Predigers Graßmann in Pommern, den Preis zuerkannt, den beyden leztern aber das Acceſſit ertheilt hat. Berl. 1788, 8.

Seide gewonnen worden, die 150 Thlr. werth ſind, und nach Abzug der Koſten, 80 bis 100 Thlr. Vortheil geben, vornehmlich aber dadurch dem Hrn. Grafen Vergnügen bringen, daß er ſeine Zimmer in Britz und Berlin damit meubliren, auch ſeit mehrern Jahren alle ſeine ſeidene Kleider in Sammet, Mohr, Damaſt und Atlaß, von eigener Seide machen läßt, und ſie Fremden vorzeigen kann.

Ich fahre in der allgemeinen Beſchreibung der auf einem Land=Gute nöthigen Theile und deren Eigenſchaften, fort. Das Land=Gut begreift, wie ich oben, S. 526, geſagt habe, alle zur Land=Wirthſchaft nöthige Gebäude und Ländereyen in ſich. Von den Gebäuden, iſt im Vorhergehenden die Rede geweſen.

II. Die Ländereyen oder Grundſtücke, ſind: 1. Aecker, 2. Wieſen, und anderer Graswuchs, nebſt Weiden; 3. Gärten; 4. zuweilen auch Gehölze und Waldungen, Weinberge, Hopfenberge, Teiche, u. ſ. w. Die drey erſten Gattungen von Grundſtücken werden faſt bey allen Land=Gütern gefunden, weil ſie die weſentlichſten ſind, ohne welche die Land=Wirthſchaft auf keinem Gute beſtehen kann.

1. Jede Gattung der Grundſtücke muß ihren gehörigen Grund und Boden haben. Hier hat man nicht nur a) auf die Art des Erdreiches, ſondern auch auf die Säfte, die darin ſtecken, zu ſehen. b) Man hat nicht nur auf die Erde an der Oberfläche, ſondern auch auf die untere, die tiefer liegt, zu ſehen; c) desgleichen auch darauf, ob der Boden zu ändern, zu beſſern ſey, und zwar mit Vortheil, nach Abzug des Aufwandes.

2. Jede Gattung der Grundſtücke muß auch ihre gehörige Lage und Klima haben, die zu demjenigen, wozu das Grundſtück brauchbar iſt, dienen.

Da=

Davon wird das Nöthige weiter unten vorkommen. Man ſieht darauf: a) wie hoch (von der Oberfläche des Meeres an zu rechnen,) das Grundſtück liege, b) ob das Land-Gut in einem nördlichen oder ſüdlichen; ob es in einem öſtlichen oder weſtlichen Lande liegt; c) was für Nachbarſchaft die Grundſtücke haben. Alle dieſe Dinge haben ihren nützlichen und ſchädlichen Einfluß auf die Beſchaffenheit des Land-Gutes. Eine Gegend iſt wärmer als die andere, wenn dieſe mehr gegen Mitternacht liegt. Weſtliche Gegenden ſind insgemein wärmer, als die öſtlichen, wenn ſie übrigens gleich ſüdlich oder nördlich ſind. Länder, die am Meere liegen, haben im Winter wärmere, und im Sommer kühlere Luft, als diejenigen, welche weit vom Meere entfernt ſind. Länder, die ſtärker bewohnt und angebauet ſind, ſind auch wärmer, als andere. In einerley Gegend kann die Höhe des Ortes, die Lage gegen die Welt-Gegenden, die Nachbarſchaft, und die Art des Bodens, ein Land-Gut wärmer als das andere machen. Feſtes Land wird und bleibt länger warm, als Waſſer. Weißes, desgleichen ſehr mageres, wie auch ſchweres, thoniges, und endlich naſſes Erdreich iſt nicht ſo warm, als dasjenige, welches eine dunkle Farbe, welches viel Fettigkeit hat, welches leicht und kalkartig, welches trocken iſt, welches vielen Sand, viele Feuerſteine, Kieſel und andere kleinere Steinchen hat Sehr hoch liegendes Land, welches nicht aus Sand-Boden und Felſen beſteht, auch weder Quellen noch Flüſſe hat, iſt gemeiniglich kälter, als tief liegendes, ſo daß in der heißeſten Gegend die Gipfel der höchſten Gebirge Schnee und Eis haben. Hohe Oerter ſind rauhen und heftigen Winden ausgeſetzt. Liegt ein Grundſtück gegen Mittag, ſo iſt es wärmer, als dasjenige, welches gegen Morgen liegt; dieſes wieder wärmer, als das, welches gegen Abend liegt; und die-

dieſes wärmer, als das gegen Mitternacht, von dem man bey uns ſagt, es liege auf der Winter = Seite, welche Lage die ſchlechteſte iſt, weil die kalten Nord=Winde dem Wachsthume der Erd = Gewächſe ſehr nachtheilig ſind. Ein der Sonnen = Hitze völlig ausgeſetztes Stück, auf dem man Gewächſe bauet, welche die Hitze nicht vertragen können, kühlt man öfters ab, wenn man es durch Anpflanzung tauglicher Bäumen und Hecken beſchattet, oder es im Sommer wäſſert. Wieder kalte Oſt= und Nord = Winde geben eben dergleichen Bäume, Hecken und andere Einſchließungen, einen guten Schirm. Von Anhöhen, Hügeln und Bergen kann Schnee = Waſſer und Regen die Beſſerung und Erde wegflößen. Auf der Ebene, beſonders wo Vertiefungen ſind, kann Waſſer ſtehen bleiben, welches, beſonders im Winter, ſehr viel ſchadet. Die Nachbarſchaft fließender Waſſer kann durch Ueberſchwemmungen, welche die locker gemachte Erde wegführen, oder gar die Gränzen des Feldes einreiſſen, oder die guten Gewächſe verderben, das Feld mit Schutt und Steinen bedecken, alſo beträchtlich ſchaden, wofern man nicht durch Dämme, Gräben, und Befeſtigung der Ufer, und vorſichtiges Pflügen des nahen Acker = Feldes, erſt alsdann, wenn keine Ueberſchwemmung mehr zu vermuthen iſt, ſorgfältig vorbeuget, welches meiſtens viele Koſten erfordert: dieſe Nachbarſchaft kann aber auch nützen, wenn ſie das Feld mit einem fetten ſandigen Schleim dünget, wenn man z. B. im Winter, wenn das Schnee = Waſſer damit vermiſcht iſt, damit wäſſert, oder das Ufer mit Buſch = Weiden bepflanzt, dieſe jährlich in einander bindet, daß ſie ein niedriger Zaun werden, und den ſodann ſich anlegenden Schleim und Sand als Dünger oder Verbeſſerungs = Erden gebraucht. Die Nachbarſchaft ſtillſtehender Waſſer in Teichen, Moräſten, u. ſ. w. kann

kann zu frühen Fröſten Anlaß geben. Angränzende Berge ſind ein Schutz, wenn ſie gegen Mitternacht ſtehen; ſehr nachtheilig aber, wenn ſie das Feld gegen Mittag bedecken. Das von nahen Bergen abfließende Schnee- und Regen-Waſſer kann den Schaden verurſachen, deſſen bey der Ueberſchwemmung Erwähnung geſchehen iſt, wofern man nicht das Feld vom Berge durch tüchtige Gräben abſondert, und dieſe ſo anlegt, daß man nach Belieben das Waſſer abhalten, oder auf das Feld hinein leiten kann; denn wenn der Berg angebauet iſt, kann das herunterfließende Regen-Waſſer den Miſt-Saft vom Berge auf das Feld führen, und es düngen. Ueberhaupt können alſo nahe Berge und Anhöhen ſchaden, indem ſie kalten Schatten machen, den angeſammelten Schnee lange behalten, und durch das von ihnen auf die niedrigen Oerter abfließende Waſſer meiſtens ſchaden, allemahl aber gefährlich ſind. Thäler, die gegen Morgen und Mitternacht offen ſind, haben mehr Schaden von Schloßen, als andere; was zwiſchen Bergen eingeſchloſſen iſt, iſt dumpfig. Iſt das Thal ſehr enge, und gegen Morgen und Abend offen, ſo wird es von heftigen Winden durchſtrichen. Iſt das Feld an einem den ganzen Tag der Sonne ausgeſetzten Berge, ſo brennt die Sonne daſſelbe heftig. Steht ein hoher Berg gerade gegenüber von der Gegend, woher meiſtens die Gewitter-Wolken kommen, ſo daß dieſe von dem Berge zurück prallen, ſo iſt Gefahr da von Wetter-Schaden. Die Nachbarſchaft der Bäume, Buſchwerke und Waldungen, hat, wie ſchon oben gemeldet worden iſt, Nutzen, in ſo fern ſie rauhe, kalte Nord-Winde abhalten, und ein der Sonne völlig ausgeſetztes Feld beſchatten; ſie iſt aber auch ſchädlich. Bäume um das Feld herum, halten die Winde, und damit die Luft-Fette ab, hindern durch ihren Schatten die Wirkung der Sonne

Sonne in die Erde und in die Gewächſe des Feldes. Wälder behalten Schnee und Froſt über die gewöhnliche Zeit; in waldigen Gegenden iſt allemahl eine größere Kälte, und eine größere Menge kalter Ausdunſtungen; wozu noch der öfters ſo fürchterliche und durch koſtbare Wächter oder Zäune kaum abzuwendende Wild=Schade, und auch der Schade vom Gevögel und Ungeziefer kommt, welche beyde Arten des Schadens auch bey den Wäldern von Birken und anderm Laub=Holze ſind, welche ſonſt, wenn ſie im Trocknen hervor wachſen, und vom Felde gehörig weit abſtehen, noch zu dulden ſind. Daß Bäume oder Buſchwerk, die auf dem Felde ſelbſt ſtehen, den Gewächſen den Nahrungs=Saft entziehen, ſie durch ihren Schatten, abfallendes Laub, Abtröpfeln und Ausdunſtungen ſchwächen, oder gar erſticken, und den Boden durch das ſtillſtehende Waſſer ſauer machen, iſt leicht zu erſehen. Es iſt daher gut, wenn man die Felder, ſo viel möglich, von Wäldern, u. d. gl. entfernet, und dieſe, desgleichen auch Buſchwerk ꝛc. im Felde, wofern ihre Nothwendigkeit oder ihr anderwärtiger größerer Nutzen nicht im Wege ſteht, ausrottet. Nahe Bäume, Geſträuche, Zäune ſchaden auch, indem an ihnen der Wind den Schnee auf einen Haufen wehet; daher man jene wegſchaffet, die Zäune aber in einiger Entfernung vom Felde ſetzt, damit man Schnee=Oerter laſſe. Die Nachbarſchaft von Land=Straßen ſchadet, indem man leicht über das Feld geht, reitet oder fährt, mithin den Acker feſt macht, und deſſen Gewächſe verderbt; doch düngt der aus den Straßen zuſammengeſchlagene Schlamm, und jenen Schaden wenden gute Einſchließungen ab.

3. Jedes Grundſtück muß, ſo viel möglich, eine viereckge Geſtalt, und vornehmlich die Geſtalt eines

nes Rechteckes, d. i. eines Quadrates oder Rectanguli, haben.

4. Jedes Grundſtück muß entweder gehörig, d. i. dazu, wozu er ſich am beſten ſchickt, wirklich angewendet und benutzet werden, oder doch ſich leicht und ohne zu große Koſten ſo anwenden und benutzen laſſen. Nichts muß wüſte liegen; nichts muß unrecht und ohne wahren Nutzen gebraucht werden. Hiervon wird von der Eintheilung des Land⸗Gutes weiter gehandelt.

Auſſer dieſen jezt angezeigten Eigenſchaften, muß ein gutes Land⸗Gut 1. vollſtändig, 2. arrondirt ſeyn, und 3. in Anſehung der Arbeiter und Domeſtiken, 4. des Viehes, 5. der Geſundheit, 6. der Gerechtigkeiten, und 7. der Neben⸗Umſtände, die erforderliche Beſchaffenheit; und 8. wahrhaftig nützlich ſeyn, oder werden können.

1. Ein Land⸗Gut iſt vollſtändig, oder hat ſeine Conſiſtenz, deren es nach ſeiner Lage fähig iſt, wenn es alles hat, was zur Fortſetzung der Land⸗Wirthſchaft erfordert wird; wenn nähmlich Gebäude, und alle zur Land⸗Wirthſchaft nöthige Ländereyen, in ſolcher Anzahl, Größe, und in ſolchem Verhältniſſe vorhanden ſind, daß ſie zur Erreichung der Abſicht der Land⸗Wirthſchaft hinreichen. Wenn z. B. ein Land⸗Gut 70 Morgen mageres Acker⸗Feld zu düngen und zu bearbeiten, aber nur 12 Morgen Wieſen hat, ſo kann man nicht ſo viel Vieh halten, als zur Düngung und Bearbeitung nöthig iſt; mithin iſt das Land⸗Gut unvollſtändig. Es ſeyn zwey Land⸗Güter, die gleich viel Wieſen und gleich viel jährliches Brach⸗Feld haben, ſo kann das eine vollſtändig, das andere unvollſtändig ſeyn, wenn man auf jenem den Acker mit 2, auf dieſem mit 3 bis 4 Stück Vieh pflüget. Die Vollſtändigkeit des Land⸗Gutes macht, daß man alle, oder doch die meiſten und nöthigſten Naturalien

zur

zur Führung der Land⸗Wirthſchaft auf dem Gute ſelbſt gewinnt, und mithin durch Verhütung barer Geld⸗Ausgaben den Vortheil ſelbſt hat, den man ſonſt durch Kaufen dem Verkäufer laſſen muß, aber auch dieſer unentbehrlichen Mittel immer verſichert, und, ſo viel möglich, von andern unabhängig in weſentlichen Stücken der Landwirthſchaft bleibt. Gleichwie bey der Vollſtändigkeit nichts nöthiges fehlen darf, ſo muß hingegen auch kein überflüſſiges, und noch viel weniger ein ſchädliches Stück vorhanden ſeyn, oder es müſſen doch beide Arten der Stücke ſich leicht verändern oder veräußern laſſen.

2. Ein Land⸗Gut iſt arrondirt, wenn Gebäude und Ländereyen beyſammen und aneinander ununterbrochen in einem Bezirke liegen, ſo, daß nicht fremde Grundſtücke dazwiſchen liegen, ſondern ſie auch der Lage nach ein Ganzes mit einander ausmachen, und das Gut ſeine geſchloßene Gränzen hat. Die Vortheile dieſer Eigenſchaften fallen einem Jeden von ſelbſt in die Augen.

3. Zur Güte eines Land⸗Gutes gehört auch, daß man, damit keine Arbeit unterbleibe, unordentlich, zu langſam und zu ſpät, ungeſchickt geſchehe, nicht gerade die geſchickteſten und ſtärkſten Leute, und deren viele, haben müſſe, ſondern ſo wenig als möglich, und auch jeder leicht dazu anzuführen ſey.

4. Das Land⸗Gut muß ſo beſchaffen ſeyn, daß man wirklich die zur Benutzung deſſelben nöthige Gattungen und Anzahl des Viehes mit Nutzen darauf halten kann. Die Viehzucht iſt mit dem Feldbaue unzertrennlich zur beſtmöglichſten Nutzung des Land⸗Gutes zu verbinden. Sie iſt oft das Hauptwerk der ganzen Nutzung eines Land⸗Gutes. Woraus man beurtheilen könne, was für Vieh und wie viel Vieh man auf dem Land⸗Gute zu halten habe, werde ich im Art. **Land⸗Wirthſchaft** zeigen. Geſetzt nun, ein

ein Land-Gut erfodere eine gewiſſe Anzahl Zug-Pferde, man könne aber für dieſe auf demſelben das nöthige Futter, weder der Quantität noch der Qualität nach, ſelbſt bauen, ſondern müſſe es entweder mit Mühe und theuer kaufen, oder Ochſen halten, und könne mit dieſen die nöthigen Arbeiten weder auf die gehörige Weiſe, noch zur rechten Zeit, vollbringen, ſo fehlt dem Land-Gute eine weſentliche Eigenſchaft.

5. Die Geſundheit des Land-Gutes hängt von der Himmels-Gegend, der Lage und der Beſchaffenheit des Bodens ab. Man ſehe alſo auf das Waſſer, auf die Luft, und auf den Erdboden daſelbſt. Bey der Luft betrachtet man, ob ſie feucht ſey, und ob Hitze und Kälte ſich an einem Orte ſchnell und oft ändern. Beydes iſt ungeſund. Die Feuchtigkeit der Luft zeigen die Hygrometer; z. B. wenn man an dem Orte Wolle oder einen Schwamm aufhängt, und ſie mit andern vergleicht, welche an einem andern Orte zu eben der Zeit angehängt geweſen ſind; iſt jene Wolle ſchwerer, ſo iſt dort die Luft feuchter. Die Thermometer und die Betrachtung der Lage des Ortes zeigen, ob Hitze und Kälte ſich da oft ändert, oder meiſtens einerley bleibt. Jenes eräugnet ſich dort, wo Hügel und Berge durch einander gemengt ſind. Freye Orte und ebene Gegenden ſind geſund, wenn der Boden trocken, nicht heiß oder ſandig iſt; wenn darauf wohlriechende Kräuter von ſelbſt wachſen; wenn er ſonſt nicht ganz unfruchtbar iſt; wenn hier und da ein Baum ſteht, der Schatten macht, wenn die Einwohner eine blühende Geſichts-Farbe, reine weiße Augen, ſcharfes Gehör, und eine helle Stimme haben. Der Ort iſt ungeſund, wo die Leber der dort gezogenen Thiere meiſtens ſchwarzgelb oder ſonſt widernatürlich iſt, indem alsdann Luft, Waſſer oder Nahrung an dieſem Orte nicht gut ſind. Dieſes ſind Regeln der alten Römer. Aus Liſten der Gebornen und

und Geſtorbenen des Ortes, aus Erkundigung, was für Seuchen unter Menſchen und Vieh, und wie oft ſie am Orte graſſiren, läßt ſich auf die Geſundheit des Ortes ſchließen.

Was wegen der Lage eines Land = Hofes in Acht zu nehmen ſey; ein Auszug aus einer akadem. Abh. die unter Hrn. Prof. Kalm zu Abo ventiliret worden, ſt. im 1 Theil des Schwed. Oekon. Wochenblatts, (Greifsw. 1765, 8. S. 251 — 257.

6. Die Gerechtigkeiten ſind diejenigen Rechte, die ein jedesmahliger Beſitzer des Land = Gutes auszuüben hat; Dienſtbarkeiten hingegen ſind diejenigen Rechte die ein Fremder auf dem Land = Gute auszuüben hat. Dieſe ſind unter die Beſchwerden zu zählen. Jene können entweder zur Gewinnung der Naturalien auf dem Land = Gute, oder zur Benutzung derſelben, durch Veredlung oder auf andere Weiſe, Vortheil bringen. Hierher gehören; Frohn = Dienſte, Jagd = Gerechtigkeit; Brau = Gerechtigkeit; Recht, Wein und Bier zu ſchenken; Gülen, Zins = Früchte, u. ſ. w. Von Beſchwerden, wohin die öffentlichen Abgaben und dergleichen Onera publica, desgleichen Trift = Gerechtigkeit, Dienſtbarkeiten, Gemeinheiten, welche Zank veranlaſſen, und in Verwaltung eines Theiles des Gutes die Hände binden ꝛc. gehören, muß es ſo frey, als immer möglich iſt, ſeyn. Ein Land = Gut iſt noch viel werth, wann es ſolche nicht hätte, als es mit denſelben werth iſt.

7. Das Land = Gut iſt deſto beſſer, wann auch die Neben = Umſtände vortheilhaft ſind. Hier ſieht man z. B. auf die Landes = Art und Gewohnheit im Arbeiten, Beſtellen des Landes, Füttern und Speiſung; ferner darauf, was für Leute man zu Geſinde und Arbeitern haben könne, ob ſie in Menge zu haben ſeyn, ob ſie geſchickt, eigenſinnig, ſtolz, träge ſeyn oder nicht, wie ſie belohnt und geſpeiſet werden, wohlfeil oder koſtbar, ob ſich durch ſie Aenderungen und

und Verbeſſerungen ausführen laſſen; ferner, ob man Schmiede und andere erforderliche Handwerker in der Nähe habe, und für welchen Lohn ſie arbeiten, was für Nachbarn man habe, böſe oder gute; was für Gelegenheit zu Bau-Materialien, und wie koſtbar das Bauen ſey; was für Gelegenheit zum Abſatz der gewonnenen Naturalien ſey; ob ein großer Ort, eine Stadt, wo viel Aufwand iſt, in der Nähe ſey, oder ob man auf einem ſchiffbaren Fluſſe, oder auf guten Straßen, die Naturalien zum vortheilhaften Verkauf leicht verführen könne; wie die Preiſe der Dinge in der Nachbarſchaft ſeyn, wonach ſich die Preiſe bey dem Einkaufe und Verkaufe richten; wie die Sicherheit vor Dieben ꝛc. beſchaffen ſey, was für Mängel, Unbequemlichkeiten, und oft vorkommende Unglücksfälle, an der Nutzung der Stücke des Gutes hindern; ob die Haushaltung leicht zu dirigiren und zu führen ſey; ob die Ländereyen nahe bey dem Hofe unter den Augen liegen, und wie die Wege dahin beſchaffen ſeyn, ſo daß Knechte und Mägde gleich an die Arbeit gehen, und alles bald und leicht ein- und auszuführen ſey; wie das Holz zur Feuerung und Geſchirr zu bekonmen ſey. Dieſes alles iſt oft ſehr wichtig.

8. Ein Land-Gut iſt endlich **wahrhaftig nützlich**, wenn, über Abzug aller zur Verwaltung des Gutes unentbehrlicher Unkoſten und aller Abgaben, wenigſtens die Intereſſen aus dem Kapital, welches im Land-Gute ſteckt, übrig bleiben, oder doch es dahin zu bringen iſt.

Die eigenthümliche Erlangung eines Land-Gutes, geſchieht entweder durch Anbauung oder Anlegung deſſelben, oder durch Erbſchaft, durch Tauſch, oder durch Kauf des ſchon angelegten.

Wer ein Gut erſt anlegen will, ſehe zuvörderſt, ob es, nach den ſo eben angeführten Sätzen, ein gutes

Land-

Land-Gut werden könne; und überſchlage wohl die Hinderniſſe und Koſten der Anlegung, ob er im Stande ſeyn werde, jene zu überwinden, dieſe zu tragen, und ob am Ende ein Vortheil, und zwar ein beſtändiger, die Koſten mit einem Ueberſchuſſe erſetzender, herauskommen werde.

Die **Abtheilung des ganzen Land-Gutes** muß dergeſtalt geſchehen, daß ein jeder Theil deſſelben zu demjenigen Gebrauche beſtimmt wird, wozu er am beſten taugt. Man hat hiebey 1. auf die Lage, 2. die Güte des Bodens, a) nach ſeiner natürlichen oder leicht durch Verbeſſerung zu erlangenden Beſchaffenheit, b) und nach ſeiner Tiefe; und endlich 3. auf deſſen Nachbarſchaft und übrige Umſtände, zu ſehen. Die hieraus fließenden Regeln, die jezt folgen werden, geben hierzu einen Wink, dem man weiter nachgehen kann, wenn etwa ein Land-Gut neu anzulegen iſt, oder man noch eine fehlerhafte Abtheilung eines ſchon angelegten Gutes noch verändern und verbeſſern kann.

A. Die **Gebäude** legt man ſo an, daß ſie, wo möglich, 1. in der Mitte des Gutes, 2. jederzeit auf dem geſundeſten Theile deſſelben ſtehen, 3. und geſundes Waſſer in der Nähe iſt, oder doch dahin leicht geſchaffet werden kann.

I. Zur geſunden **Lage** (vergl. oben, S. 610) gehört, daß die Luft in Abſicht auf Wärme und Kälte, auf Winde und Wind-Stille, auf Feuchtigkeit und Dünſte, dort gemäßigt, und von plötzlichen Abwechſelungen befreyt, auch nicht durch ein verſchloſſenes dumpfiges Weſen und ſchädliche Ausdünſtungen des Bodens ſchädlich werde.

1) So iſt meiſtens die *Mitte eines Hügels*, wo es im Sommer nicht ſchwühl iſt, und die Gebäude im Winter den Sturm-Winden nicht ausgeſetzt ſind; welche beyde Fehler ein gar zu hoher Platz hat, da der

der einzige mögliche Schutz ein Wald, oder die Anpflanzung ſolcher Bäume iſt, die im trocknen Boden fortkommen. An der Mitte des Hügels muß das Gebäude doch noch etwas höher, als der herumliegende Boden ſtehen, damit nicht das von den obern Theilen des Hügels herab kommende Waſſer den Grund des Hauſes verletze. Niedrige ſumpfige Gegenden ſind ungeſund; es können aber Häuſer, um welche mit Waſſer angefüllte Gräben herum ſind, auch Dörfer mitten im Moraſt, wo die Luft wegen vielen aufſteigenden Waſſers ſehr feucht iſt, doch geſund ſeyn, und in den Gebäuden ſich kein Schimmel anſetzen, wenn a) die Luft zwar feucht, aber nicht verdorben iſt, nicht zugleich warm, ſtillſtehend iſt, nicht zugleich faule Dünſte hat, z. B. von Verweſung der Pflanzen und Thiere in ſchleichenden oder gar ſtillſtehenden Waſſern, oder bey Ueberſchwemmungen, im Anfange des Sommers; b) wenn man zugleichs gehörige Mittel und Vorſicht wider die zu große Feuchtigkeit der Luft theils ſich nicht ſelbſt raubet, theils klüglich anwendet; z. B. *α*) Man faſſet alles hier und da herumſtehende Waſſer, auch das, welches im Boden hin und wieder ſteckt, nach dem Beyſpiele der Holländer, in Teiche oder Gräben zuſammen, die aber ſo tief ſeyn müſſen, daß die Sonnen-Hitze den Boden unter ihnen nicht erwärmt; denn dieſe dunſten nicht ſo ſtark aus, als Waſſer in der Erde, weil Erde viel heißer wird, und die Ausdünſtung dadurch vermehrt. Man laſſe weder Thiere noch Pflanzen darin verweſen, mithin weder Gras noch Unreinigkeiten aufkommen, worunter Thiere verborgen liegen und verweſen könnten, und mache die Dämme ſo wenig ſchräge, als die Feſtigkeit des Bodens es zuläßt, oder maure ſie, wie die Holländer thun, aus. *β*) Um Dörfer in Thälern leide man nicht zu dicht geſetzte Bäume, beſonders die ſehr viel Laub haben,

und geſtatte dergleichen ja nicht viele an flachen, feuchten Gegenden, vornehmlich wo ſie an Moräſte gränzen, ſonſt ſperrt man die Luft ein, daß ſie nicht frey durchſtreichen, und die aus Erde und Bäumen aufſteigende Feuchtigkeit vertreiben kann. Man muß überhaupt dafür ſorgen, daß der Platz, wenn er eingeſchloſſen iſt, gegen diejenigen zwey entgegengeſetzte Welt-Gegenden geöffnet werde, woher die Winde meiſtens kommen, damit ſie frey durchblaſen, und die Luft des Ortes reinigen. Um die Folgen einer ſtillſtehenden feuchten Luft und die ſchwühle Sommer-Hitze zu vermeiden, baueten die Alten auf Anhöhen, damit ſie immer einen freyen Umlauf des Dunſtkreiſes hätten. Thäler ſind im Sommer ſehr heiß, und im Winter ſehr kalt. Die Kälte iſt der Feuchtigkeit der Luft gemäß. γ) Man bauet in feuchten, moraſtigen, ebenen und tiefliegenden Gegenden auf den trockenſten Fleck; ſieht ſo gar da, wo Kies oder Sand oben auf dem Erdboden iſt, darauf, daß die Quellen nicht hoch ſteigen; macht die Mauern lieber von Ziegel-Steinen, als von Bruch-Steinen oder Lehm, und übertüncht, weil jene die Häuſer trockner und die Wärme in mehrerer Gleichheit erhalten; legt, zur Austrocknung, die Keller unter dem Hauſe mit nöthigen Decken an, Schlaf-Kammern aber und Wohn-Zimmer an trocknen und den höchſten Oertern des Hauſes, wo die Morgen-Sonne ſie am beſten austrocknen kann, oder wenn die Sonne ſie nicht erwärmen und austrocknen kann, trocknet man ſie deſto öfter mit Feuer aus, je feuchter ſie ſind. δ) Man legt die Miſt-Stätte an, daß ihre Dünſte ſich nicht in die Wohn-Zimmer ziehen, verhütte alle Fäulniß in den Gebäuden ſelbſt, wohnt nicht zu enge beyſammen, bringt von Zeit zu Zeit Luft-Wechſel an, und beobachtet die ſtrengſte Reinlichkeit überall, und eine genaue Mäßigkeit. Müſſen die Gebäude an Waſſer, z. B. an Bäche

Bäche oder Ströhme, geſetzt werden, ſo iſt der Platz geſund, wenn der Strohm ſchnell läuft, das Ufer trocken und hoch, und der Graben (das Fluß-Bett) rein und ohne Schlamm iſt. Sumpfige Ufer des Fluſſes, mit Schilf und grobem Gras überwachſen, halten viel ſtinkenden Unflath auf, und geben ungeſunde Dünſte. Iſt der ſchnell laufende Fluß breit, ſo muß das Haus mit der Vorder-Seite von dem Fluſſe ab gekehrt ſeyn, und das Haus liegen, daß die Winde im Sommer die Dünſte, und im Winter die für Menſchen und Vieh ungeſunden Nebel wegführen. Man wohnt geſunder an der Mitternacht-Seite, als an der Mittag-Seite eines Fluſſes, der ſumpfig ſchleichend iſt, oder an einem ſtinkenden Moraſt. Moräſte, die zuweilen mit Salz-Waſſer überſchwemmt werden; ſind die ungeſundeſten: man darf ihuen nicht zu nahe kommen.

2) In der geſunden Lage muß das Haus mit der Vorder-Seite gegen Süd-Oſt ſtehen, ſo hat es im Sommer zur heißeſten Zeit Schatten, und im Winter die Morgen-Sonne. Wendet ſich das Haus gegen Abend, ſo bleibt der Nebel des Morgens zu lange, und es wird von der Mittag-Sonne zu warm. In einer ungeſunden Lage bauet man ſo, daß der ſumpfige ſchleichende Fluß, oder ſtinkende Moraſt, an der Mitternacht-Seite des Hauſes ſind, wo ſie am wenigſten ſchaden. Ueberhaupt beobachtet man dieſes bey allen Flüſſen. In ſüdlichen Ländern, wo die Sonne im Sommer gerade über dem Kopfe, und doch die Winter-Kälte ſtrenge iſt, muß die Vorder-Seite det Hauſes gegen Mittag ſtehen; alsdann geht die Sonne des Sommers über dem Dache weg, und erwärmt das Haus ſchwach, im Winter aber ſtark.

II. Der Hof muß gegen Mittag ſtehen, aber doch auch ſchattige Plätze für das Vieh, und Waſſer, haben,

B. Die

B. Die Ländereyen oder Grundſtücke theilt man folgender Geſtalt ab.

1. Zu Garten, und zwar a) zu Küchen-Gärten, nimmt man einen Platz nahe bey dem Hofe, der nicht zu feucht und nicht zu trocken iſt, einen fetten, lockern, und, wenn es ſeyn kann, wenigſten 2 Schuh tiefen Boden, folglich keinen todten, feſten, kieſigen Grund, hat. Er muß gegen der Sonne frey liegen, entweder gegen Oſt, Süd oder Weſt, auf einer Ebene, wovon aber doch bey einem gelinden Abhang das Waſſer ſich fortſchleichen kann, oder auf einem gelinde, angehenden Hügel, der die Lage hat. Man muß das Waſſer nahe haben. Es iſt gut, wenn man den Abfluß der Miſt-Stätte darein leiten kann. Er muß nicht unten an der Scheun-Tenne liegen, ſonſt führen die Winde, bey dem Ausdreſchen, unnütze Dinge und Unkraut-Samen darein. b) Der Baum-Garten muß eine ſonnenreiche, gegen rauhe Winde geſicherte Lage, und einen wenigſtens 2½ Sch. tiefen guten Boden haben.

2. Acker-Feld, kann eine Ebene, oder auch ein Hügel, aber von einer ganz gemächlichen und unmerklich ſteigenden Anhöhe ſeyn. Es muß der Sonne ausgeſetzt und offen ſeyn, aber doch beſonders ein leichter nnd zugleich hoch liegender Boden, vor kalten, rauhen, ſtürmiſchen Winden und der brennenden Hitze etwa durch Berge; Wälder, oder auch hin und wieder auf dem Felde ſelbſt, und reihenweiſe gegen Morgen und Mitternacht ſtehende Bäume, wie auch Einzäunungen, geſichert ſeyn. Der Boden muß nicht zu mager, nicht zu feucht, nicht zu ſchwer ſeyn.

3. Zum Graswuchs, Wieſen, u. d. gl. erwähle man keine jähe Hügel, keine Ebenen, die eine hohle Lage haben, worauf das Waſſer ſtehen bleibt, ſondern Plätze, die eine Abhängigkeit haben, und eben, oder gemächliche Anhöhen ſind, einen guten, feuchten,

mehr lehmig als ſandigen Boden haben, der übrigens nicht ſo tief ſeyn darf.

4. Hügel, die einen etwas trocknen, aber auch 2 bis 3 Schuh tiefen Boden haben, werden Wein-Berge. In unſern nördlichen Ländern müſſen ſie nie gegen Mitternacht liegen; ſie müſſen Sonne, und doch Schirm vor rauhen Winden, etwa durch Gegen-Berge haben.

5. Berge und andere Hügel werden Weide und Wälder. Weide werden auch andere Plätze, die zu keinem andern Gebrauche nützlicher zu verwenden ſind.

6. Die wilde und zahme Baumzucht, um nicht anderwärts brauchbare Plätze damit zu beſetzen, verweiſet man in die Einzäunungen, beſetzt damit Wege, und die naſſen Orte, Ufer und Bäche ꝛc. mit Weiden, Erlen, u. d. g., aber nicht zu dicht.

7. Man ſieht auch bey der Austheilung eines Gutes auf gute Wege, Waſſer, und Nachbarn, ob es in Anſehung derſelben rathſam ſey, einen Platz zu dieſem oder jenem zu beſtimmen. Die Wege von allen Theilen des Gutes zu den Gebäuden müſſen ſo angeleget werden, daß ſie gerade ſeyn, es keine nähere Neben-Wege gebe, daß ſie bequem ſeyn, in der Mitte etwas erhaben, und auf den Seiten abhängig, zum Ablauf des Waſſers feſten Grund haben, wider das Durchreiſſen desſelben bey Waſſer-Güſſen geſichert ſeyn, neben ſich einen guten Fuß-Steig haben, zwey Wägen einander ausweichen können, Schatten durch an die Seiten geſetzte Bäume haben, die zur Seite liegende Güter mit Gräben und Zäunen gegen Menſchen und Vieh verwahrt ſeyn. Man muß ſie im Stande erhalten, und nicht abändern. Dieſes alles gilt auch von Land-Straſſen, wenn ſolche bey oder über das Gut gehen.

Bey

Bey dem Kaufe und Verkaufe eines Gutes, hat der Käufer vor allen Dingen das Gut ſelbſt, auch mit Zuziehung redlicher Land = Wirthe derſelben Gegend, zu beſehen, und Verſchiedenes zu unterſuchen. Wenn man einen ſo wichtigen Kauf ſchließen will, als ein Land = Gut iſt, ſo kann man nicht vorſichtig genug ſeyn. Unzählige Umſtände, die in dieſen Falle ſogleich die Sache verändern, machen ſelbſt dem bedächtlichen und erfahrnen Wirthe zu ſchaffen. Man muß ſich alſo bey dergleichen Händeln mit allem Fleiße auf Fragen anſchicken und vorbereiten. Nur allzu leicht überſieht man ein und den andern Umſtand, der öffters in dem Werthe des Gutes, welches man kauft, eine große Abänderung macht. Die Beſchaffenheit der Land = Güter iſt ſo unendlich verſchieden, daß es ein verwegener Einfall iſt, die Umſtände, nach welchen man ſich vorher zu erkundigen hat, zu erſchöpfen. Claſſen von dieſen Umſtänden getraue ich mir zu machen, aber ich gebe es von ſelbſt auf, alle dieſe Umſtände einzeln auszuführen, und keinen zu vergeſſen.

Die Beſchaffenheit eines Land = Gutes iſt dreyerley; nähmlich: die natürliche, die künſtliche, und die rechtliche Beſchaffenheit. Dieſer Unterſchied wird ſich durch diejenigen Fragen, welche ich hier beyfügen will, und die auf Ober- und Nieder = Sachen paſſen, rechtfertigen. Da, wo es erforderlich iſt, werde ich in beſondern Anmerkungen vor ein und andern Fragen die nöthige Erläuterung geben.

Ueberhaupt.

1. Warum wird das Gut verkauft?
2. Iſt es ſchon lange ausgebothen geweſen?
3. Warum hat ſich kein Käufer dazu gefunden?
4. Wer hat es kaufen wollen, und wie viel iſt darauf gebothen werden?

5. Iſt es verpachtet geweſen, und wie hoch?
6. Haben die Pächter gewonnen, oder verloren?
7. Haben ſie den Pacht fortgeſetzt, oder ſind ſie gleich nach Ablauf der Pacht-Jahre abgegangen, und warum?
8. Iſt es adminiſtrirt worden, und was hat es in den letzten 6 oder 9 Jahren abgeworfen?

Dieſe 8 Fragen beruhen zum Theil in der allgemeinen Klugheit, und bedürfen daher keiner Erläuterung. Doch will ich das anmerken, daß ſich nicht aus allen dieſen Fragen untrieglich auf die Beſchaffenheit des Gutes ſchließen läßt. Wenn es z. B. ſchon heißt: der Pachter iſt darauf verdorben, ſo iſt deswegen nicht nothwendig, daß das Gut von ſchlechter Beſchaffenheit iſt.

Die 8te Frage iſt völlig kameraliſtiſch. Man muß hiebey mit der Lehre von An- und Ueberſchlägen bekannt ſeyn, und, wenn man es nicht ſelbſt iſt, wenigſtens Andere brauchen, die es ſind.

Da man übrigens bey dieſer Rechnung gegebene Zahlen nöthig hat, ſo muß man ſich ſorgfältig darum bemühen. Man findet ſie in den bey beträchtlichen Land-Gütern befindlichen Erb-Büchern, Hebe-Regiſtern, Manualien, Rechnungen, und andern dergleichen Urkunden. Einige derſelben werden öfters ziemlich geheim gehalten, wenn man nicht ganz aufrichtig mit den Käufern hat zu Werke gehen wollen. Es iſt daher zuweilen nöthig, nach dem die Umſtände ſind, den bisherigen Pachter des Gutes, den Verwalter, den Juſtitiarius, den hochadel. Korn-Schreiber unter dem Nahmen eines Secretairs, ja ſo gar den Hof-Meiſter, und wie wäre es, gnädiger Herr! — wenn man auch die Franzöſinn dazu nähme? — ja ja — ſie müſſen alle mit einer Folie belegt werden; — ſo gar Ruben Ben Aſcher, der Hof-Jude des gnädigen Herrn, muß nicht vergeſſen werden.

Kauft man das Gut von dem Landes-Herrn, ſo ſind noch andere Klugheits-Regeln nöthig. Ich will mich aber hier nicht in das Detail einlaſſen; denn wer kein Gut von dem Landes-Herrn kauft, an den kann doch die Reihe kommen, eins in deſſen Nahmen zu verkaufen.

9. Iſt das Gut pfleglich oder unpfleglich gehalten worden?

10. **Wird es mit oder ohne Inventarium verkauft?**
11. **Worin beſteht daſſelbe, und wie iſt es Stück vor Stück beſchaffen?**

Wenn man ein Gut ohne Inventarium (*) kauft, ſo iſt es ein gewagter Handel. Man kann dabey gewinnen; man kann verlieren. Es iſt am ſicherſten, auf ein Inventarium zu dringen. Ein dergleichen vollſtändiges Verzeichniß aller Inventarien- und Pertinenz-Stücke macht den Handel zuverläſſig. Bey Schließung des Kauf-Contractes hängt man es demſelben an, und der Verkäufer muß alsdann dafür ſtehen. In dieſer Abſicht giebt es alſo Special-Fragen:

12. **Wird der vorhandene Dünger mit verkauft, oder nicht?**
13. **Hat das Gut Gerichte und andere Gerechtigkeiten?**
14. **Hat es dieſelben** priuatiue **oder** cumulatiue, **mit Ausſchlieſſungen anderer, oder mit andern gemeinſchaftlich?**
15. **Hat es Frohn-Dienſte? worin beſtehen ſie? muß der Guts-Herr etwas dafür geben? können die Unterthanen, an ſtatt der Frohn-Dienſte, wechſelsweiſe etwas anders entrichten, und worin beſteht es?**

Die 13te Frage iſt nach ſächſiſchem Styl eingerichtet; in andern Gegenden ſagt man: Gerichtbarkeit, oder Jurisdiction. Nach dem die Gerichtbarkeit iſt, kann ſie einträglich oder koſtſpielig ſeyn. Die hohe Gerichtbarkeit iſt mehrentheils ſo beſchaffen; zuweilen iſt es die bürgerliche auch. Im erſten Falle vermehrt alſo die Gerichtbarkeit den Werth des Gutes; im letzten verringert ſie ihn. Indeſſen giebt es auch Kameraliſten, welche die Ehre bezahlen.

Die 15te Frage muß ich einiger Maßen erklären. Mehrentheils haben die adelichen Güter Frohn-Dienſte, deren vielerley ſind, als: Hand-Dienſte, Spann-Dienſte,

(*) Ich meine: ohne ſchriftliches Inventarium, denn man nennt auch öfters den Inbegriff der Inventarien-Stücke das Inventarium.

ſie, gemeſſene, ungemeſſene, u. ſ. f.; ſ. Th. IX, S. 254, fgg. Ungeachtet man eigentlich von dieſen vielerley Frohn-Dienſten in den Lehr-Büchern des deutſchen Rechts redet, ſo kann doch darin nicht alles erſchöpfet werden. Man muß die einzelnen Schriften, welche davon handlen, zu Rathe ziehen, doch auch dieſe leiſten nicht in allen Fällen eine Genüge.

Die 15te Frage enthält eigentlich drey andere. Hiervon zielt die zweyte: **Muß der Guts-Herr etwas für die Frohn-Dienſte geben?** darauf: ob der Guts-Herr den Fröhnern etwas, und was an Lebens-Mitteln geben müſſe? Dieſes bringt öfters die Gewohnheit mit ſich, oder es wird auch durch beſonder Verträge beſtimmt. Die dritte Frage: **Können die Unterthanen wechſelsweiſe etwas anders entrichten, und worin beſteht es?** wird durch Folgendes verſtändlich. Es iſt zuweilen zwiſchen dem Guts-Herrn und den frohnbaren Leuten ausgemacht, daß die Frohn-Dienſte mit Geld, oder mit Naturalien, vergütet werden können. Dergleichen Verträge ſind unter dem Nahmen Frohn-Contracte bekannt, und ſind ebenfalls mancherley. Wenn es ſo heißt: Braucht der Herr die Frohn-Dienſte nicht, ſo ſoll der frohnbare Mann ſo und ſo viel dafür entrichten (das dann in einem billigen Verhältniſſe mit den Frohn-Dienſten ſtehen muß) ſo iſt der Frohn-Contract für den Herrn am vortheilhafteſten. Es iſt ein Zeichen einer guten Oekonomie, wenn man dergleichen Frohn-Contracte bey fürſtlichen Rent-Kammern findet; und wenn man einen dienlichen Gebrauch davon macht. Hat man einen Frohn-Contract, ſo zieht man, wofern man die Frohn-Dienſte nicht ſelbſt nöthig hat, ein proportionirtes Geld von den frohnbaren Leuten; hätte man aber keinen Frohn-Contract, ſo müßte man in dieſem Falle ſein Recht, Frohn-Dienſte zu fordern, ganz ungebraucht laſſen, oder man müßte die Leute unnöthiger Weiſe plagen.

16. **Sind die Frohn-Dienſte und andere Gerechtigkeiten des Gutes ſtreitig, oder nicht?**

17. **Wie viel Geſinde muß auf das Gut gehalten werden? hat es Zwang-Geſinde? wie hoch beläuft ſich der Lohn?**

Man kann aus dem Bisherigen etwas ſchließen; es iſt aber gut, wenn man aus der Beſchaffenheit der Arbeit ſelbſt die Anzahl des Geſindes heraus bringt.

18. Geht es zwiſchen dem Herrn und den Unterthanen, oder zwiſchen dem Gut = Beſitzer und den Einwohnern des Ortes friedlich zu, oder führen ſie Proceſſe mit einander? worin beſtehen ſie? und ſind ſie ſchon alt, oder ſind ſie erſt unlängſt angegangen?

Inſonderheit hat man ſich darnach zu erkundigen: ob und weswegen gangbare Proceſſe mit den Unterthanen, oder mit wem ſonſt, die Allodial = Grundſtücke betreffend, vorhanden ſind, wofür Hr. Verkäufer hauptſächlich bis und nach Ausgang, auch Austrag derſelben, ſtehen und haften muß?

19. Sind die Einwohner zu Streitigkeiten geneigt, und haben ſie Mittel dazu, oder ſind ſie arm und boshaft, und zu den Abgaben unvermögend?

Es gehöret viel politiſche Einſicht dazu, wenn man dieſe Frage gründlich ausmachen will. Sie iſt inzwiſchen äuſſerſt erheblich, und der Geiſtliche des Ortes, der Schul = Meiſter, der Glöckner, der Organiſt ꝛc. können mehrerentheils viele und gute Erläuterungen geben.

20. Sind die Zinſen und andere Gefälle allemahl richtig eingegangen, oder ſind ſie rückſtändig, oder wohl gar verloren, und warum?

21. Müſſen dieſe Einkünfte an vielen Orten zuſammengebracht werden? und wie geſchieht dieſes?

Die Art, wo und wie man die Einkünfte zuſammenbringen muß, verringert öfters die Einkünfte ſelbſt. Es kommt z. B. viel darauf an, ob die Einkünfte geliefert werden, oder ob man ſie muß hohlen laſſen.

22. Was für Gränz = Nachbarn hat das Gut, und ſind die Gränzen richtig beſtimmt, oder ſtreitig?

Eine überaus wichtige Frage, die aber leicht ausgemacht werden kann; ſ. Th. XIX, S. 620, fgg.

23. Wann fällt die Zeit der Uebergabe des Gutes ein, und geſchieht ſolche mit beſtellten Feldern, oder nicht?
24. Wie viel iſt dermahlen über Sommer und Winter beſtellt, und wie hoch iſt zu rechnen?
25. Sind wirthſchaftliche Verbeſſerungen bey dem Gute zu machen, worin beſtehen ſie, und was für ein Aufwand wird erfodert, um ſie wirklich zu machen?

Wenn man dieſe Frage gründlich ausmachen will, muß man nothwendig entweder ſelbſt Oekonom ſeyn, oder doch einen Wirtchſchafts-Verſtändigen zu Rathe ziehen. Man muß Zeit dazu haben, und es iſt doch nicht möglich, daß man alles erforſche. Wenn ich weis, daß ſie einträgliche Verbeſſerungen machen laſſen, ſo kann ich auch ſchon beurtheilen, ob und was ſich bey dem Handel gewinnen laſſe. Für den Verkäufer des Gutes aber mu man dergleichen Nachforſchungen, vernünftiger Weiſeß geheim halten.

26. Sind mehrere Güter an demſelben Orte, wem gehören ſie, wie vertragen ſich die Beſitzer derſelben zuſammen, ſind die Güter auch zu verkaufen?

Fragen, welche die Gebäude inſonderheit angehen.

1. Wie liegt der adeliche Hof, oder das Herren-Haus, iſt es gut verwahrt?
2. Wie viel Stuben, Kammern, Fenſter, Böden, Thüren, Oefen, ꝛc. hat es?
3. Sind dieſe Stücke alt oder neumodiſch?
4. Von was für Materialien ſind die Gebäude?
5. Wie iſt inſonderheit das Dachwerk beſchaffen?
6. Sind Ausbeſſerungen an den Gebäuden nöthig, und worin beſtehen ſie?
7. Muß etwa gar ein Haupt-Bau vorgenommen werden?
8. Wie hoch werden ſich ungefähr die Koſten zum nothdürftigen Bauen belaufen?

9. Hat das Gut entweder ſelbſt Stein = Brüche und eine Ziegel = Hütte, oder ſind dergleichen in der Nähe?
10. Hat man auf dem Hofe gute Keller, oder halten ſie Waſſer?
11. Hat man gute feuerfeſte Gewölbe?
12. Hat man gute Schütt = Böden zu etlichen Jahren Aerndte?
13. Wie ſind die Scheunen beſchaffen?
14. Muß man, aus Mangel der Scheunen, auf Feimen banſen?
15. Hat das Gut tüchtige und im Winter warme Ställe?
16. Wie ſind insbeſondere die Pferde = Ställe beſchaffen, an Böden, Krippen und Raufen?
17. Desgleichen die Kuh = Ställe, in Anſehung des Abzuges der Gauche 2c.
18. Die Schaaf = und Schwein = Ställe?
19. Die Hühner = und Tauben = Häuſer, ſind ſie vor den Raub = Thieren verwahrt?
20. Wie iſt die Miſt = Stätte beſchaffen, iſt ſie gerade, oder zu ſehr abhängig?
21. Sind geräumige Schoppen zu Aufbewahrung der Kutſchen, der Wägen, der Pflüge 2c. vorhanden?
22. Wo wird das übrige Geſchirr aufbehalten?

Fragen wegen der Mühlen.

1. Hat das Gut Waſſer = oder Windmühlen, oder auch Oehl = und Schneide = Mühlen 2c. und wie ſind ſie beſchaffen?

Hierbey muß man beſondere und ſpecielle Inventaria fordern.

2. Sind die Waſſer = Mühlen ober = oder unterſchlächtig?
3. Haben ſie hinlänglich Waſſer im Sommer, und frieren im Winter nicht öfters die Räder ein?
4. Wird man öfters bey groſſem Waſſer auſſer Stand geſetzt, zu mahlen?

5. Giebt es Streit mit andern Müllern, wegen des Mahlens?
6. Hat man hinlänglich zu mahlen?
7. Hat man den Mühl-Zwang, worauf gründet er ſich, und wie weit erſtreckt er ſich?
8. Müſſen die Mahl-Gäſte die Frucht bringen, oder muß man ſie holen laſſen?
9. Sind die Mühlen verpachtet geweſen, und was haben ſie in den letzten 6 oder 9 Jahren eingetragen?
10. Hat das Gut gar keine eigene Mühle, wie wird es in dieſem Falle mit dem Mahlen gehalten?

Fragen, welche das Brau- und Backweſen betreffen.

1. Hat das Gut ſein eigenes Brau-Haus, oder muß es in dem gemeinen Brau-Hauſe mit brauen?
2. Wie iſt das Brau-Haus ſowohl nach dem Gebäude, als auch in Anſehung des Inventarii, beſchaffen?

Die Inventarien-Stücke des Brau-Hauſes ſind entweder in dem allgemeinen Inventario begriffen, oder man verlangt ein beſonderes. Es iſt übrigens darauf zu ſehen, ob das Brau-Haus der Feuers-Gefahr nicht allzu ſehr unterworfen iſt; ingl. wie die Pfannen in Abſicht auf die Holz-Erſparung eingerichtet ſind.

3. Wie iſt die Darre beſchaffen?

Wenn Brau-Haus oder Darre der Feuers-Gefahr ſehr ausgeſezt ſeyn ſollten, ſo entſteht die Frage: ob dieſem nicht abgeholfen werden könne, und was eine ſolche Veränderung etwa koſten dürfte?

4. Hat das Gut den Bier-Schank im Gaſt-Hofe des Ortes, und für die Unterthanen, oder darf man nur zur Conſumtion des Hofes brauen?
5. Wird gutes oder ſchlechtes Bier gebrauet?
6. Woran iſt im letztern Falle bisher die Schuld geweſen?
7. Hat das Gut ein eigenes Back-Haus?

8. Wie

8. Wie iſt es von innen und auſſen, beſonders in Abſicht auf die Holz=Conſumtion, beſchaffen?
9. Was haben die Brau= und Back=Nutzungen in den letzten 6 oder 9 Jahren abgeworfen?
10. Hat das Gut genug und gutes Waſſer, Fluß= Röhr= und Brunnen=Waſſer?
11. Iſt eine Branntwein=Brennerey dabey, oder könnte ſie mit Nutzen angeleget werden? Iſt ſie baufällig oder feuerfeſt? Sind die Blaſen ganz, und die Kühl=Fäſſer brauchbar? Kann das Waſſer gleich hinein geleitet werden?
12. Wie viel Branntwein iſt bisher jährlich gebrannt worden?
13. Was hat das Gut für Gerechtigkeiten in Anſehung des Branntweinvertriebes?
14. Hat man etwa Gelegenheit, eine beträchtliche Quantität Branntwein an fremde Orte zu debitiren?

Fragen wegen der Viehzucht und derſelben Nutzung.

1. Wie viel Pferde müſſen auf das Gut gehalten werden?
2. Hat man Gelegenheit zur Pferdezucht, und was für Pferde ſind bisher gefallen?
3. Was hat das Gut für Gerechtigkeit in Anſehung des Beſchälers?
4. Hat man eigene Huten, oder geht das Vieh des Gutes mit dem Gemeinde=Hirten, was muß davon gegeben werden?
5. Wie viel Stück Rindvieh ſind bisher gehalten worden, und wie viel können gut gehalten werden?

Es findet ſich zuweilen auch bei den adelichen Gütern, daß der Bulle (Zucht=Ochs) auf denſelben gehalten werden muß; alsdann aber müſſen die Unterthanen auch mehrentheils eine Abgabe entrichten, welche entweder in Gelde beſteht, oder in Früchten, gemeiniglich Hafer, oder auch in dem Kälber=Zehend, welcher ſich aber ſelten in natura verſteht, denn es iſt mehrentheils nur ein Recht,

vermöge deſſen man von jedem neugebornen Kalbe eine öfters ſehr geringe Geld-Abgabe zieht.

6. Hat man ſich bisher auch mit dem Viehmäſten abgegeben; und hat man bequeme Gelegenheit, das gemäſtete Vieh gut in Geld zu ſetzen?

7. Wie viel Schafe hält das Gut? iſt die Zahl gemeſſen oder ungemeſſen?

8. Hat man reines oder unreines (Schmier-) Vieh?

Es kommt hierbei ſehr auf die Beſchaffenheit der Weide an. Wenn daher bisher beſtändig Schmier-Vieh gehalten worden iſt, ſo läßt ſich daraus mit einiger Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß die Weiden für reines Vieh nicht taugen. Auf Weiden, welche eigentlich für reines Vieh ſind, kann man noch eher Schmier-Vieh halten, als reines Vieh auf Weiden, welche nur für Schmier-Vieh gehören. Es läßt ſich, meines Erachtens, nichts Allgemeines davon ſagen, bei welcher Art von Schafvieh man ſeine Rechnung am beſten finden könne.

9. Werden die Schafe im Sommer gemolken, oder gehen ſie gelte?

Ob es rathſam ſey, die Schafe zu melken, iſt eine Frage, die ſchwer zu entſcheiden iſt. So viel iſt allemahl gewiß, daß das Melken der Güte der Wolle nachtheilig iſt, und ich glaube daher, daß da, wo man die Abſicht hauptſächlich auf gute Wolle richtet, wo etwa überdies noch die Triften nicht hinreichend ſind, und wo man kleines und ſchwaches Vieh hat, daß, ſage ich, daſelbſt das Melken durchaus unterlaſſen werden müſſe. Wo hingegen die Triften zwar fett, aber deswegen in Abſicht auf die Wolle eben nicht gut ſind, wo man ſtarkes Vieh hat, und wo die Milch wegen nahe gelegener Städte hoch in Geld geſetzt werden kann, da iſt das Melken vortheilhaft.

10. Was für Wolle hat man bisher gewonnen; hat ſie in gutem Rufe geſtanden, und iſt gute Gelegenheit zum Abſatz vorhanden geweſen?

11. Was für einen Contract hat man mit dem Schäfer?

12. Wie viel Schafe kann man bequem auswintern?

13. Iſt geſunde Sommer-Weide vorhanden, oder freſſen ſich die Schafe leicht faul?

14. Sind

14. Sind die Weiden hinlänglich, oder überflüſſig, oder nur äuſſerſt nothdürftig?

Hier hat man Gelegenheit, an die Lehre von künſtlichen Wieſen zu denken, welche von rohen Leuten öfters ſo ſehr gemißbraucht wird.

15. Kann man Fett = Haufen machen?
16. Hat das Gut ſeine eigene Schäferey, oder gehen die Schafe vor den Gemeinde = Hirten, und was iſt der Lohn?
17. Hat man lange nichts von Haupt = Seuchen unter den Schafen gehört?

Fragen, welche die Gärtner insbeſondere betreffen.

1. Was für Gärten hat das Gut? ſind es Baum = Gärten, Gras = Gärten, Gemüſe = Gärten, Luſt = Gärten?
2. Wie viel halten ſie am Morgen = Maße?
3. Wie iſt der Boden beſchaffen?
4. Läßt ſich derſelbe etwa verbeſſern, und wodurch? wie hoch dürfte eine ſolche Verbeſſerung zu ſtehen kommen?
5. Liegen die Gärten hoch oder tief?
6. Hat man Waſſer in der Nähe?
7. Haben die Obſt = Gärten viel und gute Obſt = Bäume?
8. Hat man in den Gras = Gärten hinlängliches Gras für das Rindvieh im Sommer, und bleibt etwa noch etwas auf den Winter übrig?
9. Wie ſind die Gemüſe = Gärten angelegt, und, wenn ein Luſtgarten dabey iſt, koſtet dieſer etwa des Jahrs vieles zu unterhalten?
10. Wie kann man die übrigen Garten = Producte in Geld ſetzen?

Hierauf kommt ſehr vieles an; denn bey einer guten Wirthſchaft muß der Gartenbau nicht nur keine Zubuße erfordern, ſondern er muß noch Ueberfluß liefern. Nahe gelegene Städte befördern dieſen Endzweck; und nächſtdem kommt es darauf an, was für Producte man zieht, und wie man ſolch etwa bereitet. So iſt z. B. mehrentheils vortheilhaft, viel gedörrtes Obſt zu machen. Liegt

etwa ein Hof ꝛc. nahe, ſo muß der Gärtner ſich auf mancherley leckerhafte Gemüſe u. d. gl. befleißigen.

11. Liegen die Gemüſe- und andere Gärten nahe bey dem Hauſe?

Fragen in Abſicht auf den Ackerbau.

1. Wie viel Acker-Land hat man nach dem Morgen-Maß?
2. Liegen ſie einzeln und zerſtreut umher, oder liegen ſie in ganzen Gebreiten an einander?
3. Liegen ſie hoch oder tief?
4. Sind ſie dem Waſſer-Schaden ſehr ausgeſetzt?

Hierbey iſt auch darauf zu ſehen, ob die Aecker an Bergen abhängig liegen; denn in dieſem Falle pflegt mehrentheils bey ſtarken Regen-Güſſen der Dünger in das unten liegende Thal, und zum Theil auch auf die noch weiter abhängige Aecker geſchwemmet zu werden. Es iſt zu unterſuchen, ob und wie dieſem abgeholfen, oder doch wenigſtens der ausgeſchwemmte Dünger noch zu Nutzen gebracht werden könne. Man dünget z. B. die abhängigen Aecker nach wie vor, ſie behalten dann doch immer etwas Dünger bei ſich; die ausgeſchwemmte Dünger-Lauge leitet man in das Thal, und erhält daſelbſt durch ſie einen fetten Graswuchs; auf die ausgeſogenen abhängigen Aecker aber pflanzt man eine ſolche Frucht, die mit einem magern Boden vorlieb nimmt.

5. Gehen ſtarke Waſſer-Riſſe durch die Aecker?
6. Gehen Wege durch ſie hin, und was für Wege ſind es?

Es fragt ſich, ob es Land-Straſſen, oder Feld-Wege, oder Fußſteige, u. d. gl. ſind.

Die Gerechtigkeiten in Anſehung der Wege ſind mancherley, und man hat ſich genau mit den Gewohnheiten und Obſervanzen der Gegend und des Ortes, in Anſehung der Wege, zu erkundigen.

7. Sind die Felder ſehr bergig?

Dieſe Frage geſchieht deswegen, weil die bergige Lage der Felder mehrentheils dem Viehe beſchwerlich iſt. Sind

es

es Hügel oder kleine Berge, ſo werden auch dadurch das Pflügen, Egen und andere Feld-Arbeiten mühſam.

8. **Sind die Felder dem Wildſchaden ausgeſetzt?**

Es kommt hierbey ſehr darauf an, ob Waldungen nahe an das Feld ſtoſſen, vieler anderer Umſtände zu geſchweigen. Am beſten iſt es, wenn man ſich genau erkundigt, wie es bisher gegangen iſt; ingl. was es eigentlich für Wild iſt, welches den Schaden hauptſächlich verurſachet.

9. **Wie iſt Grund und Boden beſchaffen?**

Eine phyſiſche Unterſuchung; man darf aber nicht bey der Oberfläche ſtehen bleiben, ſondern muß einiger Maßen in die Tiefe gehen, wozu ein Erd-Bohrer (ſ. Th. VI, S. 146, fgg.) von 5 bis 6 Schuh hinreichend iſt. Doch kann ein erfahrner Natur-Forſcher mehrentheils ſchon von der Oberfläche auf 4, 5 oder 6 Schuh, welche folgen, einen ziemlich richtigen Schluß machen.

10. Sind etwa Bergwerke, Schiefer-, Thon- und Lehm-Gruben, auch Stein-Brüche, auf den Feldern befindlich, und was für eine Bewandtniß hat es damit? Iſt der Lehm zum Bauen auch Ziegelbrennen tauglich und hinlänglich? Iſt der Thon für Töpfer oder Tobackspfeiffen-Macher tauglich, und zum Verkauf hinlänglich, und wohin wird er verkauft? Iſt der in den Sand-Gruben befindliche Sand in die Garten-Gänge, auch zum Bauen tauglich und hinlänglich? Iſt in denſelben auch weißer Sand zum Scheuern und in die Stuben zu ſtreuen vorhanden? Sind in den Stein-Brüchen die Steine zum Bauen, zu Fenſterſtöcken, Schwellen, Thürgewenden, Trögen, Gränzſteinen, Mauern und Fahrſtraſſen tauglich? und bleiben noch ohne die, welche auf dem Gute nöthig verbraucht werden, mehrere zum Verkauf übrig? Sind die Stein-Brüche verpachtet? Wer bricht dieſe Steine? auch um wie viel Lohn? Iſt auch ein Kalkſtein-Bruch da? Wer bricht die Kalk-Steine? und um wie viel Lohn? Iſt auch ein Kalkbrenn-Ofen da? Wer

brennt die Kalk=Steine? auch um wie viel Lohn? oder iſt ſolches Brennen verpachtet?

11. Wie viel iſt bisher auf einen Morgen geſäet worden? a) an Winter=Getreide, als: Raps, Rübſen, Korn, Weizen, Gerſte. b) an Sommer=Getreide, als Raps, Rübſen, Korn, Weizen, Gerſte, Heidekorn, Hafer, Erbſen, Wicken, Hirſe, Kümmel, Lein. c) an Futter für das Rindvieh, als: Klee, Esparcette, Lucerne.

Die unendliche Verſchiedenheit des Flächen=und körperlichen, insbeſondere des Frucht=Maßes, macht, daß man in dieſem Stücke nichts Allgemeines ſagen kann. An dem einen Orte hat man dieſes, an dem andern ein anderes Maß; und unter Morgen verſteht man an 10 Orten auch zehnerley Flächen=Maß. Man muß ſich demnach nach der Beſchaffenheit des Flächen=und körperlichen Maßes erkundigen, und beſonders, wie ſich ſolches an dem Orte, wo man das Gut kaufen will, gegen dasjenige Gemäß, deſſen man bisher gewohnt war, verhalte. Es iſt übrigens ein frommer Wunſch, daß wir einerley Maß durchgängig in Deutſchland haben möchten.

12. Wie iſt gegenwärtig die Eintheilung der Felder in Anſehung der Sommer=und Winter=Saat beſchaffen?

13. Hat man viele Felder, welche nothwendig brach liegen müſſen; und geſchieht dieſes alle 3 Jahr, oder wie oft?

Man hat Felder, welche kaum alle 5 bis 6 Jahr beſtellet werden können. Dieſes kommt daher, weil ſie an und vor ſich ſehr mager ſind, und weil es an Dünger mangelt. Unter andern Umſtänden läßt ſich alſo dieſes abändern.

14. Verträgt die Brache die Sömmerung? wie viel Morgen ſind bisher auf dieſe Art behandelt worden?

Wenn man in die Brache noch bauet, ſo iſt es ein Zeichen, daß man gute Felder hat.

15. Was für Früchte ſind bisher in der Brache gebauet worden?

16. Wie

16. Wie ſtehen die Früchte dermalen überhaupt?

Die Frage bezieht ſich auf die Jahrszeit. Man ſieht übrigens hierbei auf den Unterſchied der Früchte des Gutes und der Nachbarn, und beurtheilt hieraus, ob die Felder gut im Bau erhalten worden ſind.

17. Wie viel hat bisher ein Morgen, ſowohl an Sommer- als Winterfrüchten, gegeben?

Man hat ſich hierbey nach der Art zu rechnen, und wie die Garben gebunden werden, zu erkundigen.

18. Pflegen die Früchte rein oder voll Unkraut zu ſeyn?

19. Wie, und gegen was für einen Lohn werden die Früchte abgebracht?

20. Wie verhält ſich die Frucht im Dreſchen?

21. Wie wird das Dreſchen bezahlt?

22. Wohin kann man die Früchte verkaufen? Müſſen die Unterthanen alles, was ſie an Getreide, Heu und Stroh, Vieh und allen Lebens-Mitteln verkaufen wollen, jederzeit, ſo bald ſie einen Käufer zu etwas haben, es zuvor dem Guts-Beſitzer anbieten, und wenn ſolcher es behalten will, um denſelben Preis, warum es der Käufer behandelt hat, dem Guts-Beſitzer laſſen, und hat Letzterer den Vorkauf?

23. Muß man die Früchte ſelbſt zu Markte führen, welche ſind die nächſten Markt-Städte?

24. Kann man ſie etwa auf dem Hofe an Fuhrleute mit Vortheil verkaufen?

Man hat ſich eben nach Gelegenheiten des Abſatzes und nach allen Umſtänden zu erkundigen.

25. Wie pflegt die Frucht bey Mittel-Jahren im Preiſe zu ſtehen?

26. Was haben die Felder und einzelne Aecker für Gerechtigkeiten?

Es fragt ſich hierbey, ob ſie activ oder paſſiv ſind, und worin ſie beſtehen.

27. Hat das Gut den Zehend, wo und von was für Früchten hat es ihn? haben andere das Zehend-Recht gemeinſchaftlich?

28. Sind etwa Felder oder Aecker des Gutes andern zehendbar?

Der Regel nach vermuthet man ſich bei einem adelichen Gute keine zehendbare Aecker; allein es giebt doch Ausnahmen von dieſer Regel. Das findet ſich öfters, daß die Geiſtlichkeit ſelbſt auf freyadelichem Grund und Boden das Zehend-Recht ausübt. Zuweilen thut es auch die Landes-Herrſchaft.

Fragen, welche den Wieſenbau angehen.

1. Wie viel Wieſen hat man nach dem Morgen-Maße?
2. Wird genug Heu und Grummet für das ganze Jahr genommen, oder muß noch gekauft werden, und wie theuer?

Man muß nie darnach fragen: ob man etwas übrig behält; denn bei einer guten Wirthſchaft kann man nie zu viel haben, weil man äuſſerſt darauf bedacht iſt, den Viehſtand möglichſt zu vermehren.

3. Wie ſind die Wieſen dem Boden, Graswuchs und andern Umſtänden nach, von einander unterſchieden, und wie viel hat man von jeder Art?
4. Wie viel Centner Heu und Grummet trägt ein Morgen?

Es fragt ſich: ob viel zweyſchürige Wieſen vorhanden ſind, oder ob etwa einige dazu gemacht werden können.

5. Von was für einer Beſchaffenheit iſt das Heu, iſt es etwa lang, rohrig, ſumpfig? u. ſ. f.
6. Liegen die Wieſen hoch oder tief?
7. Können ſie bey dürrem Wetter bequem gewäſſert werden?
8. Sind etwa einige Wieſen den Uiberſchwemmungen, inſonderheit im Sommer, unterworfen?
9. Hat man gute Gelegenheit wenn es etwa an Heu oder Grummet fehlt, dergleichen zu kaufen?
10. Wie ſind die Weiden beſchaffen, welche etwa vorhanden ſind?

Fra=

Fragen, die Holzung, Jagd und Fiſcherey betreffend.

1. Wie iſt die natürliche Beſchaffenheit der Waldungen des Gutes, und wie die rechtliche? Sind die Waldungen weit entlegen, und aus wie viel Acker beſteht des Guts-Beſitzers Waldung? Iſt die Waldung der Uiberſchwemmung unterworfen? Wie viel Klaftern Scheite kann man jährlich ſchlagen? Iſt dieſes Holz zur Wirthſchaft, Bierbrauerey, Branntweinbrennerey, Ziegel-Brennerey, Kalkbrennerey, auch des Guts-Beſitzers Heizung und zu den Deputaten hinlänglich? Kann man, und wie viel kann man, nach Abzug deſſen, noch jährlich Klaftern Scheite und Schocke Reisholz verkaufen, auch wie theuer jede Klafter und jedes Schock, und wohin? Sind Bret-Bau- und Röhr-Stämme vorhanden? In wie viel Gehaue iſt die Waldung eingetheilt? Iſt der Unterthanen ihr Holz auch mit untermenget, oder gränzt es doch an des Guts-Beſitzers Holz?
2. Wie iſt die Jagd beſchaffen, und was hat man für Gerechtigkeiten in Anſehung derſelben? Hat der Guts-Beſitzer die hohe, mittlere oder niedere Jagd? Was und wie viel bekommt man jährlich an Deputat-Wildpret? Muß ein Jäger oder ein bloßer Fuß-Knecht gehalten werden? und wie viel bekommt dieſer jährlich a) an Lohn, b) an freyer Wohnung, und wo? c) an Holz, d) an Geleuchte, e) an Koſt, f) an Deputat? oder iſt das von c) bis f) gleich mit zum Lohn, oder c) d) e) mit zum Deputat geſchlagen, und wie viel beträgt ſolches dem Werthe nach in Gelde? Iſt das Revier Gehäge? Liegt ein Koppel-Revier dazu, und wo liegt es? Sind auch dazu andere Koppel-Berechtigte, und wie viel ſind deren? Wie iſt die Jagd bisher genutzet worden?
3. Iſt der etwa am Gute befindliche Fluß oder Bach reiſſend, tief, und verurſachet die Unterhaltung der Ufer groſſe und koſtbare Waſſerbaue? Tritt der

der Fluß leicht aus, und wäſſert er die Wieſen? kann er auch auf die Felder, in das Dorf, in den Edel-Hof, in die herrſchaftliche Wohnung und Gärten treten, oder die Teiche beſchädigen? Sind Fiſche und Krebſe darin? und was für Fiſche? Hat der Guts-Beſitzer das Gehäge, oder iſt es Koppel-Fiſcherey, und dürfen die Unterthanen, auch auswärtige Nachbarn darin fiſchen und krebſen, auch Netze, Wathen, Garnſäcke ꝛc. ſich dazu bedienen? Iſt über dem Fluſſe auch Ritter-Gutes Grund und Boden befindlich, damit man auch bis an jenes Ufer fiſchen und krebſen darf?

4. Iſt in den Teichen viel Schlamm zum düngen vorhanden? Haben ſie gut Gefälle, und können daher gut abgelaſſen werden zum fiſchen und ſchlämmen? Haben ſie auch hinlänglich Sonne, damit die Fiſche ſich ſtrecken können? Mit was für Gattung von Fiſchen, und mit wie viel Centnern können die Teiche jährlich, oder wie oft ſonſt, beſetzt werden? Werden die Fiſche an demſelben Orte gezogen, und müſſen alſo Streich- oder Brut-Streck-und Satz-Teiche da ſeyn? damit man die Fiſche ſelbſt ziehen könne? Ob die Fiſche von guter Art, auch ob ſie in Fiſch-Hältern, und zwar von eben dem Waſſer, welches in den Teichen iſt, haben? Ob die Ständer zum Waſſerablaſſen in brauchbarem Stande ſind, und ob die Dämme hoch ſind, und nicht ausreiſſen können? Ob, wie viel, an wen und wie theuer man jährlich jeden Centner Fiſche, als: Satz-Karpfen, Streich-Karpfen, Hechte, verkaufen kann?

5. Sind die Fiſch-Hälter etwa weit entfernt? Liegen ſie wegen der Sonne an einem guten Orte? Sind ſie in brauchbarem Stande? Können ſie wohl verſchloſſen und verwahret werden? Haben ſie auch Zugang von dem Waſſer, aus denen Teichen, woraus die Fiſche, welche in dieſen Hältern verwahret werden, gefiſcht ſind, weil die Fiſche ſich ſonſt nicht halten?

Fra-

Fragen, das Dorf betreffend.

1. Ob daſſelbe weit vom Edel-Hofe entfernt iſt?
2. Wie viel im Dorfe an folgenden Grundſtücken befindlich, als: a) ganze Hufen-Güter. b) halbe Hufen-Güter. c) Koſſaten-Güter. d) Häusler, Güter oder nur Häuſer. e) Sattler, Güter oder nur Häuſer. f) Kabel-Leute, Güter oder nur Häuſer. g) Erb-Dreſcher, Güter oder nur Häuſer?
3. Ob alle Häuſer mit Ziegeln gedeckt ſind?
4. Ob durch das Dorf eine Land-Straſſe, oder eine Poſt-Straſſe geht, auch wo ſolche herkommt, und wo ſie hin geht?
5. Ob und wie weit von dem Dorfe eine Land-Straſſe, oder eine Poſt-Straſſe geht, auch wo ſolche herkommt und wohin ſie geht?
6. Ob im Dorfe ein groſſer Gaſt-Hof, oder eine Schenke iſt, worin beſonders Stuben nebſt Betten, auch etwas zu ſpeiſen zu bekommen iſt, ingl. Stallung, nebſt Pferde-Futter, für reiſende Perſonen und Pferde.
7. Ob im Dorfe eine Schmiede iſt, und wie vielde Schmied für die Schmiede-Arbeit an des Guts Beſitzers Pferden, Wagen, Pflügen und Egen zu unterhalten, jährlich bekommt?
8. Ob die Schmiede verpachtet iſt? und um wie viel Pacht-Zins jährlich?
9. Ob im Dorfe ein Sattler, Wagner, Schuſter, Schneider, Maurer, Zimmermann, Böttcher, Töpfer iſt? oder was ſonſt für Handwerksleute darin befindlich ſind?
10. Ob ein beſonderer Nacht-Wächter daſelbſt iſt, auch wer ſolchen belohnt? was und wie viel derſelbe jährlich bekommt?
11. Ob die Unterthanen des Nachts, nach der Reihe, das Dorf, auch den Edel- oder Herrn-Hof, bewachen?
12. Ob das Dorf den Waſſer-Schäden unterworfen iſt?
13. Ob eine landesherrliche Zoll- oder Geleits-Einnahme daſelbſt iſt?

14. Ob

14. Ob, damit der Käufer eines Ritter-Lehn-Gutes kein Abzugs-Geld an dem Orte, von welchem er wegzieht, geben dürfe, mit ſolchem ſowohl das Ritter-Lehn-Gut, als die Allodial-Grundſtücke, und das ganze Dorf, Reverſalien wegen der Abzugs-Gelder hat.

15. Ob im Dorfe eine Kirche iſt? ob ein Pfarrer im Dorfe ſelbſt iſt, oder ob daſſelbe ein Filial iſt? und wenn letzteres iſt, wo der Pfarrer einkehrt, wenn er zum Gottesdienſt kommt? oder ob und an welchen Ort das Dorf eingepfarrt iſt?

Bey großen adelichen Land- und Ritter-Gütern hat ein Käufer noch beſonders zu bedenken, und ſich zu erkundigen: Ob ein ſolches Gut, welches er kaufen will, frey eigen oder Lehen iſt? Ob es ein Stamm-Gut, (wobey von den Verwandten der Einſtand zu befürchten iſt,) oder ein Fideicommiß, oder ein Majorat iſt? ob das Lehen geiſt- oder weltlich, Manns- oder durchgehendes Lehen iſt? ob man mit Kindern beyderley Geſchlechts belehnet werde, oder ob bei deren Ermangelung die Vettern und nähere Bluts-Verwandten, von dem Lehen-Herrn zugelaſſen werden? Ob es einen oder mehrere Lehn-Herrn hat? Ob man in der Lehen-Stube mit einer leidlichen Taxe abkommen könne? Ob das Gut von Steuern, Zehenden und dergleichen Anlagen, frey ſey, oder ob es dergleicheu ſelbſt einzunehmen habe? Ob es mit dem Jure Aperturae (der Oeffnungs-Gerechtigkeit) beſchwert ſey? Ob auch irgend alte Ausſtände oder Schulden darauf haften, oder ob dießfalls alles richtig iſt? Was für alte und neue Lehen- und Kauf-Briefe, Sahl-Bücher und Erb-Regiſter, gerichtliche Documente ꝛc. vorhanden ſeyn? Ob es die Ober- und Unter-Gerichte, Markt-Freyheit und dergleichen Gerechtigkeiten, habe, und ob dieſe unanſprüchig beſeſſen worden ſeyn, u. ſ. w.

Fragen vor Erkaufung eines Landguts, ſ. in Ge. Conr. Stockhauſens Beyträgen zur Rechtsgelahrth. Oekonomie, Polizey = und Cammerwiſſenſchaft ꝛc. 1 B. 3 St. (Frf. M. 1770, 8.) S. 110 — 156.

Kurzer und auf Erfahrung gegründeter Unterricht, was man beym Erkauf eines Ritter = oder andern Land-Guts und Grundſtücks, theils aus der Landwirthſchaft, theils aus der Rechtsgelahrheit, wegen der zu dem Grund-Stück gehörigen Rechte und Gerechtigkeiten, aller wirthſchaftlichen Einrichtungen und Gebäude, Felder, Wieſen, Gehölze, Fiſcherey, und Schäferey, Einkünfte, Ab = und Ausgaben, Anzahl der Unterthanen, u. d. gl. ſorgfältig zu wiſſen und zu beobachten nöthig hat; nebſt beygefügten Tabellen, in welchen nöthiger Raum zum Eintragen der einzuziehenden Erkundigungen gelaſſen iſt. Leizp. 1790, 8. 7 und Viertel = Bogen.

Nachdem der Käufer des Guts ſelbſt, auch mit Zuziehung redlicher Land = Wirthe derſelben Gegend, beſehen, und ſie nach vorbemeldeten Umſtänden erkundigt hat, fordert er vom Verkäufer einen vollſtändigen, ordentlichen und richtigen Kauf = Anſchlag (ſ. Th. II, S. 219, fgg.), prüfet denſelben durch genaue Unterſuchung der Grundſtück, des Ertrages, der angeſetzten Unkoſten und Preiſe, wie auch, ob nicht einerley Sache unter verſchiedenen Titeln zwey Mahl in Anſchlag gebracht worden iſt, z. B. Wieſen, Weiden und Triften beſonders, und die Vieh-Nutzung auch wieder beſonders, desgleichen, ob keine Abzüge, Beſchwerden ꝛc. ausgelaſſen ſind, und macht einen Gegen = Anſchlag, welcher gemeiniglich das erſte Geboth zu ſeyn pflegt. Bey dem Kaufe darf ſich der Käufer am wenigſten merken laſſen, es ſey ihm an dem Kaufe ſehr gelegen, ſondern er muß vielmehr durch einen vertrauten Freund darum handeln laſſen.

Bey dem Kaufe eines Land = Gutes, führe ich folgende 4 Regeln an.

1. Man kaufe lieber ein gutes Land = Gut theurer als ein ſchlechtes, welches nicht ſo leicht, oder ſo bald, in ein recht gutes dauerhaft zu verwandeln iſt

iſt, wohlfeiler. Was man am Kauf-Gelde erſparet, iſt ein blos ſcheinbarer Gewinn. Man kann zwar ein ſchlechtes Erdreich durch Dünger ꝛc. verbeſſern, aber nicht ſo, daß es nicht immer dieſe Verbeſſerung und Hilfe nöthig hätte. Man kaufe alſo lieber ein Land-Gut von gutem Boden, als daß man ein ſchlechtes mit eben den Koſten verbeſſere, mit welchen man, wenn man ſie zum Kauf-Gelde für das ſchlechte Land-Gut gelegt hätte, ein gutes würde gekauft haben. Ein gutes giebt leicht ſogleich einen größern Ertrag. Schlechte Felder können Leute, die ſie mit ihrer Hand-Arbeit verbeſſern, vortheilhafter beſitzen, als diejenigen, welche es mit Geſinde und Tag-Löhnern thun müſſen. Dieſe Regel iſt auch bei Anlegung eines Land-Gutes zu beobachten. Ich werde hiervon ſogleich mit Mehrerm handeln.

2. Bey dem Kaufe eines Land-Gutes wird die Summe aller jährlichen Ausgaben von der Summe aller jährlichen Einkünfte aller Stücke des Gutes abgezogen, und der Uiberſchuß zu einem Capital erhöhet, welches Capital der Werth des Gutes iſt. Hier iſt nun ſelten möglich, daß man 5 pro Cent als Zinſe rechnet. So viele Unglücksfälle, Mißwachs u. d. gl., ſo viele unvermuthete Ausgaben machen, daß man auf eine lange Reihe von Jahren ſelten mehr, als 3 bis 4 vom 100 des im Gute ſteckenden Capitales rechnen darf, und alſo in dieſen Fällen gedachten Uiberſchuß nicht mit 20, ſondern mit $33\frac{1}{3}$, oder mit 25, multipliciren, und ſo zu Capital erhöhen muß.

3. Bey richtigen und unſtreitigen Gütern thut der Käufer beſſer, wenn er die Bezahlung dafür auf ein Mahl leiſtet. Befürchtet man hingegen nachtheilige Anſprüche, welche etwa von dem Verkäufer verſchwiegen worden ſind, ſo iſt es ſicherer, daß man ſich vergleicht, die Zahlung entweder in Nach-Fri-

ſten

ſten zu thun, oder ſo viel in Händen zu behalten, daß man ſich in eräugnenden Falle ſeines Schadens dar≈ an erholen könne.

4. Je mehr man bares Geld bey Antretung eines Gutes, zur Beſtreitung der Ausgaben bis zum vor≈ theilhaften Verkauf der gewonnenen Naturalien, und den etwa zu machenden Verbeſſerungen in Händen hat, deſto beſſer iſt es.

Formular einer Kauf ≈ Punctation über ein Ritter ≈ Gut, ſ. im XXXVI Th. S. 379, fgg.

Formular eines Kauf ≈ Aufſatzes über ein Ritter ≈ Gut, ſ. eb. daſ. S. 384, fgg.

Formular eines Kauf ≈ Contractes über ein Ritter ≈ Gut, ſ. eb. daſ. S. 388, fgg.

Formular eines Nachſuchungs ≈ Schreibens, um Beſtätigung eines über ein Lehen ≈ Gut geſchloſſe≈ nen Kaufes, oder Ueberlaſſung ≈ Contractes, ſ. eb. daſ. S. 395, f.

Nach dem Berichte der Anzeigen der churf. ſächſ. Leipziger ökon. Societät, von der Oſter ≈ Meſſe des Jahres 1792, (Dresd. 1792, 8.) S. 99, fgg. wurde von einem erſt kurz aus England zurück gerei≈ ſeten vornehmen Mitgliede, eine ausführliche Be≈ ſchreibung, nebſt Kauf ≈ Bedingungen eines an≈ ſehnlichen Land≈Gutes in England, Haywood Foreſt genannt bey der Stadt Hereford gelegen, in engländiſcher Sprache übergeben. Hiervon hat die Haupt ≈ Deputatation, da dieſe Beſchreibung zum Zweck der Geſellſchaft gehört und manchen Mitgliedern Nutz≈ anwendung gewähren kann, eine wörtliche Ueberſe≈ tzung veranſtaltet.

„Dieſemnach iſt gedachter ausführliche Kauf ≈ Anſchlag über dieſes Gut ſo beſchaffen, daß daraus über dortige landwirthſchaftliche Verpachtungen, Einrichtungen und Kauf ≈ Bedingungen, vieles Licht verbreitet wird. Zu≈ gleich erhellet aus ſolchem, daß genanntes Gut ein freyes Lehn ≈ und Erb ≈ Gut mit beträchtlichen Meier ≈ Höfen

und Waldungen ſey, wozu noch verſchiedene andere angränzende Lehn = Güter und Meier = Höfe gehören, die eine ganze Menge einzelne Grundſtücke und Land = Häuſer unter ſich faſſen, welche alle darin einzeln benannt und beſchrieben werden. Es ſind auch zwey einträgliche Pachtungen des Zehnten von dem Dom = Dechant und Capitel zu Hereford, und von dem Dechant und Dom = Herrn zu Windſor, dabey befindlich. Der Inhalt des ganzen Gutes beträgt 1973 engl. Morgen meiſt verzäunten Landes, und es bringt ſolches 1486 Pfund Sterl. jährlich ein, hat an Abgaben 75 Pf. Sterl. 13 Schill. 9 ½ Denar, in jedem Jahre zu entrichten.

Die mannigfaltigen Abtheilungen dieſes Gutes ſind an 31 Pachter verpachtet; aber die Waldungen und einige einzelne Grundſtücke ſind nicht in Pacht gegeben.

Die Pächte ſind durchgehends auf 21 Jahre feſtgeſetzt, ſie können jedoch mit 7 und 14 Jahren, mit 6, 12 oder 18 Jahren, auch bey Todesfällen des Pachters mit 9 und 15 Jahren, nach ſechsmonathlicher Aufkündigung, aufgehoben werden. Die Verpachtungen der geiſtlichen oder Kirchen = Grundſtücke ſind ebenfalls auf 21 Jahre feſtgeſetzt; ſie müſſen aber alle 7 Jahre gegen ein leidliches Angeld ermuntert werden.

Was die Eintheilung der Ländereyen betrifft, ſo wird ſolche in Felder zum Frucht = und Futterkräuter = Bau, zu Heu = Wieſen, zu Gras = Land und zu Vieh = Weiden, gemacht.

Die Kauf = Bedingungen ſind folgende. 1. Der Käufer bezahlt als Depoſitum 10 Pfund von jedem Hundert, welches einen Theil der Kauf = Summe ausmacht; er unterſchreibt einen Vergleich wegen Bezahlung des Rückſtändigen an den Verkäufer, damit man einen richtigen Anſpruch erhält. 2. Die Abtretung, Uebergabe und Ueberlaſſung an den Käufer, geſchieht auf ſeine Koſten, und der erſten Bedingung gemäß, bey Bezahlung der rückſtändigen Kauf = Summe; alsdann wird er in den Beſitz der Stücke geſetzt, die nicht vermiethet ſind, und er zieht die Einkünfte und den Nutzen von den verpachteten von der Zeit des geſchloſſenen Kaufes an, wo zugleich alle Abgaben berichtigt ſeyn müſſen. 3. Der Käufer übernimmt die ſtehenden jungen Stämme, das Stück zu 1 Schill. 6 Den., und alles Schlag = Holz zu einem zwölfjährigen Anwuchs, nach

nach einer billigen Würderung. Die Würderung geſchieht durch zwey beſondere Perſonen, von welchen der Verkäufer eine ſtellt, die andere der Käufer, oder aber der beyden Schiedsmänner; ihre Nahmen werden vor die Taxe geſetzt, und der Betrag iſt bey Schließung des Kaufes zu zahlen. Sollte der Käufer vorgedachte Bedingungen zu erfüllen verabſäumen, ſo iſt das deponirte Geld verfallen; der Beſitzer hat völlige Freyheit gedachtes Gut weiter zu verkaufen, und es hat der, welcher gegenwärtigen Kauf verabſäumet, allen Schaden der ſich beym zweyten Verkaufe äuſſern ſollte, nebſt allen dabey aufgelaufenen Unkoſten zu erſetzen.

Hiermit glaubt man in Rückſicht der großen Abweichung bey dem Verkaufe und Verpachten der Güter in England, gegen diejenigen in hieſigen Ländern, durch dieſen möglichſt kurzen Auszug den Herrn Milgliedern das von mehrern geſchehene Verlangen erfüllt zu haben. Der Original-Aufſatz kann jederzeit in der Societäts-Bibliothek vorgelegt werden.

Bey dem Kaufe der Land-Güter, kommen folgende vier ökonomiſche Streit-Fragen vor.

I. Ob es für einen neu angehenden Land-Wirth beſſer gethan ſey, ſchon vorhin in guter Cultur ſtehende Güter, oder ſolche, die von den vorigen Beſitzern ſchlecht bewirthſchaftet, oder wohl gar zu Grunde gerichtet worden ſind, zu kaufen?

Es eräugnet ſich oft, daß Land-Güter, die ſonſt ſehr gute und einträgliche Pertinenzien haben, entweder wegen der ſchwachen Vermögens-Umſtände ihrer Beſitzer, oder auch durch deren unrichtige Bewirthſchaftung, in ſolche Verfaſſung gerathen, daß ſie nicht mehr den ſonſt von ihnen zu erwartenden Ertrag gewähren können, ſondern zum Verkauf feil geſtellet werden müſſen. Gemeiniglich iſt ſolches der Fall bey allen zum Concurs gekommenen Land-Gütern.

Natürlicher Weiſe kann ein Land=Gut nicht anders, als nach ſeinem gegenwärtigen Werthe, und derjenigen Einnahme, die es zur Zeit des Verkaufes zu bringen im Stande iſt, bezahlet werden. Hieraus folgt, daß dergleichen auf die eine oder andere Weiſe ruinirte Güter gemeiniglich weit wohlfeiler, als ihr wahrer innere Werth beträgt, verkauft werden. Dieſer geringe Preis ſolcher Güter reizt viele Wirthe, die Land=Güter zu kaufen willens und vermögend ſind, zu deren Erkaufung an, und ſie laſſen daher öfters Gelegenheiten, Güter, die ſich in gutem wirthſchaftlichen Stande befinden, zu erhandeln, fahren, weil ſie bey den zu Grunde gerichteten, und für einen wohlfeilen Preis erſtandenen, nachdem ſolche wieder in den gehörigen Stand geſetzt worden ſind, öfters mehr, als den doppelten Werth des Preiſes, zu gewinnen glauben. Andere hingegen ſind der Meinung, daß bey dem Kaufe ſolcher ruinirter Güter eher Schade zu befürchten, als Vortheil zu erwarten, wenigſtens viele Gefahr damit verknüpft ſey. Da es nun nicht immer klar in die Augen fällt, welche von dieſen Meinungen den meiſten Grund für ſich habe, ſo werden die Gründe ſowohl derer, die von dem Kaufe ruinirter Güter, wegen ihres wohlfeilen Preiſes Vortheile zu haben ſuchen, als auch derjenigen, die ſolches für gefährlich, und den Kauf ſchon vorhin cultivirter Güter für ſicher halten, um hierunter eine beſtimmte Richtſchnur an die Hand geben zu können, näher zu prüfen ſeyn. Weil aber der Ruin ſolcher Güter nicht von einerley Beſchaffenheit iſt, und daher auch nicht alle zu Grunde gerichtete Güter in ihrem Kaufe gleich gefährlich ſind, ſo finde ich nöthig dieſerhalb, um einen deſto ſicherern Entſcheidungs=Grund legen zu können, einen dreyfachen Unterſchied anzumerken. Dergleichen Güter nähmlich ſind zu Grunde gerichtet, entweder: 1. bloß in ihren Gebäuden; oder

oder 2. in den nutzbaren Grundſtücken und Pertinenzien ſelbſt; oder man hat ſie 3. nur deshalb für verwüſtete Güter angeſehen, weil darauf noch viele wüſte und leere Plätze, welche die vorigen Beſitzer nicht gehörig genutzet haben, befindlich ſind. Die Verſchiedenheit dieſer Umſtände wird auch in der Entſcheidung dieſer Frage eine Verſchiedenheit nach ſich ziehen.

A. Die Bewegungs⸗Gründe, wodurch verſchiedene Land⸗Wirthe zum Ankauf ruinirter und verwüſteter Land⸗Güter gereizet werden, und warum ſie ſich daher wichtige Vortheile zu ſtiften hoffen, ſind hauptſächlich folgende.

1. Vorzüglich blendet ſie der wohlfeile Preis, wofür gemeiniglich dergleichen ruinirte Güter verkauft werden, indem es nicht an Beyſpielen fehlt, daß ſolche, wenn der Kauf gerichtlich geſchieht, und ſie während einer langwierigen Sequeſtration noch mehr verwüſtet worden ſind, kaum halb ſo hoch, als ſie ſonſt in ihrem guten Zuſtande gegolten haben, bezahlet werden.

2. Die Koſten, die, um ein ſolches Gut wieder in Stand zu ſetzen, erfordert werden, rechnen ſie ſich, bey der Begierde, auf dieſem Wege reich werden zu wollen, ſo geringe als möglich, und machen ſich dabey ſelbſt allerley Vorſpiegelungen, von denen ſie in der Folge daß ſie falſch und irrig geweſen ſind, durch die Erfahrung genug, wiewohl zu ſpät, überzeuget werden.

3. Auf den verfallenen und zu Grunde gerichteten Zuſtand der Gebäude nehmen ſie faſt gar keine, oder doch nur ſehr wenige Rückſicht. Sie ſchmeicheln ſich, einen Theil derſelben durch leichte Reparaturen noch einige Jahre erhalten, die andern aber nach und nach mit Bequemlichkeit neu aufbauen zu können. Hierin werden ſie um ſo mehr beſtärket, wenn auf dem Gute ſebſt eigenes Bau⸗Holz vorhanden iſt,

und folglich dadurch die vorzunehmenden nöthigen Bauten gar ſehr erleichtert werden.

4. Bey den nutzbaren Wirthſchafts-Theilen wird nur ſelten ein Unterſchied gemacht, ob dieſelben insgeſammt zu Grunde gerichtet, und in Unordnung gerathen ſind; imgl. ob ſolches die wichtigſten und unentbehrlichſten, oder nur die geringern und mehr entbehrlichen betroffen hat, da doch billig die in den erſtern vorgefallenen Verwüſtungen weit mehr Aufmerkſamkeit, als wenn ſolches nur bey den leztern geſchehen iſt, verdienen.

5. Eben ſo wenig ziehen ſie, in der Verblendung von den Vortheilen, die ſie bey dem Kauf eines ſolchen ruinirten Gutes zu gewinnen gedenken, in gehörige Erwegung, von welcher Art und Beſchaffenheit die den nutzbaren Grundſtücken und Pertinenzien wiederfahrne Verwüſtungen ſeyn, da es doch gewiß iſt, daß verſandete Wieſen und Hütungs-Plätze immerwährend unnutzbar bleiben, und keiner Wiederherſtellung fähig ſind, auch verwachſene und verſtrauchte Aecker, und Wieſen, weit ſchwerer wieder in den gehörigen Stand zu ſetzen ſind, als andre, die nur in der Bedüngung und Beackerung vernachläſſigt worden ſind.

6. Sie vergeſſen ferner, darauf Rückſicht zu nehmen, ob die Wirthſchafts-Theile eines zum Verkauf geſtellten verwüſteten Gutes in einem ſolchen richtigen Verhältniſſe mit einander ſtehen, daß die Wiederherſtellung der zu Grunde gerichteten Wirthſchafts-Rubriken durch das Gut ſelbſt möglich gemacht werden kann. Hat z. B. ein ſolches Land-Gut, zur Unterhaltung eines verhältnißmäßigen Viehſtandes, genug Heuſchlag und Wieſewachs, ſo wird die Wiederherſtellung des in der Düngung vernachläſſigten Ackers weit leichter und möglicher fallen, als wenn es hieran fehlt.

7. End-

7. Endlich iſt auch von denen, die durch den Kauf verwüſteter Güter für wohlfeilere Preiſe ihr Glück zu machen ſuchen, gemeiniglich mit ihrem eigenen Beutel Rechnung zu halten, unterlaſſen worden. Sie glauben genug gethan zu haben, wenn ſie das verſprochene Kauf = Geld richtig bezahlt haben, ohne an die beſtändigen baren Ausgaben, die, um ein ſolches Gut wieder in gehörigen nutzbaren Stand zu ſetzen, auf viele Jahre hinter einander nöthig ſind, zu denken. Die Barſchaften, die hierzu erfordert werden, und in ſteter Bereitſchaft ſeyn müſſen, können öfters leicht eben ſo viel, als das für das ganze Gut erlegte Kaufgeld, betragen; und es iſt nichts gewiſſeres, als daß, bey Ermangelung eines beſtändigen Vorrathes von barem Gelde, die Wiederherſtellungen auf demſelben nur ſehr langſam von Statten gehen, und öfters gänzlich ins Stecken gerathen, folglich das ganze Gut, wenigſtens ſeinem größten Theile nach, in dem vorigen verwüſten Zuſtande gelaſſen werden muß. Dem umgeachtet iſt die Verblendung ſolcher Käufer in Anſehung des Vortheiles, den ſie ſich davon verſprechen, ſo groß, daß ſie über alles dieſes weggehen, und einen dergleichen gefährlichen Schritt, in der ſehr ungewiſſen Hoffnung, im Nothfalle von guten Freunden unterſtützt zu werden, blindlings wagen.

B. Land = Wirthe, welche bey dem Güter = Kaufe mehr auf ſichere Anlegung ihrer Capitalien, als auf wucherhafte Vortheile, bedacht ſind, laſſen ſich 1. durch die wohlfeilern Preiſe der verwüſteten und zu Grunde gerichteten Land = Güter nicht blenden, ſondern ſind vollkommen zufrieden, wenn ſie von dem für das erkaufte Gut erlegte Capital die landüblichen Zinſen erhalten. Sie ſehen die dadurch zu machenden Vortheile, als bloße Vorſpiegelungen eines unordentlichen Eigennutzes an, und ſuchen ſich

daher gegen die daraus entſtehenden Verblendungen auf das ſorgfältigſte zu verwahren. Ihnen iſt nicht unbekannt, daß die Anſchläge auch von ſolchen ruinirten Gütern nicht bloß nach ihrem gegenwärtigem Zuſtande und Ertrage eingerichtet, ſondern dabey vorzüglich die innere Güte der Grundſtücke, beſonderes bey dem Ackerbau und Wieſewachs, zum Grunde gelegt zu ſeyn, auf die Beſchaffenheit der Gebäude aber nur wenige, und faſt gar keine, Rückſicht genommen zu ſeyn pflegt.

2. Sie begnügen ſich daher an dem ihnen vorgelegten Anſchlag, er mag gerichtlich oder auſſergerichtlich aufgenommen worden ſeyn, nicht, ſondern nehmen, wenn kein anderes in gutem Stande befindliches Land-Gut zum Verkauf offen ſeyn ſollte, die Beſchaffenheit ſowohl der Gebäude, als auch der nutzbaren Grundſtücke zu wiederholten Mahlen in Augenſchein; erforſchen dasjenige, was zur völligen Wiederherſtellung eines ſolchen Gutes an Koſten erfordert wird, auf das genaueſte; ziehen dabey die Zeit, nach welcher ſie erſt die völlige Nutzung dieſes wiederhergeſtellten Gutes zu hoffen haben, in reife Ueberlegung; legen alsdann von dieſem allen eine wirthſchaftsmäßige Berechnung an, und ſchlagen den Betrag derſelben zu dem für das Gut gethanen Geboth. Und weil ſich aus dieſer Berechnung für beſtändig ergeben wird, daß ein ſolches Gut, nachdem es völlig wieder hergeſtellt worden iſt, eben ſo hoch und vielleicht noch höher, als deſſen wahrer Werth in ſeinem vorigen guten und wirtſchaftlichen Zuſtande geweſen iſt, in ſeinem Preiſe betragen würde, ſo iſt ſein Bedenken, welches er bey deſſen Kauf findet, um ſo weniger zu tadeln, als es noch immer ungewiß bleibt, ob die zu deſſen Retabliſſement angeſetzten Koſten dazu vollkommen hinreichend ſeyn möchten.

3. Der

3. Der Ruin der Wirthſchaft, und anderer von der Herrſchaft zu unterhaltenden Gebäude, wozu auf Gütern, wo das Eigenthum der Bauer-Nahrungen der Grund-Obrigkeit vorbehalten iſt, auch beſonders die zu dieſen Höfen erforderlichen Wohn-Häuſer, Scheunen und Ställe, zu rechnen ſind, macht bey einem jedem Käufer, der nicht durch einen gehofften ungewiſſen Vortheil verblendet worden iſt, bey dem Kaufe ſolcher Güter die erſte und vornehmſte Bedenklichkeit aus, indem er theils aus Erfahrung von den wichtigen Koſten, die durch den Wiederaufbau zu Grunde gerichteter Gebäude verurſachet werden, überzeugt iſt, und andern Theils auch die Vernunft ihn ſchon vorhin lehrt, daß dergleichen auf den Wirthſchaftsbau angewandte Ausgaben, zu dem wirklichen Ertrage eines Land-Gutes nicht beytragen können, ſondern derſelbe, die Gebäude mögen ſich in ſchlechten Umſtänden oder in baulichen Würden befinden, immer einerley bleibt. Auch durch den Umſtand, daß bey dem Gute eigenes Bauholz vorhanden iſt, läßt ein mit reifer Ueberlegung zu Werke gehender Käufer ſich nicht verleiten, indem ihm nicht unbekannt iſt, daß zwar das vorhandene Bauholz in den nöthigen Bauten eine merkliche Erleichterung verſchaffet, dem ungeachtet aber die übrigen Baukoſten den größten Theil dieſer Ausgaben ausmachen, folglich einem Eigenthümer noch immer ſehr läſtig fallen, und den Werth des ganzen Gutes, weil die Gebäude zwar unentbehrliche, aber keine nutzbare Stücke ſind, anſehnlich vermindern. Er wird von dem Kaufe ſolcher vornehmlich in ihren Gebäuden verwüſteten Land-Güter um ſo mehr abgeſchreckt, als in den deshalb angefertigten Anſchlägen nur ſelten der wahre Betrag der zu deren Wiederherſtellung erforderlichen Koſten abgezogen, ſondern gemeiniglich nur etwas Weniges

 da-

dafür aufgeführt zu ſeyn pflegt, folglich er eine Sache, die bey einem jedem Land-Gute nothwendig und unentbehrlich iſt, ob er ſie gleich bey der Uebergabe nicht in einem brauchbaren Zuſtande bekommt, doch durch das Kaufgeld als wirklich brauchbar mit bezahlen muß, hierdurch aber von ſeinem Capital offenbar ſo viel, als zu deren völligen Wiederherſtellung an Koſten erfordert wird, verliert. Noch eher wird er ſich entſchließen, ein in ſeinen nutzbaren Theilen vernachläſſigtes Land = Gut, auf welchem die Wirthſchafts = Gebäude ſich in einem erträglichem Zuſtande befinden, zu kaufen, weil er von dieſen doch mit der Zeit die auf deren Wiederherſtellung verwandte Koſten durch die mehrere Nutzung wieder heraus zu bekommen, Hoffnung hat.

4. Indeſſen ſetzt er auch bey den nutzbaren Wirthſchaft = Theilen den Unterſchied, ob ſolche ſämmtlich, oder nur zum Theil, zu Grunde gerichtet ſind, ingleichem ob der ihnen wiederfahrende Ruin deren Subſtanz ſelbſt betroffen, und folglich deren Wiederherſtellung unmöglich gemacht habe, oder ob deren Nutzbarkeit nur durch begangene Vernachläſſigungen auf eine gewiſſe Zeit gehindert worden ſey, nicht auſſer Augen. Er wird daher, Güter, auf welchen die Wieſen und Hütungs = Plätze durch eine Ueberſchwemmung verſandet worden ſind, oder auch ſolche, wobey zwar ein anſehlicher Wald befindlich iſt, der aber von den vorigen Beſitzern dermaßen ausgelichtet und von Holz entblößt worden iſt, daß kaum nach Verfließung von 100 Jahren, auch bey der genaueſten und ſorgfältigſten Pflege deſſelben, keine vollſtändige Nutzung davon zn erwarten ſteht, zu kaufen nie den Entſchluß faſſen.

5. In denjenigen nutzbaren Zubehörungs = Stücken, die in ihrer Subſtanz keine dergleichen unerſetzliche Veränderungen erlitten haben, ſondern die nur auf

auf eine Zeitlang in ihrer richtigen und völligen Nutzung gehemmet worden ſind, wird zwar die Bedenklichkeit bey dem Kaufe derſelben nicht ſo groß ſeyn; ein behutſamer Käufer aber, der ſich nicht durch gehoffte übermäßige Vortheile hat verblenden laſſen, wird doch auch hierbey ſich in Acht nehmen, daß er nicht in der Uebereilung durch unrichtige und falſche Vorſtellungen und Koſten=Berechnungen überraſchet werde. Es wird z. B. ein Land=Gut, bey welchem bloß der Ackerbau durch Sorgloſigkeit und Nachläſſigkeit in Unordung gerathen iſt, zu kaufen, wenig Bedenken tragen, wenn nur bey demſelben hinlänglicher Heuſchlag, zur Erhaltung des zur Düngung der Aecker nöthigen verhältnißmäßigen Viehſtandes, vorhanden iſt. Zeigt ſich aber auch hierin ein offenbarer Mangel, ſo wird er, von dem Kaufe eines ſolchen Gutes abzuſtehen, von ſelbſt geneigt ſeyn, weil ihm dadurch zugleich alle Mittel, den Ackerbau wieder in gehörige Würde zu bringen, benommen ſind.

6. Beſonders wird ein behutſamer und aufmerkſamer Käufer, bey einem ihm zum Kauf angebothenen, in ſeinen Zubehörungs=Stücken verwüſteten Land=Gute, auf den Zuſtand der auf demſelben befindlichen Unterhanen ein vorzügliches Augenmerk zu richten, Urſache haben. Auf einem ruinirten Gute, wo es nicht allein an der gehörigen Menge dienſtbarer Unterhanen fehlt, ſondern auch die darauf vorhandenen in ſchlechten Nahrungs=Umſtänden ſich befinden, iſt gemeiniglich alle Hoffnung zu deſſen Retabliſſement verloren, indem wohl Pferde und Ochſen, nicht aber die zur Arbeit unentbehrlichen Menſchen, eine zum Verkauf feil ſtehende Waare ſind; gleichwie hingegen an ſolchen Orten, wo man eine zahlreiche Gemeine, und in guten Nahrungs=Umſtänden befindliche Bauern und andere dienſtbare Unterthanen antrifft, allemal bereite Mittel, um ein ſolches Gut wie=

wieder in ſeinen vorigen Zuſtand zu ſetzen, vorhanden ſind. Der Umſtand muß billig einem jeden Käufer bey dem Kaufe eines ſonſt zu Grunde gerichteten Gutes vorzüglich wichtig und intereſſant ſeyn, indem derſelbe hauptſächlich den guten oder ſchlechten Ausgang eines ſolchen Kaufes beſtimmen kann. Auf ei- einem Gute, welches nicht allein mit der gehörigen Volks-Menge, ſondern auch mit genug, in guten Nahrungs-Umſtänden ſich befindenden, dienſtbaren Unterthanen verſehen iſt, wird deſſen Retabliſſement nicht allein nicht unmöglich, ſondern auch in allen Stücken weit leichter fallen. Ein Käufer thut daher nicht unrecht, wenn er ſich darauf als auf die ſicherſte Stütze verläßt, und daher auch den Kauf eines in ſeinen nutzbaren Theilen vernachläſſigten und zu Grunde gerichteten Gutes waget.

7. Bey einem Land-Gute, welches weder in ſeinen Gebäuden, noch auch in ſeinen bisher unter der Cultur geſtandenen nutzbaren Wirthſchafts-Theilen, zu Grunde gerichtet iſt, worauf ſich aber viele wüſte und leere Plätze, die zu einem andern Gebrauche, als bisher geſchehen iſt, zubereitet und angewendet werden können, befinden, kann es auch einem behutſamen und uneigennützigen Käufer nicht verarget werden, wenn er zu deſſen Kauf gegen einen verhältnißmäßigen Preis Belieben trägt. Daß dergleichen ſchlafende Nutzungen hervorgeſucht und in gangbaren Stand geſetzt werden, iſt für den ganzen Staat, in welchem billig, bey einer wohl eingerichteten Stats-Wirthſchaft, nicht eine Handbreit Landes, es ſey von welcher Gattung es wolle, ungenutzt liegen bleiben muß, zuträglich; und es ſollten daher auch billig alle diejenigen, die an der Direction des öffentlichen Meliorationsweſens Antheil haben, ihr Haupt-Augenmerk darauf richten. Gemeiniglich ſind die vorigen Beſitzer ſolcher Güter, bey welchen ſich der-

glei-

gleichen wüſte Plätze befinden, um ſolche in einen nutzbaren Stand zu ſetzen, in ihren Vermögens-Umſtänden zu ſchwach geweſen. Wenn nun ihnen darunter von Seiten der Vorſteher des öffentlichen Meliorationsweſens Hülfe geleiſtet wird, ſo iſt es ein Glück für ſie, wenn ſich zu ſolchem Gute ein Käufer findet, welcher dieſe ſchlafende Nutzungen hervor zu ziehen, genugſames Vermögen beſitzt, indem es, den Werth des ganzen Gutes darnach verhältnißmäßig zu beſtimmen, der Billigkeit gemäß iſt.

8. Doch ſieht er ſich dabey ſehr wohl vor, daß ihm dergleichen ſchlafende Pertinenz-Stücke bey dem Kaufe nicht allzuhoch angerechnet werden, damit er nicht ſeine erſt daran zu verwendende Mühe und Koſten ſchon zum voraus an Andere, die nichts dazu beygetragen haben, bezahlen möge. Es giebt Verkäufer, die dergleichen wüſte Plätze eben ſo hoch bezahlt haben wollen, als wenn ſie ſchon wirklich urbar gemacht wären, und ein hitziger Käufer läßt ſich öfters durch die davon gehofften übertriebenen Vortheile dergeſtalt verblenden, daß er dadurch zu einem höhern Werthe, auch ſolche Grundſtücke auch nach der Urbarmachung geſchätzt werden können, ſehr leicht verleitet werden kann. Bringt gleich der Verkäufer in ſeinem Guts-Anſchlage einen Theil der Koſten, die zur Radung und Urbarmachung ſolcher Einöden erfordert werden, in Abzug, ſo wird doch ein behutſamer Käufer ſich in einen ſolchen Kauf blindlings einzulaſſen, billig Bedenken tragen, indem der Ausgang ſolcher Urbarmachungen, ehe ſie wirklich vollführt worden ſind, allemahl ungewiß bleibt, folglich er ſich vieler Gefahr ausſetzen würde, wenn er ſich den Ertrag ſolcher Plätze, ſo wie derſelbe nach vollbrachter Urbarmachung möglich iſt, anrechnen laſſen ſollte. Ein Behutſamer wird, wofern nicht der in ſolchen wüſten Plätzen verborgene Nutzen ſonnenklar vor

Au-

Augen liegt, nur ſelten etwas mehreres, als die gegenwärtige Nutzung davon, in dem anzufertigenden Anſchlage annehmen, und nur allein hiernach ſein Geboth einrichten. Unter den wüſten Grundſtücken trifft man z. B. einen wüſten Elſen-Bruch an, welcher durch angewandte Koſten trocken gemacht und in eine brauchbare Wieſe verwandelt werden kann; die gegenwärtige Nutzung dieſes Els-Bruches beſtehet aber bloß in der Behüttung deſſelben bey trocknen Zeiten, und in dem Verkaufe des darauf befindlichen und vielleicht in verhältnißmäßige Häue oder Schläge eingetheilten Holzes; dieſen Nutzen kann kein Käufer, ſich in dem Anſchlage mit anrechnen zu laſſen, und durch das zu erlegende Kauf-Geld mit zu bezahlen, ſich weigern; daß er aber die in dieſem Bruche durch ſeine Induſtrie und mit ſeinem Gelde möglich zu machende Veränderungen, als ſchon wirklich geſchehen, mit bezahlen ſolle, kann ihm, wenn er nicht, aus überwiegenden Urſachen, ſich ſelbſt in dieſer Rückſicht zu einer verhältnißmäßigen Erhöhung des Kauf-Geldes erbiethet, der Billigkeit nach nicht zugemuthet werden; die mehrern Vortheile, die ein ſolcher Bruch nach ſeiner Urbarmachung gewähret, ſind Früchte der Induſtrie, woran aber nicht der vorige Beſitzer, ſondern nur derjenige, der dieſe Verbeſſerung vorgenommen hat, Theil haben kann.

Gutachtliche Entſcheidung. Aus einer reifen Ueberlegung der izt vorgetragenen, und ſowohl für als gegen den Kauf ruininirter Land-Güter vorwaltenden Gründe, ergeben ſich nachſtehende Entſcheidungs-Sätze.

1. Land-Güter, die beſonders in ihren Gebäuden zu Grunde gerichtet ſind, zu kaufen, iſt ſchlechterdings nicht rathſam, weil die darauf zu verwendenden Koſten den Ertrag des Gutes auf keinerley Weiſe erhöhen, auch ſehr leicht gegen den Werth

des

des ganzen Gutes unverhältnißmäßig ausfallen können (*), es wäre denn, daß ſämmtliche, zur Wiederherſtellung derſelben erforderliche Koſten in dem Guts-Anſchlage auf das genaueſte berechnet, und von dem Werthe des Nutzungs = Capitales abgezogen worden wären.

2. Da die meiſten Land = Güter, auf welchen eine dergleichen Verwüſtung der Wirthſchafts = Gebäude angetroffen wird, in Concurs zu ſtehen, und folglich von den Landes = Gerichten öffentlich feil gebothen zu werden pflegen: ſo muß den Abſchätzungs = Commiſſarien ſolcher Güter ausdrücklich aufgegeben werden, daß ſie den Betrag der Bau = und Reparatur-Koſten auf das genaueſte auszumitteln und von dem Nutzungs = Capitale des Gutes abzuziehen haben, damit kein Käufer darunter in Ungewißheit gelaſſen werde, ſondern in allen Fällen, wie er ſein Geboth nach der Beſchaffenheit der Gebäude einrichten ſolle, gehörig unterrichtet ſeyn möge. Der Fides publica, oder

(*) Hr. Präſ. v. Benekendorf verſichert, ſehr oft aus dem Munde des geh. Fin. R. v. Brenkenhof gehört zu haben, daß die Retabliſſements der in Pommern von den rußiſchen Truppen im ſiebenjähr. Kriege abgebrannten oder ſonſt zu Grunde gerichteten Gebäude, deſſen Beſorgung ihm dazumahl von dem Könige war aufgetragen worden, an vielen Orten mehr, als der ganze Werth des Gutes betrug, gekoſtet habe. Dieſes wird demjenigen, der den Umfang ſolcher Bau = Koſten näher kennt, nicht unwahrſcheinlich vorkommen, und ich glaube immer, daß auch noch zu unſern jezigen Zeiten, bey allen neuen Anlagen, die dazu nöthigen Gebäude, in Anſehung ihrer Koſten, den größten Theil der davon zu erwartenden Einkünfte erſchöpfen. Man lege z. B. eine neue Schäferey, der mehreren Bequemlichkeit halber, von 500 Stück, an. Da nur ein Theil dieſer vermehrten Anzahl Schafe, vielleicht 250 Stück, durch dieſe neue Anlage mehr zu halten möglich gemacht worden, der Bau einer ſolchen neuen Schäferey aber ſich ſehr leicht, die jährlichen Reparatur-Koſten ungerechnet, auf ein Capital von 1500 Rthlr. belaufen kann, ſo erſieht man daraus, wie ſehr durch die Gebäude der Ertrag der Wirthſchaft geſchwächt werden kann.

oder gerichtliche Treue und Glaube, der allen unter richterlicher Autorität vorgenommenen Handlungen gebührt, macht dieſes ſchlechterdings nothwendig.

3. Ein Land = Gut, auf welchem alle nutzbare Wirthſchafts = Rubriken in Unordnung gerathen und verwüſtet worden ſind, kann ebenfalls niemanden, der die Wahl zwiſchen ruinirten und cultivirten Gütern hat, zu kaufen angerathen werden, indem auf dergleichen durchgehends zu Grunde gerichteten Gütern keine Gelegenheit vorhanden iſt, die in einer Rubrik verloren gehende Einkünfte durch eine andere zu erſetzen, weil ſie insgeſammt unnutzbar geworden ſind. Vielmehr iſt es in ſolchem Falle vernünftig, ſchon vorhin cultivirte und in gutem Stande befindliche Güter, ihres höhern Preiſes ungeachtet, vorzuziehen, zumahl auch öfters auf dieſen durch eine geſchickt angebrachte Induſtrie noch allemahl Verbeſſerungen möglich ſind.

4. In den Kauf ſolcher Güter, auf welchen in wichtigen und unentbehrlichen Wirthſchafts = Theilen Veränderungen, welche die Subſtanz derſelben ſelbſt betreffen, vorgefallen ſind, muß ein vernünftiger Land = Wirth ſich ebenfalls nicht einlaſſen, weil in ſolchen Fällen alle Verbeſſerung unmöglich iſt.

5. Ein Gleiches iſt auch alsdann zu beobachten, wenn es dem zu erkaufenden Land = Gute an Mitteln fehlt, die in einer oder andern Wirthſchafts = Rubrik vorgefallene Verwüſtung heben, und das darunter Vernachläſſigte wieder in den vorigen Stand ſetzen zu können; wobey ein auſſer Düngungs = Stand gerathener Ackerbau ohne vorhandenen genugſamen Wieſewachs zum Hauptbeyſpiel dienen wird.

6. Land = Güter, die in ihren bisher im Gange geweſenen Wirthſchafts = Theilen ſo wenig, als in ihren Gebäuden; auſſer Cultur und Ordnung gerathen ſind, auf welchen es aber verſchiedene wüſte und leere

Plätze

Plätze giebt, von welchen durch eine vernünftig angewandte Induſtrie eine beſſere Nutzung, mit Zuverläſſigkeit zu hoffen iſt, zu kaufen, kann zwar nicht abgerathen werden; indeſſen ſind doch dergleichen wüſte und unnutzbar gebliebene Plätze bey dem Kaufe, nach keinem höhern Werthe, als ihre gegenwärtige Nutzung beträgt, anzunehmen, indem die Früchte der daran gewandten Induſtrie nicht dem vorigen Beſitzer des Gutes, ſondern nur dem Käufer, der ſein Geld und Koſten daran gewaget hat, zu Nutze kommen können. Hierdurch werden die Fälle, in welchen auch ein ruinirtes Gut zu kaufen rathſam werden kann, zur Genüge beſtimmt ſeyn. Uebrigens aber bleibt es eine unſtreitige Wahrheit, daß ein Käufer bey einem ſchon vorhin in gutem Stande befindlichen Land = Gute, wenn er ſolches für einen Preis, der ihm die Intereſſen ſeines Capitales gewähren kann erhält, jederzeit weit ſicherer geht, als wenn er ſein Vermögen auf ruinirte Güter, in der ungewiſſen Hoffnung, davon große Vortheile zu ziehen, blindlings waget.

II. Ob es rathſamer ſey, ein Land = Gut, welches in einer Gegend, die ſtarken und vorzüglich fruchtbaren Boden hat, oder ein anderes, wobey nur ein guter Mittelboden befindlich iſt, zu kaufen?

Die meiſten Land = Güter ſind von der Art, daß deren mehrere oder wenigere Wichtigkeit hauptſächlich auf die Beſchaffenheit des dabey befindlichen Ackerbaues beruhet. Dieſer iſt, in Anſehung ſeiner innern Güte, ſehr von einander unterſchieden, und es ſind daher vorlängſt, um die verſchiedenen Gattungen des Ackers von einander zu unterſcheiden, und in eine gehö-

rige Abtheilung zu bringen, drey Claſſen gemacht worden, wovon die erſte einen ſtarken und ſtrengen Boden, die zweyte einen Mittel = Boden, die dritte aber nur ein Erdreich von geringerer Güte vorausſetzt. Dieſe drey Acker-Claſſen trifft man zwar in allen Gegenden mit einander vermiſcht an, wovon gegenwärtig nicht die Rede iſt; es giebt aber auch ganze Diſtricte und Gegenden, die entweder lauter ſtarken Acker haben, oder die aus einem guten Mittel = Boden beſtehen, oder wo nichts, als ein unfruchtbarer ſandiger Acker, angetroffen wird. In dieſen Gegenden ſind auch zugleich, ſowohl wegen des Lohnes und der Speiſung des Dienſt = Volkes, als auch des ſtärkern und ſchwächern Geſpannes, verſchiedene in den Ertrag des Ackerbaues einen merklichen Einfluß habende Einrichtungen gemacht. Die Acker = Koſten, ſowohl an Geſinde als Geſpann, kommen in Gegenden, die durchgehends mit einem ſtarken und ſtrengen Boden verſehen ſind, natürlicher Weiſe weit höher zu ſtehen, als in denjenigen, wo nur ein Mittel =, oder wohl gar leichter und ſandiger Boden vorhanden iſt. Durch dieſe Verſchiedenheit der Koſten wird auch in dem baren Ertrage der Früchte ſelbſt eine merkliche Verſchiedenheit verurſachet, daher man bey ſtarken und mehr fruchtbaren Aeckern nicht bloß auf die Menge der zu gewinnenden Früchte, ſondern auch auf die zu deren Beſtellung, Abbringung, Einſammlung und übrigen mannigfaltigen Behandlung erforderliche Koſten Rückſicht nehmen muß. Der große Unterſchied der Wirthſchafts = Koſten, den man in den Gegenden von ſtarken Aeckern, gegen diejenigen, wo ein Mittel = oder noch geringerer Boden befindlich iſt, antrifft, macht es daher zweifelhaft, bey welchen von dieſen Land = Gütern, in Anſehung des baaren Ertrages der meiſte Vortheil vorhanden ſey. Die Güter-Beſitzer in Gegenden ſtarker Aecker trotzen auf

ihre

ihre reichen Aernden; die in den Mittel-Gegenden wohnenden aber glauben bey den wenigern Koſten, welche ihnen ihr Ackerbau verurſachet, eben ſo reich und glücklich zu ſeyn. Es entſteht daher die Frage: ob es rathſamer ſey, Güter, die in einer Gegend von ſtarkem Acker liegen, oder aber in Gegenden von einem guten Mittel-Boden, zu kaufen. Zu Vermeidung alles Mißverſtändniſſes, finde ich hierbey zu erinnern nöthig, daß unter einem ſtarken Boden, ein ſolcher, in welchem hauptſächlich guter Weizen und große oder zweyzeilige Gerſte erbauet wird; unter einem guten Mittel-Boden aber derjenige, der zwar auch dieſe Früchte unter gehöriger Zubereitung trägt, ſich aber vornehmlich in dem Anbau des Roggens und der kleinen oder vierzeiligen Gerſte ergiebig erweiſet, zu verſtehen ſey. In den kön. preuß. Ländern zeichnen ſich unter den mit ſtarkem Acker verſehenen Gegenden, der größte Theil der Ukermark, der in Pommern bey der Stadt Pyritz belegene, ſogenannte Weizen-Acker, die Wiſche in der Altmak, und die magdeburgiſche Börde, vorzüglich aus; zu denjenigen aber, die einen guten Mittel-Boden haben, ſind der größte Theil von Schleſien, einige Kreiſe in der Neumark, das Havelland, und ein Theil der Prignitz, wie auch das Ruppiniſche, zu rechnen.

A. **Gründe, welche den Kauf der in den mit ſtarkem Boden verſehenen Gegenden belegenen Land-Güter zu empfehlen ſcheinen.** Bekannter Maßen gewinnt man in Gegenden von ſtarkem Acker, vorzüglich reiche Aernden, und es wird daſelbſt, auch auf einer kleinern Oberfläche, weit mehr Getreide, als in denjenigen Diſtrikten, wo die Land-Güter nur einen guten Mittel-Boden haben, auf größern Feld-Marken, erbauet. Die Ukermark iſt aus dieſer Urſache ſchon vorlängſt als die Brod- oder Korn-Kammer von Berlin angeſehen worden; und in der

That wird auch daſelbſt ein in dieſem fruchtbaren Bezirke etwa vorgefallener Mißwachs gar bald an den dortigen Preiſen verſpüret. Mit der magdeburgiſchen Börde und altmärkiſchen Wiſche hat es gleiche Bewandniß. Die Conſumtion der Stadt Magdeburg, und anderer dort herum liegenden volkreichen Städte, wird hauptſächlich von dieſen Gegenden beſorget, und das alsdann noch Uebrige kommt der dort etablirten Getreide-Handels-Compagnie (ſ. Th. XLV. S. 370, fgg.) ſehr wohl zu Statten. Das Getreide iſt unſtreitig in unſern nördlichen deutſchen Ländern die beſte und vorzüglichſte Ware, weil ſie den ſicherſten Abſatz ſowohl inn- als auſſerhalb Landes hat, und folglich kein Eigenthümer befürchten darf, daß er ſolche jemals unverkauft behalten werde. Sind gleich deſſen Preiſe nicht in allen Jahren gleich, ſondern wechſeln, nach dem Verhältniſſe der reichern oder ſparſamern Aernden, ab, ſo haben ſie doch ſchon ſeit mehr als 20 Jahren, eine Beſtimmung gehabt, die den Koſten des Land-Mannes das völlige Gleichgewicht hält; und folglich den Anbau der Acker-Früchte, jederzeit vortheilhaft gemacht hat. Bey der von Zeit zu Zeit zunehmenden Bevölkerung der Länder, und dem zu deren Beſchützung ſtets in Bereitſchaft gehaltenen zahlreichen Kriegs-Heere, iſt auch in Zukunft mit Grunde nicht zu befürchten, daß die Getreide-Preiſe übermäßig fallen möchten. Kurz, das Getreide iſt dasjenige Landwirthſchafts-Product, welches den Land-Mann am ſicherſten bereichern, und in glückliche Umſtände ſetzen kann. Wenn ſie nun alle Gattungen der Acker-Früchte in einem ſtarken und fetten Boden weit mehr, als in einem von mittlerer Güte, vervielfältigen, ſo ſcheint es der geſunden Vernunft zuwider zu laufen, wenn man, jenem vor dieſem einen Vorzug zu geben, Bedenken tragen wollte.

B. Grün-

B. Gründe, welchen den Kauf ſolcher Land-Güter, welche in den nur mit einem guten Mittel-Boden verſehenen Gegenden belegen ſind, rathſam.r machen. Ungeachtet die in Gegenden von ſtarkem Acker belegenen Land = Güter viel Reizendes an ſich haben, ſo wird doch der dorpelte Zuwachs von allen Gattungen der Feld = Früchte, deſſen man ſich in dieſen fetten und fruchtbaren Gefilden zu erfreuen hat, durch die großen Koſten, die ein ſolcher Ackerbau erfordert, nicht allein gar ſehr vereitelt, ſondern es kommen auch bey dergleichen Gütern noch mehrere Beſchwerlichkeiten zuſammen, welche es höchſt zweifelhaft machen, ob ein ſolches Gut dem in einem guten Mittel = Boden vorzuziehen ſey. Um dieſes mit Zuverläßigkeit zu beurtheilen, wird eine nähere Entwickelung dieſer Umſtände, und eine zwiſchen beyden Arten von Land = Gütern angeſtellte Vergleichung nöthig ſeyn. Hauptſächlich kommt hierbey Folgendes in Betrachtung.

1. Ein ſtrenger, ſchwerer und in ſeinen Theilen mehr zuſammenhangender Acker erfordert, natürlicher Weiſe, zu ſeiner tüchtigen Beſtellung mehreres und ſtärkeres Geſpann, als ein milder und in ſeinen Theilen weniger zuſammenhangender Boden. Schon das der Anzahl nach zu verdoppelnde Geſpann, beſonders an Pferden, erfordert nicht allein mehreres Futter, ſondern es iſt auch, bekannt, daß alles Zug-Vieh inſonderheit Pferde, nach dem Verhältniſſe ſeiner Größe ſowohl, als auch der von ihm zu verrichtenden Arbeit, wofern es in einem tüchtigen Zuſtande erhalten werden ſoll, ein reicheres Maß an Futter bekommen muß. Ein Acker = Pferd in einer guten Mittel = Gegend kann täglich bey 2 brandenb. Metzen Menge-Futter, nebſt dem dazu erforderlichen Häckſel und Heu, ſehr wohl beſtehen, dahingegen ein Land-Wirth in Gegenden von ſtarkem Acker, wofern er ſeine

Pferde nicht von Kräften kommen laſſen will, gemeiniglich doppelt ſo viel dazu beſtimmen muß. Man nehme hier nur ein einziges Geſpann zum Beiſpiel an, und vergleiche die dazu erforderlichen Koſten nach der Verſchiedenheit desjenigen, was in ſtarken und was in Mittel=Gegenden dazu nöthig iſt, mit einander, ſo wird ſich der daraus entſtehende Unterſchied gar bald zeigen. In einer guten Mittel=Gegend kann der Acker mit 2 Pferden von mittelmäßiger Größe, deren tägliches Futter=Korn, für jedes, in 2 Metzen Menge=Futter beſteht, gezwungen werden. In Gegenden von ſtarkem und ſtrengem Boden hingegen ſind zu eben dieſer Arbeit 4 Pferde, und zwar von dem ſtärkſten Schlage, unentbehrlich (*), denen, theils wegen ihrer Leibes=Größe, theils auch wegen der von ihnen zu verrichtenden ſchwerern Arbeiten, täglich 4 Metzen Menge=Korn, für jedes Stück, gebühren. Das in Gegenden von ſtarkem Acker auf einen Zug Pferde zu rechnende Futter=Korn beträgt ſolchemnach jährlich 365 Scheffel, in Mittel=Gegenden hingegen nur 91 Scheffel 4 Metzen; folglich in jenen 3 Mahl ſo viel, als in dieſen.

2. Die ſchwerere und mehrere Beſtellung des Ackers ſowohl, als auch die Einärndung der davon gewonnenen vielfachen Früchte, erfordern, natürlicher Weiſe, ebenfalls eine Verdoppelung des Geſindes und

(*) In der ſo gen. altmärkiſchen Wiſche. findet man die Pflüge öfters mit 16 bis 20 Pferden beſpannet, wegen der beſondern Grasartigkeit des zu beackernden Bodens. In andern dergleichen Gegenden, beſonders in der Ukermark und der magdeburgiſchen Börde, findet zwar eine ſolche übermäßige Anſpannung nicht Statt, weil der Acker daſelbſt in beſtändiger Cultur iſt, ſondern es kann der dortige Acker faſt durchgehends mit 4 ſtarken Acker=Pferden gezwungen werden, und an denen Orten, wo der Haken gebräuchlich iſt, wie in der Ukermark und im pommeriſchen Weizen=Acker, ſind auch nur Haken=Ochſen erforderlich.

und Dienſt-Volkes; auch müſſen die zu den Acker-Arbeiten daſelbſt anzuſtellende Perſonen aus lauter tüchtigen Knechten und Dirnen beſtehen. Daß ſtarkes, und gleichſam ausgeſuchtes Geſinde in Lohn und Koſt weit höher, als ein anderes, bey welchem auch ſchwache und halberwachſene Perſonen mit untergemiſchet werden können, zu ſtehen kommen müſſe, iſt von ſelbſt offenbar.

3. Vielleicht würde der Geſinde-Lohn den geringſten Unterſchied unter beyderley Gegenden ausmachen, zumahl man von lauter ſtarkem und tüchtigem Geſinde auch mehrere und beſſere Arbeiten, wodurch der höhere Lohn vollkommen ausgeglichen wird, zu erwarten hat. Die in den meiſten Gegenden von ſtarkem Acker eingeführte koſtbare Speiſung des Geſindes aber iſt es hauptſächlich, welches die Wirthſchaft daſelbſt ſehr beſchwerlich macht, und einen großen Theil der mehr zu gewinnenden Acker-Früchte vereitelt. Daß Arbeiter, die nicht einen größern und ſtärkern Körper-Bau haben, ſondern von welchen auch ſchwerere Arbeiten verlanget werden, mehrere und kräftigere Nahrungs-Mittel nöthig haben, iſt eine natürliche Folge, und in ſo weit kann die beſſere Speiſung des Geſindes in ſolchen Gegenden nicht gemißbilliget werden; die Uebermäßigkeit davon aber iſt eine Art der Verſchwendung, die an dieſen Orten herrſcht, und ein offenbarer Fehler der dortigen Wirthſchafts-Art. Hauptſächlich fällt die Geſinde-Speiſung in der Aernde, und auf Reiſen, ſehr koſtbar.

4. Die Koſten, die zur Mäſtung des Schlacht-Viehes in ſolchen Gegenden erfordert werden, ſind anſehnlich; in denen hingegen, wo nur ein Mittel-Boden zu bearbeiten iſt, weis man entweder faſt gar nichts davon, oder ſie ſind doch gar ſehr gemäßigt, und weniger merklich.

5. In Gegenden von ſtarkem Acker, iſt ſowohl die Anſchaffung als auch Erhaltung der Acker-Geräthe weit koſtbarer, als an ſolchen Orten, wo milder und mürber Boden iſt. Wenn in Mittel-Gegenden nur leichte Pflüge erfordert werden, und das vorfallende Fuhrwerk gar füglich mit dem ſo gen. Puff-Wagen beſtritten werden kann, ſo trifft man dagegen an allen Orten, wo es einen ſtrengen und ſchweren Acker giebt, nicht allein weit ſtärkere Pflüge und Egen, ſondern auch die ſo genannten Schien-Wägen, die ſich hauptſächlich durch ihre ſtark mit Eiſen beſchlagene Räder unterſcheiden, an, und es iſt auch beydes in ſeiner Art nothwendig, indeſſen iſt in Anſehung der Koſten, die dadurch verurſachet werden, bey der Berechnung des Ertrages ein ſehr merklicher Unterſchied.

6. Nicht bloß die überwiegenden Koſten, welche durch die Bewirthſchaftung der in Gegenden von ſtarkem Acker belegenen Güter verurſachet werden, machen deren Kauf, in Vergleichung derjenigen, die nur einen Mittel-Boden haben, bedenklich, ſondern es ſind auch noch mehrere Urſachen dazu vorhanden. Beſonders gehört dazu die allgemeine Erfahrung, daß ein ſtrenger, fetter, und gemeiniglich dabey ſchwalmiger Boden weit öfter fehlſchlägt, als ein zur zweyten Claſſe gehöriger milder und mehr vermiſchter Acker. Bey einem ſtarken und fetten Erdreiche muß nicht allein, wenn man von dem Gerathen der darein geſäeten Früchte überzeugt ſeyn will, bey deſſen Beſtellung in allen Stücken eine bequeme Witterung, die der Land-Mann nicht in ſeiner Macht hat, abgepaſſet werden, ſondern man findet auch, daß, obgleich ſolches auf das genaueſte beobachtet worden iſt; doch eine unbequeme Winter- und Frühlings-Witterung die Hoffnung des Eigenthümers, die er ſich wegen einer reichlichen Aernde gemacht

macht hat, gänzlich vereiteln kann. Von einem richtig vermiſchten Mittel = Boden hingegen hat ein Eigenthümer dieſe Gefahr nicht zu befürchten, wofern er nur bey Beſtellung des Ackers die gehörige Zeit beobachtet. Bloß auſſerordentliche Fälle: deren Abwendung in keiner menſchlichen Gewalt ſteht, können in dieſer Acker = Gattung einen Mißwachs verurſachen.

7. Die Natur eines ſtarken und fetten Bodens, beſonders desjenigen, der grasartig iſt, bringt es von ſelbſt mit ſich, daß das in demſelben erzeugte Getreide mehr in das Stroh, als in Körner, wächſt, und folglich der Ertrag, bey welchem es allemal hauptſächlich auf die Körner ankommt, nicht nach dem Einſchnitte; ſondern nach dem Ausdruſche, zu beurtheilen iſt. Wenn nun dieſer Ausdruſch gegen denjenigen, den man gemeiniglich in einem Mittel = Boden hat, öfters mehr als die Hälfte geringer iſt; ſo ergiebt ſich daraus offenbar, daß die reichen Aernden in Gegenden von ſtarkem Acker nicht allen den Nutzen, den der äuſſere Schein darſtellt, ſtiften, und daß öfters in Mittel = Gegenden auf Gütern von gleichem Umfange mehr Getreide, als in ſtarken Aeckern, zum Verkauf übrig bleibt.

8. Da auch die Erfahrung lehrt, daß das in ſtarken Acker = Gegenden gewachſene Getreide in ſeinen Körnern nicht ſo rein, als das in einem Mittel-Boden erzeugte, vielmehr mit allerley Zuſätzen, an Treſpe, Raden, Vogel = Wicken ꝛc. vermiſcht iſt, ein ſolches mit allerley Geſäme vermengtes Getreide aber weder einen ſo guten Abſatz, als das davon völlig reine, haben, noch auch ein gleich hoher Preis dafür erwartet werden kann, ſo verringert auch dieſes die bare Einnahme der in ſtarken Acker = Gegenden belegenen Güter ſehr merklich.

Gutachtliche Entſcheidung. Das der im Vorhergehenden bemerkte Unterſchied zwiſchen den in ſtarken Acker-Gegenden belegenen, und den nur mit einem guten Mittelboden verſehenen Land-Gütern nicht erdichtet, ſondern in der Wahrheit gegründet ſey, lehrt die unwiderſprechliche Erfahrung. Schon überhaupt iſt es bedenklich, Land-Güter, welche mit vielen Laſten und nothwendigen Ausgaben beſchwert ſind, zu kaufen, weil die Ausgaben auch in ſolchen Jahren, wo ein Land-Gut entweder gar nichts, oder doch nur ſehr wenig, einbringt, beſtändig fortgehen, und das dazu erforderliche bare Geld, wenn ſolches nicht aus dem Gute ſelbſt genommen werden kann, mit vieler Beſchwerlichkeit auf andere Weiſe herbeygeſchaffet werden muß. Dieſes Bedenken vergrößert ſich, natürlicher Weiſe, auf ſolchen Land-Gütern, auf welchen das Gerathen des Getreides gar zu ſehr von der Witterung abhängt, folglich ein öfterer Mißwachs zu befürchten iſt. Ueberdies lehrt auch die Erfahrung, daß in Gegenden von ſtarkem Boden der Ackerbau gemeiniglich nur die einzige nutzbare Haupt-Rubrik zu ſeyn, und es hingegen an allen andern ebenfalls nutzbaren Wirthſchafts-Theilen, beſonders aber an hinlänglichem Wieſewachs und dem benöthigten Bau- und Brenn-Holze, zu fehlen pflegt. Wenn nun der ſtarke Acker eben ſowohl, als der Mittelboden, wenn er in Würden bleiben ſoll, einer verhältnißmäßigen Düngung bedarf, ſolche aber bey dem Mangel des Wieſewachſes, und daraus von ſelbſt folgenden geringern Viehſtande, ſehr ſchwer fällt, das weite Herbeyhohlen des benöthigten Holzes auch mehr Geſpann und Dienſtvolks erfordert, ſo iſt offenbar, daß auch hierdurch die Nutzbarkeit der in ſtarken Acker-Gegenden belegenen Land-Güter verringert wird; und es iſt demnach für einen Land-Wirth, der die freye Wahl darunter hat, rathſamer, ein

Land-

Land-Gut in einer guten Mittel-Gegend, als in ſolchen Gegenden, wo ſtarker Boden iſt, zu kaufen.

III. Welches, auſſer dem Ackerbau und Wieſewachs, diejenige Wirthſchafts-Theile ſeyn, die bey einem Land-Gute vorzüglich nothwendig und unentbehrlich ſind?

Ackerbau und Wieſewachs ſind allerdings unter allen Wirthſchafts-Theilen eines Land-Gutes die wichtigſten und nothwendigſten. Der Ackerbau bringt nicht allein die ſicherſten Früchte, welche den meiſten Abſatz haben, und folglich, als worauf doch bey Nutzung aller Land-Güter die Haupt-Abſicht geht, am leichteſten und bequemſten in bares Geld geſetzt werden können, ſondern er iſt auch zur Beſtreitung der mancherley Wirthſchafts-Bedürfniſſe, ohne welche man ſich kein Land-Gut denken kann, unentbehrlich. Keine Land-Wirthſchaft kann ohne eine verhältnißmäßige Anzahl von Vieh und Dienſtbothen fortgeſetzt werden. Wie viele Koſten und Beſchwerlichkeiten würde deren Ernährung und Unterhaltung verurſachen, wenn nicht bey einem Land-Gute wenigſtens ſo viel unter der Cultur befindliche Aecker, als hierzu erfordert wird, vorhanden wären! Man hat hin und wieder Beyſpiele von dergleichen Land-Gütern; die Erfahrung aber lehrt auch, wie koſtbar und mühſam deren Bewirthſchaftung fällt. Ein unverhältnißmäßiger Ueberfluß an Acker iſt zwar ebenfalls ein Fehler vieler Landgüter, welcher jedoch durch einen vernünftigen Anbau des Ueberflüſſigen ſehr leicht abgeändert und verbeſſert werden kann. Allein, eine Wirthſchafts-Anlage, bey welcher gar kein Acker-Bau, oder wenigſtens kein zur Beſtreitung der Wirtchſchafts-Bedürfniſſe hinlänglicher, vorhanden

iſt,

iſt, verdient überhaupt nicht den Namen eines Land-Gutes, ſondern muß vielmehr nach demjenigen Wirthſchafts-Theile, welcher auf derſelben die Haupt-Nutzung gewähret, benannt werden. Eine Wirthſchafts-Anlage, z. B., in welcher es hauptſächlich auf Unterhaltung eines ſtarken Rindviehſtandes ankommt, würde ich eine Kuh-Melkerey, und eine ſolche, bey welcher die Wald-Nutzung die Haupt-Sache ausmacht, ein Wald-Gut nennen, wie es denn überhaupt eben ſo vernünftig und natürlich iſt, daß ein jedes Wirthſchafts-Etabliſſement mit einem Nahmen, welcher deſſen Haupt-Abſicht anzeigt, bezeichnet und von andern unterſchieden werde.

Der Wieſewachs und Heuſchlag, nebſt der benöthigten Hütung, ſind ebenfalls weſentliche und unentbehrliche Stücke einer Land-Wirthſchaft. Wollte man auch die Hütung und den Wieſewachs, in Abſicht der Vieh-Nutzung ſelbſt, in keine beſondere Betrachtung ziehen, ſo iſt doch unwiderſprechlich, daß die richtige Erhaltung des Ackerbaues davon abhängt. Wo weder zulängliche Hütungs-Plätze, noch auch Wieſen, vorhanden ſind, kann kein verhältnißmäßiger Viehſtand gehalten werden. Ohne einen verhältnißmäßigen Viehſtand iſt es unmöglich, den Acker in gehöriger Düngung zu erhalten. Bekommt der Acker nicht die gehörige Düngung, ſo können auch die in ihm erzeugten Früchte nicht in gehöriger Menge und Güte, als er ſie ſonſt zu gewähren im Stande geweſen wäre, erwartet werden. Hieraus ergiebt ſich die Nothwendigkeit eines zureichenden und verhältnißmäßigen Wieſewachſes von ſelbſt, und es bleibt eine ewige Wahrheit, daß derſelbe hauptſächlich des Ackerbaues wegen unentbehrlich iſt. Auch hier fehlt es nicht an Beyſpielen von Land-Gütern, deren Haupt-Nutzen vornehmlich auf den Heuſchlag und Wieſewachs beruhet, und wo derſelbe, um bloß den

Acker in gehöriger Düngung zu erhalten, viel zu groß iſt. Dieſer Fehler iſt zwar weniger nachtheilig, als der erſte, wo es an einem verhältnißmäßigen und zureichenden Heuſchlag mangelt; indeſſen muß er doch ebenfalls unter den wirklichen und merklichen Fehlern der Land-Güter mit angemerket werden. Daß bey allem Vieh der davon fallende und dem Ackerbau zu gute kommende Dünger ein Haupt-Nutzen deſſelben ſey, iſt wohl nicht zu läugnen; auf einem Land-Gute aber, wo der Viehſtand das Verhältniß des Ackerbaues überſteigt, fällt dieſer Haupt-Nutzen weg. Solchemnach iſt offenbar, daß Ackerbau und Wieſewachs, beſonders wenn ſie mit einander verhältnißmäßig verbunden ſind, die nothwendigſten und wichtigſten wirthſchaftlichen Nutzungs-Theile eines jeden Land-Gutes ausmachen.

Diejenigen Landwirthe aber, die hierbey nur allein ſtehen bleiben, und alle übrige Wirthſchafts-Theile gänzlich für entbehrlich halten, irren ebenfalls, indem durch deren Mangel ein großer Theil der Nutzungen, die man ſonſt von einem verhältnißmäßigen Ackerbau und Wieſewachs erwarten könnte, gar ſehr verringert und vereitelt werden kann. Daher iſt es nöthig, auch diejenigen nutzbaren Wirthſchafts-Rubriken, die nebſt dem Ackerbau und Wieſewachs am meiſten nothwendig und unentbehrlich ſind, näher kennen zu lernen, indem es allemal eine vergebliche Mühe ſeyn wird, ein Land-Gut, auf welchem alle nutzbare Wirthſchafts-Theile beyſammen angetroffen werden, ausfindig zu machen. Bey dieſer Unvollkommenheit kann ein unvernünftiger Land-Mann ſich bloß auf die nothwendigſten und unentbehrlichſten einſchränken.

Die aufgeworfene Frage iſt mehr ſpeculativiſch, als daß jemals von praktiſchen Landwirthen darüber ein förmlicher Streit erreget ſeyn ſolte; vielmehr

mehr wird das dahin Gehörige von den meiſten über= gangen, und ein jeder nimmt bey einem Güterkaufe nur hauptſächlich auf diejenigen Wirthſchafts=Theile, die ſeine beſondere Leidenſchaft am meiſten vergnügen können, Rückſicht. Von einem Liebhaber der Jagd iſt öfters ein Land = Gut bloß deshalb, weil gute und anſehnliche Jagden dabey ſind, gekauft worden. Ein anderer, deſſen Lieblings s Wirthſchaftszweig in der Schafzucht beſteht, hat ein Land = Gut, bey welchem vorzügliche Schaf= Triften befindlich ſind, gewählt. Alle dieſe Lieblings = Leidenſchaften müſſen bey richti= ger Wahl eines Land = Gutes beyſeit geſezt werden, und es muß bloß auf dasjenige, was nothwendig und unentbehrlich iſt, geſehen werden.

Nächſt einem verhältnißmäßigen Ackerbau und Wieſewachs, welcher bei allen nutzbaren Land = Gü= tern nothwendig und unentbehrlich bleibt, iſt dabey auch Rückſicht zu nehmen: 1. auf Holz = und Wal= dung. Daß Land = Güter, die mit einer anſehnlichen Waldung verſehen ſind, beſonders zu jezigen Zeiten, in einem vorzüglichen Werthe ſtehen, iſt jedermann bekannt; und ein Landwirth, der einen ſolchen Wirthſchafts = Theil in Ueberfluß beſitzt, iſt unter die glücklichſten zu zählen. Da es aber gegenwärtig nicht auf das Ueberflüßige und zum Verkauf übrig bleibende ankommt, ſondern nur von demjenigen, was in Verbindung der ganzen Wirthſchaft für noth= wendig und unentbehrlich gehalten werden muß, die Rede iſt, ſo leuchtet von ſelbſt ein, daß ein gänzli= cher Mangel an Holz = und Waldung ein ſehr wichtiger Fehler eines Land = Gutes iſt. In allen Land= Wirthſchaften wird ſowohl Bau = als auch Brenn= Holz erfordert. Iſt weder das eine, noch das an= dere, auf einem Gute vorhanden, ſo entſtehen dar= aus nicht allein bare Ausgaben, ſondern auch eine Menge Koſten, welche die Anfuhre deſſelben von frem=

fremden und öfters weit entlegenen Oertern verurſachet. In ſo fern von dem Ueberfluſſe des Holzes ein barer Ertrag zu erwarten iſt, mag daher der Abgang deſſelben für keinen weſentlichen Fehler angeſehen werden, weil ſolcher vielleicht durch eine andere, gleich nuzbare Wirthſchafts = Rubrik erſetzt worden iſt. Das zum eigenen Bau und zur Feuerung erforderliche Bau = und Brenn = Holz aber gehört allemal zu den nothwendigen und unentbehrlichen Stücken eines Land = Gutes, und es kann keinem Käufer verarget werden, wenn ihn der Mangel daran von dem Kaufe deſſelben abſchreckt. Dieſes Bedenken iſt um ſo gegründeter, als in den Güter = Anſchlägen für das fellende Bau = und Brenn = Holz faſt jederzeit nur etwas geringes in Abzug gebracht zu ſeyn pflegt, da doch nichts Beſchwerlicheres iſt, als wenn ein Land = Wirth ein jedes Scheit Holz, was er zur höchſten Nothdurft gebraucht, einige Meilen weit herbey hohlen, und darüber öfters die nothwendigſten Wirthſchafts = Geſchäfte verſäumen, und das Holz auch wohl auf das theuerſte bezahlen muß.

2. Anſehnliche Fiſchereyen, es mögen dieſelben in wilden Gewäſſern, oder in einer ordentlichen Teich = Wirthſchaft, beſtehen, ſind ebenfalls ſehr nutzbar, und können nicht allein die Einkünfte eines Land = Gutes gar ſehr vermehren, ſondern auch in der landwirthſchaftlichen Haushaltung manche Bequemlichkeit verſchaffen. An uud vor ſich aber ſtehen dieſelben mit den übrigen Wirthſchafts = Theilen in keiner nothwendigen Verbindung, und können daher auch nicht für unentbehrlich gehalten werden, zumahl es wohl auf den wenigſten Land = Gütern an allerlei kleinen Gewäſſern, aus welchen die zur Bequemlichkeit der wirthſchaftlichen Haushaltung benöthigten Fiſche genommen werden können, mangeln wird, und es gemeiniglich eine Nachläſſigkeit der Güter = Beſitzer iſt,

iſt, wenn ſolche nicht zu dieſem Endzweck in gehörigem Stande gehalten werden. Auch in dem kleinſten Gewäſſern kann, wenn Brut und Jugend gehörig geſchont, und für deren richtige Wiederbeſetzung von Zeit zu Zeit geſorget wird, eine zum eigenen Gebrauch erforderliche Menge von Fiſchen erzeuget und unterhalten werden.

Große Obſt- und Küchen-Gärten können zwar, wenn ſie verhältnißmäßig und an dem rechten Orte angebracht ſind, gleichfalls die Einkünfte eines Land-Gutes vermehren helfen, demſelben aber auch eben ſo leicht im entgegengeſetzten Falle ſchädlich werden. In ſo fern man auf eine bare Einnahme davon Rechnung macht, können dieſelben nicht zu den nothwendigen und unentbehrlichen Pertinenzien eines Land-Gutes gerechnet werden. Sieht man aber bloß auf dasjenige, was daraus zur eigenen wirthſchaftlichen Conſumtion genommen werden muß, ſo werden ſie dadurch ebenfalls unentbehrlich. Dieſe Nothwendigkeit der Obſt- und Küchen-Gärten muß durch das Verhältniß der Wirthſchafts-Bedürfniſſe beſtimmet werden. Bey ſolchen Wirthſchafts-Bedürfniſſen iſt aber, beſonders in Anſehung der Küchen-Gärten nicht nur auf die Anzahl des daraus zu ſpeiſenden Dienſtvolkes, ſondern auch auf die Menge des von Kohl und Wurzelwerk zu nährenden Viehes, Rückſicht zu nehmen. In dem erſten Falle würde nur allemal ein ſehr mäßiger Garten-Platz zureichend ſeyn; in dem zweyten aber, wo auch bey der Viehzucht auf die mannigfaltigen Garten-Gewächſe geſehen wird, muß derſelbe allerdings vergrößert werden, welche Vergrößerung keinen Wirth, der ſeinen nutzbaren Viehſtand ſowohl zu Sommer- als Winter-Zeiten in gehörigem Stande erhalten will, gereuen wird.

4. Eine

4. Eine mit einem Schank=Rechte verliehene Brau=Gerechtigkeit, iſt für jedes Land=Gut ein beſonderes Kleinod, indem ſich dieſelbe faſt auf alle Theile der Land=Wirthſchaft erſtreckt und ſie nutzbarer macht. In dem Getreidebaue ſchaffet ſie den wichtigen Vortheil, daß die gewonnenen Früchte, ohne mit vieler Mühe auswärts verfahren werden zu dürfen, an Ort und Stelle für die theuerſten Preiſe in Geld geſetzt werden können. Die Treber und das Branntwein=Spühlicht helfen nicht allein die Fütterung des gewöhnlichen Viehes erleichtern, ſondern geben dem Land=Wierthe auch noch überdies mancherley Gelegenheit, ſich durch Mäſtung des aufgeſtellten Viehes einige Vortheile zu verſchaffen. Für das Getränk des Geſindes ſowohl, als auch ſelbſt der Herrſchaft, dürfen auf einem mit dieſer Gerechtigkeit beliehenen Gute, keine beſondere Ausgaben geſchehen, indem ſolches alles von dem beſtellten Brauer, gegen einen ſehr mäßigen ſo genannten Zuſchutt, geliefert wird. Kurz, die daraus entſtehenden Vortheile ſind eben ſo wichtig, als mannigfaltig. Dem ungeachtet kann nicht füglich behauptet werden, daß dieſes Recht ſchlechterdings nothwendig ſey. Es iſt nur die übrigen Ertrags=Rubriken in ihrer Bewirthſchaftung zu erleichtern fähig; niemals aber kann der Mangel deſſelben deren Nutzung hindern oder ſtören, zumahl faſt alle alte deutſche Ritter=Güter, auch alsdann, wann ihnen das Schank=Recht fehlt, mit der Gerechtigkeit, das zur eigenen Wirthſchafts=Conſumtion nöthige Bier und Branntwein brauen und brennen zu dürfen, welches unter dem gewöhnlichen Nahmen von Hausbrauen bekannt iſt, verſehen ſind. Die Beſchwerlichkeit, das nöthige Getränk von fremden Orten nehmen und hohlen zu müſſen, fällt ſolchemnach auch hier weg, und es bleibt alſo kein Grund übrig, warum das Schank=

Recht auf einem Gute für ſchlechterdings nothwendig und unentbehrlich gehalten werden könnte.

5. Die Mühlen-Gerechtigkeit ſcheint zur richtigen und ungeſtörten Bewirthſchaftung eines Land-Gutes nothwendiger zu ſeyn. Denn daß bey einer ſtarken Conſumtion, beſonders aber alsdann, wann der Beſitzer eines Gutes mit der Schank-Gerechtigkeit beliehen iſt, die weiten Mühlen-Fuhren in den andern Wirthſchafts-Geſchäften ſehr viele Verſäumniß verurſachen, iſt nicht zu läugnen. Auch iſt ein Guts-Eigenthümer, der keine eigene Mühle beſitzt, den gewöhnlichen Verzögerungen und Unterſchleifen der Müller, wovon die erſtern in verſchiedenen Fällen, beſonders bey einer ſtarken Brauerey, mancherley Nachtheil verurſachen können, doppelt ausgeſetzt, weil er keine Zwangs-Mittel, die Müller zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten, in Händen hat. Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß ein Guts-Herr von den eigenen Müllern ſolches alles faſt noch mehr, als von fremden, zu befürchten hat, indem dieſe die fremden Mahl-Gäſte, um ſie beſtändig beyzubehalten, gemeiniglich vorzüglich zu fördern, und auch richtiger, als die einheimiſchen, zu handeln pflegen, folglich die eigenen Mühlen mehr zur Bequemlichkeit gereichen, als daß ſie zur Bewirthſchaftung eines Gutes unentbehrlich wären. Doch gränzt die Bequemlichkeit, welche eigene Mühlen ſtiften, beſonders auf Gütern, wo eine beſonders ſtarke Comſumtion iſt, ſehr nahe an die Nothwendigkeit; und es mag daher dieſelbe billig zur zweyten Claſſe der nothwendigen Guts-Pertinenzien, wovon bey der gutachtlichen Entſcheidung dieſer Frage Erwähnung geſchehen wird, gerechnet werden.

6. Die Jagd-Gerechtigkeit, die Gerichtbarkeit, und das Patronat-Recht, ſind zwar Zubehörungs-Stücke eines Land-Gutes, wodurch deſſen Ertrag nur wenig vermehrt werden kann, und wovon man,

als

als z. B. bey der Gerichtbarkeit, öfters mehr Koſten und Schaden, als Vortheile, hat; indeſſen bleiben ſie doch, wegen der vielen Unannehmlichkeiten, welche ein Guts-Beſitzer davon zu erwarten hat, wenn ſich ſolche in fremden Händen befinden, unentbehrlich. In welcher unangenehmen Lage befindet ſich ein Guts-Beſitzer, welcher von ſeinem Nachbar oder einem andern Fremden, ohne etwas dagegen einwenden zu dürfen, die auf ſeinem Felde befindlichen Haſen tod ſchießen, ſeine Unterthanen von demſelben ſtöcken und blöcken, und ſich einen Mann, deſſen Perſon ſo wenig, als Aufführung ihm anſtändig iſt, zum Prediger ſetzen laſſen muß!

7. Daß eigene Kalk- und Ziegel-Oefen an und vor ſich weder nothwendig noch unentbehrlich ſeyn, iſt von ſelbſt einleuchtend. Bloß ein hinlänglicher Vorrath von Holz, Kalk-Steinen und Ziegel-Erde, nebſt einem ſichern Abſatz des gebrannten Kalkes und der Steine, können dergleichen Anlagen nützlich machen. Auf Land-Gütern aber, wo alle, wenigſten die meiſten Wirthſchafts-Gebäude maſſiv gebauet, und mit Ziegel-Dächern verſehen ſind, werden auch die Kalk- und Ziegel-Oefen, beſonders die leztern, gewiſſer Maßen nothwendig. Auch bey einem nur mäßigen Vorrathe von Holz und Ziegel-Erde, muß der von den Vorfahren angelegte Ziegel-Ofen, wenigſtens ſo weit, als zur Erhaltung der auf dem Gute vorhandenen Gebäude nöthig iſt, im Gange erhalten werden, wenn nicht dieſe Erhaltung der Gebäude zu lezt eine unerträgliche Laſt, die zugleich ſehr viele Koſten verurſachet, werden ſoll. Einen jeden Mauer- oder Dach-Stein, der zu den jährlichen Reparaturen ſolcher Gebäude erfordert wird, von fremden Ziegeleyen, und öfters einige Meilen weit, hohlen laſſen zu müſſen, iſt mehr als eine bloſſe Unbequemlichkeit; daher iſt auf dergleichen Gütern ein ſtets im

Gange befindlicher Ziegel = Ofen als ſchlechterdings nothwendig und unentbehrlich anzuſehen, wenn man nicht bloß eine gänzliche Umſchaffung und Verwandlung ſeiner Gebäude vornehmen will. Den Kaufluſtigen pflegen gemeiniglich Güter, die mit maßiven Gebäuden verſehen ſind, vorzüglich anſtändig, und ſolches nicht ſelten ein Beweggrund zu deren Erkaufung zu ſeyn; haben ſie aber gehörig zu unterſuchen vergeſſen, ob auch auf einem ſolchen Gute genug und beſtändig fortdauernde Mittel, dieſe prächtig in die Augen fallende, und auch auf mancherley Art nützliche Gebäude in baulichen Würden erhalten zu können, vorhanden ſeyn, ſo wird ihnen öfters das Vergnügen, welches ihnen deren erſter Anblick verurſachet hat, nachher gar ſehr verſalzen.

8. Theer = Oefen, Pottaſch = Siedereyen, und das Kohlen = Schwehlen, ſind Anlagen, die bloß unter gewiſſen Bedingungen nothwendig ſind, ſonſt aber von ſelbſt wegfallen. Bloß der Uiberfluß von Lager = und abgeſtandenem Brenn = Holz, welches ſonſt auf keine andere Art verloſet und in Geld geſetzt werden kann, giebt zu dieſen Holz = Nutzungs = Anſtalten Gelegenheit, und in ſo weit, als der vorhandene Ueberfluß von Holz auf keine andere Weiſe einen Abſatz findet, ſind ſie nothwendig und unentbehrlich. Indeſſen werden ſie doch nur jederzeit zu der zweyten Claſſe der nothwendigen Guts = Pertinenzien gerechnet werden können.

9. Eine *verhältnißmäßige Menge von Spann = und Hand = Dienſten*, zeichnet ſich unter den verſchiedenen Gattungen der Guts = Pertinenzien vorzüglich aus, und ein Land = Gut, welches damit hinlänglich verſehen iſt, hat vor andern einen ſehr großen Vorzug. Es iſt zwar nicht ſchlechterdings unmöglich, daß die Bewirthſchaftung der Güter auch ohne Spann = und Hand = Dienſte, durch eigenes Geſpann und Geſinde,

ſinde, auch allenfalls Taglöhner, beſtritten werden kann; in unſern Tagen, wo die Dienſte der Unterthanen dergeſtalt verartet ſind, daß ſie den Guts-Eigenthümern nur ſehr wenig nützlich werden, iſt es in vielen Fällen zweifelhaft, ob nicht ein Guts-Herr bey Beſtellung ſeiner Grundſtücke durch eigenes Geſpann und Geſinde, beſſer fahre, als wenn es durch die gewöhnlichen Spann- und Hand-Dienſte der Unterthanen geſchieht. Die großen und ſchweren Koſten aber, welche die Beſtellung eines Gutes durch eigenes Geſpann und Dienſte erfordert, ſind nicht immer von Guts-Beſitzern zu überwinden, und ſie können ſehr leicht, wenn es ihnen an hinlänglichen Mitteln zur Anſchaffung und Unterhaltung des nöthigen Geſpannes und Geſindes mangelt, durch dergleichen Bewirthſchaftungs-Art in einen gänzlichen Verfall gerathen. Aus dieſem Grunde wird eine verhältnißmäßige und zulängliche Menge von Spann- und Hand-Dienſten jederzeit ein nothwendiges und unentbehrliches Guts-Pertinenz bleiben.

Hierbey wird die Frage: ob es nicht beſſer ſey, die Natural-Dienſte in Geld-Zinſen oder Getreide-Pächte zu verwandeln? nicht ausgeſchloſſen, indem die leztern ein Surrogat der erſtern ſind, und es folglich in dieſem Falle einem Guts-Beſitzer niemahls an Mitteln, ſein mehreres eigenes Geſpann und Geſinde gehörig zu unterhalten, fehlen kann; ſ. Th. IX. S. 279. fgg.

Gutachtliche Entſcheidung. Schon aus Bemerkung der verſchiedenen Gattungen von Güter-Pertinenzien erhellt, daß dieſelben, in Anſehung der Verbindung mit dem Zuſammenhange der ganzen Land-Wirthſchaft, nicht alle gleich nothwendig und unentbehrlich ſind, ſondern viele davon nur bedingungsweiſe nicht wohl gemiſſet werden können. Man kann daher füglich von den nothwendigen und unentbehrlichen Pertinenz-Stücken eines Land-Gutes zwey verſchiedene Claſſen machen.

Zu der erſten Claſſe rechne ich diejenigen, die in allen Fällen ſchlechterdings nothwendig und unentbehrlich ſind. Hieher gehören: 1. ein verhältnißmäßiger Ackerbau; 2. ein verhältnißmäßiger Wieſewachs und Hütung; 3. das benöthigte Bau- und Brenn-Holz; 4. mit der Menge des Geſindes ſowohl, als auch Viehſtandes, verhältnißmäßige Obſt- und Küchen-Gärten; 5. die Jagd-Gerechtigkeit; 6. die Gerichtbarkeit; 7. das Patronat-Recht; und 8. eine verhältnißmäßige Menge von Spann- und Hand-Dienſten.

Zu der zweyten Claſſe rechne ich ſolche Gerechtigkeiten und Guts-Pertinenzien, welche bloß in Rückſicht anderer ſchon vorhin bey dem Gute befindlichen Wirthſchafts-Stücke, und folglich bedingungsweiſe, nothwendig und unentbehrlich ſind. Dahin gehören: 1. Die eigene Mühlen-Gerechtigkeit auf Gütern, bey welchen eine große Conſumtion von Getreide, beſonders aber eine mit dem Schank-Rechte verbundene Brau-Gerechtigkeit vorhanden iſt; 2. eigene Kalk- und Ziegel-Oefen, beſonders die leztern, (weil die erſtern, da der Kalk theils in wenigerer Menge nöthig iſt, theils aber auch an den meiſten Orten mit leichter Mühe angeſchaffet werden kann,) in Anſehung ſolcher Güter, deren Wirthſchafts-Gebäude maſſiv und mit Ziegeln gedeckt ſind; endlich 3. die Theer-Oefen; 4. die Pottaſch-Siedereyen, und 5. die Kohlen-Brennereyen, auf ſolchen Land-Gütern, wo ein Ueberfluß von abgeſtandenem Brenn- und Lager-Holz iſt, welcher ſonſt auf keine vortheilhafte Weiſe in Geld geſezt werden kann.

IV. Ob die auf der Höhe, oder in den Niederungen und Bruch-Gegenden liegende Land-Güter nutzbarer und vortheilhafter ſeyn?

Einige Land-Güter haben ihre ſämmtliche Grund-Stücke auf der Höhe beyſammen liegen; auf andern befinden ſich dieſelben in der Niederung; und bey noch andern befinden ſich ihre Zubehörungen theils auf der Höhe, und theils in der Niederung. Unter den auf der Höhe liegenden Land-Gütern, werden nicht ſolche, welche auf Bergen und Anhöhen angelegt ſind, ſondern vielmehr diejenigen, deren Grund-Fläche aus einer Ebene beſteht, verſtanden. Eben ſo ſind unter den in der Niederung liegenden Land-Gütern hauptſächlich diejenigen begriffen, welche in der Nähe eines Strohmes und andern fließenden Gewäſſers angelegt ſind, und bey welchen zugleich ein Theil der Grundſtücke zum Getreidebau tauglich zu machen geweſen iſt. Die theils aus der Höhe und theils aus Niederung beſtehenden Land-Güter, ſind diejenigen, die ihre Aecker auf der Höhe, Hüttung und Wieſewachs aber in der Niederung haben. Die erſten ſind wohl unſtreitig die zahlreichſten; die zweyten und dritten aber ſeltener, doch trifft man ſie, nachdem ein Land mehr oder weniger von Ströhmen durchſchnitten wird, auch weniger oder häufiger an.

Der mehrern Ordnung wegen, wird das einer jeden Claſſe von Land-Gütern eigene Gute und Fehlerhafte in einer beſondern Abtheilung vorgetragen werden müſſen, und alsdann erſt, welche von denſelben den Vorzug verdiene, entſchieden werden können; wobey zu bemerken iſt, daß bey dieſem Vortrage nicht auf die verſchiedene innere Güte der zu ſolchen Land-Gütern gehörigen Grundſtücke, ſondern bloß auf die Vorzüge oder Fehler, die von ihrer Lage herrühren, Rückſicht genommen werden wird.

A. Bemerkung der Vorzüge und Fehler ſolcher Land = Güter, deren ſämmtliche Grundſtücke auf der Höhe beyſammen liegen. Die Vorzüge, die man dieſer Art von Land = Gütern zugeſtehen muß, ſind folgende.

1. Eine an ſich ſehr nützliche Bequemlichkeit iſt es ſchon überhaupt, wenn ein Land = Gut ſeine ſämmtliche Grundſtücke in der Nähe und in Einem Bezirke beyſammen liegen hat, indem dadurch nicht allein alle Geſchäfte gar ſehr gefördert werden, ſondern auch ein entlegenes Guts = Pertinenz jederzeit weit ſchwerer, als ein nahes, zu bewirthſchaften iſt. Land Güter, deren Aecker in gleicher Weite von dem Dorfe liegen, und wo das Vieh, ſo bald es aus dem Stalle kommt, ſeine Weideplätze betritt, werden von jedermann weit höher geſchätzet, als andere, wo man das Getreide Viertel = Meilen weit vom Felde hohlen muß, und alle Vieh = Gattungen ihre Hüttungsplätze nicht eher, als bis ſie Stunden lang herum getrieben worden ſind, erreichen können.

2. Da nun Land = Güter, die mit ihren ſämmtlichen Grundſtücken auf der Höhe beyſammen liegen, ihrem Beſitzer dieſen Vortheil verſchaffen, ſo iſt ihr Vorzug vor andern, deren Grundſtücke hin und her zerſtreuet ſind, und beſonders allzuweit entlegene Hütung und Wieſen haben, wie bey den zur dritten Claſſe gerechneten gezeigt werden wird, in die Augen fallend.

3. Das Ackerwerk macht gemeiniglich auf allen Land = Gütern den Haupt = Nutzungs = Artikel aus; und ein Jeder, der ein Land = Gut kaufen will, hat hierauf ſein vornehmſtes Augenmerk zu richten. Bey den auf der Höhe belegenen Land = Gütern trifft man gemeiniglich ein weit größeres Ackerfeld, als auf den in der Niederung liegenden, an, und es kann daher

auch auf dieſen Haupt-Nutzungs-Artikel weit mehrere Rechnung gemacht werden.

4. Nimmt man gleich bey dieſer Art von Land-Gütern einen unverhältnißmäßigen Ackerbau, und daß derſelbe mit dem darauf zu halten möglichen Viehſtande nicht übereinſtimme, wahr, ſo wird doch ein aufmerkſamer Beſitzer ſich von dem Uiberfluſſe derſelben durch einen vernünftigen Abbau entledigen, und denſelben mit ſeinem Viehſtande verhältnißmäßig machen können.

5. Ein in der Niederung gelegenes Land-Gut hat zwar gemeiniglich einen weit ſtärkern und fruchtbarern Boden, als ein auf der Höhe liegendes; und die Beſitzer der leztern ſind die meiſte Zeit glücklich, wenn der größte Theil ihres Ackerwerkes aus einem guten Mittel-Lande, welches weiter nichts als Roggen und kleine Gerſte trägt, beſtehet; indeſſen iſt es auch wahr, daß der ſo fruchtbar ſcheinende Boden in den Niederungen weit öfter, als der auf der Höhe, fehlſchlägt, welches hauptſächlich von der Lage der Niederungen herrührt, folglich ſich auch, wie ich in der zweyten Abtheilung mit mehrerm zeigen werde, bey der fruchtbarſten Witterung zutragen kann. Ein in der Niederung wohnender Land-Wirth kann daher auf den Ertrag ſeines Ackerbaues niemahls eine ſichere Rechnung machen, ſondern er muß alle Augenblicke Unfälle, die ihn ſeines ganzen Zuwachſes berauben, befürchten. Ein großer Vorzug der auf der Höhe belegenen Land-Güter iſt es ſolchemnach, daß ihre Eigenthümer ſolches weit weniger zu befürchten haben, und daß bloß eine allgemeine widrige Witterung ihre Aernden zu ſchwächen im Stande iſt.

6. Auch die reichſten Aernden in den Niederungen gewähren doch verhältnißmäßig mehr Stroh, als Körner; und auch dieſe leztern ſind gemeiniglich nur flach und unvollkommen. Das auf der Höhe ge-

gewonnene Getreide iſt zwar weniger ſtrohreich, deſto reicher aber an Körnern, und dieſe thun ſich in ihrer Schwere und innern Güte ganz beſonders hervor. Da nun bey dem Getreidebaue der Körner-Gewinn allemahl die Haupt-Sache bleibt, ſo ergiebt ſich auch hieraus der Vorzug, der den auf der Höhe belegenen Gütern nicht ſtreitig gemacht werden kann.

7. Sieht man auf die Koſten und Beſchwerlichkeiten, die ein Acker vor dem andern verurſachet, ſo iſt abermahl einleuchtend, daß der Boden auf der Höhe weit leichter und mit wenigern Koſten, als der in den Niederungen, welcher, wenn er von der beſten Art iſt, gemeiniglich ſtrenge und ungeſchlacht zu ſeyn pflegt, beſtellet werden kann.

Die Fehler, welche Land-Güter, die auf der Höhe belegen ſind, an ſich haben, beſtehen hauptſächlich in Folgenden.

1. Nur ſelten iſt auf dergleichen Gütern eine für einen verhältnißmäßigen Viehſtand zureichende Weide, und dieſes ſetzt die Beſitzer derſelben wegen deſſen nöthigen Erhaltung öfters in nicht geringe Verlegenheit. Wäre dieſelbe auch zu ihrem nothdürftigen Unterhalt zulänglich, ſo bleibt ſie doch immer knapp und mager, folglich für den nutzbaren Viehſtand nur wenig paſſend.

2. Der Anbau des Klees und anderer Futter-Kräuter iſt zwar ein bekanntes Mittel, wodurch dem nutzbaren Viehe auch in ſolchen hohen Gegenden eine reichliche und zweckmäßige Nahrung verſchaffet werden kann; indeſſen iſt doch die Anlage davon mit vielen Koſten und Beſchwerlichkeiten verknüpft, zu geſchweigen, daß es Oerter giebt, wo der Anbau des Klees und der Futter-Kräuter ganz unmöglich fällt.

3. Iſt gleich bey einem auf der Höhe liegenden Land-Gute hinlänglicher Wieſewachs zur Erhaltung des verhältnißmäßigen Viehſtandes vorhanden, ſo

iſt

iſt doch das darauf gewonnene Heu gemeiniglich ſehr mager und wenig nahrhaft, ſo, daß darauf, in Anſehung des nutzbaren Viehes, nur wenig Rechnung gemacht werden kann.

4. Und obwohl die Land = Güter, die dergleichen Lage haben, naſſen Jahren dem Mißwachſe weit weniger, als die in der Niederung belegenen, ausgeſetzt ſind, ſo ſind ſie doch auch in dürren und trocknen Jahren, in welchen in den Niederungen das Getreide am reichlichſten zu wachſen pflegt, hierunter in deſto mehrerer Gefahr.

5. Ueberdies iſt in dergleichen Mißwachs = Jahren ſolchen Land = Gütern nicht nur der Abgang der Körner, ſondern auch des Strohmes, höchſt nachtheilig, indem das leztere zur Erhaltung eines verhältnißmäßigen Viehſtandes auf denſelben unentbehrlich iſt, da hingegen dieſes auf den in der Niederung belegenen Land = Gütern nur wenig geachtet wird, weil das daſelbſt vorhandene Vieh ſchon vorhin durch das überflüſſig gewonnene Heu reichlich ausgehalten werden kann.

6. Endlich verurſachen auch die Land = Güter auf der Höhe ihren Beſitzern, wegen genug herbey zu ſchaffenden Düngers, manchen Kummer, wovon die in der Niederung befindlichen nichts wiſſen; denn obgleich auch die leztern nicht ganz ohne Düngung bleiben können, ſo iſt doch theils die Anzahl der Aecker, die deſſen bedürfen, weit geringer, theils die Menge des Viehes unverhältnißmäßig ſtärker, als hierzu erfordert wird.

B. Bemerkung der Vorzüge und Fehler ſolcher Land = Güter, deren ſämmtliche Grundſtücke in der Niederung beyſammen liegen. Die Vorzüge dieſer Art von Land = Gütern, ſind folgende.

1. Die

1. Die Nähe und das Zuſammenliegen ihrer ſämmtlichen Grundſtücke in einem an einander hangenden Diſtricte.

2. Der Ackerbau ſolcher Land=Güter iſt meiſtentheils mit dem vorhandenen Viehſtande vollkommen verhältnißmäßig, und überſchreitet öfters wohl gar dieſes Verhältniß. Denn da jede Niederung einen grasartigen Boden vorausſetzt, und gemeiniglich auf ſolchen Land=Gütern die Hütung und der Wieſewachs das Ackerland überwieget, ſo iſt von ſelbſt einleuchtend, daß es hier niemahls an einer zur Düngung des Ackerlandes verhältnißmäßigen Menge von Vieh fehlen könne. Der Mangel hieran iſt um ſo weniger zu befürchten, als der Acker in den Niederungen ſchon von ſelbſt eine Menge Stroh und Gewächſe bringt, wodurch der von dem Viehe fallenden Miſt bis zum Ueberfluß vermehrt werden kann; daß aber alle Gattungen des Bodens in ihrem Ertrage mehr oder weniger ergiebig ſind, nach dem ſie öfter oder ſeltener gedinget werden können, iſt eine von ſelbſt einleuchtende Wahrheit.

3. Man muß zwar zugeben, daß der Acker in den niedrigen Gegenden, in Rückſicht ſeiner innern Güte, eben ſo verſchieden, als der auf der Höhe, iſt, indem man daſelbſt bald einen ſtarken Thon=Grund, bald einen bloßen Torf=Grund, der aber wegen ſeiner Unter=Schichten ebenfalls verſchiedene Abtheilungen leidet, antrifft. Indeſſen iſt doch auch gewiß, daß man in den Niederungen, wenn eine bequeme Witterung eintrifft, jederzeit weit reichere Aernden, als auf der Höhe, wahrnehmen wird.

4. Iſt gleich nicht zu läugnen, daß ein auf der Höhe gewachſenes Getreide in naſſen Jahren weit wenigerer Gefahr, als das in den Niederungen erzeugte, ausgeſetzt iſt, ſo bleibt doch auch gewiß, daß in trocknen Jahren dieſe Gefahr das leztere ebenfalls

trifft,

trifft, naſſe und trockne Jahre aber beſtändig mit einander abwechſeln, und die leztern eben ſo wohl, als die erſten, zu befürchten ſind.

5. Wenn man auch zugeben wollte, daß die Niederungen, aus noch verſchiedenen andern Urſachen, dem Mißgerathen des Getreides weit öfter, als die Hohen, ausgeſetzt wären, ſo iſt doch dagegen auch nicht zu läugnen, daß dieſes durch den öftern Reichthum den Aernden in der Niederung völlig wieder erſetzt werde, und daß ein Guts-Beſitzer in dergleichen Gegenden durch eine einzige gut ausgefallene Aernde, gegen zwey bis drey ſchlechtere, vollkommen entſchädigt wird.

6. Die wenigere Güte der Getreide-Körner in den Niederungen oder Bruch-Gegenden kann mit der größern Menge des Zuwachſes gar füglich ausgeglichen werden; und wenn auch die in der Niederung wohnenden Güter-Beſitzer für ihr gewonnenes Getreide etwas weniger bekommen, ſo wird ſich doch am Ende des Jahres finden, daß ſie nach dem Verhältniſſe der Größe ihres Ackerbaues davon weit mehr, als die auf der Höhe wohnenden, an barem Gelde eingenommen haben.

7. Bey den auf der Höhe liegenden Land-Gütern iſt der Ackerbau gemeiniglich die Haupt-Nutzungs-Rubrik, und ein darin vorgekommener Mißfall kann durch den reichern Ertrag der übrigen Wirthſchafts-Theile nur ſelten ausgeglichen und erſezet werden. In Anſehung der Niederungen hat es hierunter eine ganz andere Bewandtniß, indem auf dieſen der Getreidebau die meiſte Zeit nur den geringſten Nutzungs-Artikel ausmacht, ſondern von der Viehzucht, dem Heu-Verkaufe und der Nutzung der Fett-Weiden weit überwogen wird. Ein Beſitzer eines in der Niederung belegenen Land-Gutes hat daher weit mehrere Hülfs-Mittel, um ſich in Mißwachs-Jahren

aus

aus der Verlegenheit, worin er dadurch geſezt worden iſt, zu reiſen, als ein auf der Höhe wohnender. Dieſe Hülfs = Mittel kommen ihm auch deſto mehr zu Statten, als in naſſen Jahren, wo das Getreide in den Niederungen der meiſten Gefahr ausgeſezt iſt, die andern vorerwähnten Wirthſchafts = Artikel deſto einträglicher zu seyn pflegen. Land = Güter aber, bey welchen nicht alles auf einen einzigen Wirthſchafts = Artikel ankommt, ſondern wo mehrere Hülfsmittel da ſind, die einen Ausfall decken können, verdienen überhaupt einen Vorzug, und ſind weit leichter und ſicherer zu bewirthſchaften, als ſolche, wo der Eigenthümer bey dem Mißgerathen eines einzigen Wirthſchafts = Theiles in Verderben gerathen kann.

Aller dieſer Vorzüge ungeachtet, haben die Land-Güter in Bruch = Gegenden doch ebenfalls ihre Fehler, welche in Folgendem beſtehen.

1. Die Ströhme und Flüſſe, die dergleichen Niederungen und Bruch = Gegenden begränzen, ſind entweder verwallet, oder nicht. In beyden Fällen bleiben zwar die anliegenden Güter mancherley Gefahr ausgeſezt, doch in dem leztern Falle weit mehr; wiewohl auch nicht zu läugnen iſt, daß eine in dem erſten Falle wegen eines Durchbruches der Wälle ſich eräugnende Uiberſchwemmung der Niederungen, ihrer mehrern Seltenheit ungeachtet, weit ſchädlicher werden kann, als wenn ſie durch den natürlichen Austritt des Waſſers entſtanden iſt.

2. In beyden Fällen iſt ein Eigenthümer nicht allein dem Verluſte ſeines ſämmtlichen gegenwärtigen Zuwachſes an Getreide, Heu und Garten = Gewächſen, ausgeſezt, und man hat Beyſpiele, daß die Einwohner ſolcher Land = Güter bey entſtandenen ſtarken Waſſer = Fluthen ihr Vieh auf der Höhe haben retten und in die Winter = Fütterung eindringen müſſen, ſondern es geſchieht auch ſehr oft, beſonders wenn die

Ueber=

Ueberſchwemmung von einem Wall-Durchbruche herrührt, daß Aecker, Wieſen und Hüttung verſandet, und dadurch auf viele Jahre, und faſt auf beſtändig, unbrauchbar gemacht werden.

3. Alle dieſe Gefahren können eines Theils nur ſelten durch menſchliche Vorſicht abgewendet werden, und andern Theils eräugnen ſie ſich auch öfters plötzlich und unvermuthet, ſo, daß keine Vorkehrungen dagegen gemacht werden können, ſondern die Einwohner nur auf die Rettung ihrer eigenen Perſon und ihres Viehes bedacht ſeyn müſſen. Iſt gleich nicht zu läugnen, daß dergleichen Ueberſchwemmungen in der Folge fruchtbare Jahre bringen, indem ſie durch den von dem Waſſer abgeſetzten Schlamm den Boden mit neuen Nahrungs-Kräften bereichern, folglich dadurch den Eigenthümer wieder entſchädigen, ſo iſt doch die Verlegenheit eines Land-Wirthes, welcher alle ſein Getreide und Wirthſchafts-Bedürfniſſe für die theuerſten Preiſe von der Höhe kaufen, und ſo gar ſein Vieh daſelbſt zur Erhaltung unterbringen muß, viel zu wichtig, als daß der daraus entſtandene Schade durch einen nachherigen reichern Ertrag der überſchwemmt geweſenen Grundſtücke gehörig wieder vergütet werden könnte. Gemeiniglich wird bey ſolchem Unglücksfalle das ganze Wirthſchafts-Syſtem eines ſolchen Land-Gutes zerrüttet, und kann nicht ohne viele Mühe und Koſten wieder in den vorigen Stand geſetzt werden.

4. Beſonders gefährlich ſind ſolche Ueberſchwemmungen allen Gattungen des Viehes, beſonders dem Rindviehe, welches doch auf den in der Niederung belegenen Land-Gütern den vorzüglichſten Nutzungs-Artikel ausmacht. Denn eben der Schlamm, den das Waſſer auf Aeckern, Wieſen und Hüttungen abſetzt, und ſie dadurch doppelt fruchtbar macht, gereicht gemeiniglich dem Viehe, wenn es darauf zu weiden,

und das davon gewonnene Heu im Winter zu freſſen, genöthigt iſt, zum größten Schaden, und ein allgemeines Viehſterben iſt in dergleichen Gegenden der gewöhnlichſte Erfolg von einem ſolchen Unglücksfalle.

5. Auch ohne auf dergleichen den Niederungen und Bruch-Gegenden eigene Begebenheiten Rückſicht zu nehmen, bemerkt man an ſolchen Land-Gütern viel Mangelhaftes, wodurch ihr Vorzug ſehr zweifelhaft gemacht wird. Der Ackerbau iſt meiſtentheils nur von geringem Umfange, und öfters kaum zur eigenen Conſumtion hinreichend, ſo, daß nicht ſelten das Benöthigte von der Höhe erkauft, und öfters einige Meilen weit herbey gehohlet werden muß, welches dann für jeden Land-Wirth, beſonders in theuern Jahren, eine ſehr beſchwerliche und unangenehme Ausgabe iſt, daher ſolche Land-Güter, auf welchen nicht einmahl das benöthigte Brod- und Wirthſchafts-Korn gewonnen werden kann, nicht für die beſten zu halten ſind.

6. Wenn gleich dieſer Fehler nicht bey allen in den Niederungen liegenden Gegenden angetroffen wird, ſondern es unter denſelben ebenfalls verſchiedene giebt, auf welchen eine Menge Gedreide verkauft werden kann, ſo wird doch der Einkauf des Saat-Getreides faſt allemahl nothwendig bleiben, weil das daſelbſt gewonnene, theils wegen ſeiner Unvollkommenheit in den Körnern, und theils wegen des vielen damit vermiſchten Zuſatzes, nur ſelten zum Samen tauglich iſt.

7. Der Ackerbau in den Bruch-Gegenden fällt, wenn ſie einen ſtarken Thon Grund haben, welchen man daſelbſt gemeiniglich für den beſten und fruchtbarſten hält, in ſeiner Beackerung weit koſtbarer und beſchwerlicher, als der auf der Höhe, wovon man ſich in dem Oder-Bruch, und in der Altmark belegenen ſo genannten Wiſche, zur Genüge überzeugen

gen kann. Es muß daher ein großer Theil des mehrern Getreide-Gewinnens wieder auf die vielen Acker-Beſtellungs-Koſten verwandt werden, und es bleibt öfters, nach deren Abzug, von den dem Anſcheine nach überaus reichen Aerndten weniger zum Verkauf übrig, als auf der Höhe in einem guten Mittel-Boden.

8. In ſolchen Bruch-Gegenden, wo der Grund aus einem bloßen Torfe beſteht, fallen zwar die Acker-Beſtellungs-Koſten, welches faſt alles auf Eine Fahre geſäet wird, weniger beſchwerlich und koſtbar; dagegen aber iſt auch ein in ſolchem Torf-Grunde erzwungener Ackerbau immer ſehr ſchlecht und elend, und bringt die daran gewandte Mühe und Koſten nur ſelten wieder ein. Ueberdem iſt der Ackerbau in den Niederungen und Bruch-Gütern, auch ohne auf die von den häufigen Uiberſchwemmungen herrührende Gefahr Rückſicht zu nehmen, bey der gewöhnlichen Witterung weit mehrerm Umfalle, als auf der Höhe, ausgeſetzt. Daß man in den Niederungen im Frühjahre einen längern, und im Herbſte einen frühern Froſt, als auf der Höhe, zu erwarten hat, iſt aus der Erfahrung bekannt; und es folgt hieraus, daß der Eigenthümer eines in der Niederung belegenen Land-Gutes bey ſeinen Saaten niemahls ſo ſicher, als ein auf der Höhe wirthſchaftender, fahre, und er beſonders durch eine nicht zur rechter Zeit getroffene Saat-Zeit ſehr viel verlieren könne.

9. In theuern und an hinlänglichem Getreide mangelnden Jahren finden zwar auch die Beſitzer der Bruch-Güter mit ihrem leichten und flachkörnigen Getreide Abſatz, müſſen ſich aber jederzeit einen weit geringern Preis dafür gefallen laſſen (*), welcher öfters

(*) Im J. 1786 wurde der Land-Hafer, der brandenb. Scheffel mit 12 bis 14 Gr. nach dem marktgängigen Preiſe bezahlt, den

ters die darauf verwandten Acker=Beſtellungs=Koſten nicht wieder einbringt.

10. Der Viehſtand muß wohl jederzeit, nebſt dem Verkaufe des überflüſſigen Heues, auf einem in einer Bruch=Gegend belegenen Land=Gute als ein Haupt=Nutzungs=Artikel angeſehen werden; man entdeckt aber auch hierbey mancherley Unvollkommenheiten und Mängel, die dem äuſſern Anſcheine davon widerſprechen. Auf ſolchen Gütern können nicht alle Vieh=Gattungen mit gleichem Nutzen und ohne Gefahr, wie auf der Höhe, gehalten werden, wovon beſonders die Zucht=Schäfereyen ein offenbares Beyſpiel abgeben. Bloß Hammel=Schäfereyen finden in ſolchen Gegenden Statt, und auch dieſe ſind nicht an allen Orten rathſam, ſondern ein Guts=Beſitzer hat gemeiniglich mehrern Nutzen davon, wenn er ſeine Fett=Weiden entweder vermiethet, oder von Zeit zu Zeit Schafvieh, um ſolches darauf zu mäſten, kauft. Das Rindvieh iſt zwar in den Niederungen theils weit nutzbarer, als auf der Höhe, theils giebt es auch daſelbſt eine weit ſtärkere Race davon; dagegen aber iſt es auch weniger dauerhaft, es läßt eher in ſeiner Nutzbarkeit nach, und muß daher mit friſchem umgewechſelt werden. Eben ſo kann auch von dem in den Niederungen gezogenen Rind=Viehe kein Gebrauch für andere Gegenden, und beſonders diejenigen, die eine Wald=Weide haben, gemacht werden. Eine in der Niederung erzogene Kuh verliert, ſo bald ſie auf eine hohe und magere Weide gebracht wird, in ihrer Nutzbarkeit und Gedeihen gar ſehr, weshalb es auch kein auf der Höhe wohnender Land=Wirth, Rindvieh aus Bruch=Gegenden zu

den Bruch=Hafer aber konnte man den Scheffel für 4 bis 5 Gr. kaufen, und doch fanden ſich die Käufer dabey betrogen.

zu kaufen, wagen wird. Die Bewohner der Niederungen können daher von ihrer Viehzucht keinen ſo ausgedehnten Gebrauch machen, als es wohl das Anſehen hat, ſondern müſſen die davon zu hoffenden Vortheile nur auf Gegenden von gleicher Art, und beſonders auf das zu ziehende Schlacht ⸗ Vieh, einſchränken.

11. So möglich und vortheilhaft auch in ſolchen Bruch ⸗ Gegenden die Pferdezucht zu ſeyn ſcheint, ſo wird doch von vielen Cavallerie ⸗ Verſtändigen verſichert, daß die daſelbſt gezogenen Pferde jederzeit von weit ſchlechterer Art, als die auf der Höhe gefallenen, ſeyn, und man beſonders eine weit wenigere Dauerhaftigkeit an denſelben bemerke.

12. Iſt gleich das in den Bruch ⸗ Gegenden erzeugte Heu weit kräftiger und nahrhafter, als das auf den magern Land ⸗ und Feld ⸗ Wieſen gewonnene, ſo iſt das leztere doch auch in allen Stücken weit geſunder. So kann, z. B. das fette Bruch ⸗ Heu für die Zucht ⸗ Schäfereyen niemahls ſo ſicher, als das von guten Feld ⸗ Wieſen, angerathen werden, indem die Erfahrung lehrt, daß das erſtere, wenn es in Ueberfluß genoſſen wird, bey den Schafen ſehr leicht zur Anbrüchigkeit Gelegenheit giebt, und das Verderben einer ganzen Schäferey verurſachen kann. Auch die beſten Eigenſchaften eines in der Niederung belegenen Land ⸗ Gutes können daher für den Schaf⸗Stand, und mithin für den ganzen Wohlſtand der Viehzucht, bedenklich werden.

C. Bemerkung von den Vorzügen und Fehlern ſolcher Land ⸗ Güter, deren Grundſtücke theils auf der Höhe, theils aber auch in der Niederung liegen. In Gegenden, die in Ströhmen und großen Flüſſen liegen, beſonders an der Oder, Watte und Netze, trifft man häufige Beyſpiele hievon an. Gemeiniglich nimmt man wahr, daß die daſelbſt auf

der Höhe belegenen Land=Güter einen Mangel an Wieſewachs und zureichender Hüttung haben, und ſie daher ihre Grundſtücke, die bloß aus Ackerwerk beſtehen, wegen des nicht möglich zu machenden verhältnißmäßigen Viehſtandes, nicht gehörig nutzen können; dieſes hat ſie dann natürlicher Weiſe auf die Gedanken gebracht, einen Theil der benachbarten Bruch=Grundſtücke entweder kaufweiſe, oder gegen einen davon jährlich zu entrichtenden Zins an ſich zu bringen, und mit ihrem auf der Höhe liegenden Ackerwerke zu vereinigen. An und vor ſich iſt dieſes ein ſehr vernünftiges Mittel, die auf der Höhe liegenden, und von allem Wieſewachs, auch einer zureichenden nahrhaften Weide entblößten Land=Güter zu verbeſſern, indeſſen iſt doch auch der Zuſtand ſolcher Güter nicht ohne alle Bedenklichkeit, und ich werde daher ebenfalls ſowohl ihre Vorzüge, als auch die damit verknüpften Fehler, anzeigen.

Die Vorzüge, welche Gütern dieſer Art eigen ſind, beſtehen in Folgendem. Das richtige Verhältniß zwiſchen Ackerbau und Viehſtand trägt unſtreitig zu der Vollkommenheit der ländlichen Beſitzungen das meiſte bey, und diejenigen, denen es daran mangelt, werden niemahls recht genutzet werden können, ſondern der Ackerbau ſowohl als auch der Vieh=Stand wird darunter leiden. Wenn nun der Beſitzer eines auf der Höhe belegenen Land=Gutes, welches von Natur nicht mit genugſamer Weide und Heuſchlag verſehen iſt, durch Erwerbung eines in der Nähe liegenden Bruch=Grundſtückes dieſem Mangel abgeholfen hat, ſo ſcheint es auſſer allen Zweifel geſetzt zu ſein, daß nicht ſolches als eine der wichtigſten Verbeſſerungen anzuſehen ſeyn, und folglich auch dergleichen Land=Güter vor allen andern einen beſondern Vorzug haben ſollten. Dieſer Vorzug wird ſowohl in Anſehung der unter A, als auch B, beſchrie=

ſchriebenen Land = Güter, um ſo gewiſſer, als in Anſehung der erſtern alle bey den unter B wegen des Ackerbaues gemachte Bedenklichkeiten wegfallen, und ihnen zugleich eine beſſere Hüttung und Wieſewachs, als ſonſt bey den Gütern A. vorhanden iſt, verſchaffet wird. Die bey vorbenannten Arten von Gütern bemerkten Fehler werden ſolchemnach bey dieſer dritten Art offenbar verbeſſert, und daraus ſcheint es, daß dieſe leztere Gattung ländlicher Beſitzungen, wo Höhe und Niederung mit einander verbunden ſind, unter allen die beſte und vollkommenſte ſeyn müſſe. Kurz, einem auf dieſe Weiſe verbeſſerten Land = Gute kommen alle Vorzüge, die ein Land = Gut auf der Höhe in Anſehung ſeines Ackerbaues hat, zu Nutze, und dasjenige, was den Vorzug der in den Niederungen belegenen Güter ausmacht, nähmlich beſſere Weide und Wieſewachs, wird ihnen ebenfalls zu Theil. Eine ſo glückliche Verbindung der beſten Eigenſchaften von jeder Art aber muß, ohne Zweifel etwas Vollkommenes darſtellen.

So ſcheinbar auch dieſe Gründe ſeyn mögen, ſo fehlt es doch ſolchen Gütern ebenfalls nicht an Mängeln, die dieſe Vorzüge gar ſehr vereiteln. Doch muß dabey billig ein Unterſchied gemacht werden, ob ſolche erworbene Bruch = Gegenden mit dem auf der Höhe belegenen Land = Gute, womit ſie verbunden worden ſind, unmittelbar gränzen, ſo, daß das Vieh täglich ſeine Trift dahin nehmen, und des Nachts wieder auf dem Haupt = Gute eingeſtallet werden kann, oder ob, wegen der Entlegenheit des Bruch = Grund = Stückes, das Vieh den ganzen Sommer über darauf bleiben muß. In dem erſten Falle wird gegen die Vorzüge eines auf ſolche Weiſe verbeſſerten Land = Gutes wohl wenig einzuwenden ſeyn; in dem zweyten aber machen verſchiedene Fehler ihnen ihre Vorzüglichkeit ſtreitig. Denn da zuvörderſt der Wohl-

ſtand aller Vieh=Gattungen durch eine nahe und bequeme Trift gar ſehr befördert wird, ſo kann ein von dem Haupt=Gute weit entferntes Bruch=Grund=Stück hierunter niemahls als zweckmäßig angeſehen werden, und man wird bey der Nutzbarkeit des Vie= hes hiervon jederzeit einen merklichen Abgang ſpüren. Will man gleich dieſem Fehler durch Verlegung des ganzen Viehſtandes auf ein ſolches Bruch=Grund=Stück abhelfen, ſo ſind doch hiermit theils Unbe= quemlichkeiten, theils aber auch ein wirklicher Schade, wodurch ein ſolches Unternehmen allemahl bedenklich bleibt, verknüpft, und dieſe ſind öfters größer, als daß ſie durch die davon gehofften Vortheile gehoben werden könnten. Gemeiniglich wird in ſolchen Ge= genden das Rindvieh, den Sommer über, auf das mit dem Haupt=Gute vereinigte Bruch=Grundſtück gebracht, und daſelbſt entweder durch Verpachtung deſſelben, oder durch eigene Bewirthſchaftung, ge= nutzet. Hierdurch wird es zwar möglich gemacht, ein ſtärkern Viehſtand halten, und denſelben auch weit beſſer, als auf der hohen und gemeiniglich ſehr trocknen Weide, nutzen zu können; die Haupt=Ab= ſicht aber, warum die Verhältnißmäßigkeit des Vieh= Standes mit dem Ackerbaue ſo nothwendig iſt, wird dennoch dabey offenbar verfehlt. Der Grund dieſer ſo nothwendigen Verhältnißmäßigkeit des Viehſtandes mit dem Ackerbaue, liegt bloß in der mehrern und öftern Düngung der Felder; dieſer Endzweck kann aber niemahls erreichet werden, wenn nicht der aus dieſer Urſache verſtärkte Viehſtand beſtändig in der Nähe des auf der Höhe liegenden Ackerfeldes gehal= ten, und es dadurch den Feldern den von dem erhö= heten Viehſtande gewonnenen mehrern Miſt mit Bequemlichkeit mitzutheilen, möglich gemacht werden kann.

2. Bey der vorerwähnten Einrichtung hat der Ackerbau durch die Vermehrung des Viehes ſo wenig einen wahren Vortheil, daß man ihm dadurch auch ſo gar den Dünger, den er vorhin von dem wenigen Viehe gehabt hat, entzieht. Dieſe Bedenklichkeit ſucht man zwar gemeiniglich dadurch zu heben, daß das den Sommer über in der Bruch = Gegend gehaltene Vieh wieder auf das Haupt = Gut zurück gebracht und daſelbſt aufgeſtellt wird. Der Sommer-Miſt iſt überdem, in Anſehung ſeiner Menge, wenig beträchtlich, weil das Vieh den ganzen Tag über ſich auf der Weide befindet, und es ſcheint daher, daß den Feldern hierdurch in der Düngung nichts entgeht, ſondern daß dieſelben vielmehr wegen der durch das dem Haupt = Gute einverleibte Bruch-Grundſtück möglich gemachten Vermehrung des Viehſtandes, offenbar dabey gewinnen. Bekannt genug aber iſt die vorzügliche Güte des Sommer = Miſtes gegen den Winter = Miſt; und daß ein Fuder von jenem mehr Wirkung, als drey von dieſem, zu thun vermögend ſey, wird von keinem erfahrnen Wirthſchafts Verſtändigen bezweifelt werden können. Der gänzliche Verluſt des Sommer = Miſtes kann daher einem Guts-Beſitzer, in Anſehung des Getreide-Baues nicht gleichgültig ſeyn, indem in ordentlichen Wirthſchaften das Vieh auch des Sommers, die Nacht hindurch und in den Mittags = Stunden, im Stalle bleibt, folglich in dieſer Jahrszeit bey genugſamen Einſtreuen ebenfalls eine beträchtliche Menge Miſt gewonnen werden kann.

3. In Anſehung des Heues, führt eine ſolche getheilte Acker = und Vieh = Wirthſchaft gleichfalls mancherley Schwierigkeiten bey ſich, welche den Werth der Güter, bey welchen hohes Land und Bruch-Grundſtücke mit einander verbunden ſind, gar ſehr vermindern. Denn wenn, um nicht allen Dünger zu ver-

verlieren, das Vieh im Winter wieder auf die Höhe gebracht, und daſelſt gefüttert werden muß, ſo iſt es auch eine natürliche Folge, daß das auf dem vereinbarten Bruch-Grundſtücke gewonnene Heu dahin gefahren werden müſſe. Man hat Beyſpiele, daß das Haupt-Gut und die dazu gehörigen Bruch-Grundſtücke 2 bis 3 Meilen weit von einander entfernt ſind. Die Beſchwerlichkeit, die in ſolchem Falle die vielen und weiten Heu-Fuhren verurſachen, iſt von ſelbſt einleuchtend, und es wird dadurch dieſe Einrichtung weit weniger ſchätzbar, als ſie dem erſten Anſcheine nach zu ſeyn ſcheint. Man bemerkt zwar gemeiniglich auf hohen, in einer gewiſſen Entfernung von Bruch-Gegenden liegenden Land-Gütern einen gänzlichen Mangel an Heuſchlag und Wieſewachs, und alsdann iſt es gewiſſer Maßen eine Nothwendigkeit, zu dieſem Mittel zu greifen, und ſolchen nachtheiligen Mangel durch Erwerbung einiger Bruch-Grundſtücke zu erſetzen, weil man ſonſt, ſeinen Vieh-Stand dem Ackerbaue verhältnißmäßig zu machen, niemahls im Stande ſeyn wird. Man weis aber auch heutigen Tages den Abgang hinlängliches Heues und Weide durch den Anbau von Klee und allerley Futter-Kräutern zu erſetzen, ohne dabey ſo viele Beſchwerlichkeiten zu erfahren, und es werden daher diejenigen Land-Wirthe, die dieſen Weg wählen wollen, eine dergleichen getheilte Wirthſchaft gar nicht nöthig haben.

Gutachtliche Entſcheidung. Es iſt unläugbar, daß, in glücklichen Jahren, die in der Niederung liegenden Land-Güter ihre Beſitzer weit geſchwinder, als die auf der Höhe belegenen, reich machen können; gewiß aber iſt es auch, daß ſie in unglücklichen Jahren dem Verderben weit mehr ausgeſetzt ſind, wie ſolches aus den beyden Arten von Gütern, A und B, bemerkten Fehlern ſich von ſelbſt ergiebt. Wenn nun, bey der

der Nutzung aller Ländlichen Beſitzungen, nicht bloß auf die möglichen Vortheile, ſondern auch auf die damit verknüpften Gefahren, Rückſicht genommen werden muß, ſo kann den in der Niederung belegenen Gütern, wenn ſie gleich zu gewiſſen Zeiten eine ſtärkere Einnahme, als die auf der Höhe belegenen, gewähren können, der Vorzug nicht gegeben werden, weil ſehr oft dasjenige, was in einem Jahre überflüſſig gewonnen worden iſt, in dem folgenden dreyfach wieder verlohren geht, auch wohl gar die Subſtanz der Grundſtücke auf beſtändig zerrüttet und unbrauchbar gemacht wird. Sind gleich die in der Höhe liegenden und mit einer verhältnißmäßigen Weide und Wieſewachs verſehenen Land=Güter von einem weniger in die Augen fallenden Ertrage, ſo iſt derſelbe doch jederzeit weit ſicherer und zuverläſſiger. Die Beſitzer derſelben ſind zwar ebenfalls nicht vor allen Unglücksfällen völlig ſicher, es ereignen ſich aber dieſe weit ſeltener, ſind auch niemahls ſo verderbend als auf den Bruch=Gütern, und können durch nachfolgende glücklichere Jahre allemahl wieder erſetzt werden. Iſt gleich der Wieſewachs auf hohen Land=Gütern nur ſelten ſo nahrhaft, und die Viehzucht niemahls ſo beträchtlich, als in Bruch=Gegenden, ſo iſt jener dagegen auch für alle Vieh=Gattungen weit geſunder, und folglich leztere weit ſicherer. Alle dieſe Umſtände bewegen mich alſo, die hohen Land=Güter, die mit einem Mittel=Boden und mit hinlänglichen Feld=Wieſen verſehen ſind, den in der Niederung belegenen, wenn ein Land=Wirth ſein Gut bloß als Land=Wirth, und nicht als Kauf= und Handelsmann bewirthſchaften will, vorzuziehen. In Anſehung der auf der Höhe liegenden, weder mit hinlänglicher Weide noch Wieſewachs verſehenen Land=Güter, iſt es zwar ein ſehr wichtiger Vortheil, wenn dieſer Mangel durch Erwer-

bung eines in der Nähe belegenen Bruch-Grundſtückes gehoben werden kann; niemahls aber wird eine wahre und weſentliche Verbeſſerung eines ſolchen Land-Gutes dabey erfolgen, wenn das dazu gekommene Bruch-Grundſtück dermaßen weit dazu entlegen iſt, daß weder der Viehſtand das ganze Jahr hindurch auf dem leztern bleiben, noch auch das nöthige Heu anders als mit vieler Beſchwerlichkeit, und von weitem her, angefahren werden kann, ſo, daß im entgegengeſetzten Falle die Sommer-Stall-Fütterung, nebſt dem damit verbundenen Kleebaue, wohl allemahl zweckmäßiger und vortheilhafter ſeyn möchte.

(Hrn. Präſid. v. Benekendorf) Oeconomia controverſa, 1 B. (Berl. 1787, gr. 4.) S. 1, ſgg. und 287, ſgg.

Patriotiſches Schreiben über die Frage: Ob die Erlaubniß, adeliche Land-Güter zu beſitzen, ohne Unterſchied den Kaufleuten und dem Bürger-Stande zu ertheilen ſey (*)?

„Sie fragen mich um meine Meinung in einer Sache, wo ich ſie Ihnen gern geweigert hätte, wenn Sie nicht ſo ſtark in mich gegangen wären. Ich werde ſie Ihnen ſagen, wie die Natur ſelbſt redet, da ich nicht verlange, aller Orten Beyfall zu erhalten, und weil ich mich auch nicht ſehr auf die Stats-Wiſſenſchaften gelegt habe. Sie fragen mich:

1. Ob es beſſer ſey, daß man die Erlaubniß, Land-Güter zu kaufen, nur den Adelichen, und nicht den Bürgerlichen, am wenigſten aber Kauf- und Handelsleuten ertheile; oder, ob es beſſer ſey, daß

(*) Schleſiſche ökonomiſche Sammlungen, 18 St. (Bresl. 1757, 8.) S. 154, ſgg.

daß ein jeder, der Geld und Luſt hat, dergleichen kaufen möge: und

2. Ob eines oder das andere, und welches von beyden, dem Landes-Herrn einträglicher ſey, und den Wohlſtand des Landes befördere?

„In einem State, wo ein freyes, ordentliches und ungehemmtes Commercium getrieben wird, und wo, nach dem alten Sprichworte, Handel und Wandel blühet, wird ſich ſehr ſelten ein Kaufmann einkommen laſſen, Land-Güter zu beſitzen, noch Geld übrig haben, welche zu kaufen. Es wird einem Jeden, beſonders auch einem Kaufmanne ſelbſt bekannt ſeyn, daß der geringſte Handel, wo er recht geht, das darauf gewendete Capital mit 8, 10, 12 bis 16 p. C. verinterreſſiret, und, nach dem die Ware und der Handel iſt, wohl gar alterum tantum einbringt. Im Gegentheil rufe ich, und zwar die exacteſten und beſten Land-Wirthe, zu Zeugen, (die nicht mehr aus ihrer Wirthſchaft machen, als es iſt, und nicht mehr einzunehmen vorgeben, als wie ſie löſen und bekommen,) ob ihnen ihre Güter, wenn es glücklich geht, und ſie dieſelben nicht etwann um das halbe Geld, was ſie werth ſind, gekauft haben, mehr als 6 bis 8 pro Cent, durch einen ſechs- bis vierjährigen Durchſchnitt getragen; ja, ich könnte beynahe 100 gegen 10 ſetzen, die oft kaum 3 bis 4 pro Cent daraus nehmen. Müßten alſo diejenigen nicht Thoren ſeyn, die ihr Geld in der Handlung oder ſonſt beſſer nutzen könnten, und es in die Land-Wirthſchaft ſteckten? Gemeiniglich, wenn die Kaufmannſchaft ſchon Güter kaufen will, bringt der Handel nicht ſo viel, als er ſoll, und muß irgendwo gehemmet ſeyn.

„Auf nichts iſt das menſchliche Herz mehr bedacht, als auf ſein Intereſſe, und nichts wird richtiger gerechnet als dieſes. Sollten allein die Kaufleute, die es ſonſt zu gut verſtehen, hierein es nicht

einſehen, ob es Schaden oder Nutzen brächte, ihr Geld auf Land = Güter zu legen, wenn die Handlung gienge? Das Geld, welches ſich hier nur 1 Mahl verintereſſirt, hätte es in der Handlung ſchon 2, 3 und 4 Mahl gethan.

„Durch den Handel wird zwar mehr Geld ins Land geſchaffet, es können mehrere Menſchen leben, und jeder Landes = Herr hat eher mehr von der Kaufmannſchaft, als vom Ackerbau. Man ſehe die Staten an, wo der Handel blühet, ſind nicht die Landes = Herren mächtiger, das gemeine Weſen reicher, als in denen Ländern, wo der Handel liegt? Was für mächtige Staten würden Böhmen und Pohlen ſeyn, wenn im erſten nicht die vielen Feyer = Tage die Leute zur Faulheit gewöhnet hätten, und der unmenſchliche Aberglaube, die vielen Wahlfahrten ꝛc. ſie von der Arbeit abhielten; Leztern hingegen fehlt es noch über vorſtehendes an einer weiſen Regierung, Ordnung und Einrichtung. Was für mehrere Menſchen könnten nicht in dem Lande leben, wenn der Handel recht florirte!

„Es muß aber beydes in einem State geduldet, erhalten und beſchützet werden, der Kaufmann ſowohl als der Landmann, und man kann beydes ſehr wohl mit einander verbinden. Wo Handel und Wandel recht geht, halte ich es jedem Edelmann für übel, der ſich ſchämt, Handlung zu treiben; er treibt ſie ja ſo ſchon mit denen Sachen, die ihm zuwachſen, warum ſoll er es nicht auch mit fremden Waren thun? Man muß ſeinem Vaterlande auf alle Arten zu dienen ſuchen.

„In England ſiht man die größten Lords, ja ſo gar diejenigen, die in die größten Geheimniſſe des States, in die Allerheiligſte ſehen, mit Handlungs=Büchern umgehen; und kann jemand läugnen, daß Englands Macht nicht bloß durch den Kauf = Handel entſtanden iſt, und noch davon beſteht? Wo Freyheit

heit herrſcht, wo Handel und Wandel nicht liegt, da ſind niemahls zu viele Kaufleute; und ſoll einem Lande wohl geſchehen, müſſen deren viele ſeyn. Man ſehe nur, was Monopolia für Schaden in einem Lande anrichten können, beſonders in nöthigen und unentbehrlichen Sachen und Waren! Je mehr Menſchen mit einer Sache handeln, deſto wohlfeiler wird ſie, und der Kaufmann verliert nichts dabey.

„In einem State, wo das Commercium florirt, kann eher Pracht und Stat geführt werden, als in einem, wo ſolches liegt; der Handel unterhält ihn beſſer, als der Ackerbau. Der Kaufmann alſo, der ein Land = Wirth werden will, und Güter kauft, mit dem muß es im Handel nicht recht gehen, und er muß ſein Geld dort nicht alles anbringen können. Iſt Handel und Wandel gehemmt, und das Commercium ruinirt, (welches eher verdirbt, als in Flor kommt,) was will ich denn dem Kaufmanne verbiethen, ſein Geld nicht anderswo, und nicht auf Land = Güter anzulegen, was ſonſt müßig liegt! Man richtet gewiß nur mehr Unheil an. Iſt es nicht beſſer, wenn Cajus ſein Geld nicht zu 8 pro Cent im Handel nutzen kann, er nutze es zu 4 pro Cent auf Land = Gütern? Ein Verboth würde der Untergang eines ganzen States ſeyn. Es leidet der Landmann auch dabey, wenn das Commercium ins Stecken geräth, hat er nicht auch Waren, die er debitiren muß? Er hat ſie roh, der Kaufmann oder Fabrikant aber vielleicht verarbeitet. Es iſt wahr: wo das Commercium florirt, da leben mehr Menſchen, und auch in mehrerm Ueberfluß. Denn man ſehe eine Handels = Stadt, dieſe iſt gewiß volkreicher als ein anderer Ort. Der Landmann verthut alſo ſeine Lebens-Mittel, die ihm zuwachſen, es iſt mehr Geld unter den Leuten, er bekommt es hier beſſer bezahlt, was ihm ſonſt umgekommen, oder abgedrückt worden

wäre.

wäre. Wo das Commercium hingegen in Verfall gerathen iſt, merkt man es aller Orten; auch des Landmannes Einnahme wird kleiner, da die Ausgaben bleiben; er gab ſo viel, als er ſeine Lebens-Mittel, ſeine Waren theurer los ward, als er jezt giebt, da er nichts mehr löſet. Die Eitelkeit, das gewöhnliche Uebel des Menſchen, hat ihn ſchon ſo eingenommen, daß es ihm ſchwer iſt, ſolche hernach zu laſſen, obgleich ſeine Einkünfte fallen. Ein Vater, der ſonſt ſeinen Sohn der Kaufmannſchaft gewidmet hätte, wobey er ſelbſt reich geworden iſt, muß ihn jezt laſſen ein anderes Metier ergreifen, weil dieſe ihren Mann nicht mehr erhält, und in agone liegt. Es übergiebt ein adelicher Vater ſeinem Sohne ein Gut, kann es ihm aber, wie gewöhnlich, nicht ohne Schulden geben, (wie es denn unter 100 nicht 10 giebt, die dieſe Laſt nicht fühlen,) der Sohn fängt an zu wirthſchaften, iſt vieleicht ſchon gewohnt gut zu leben, hat mitzu Unglücksfälle, oder wendet nicht die benöthigte Mühe an, und findet nicht ein Vergnügen am Feldbau; er wird der Wirthſchaft überdrüßig, wenn nichts gehen will, und wenn er ſeinen Schweiß nicht bezahlt bekommt. Alles dieſes ſind hernach Quellen ſeines endlichen Unterganges, er läßt alles gehen, gedenkt weder an die richtige Abführung der Intereſſen, noch weniger aber an eine jemahlige Abſtoßung des Capitals; er rollet alſo jährlich tiefer hinein, und verfällt hernach in das größte Labyrinth. Wer ſoll ihm helfen, und wer ſoll das Gut kaufen und nach Würden bezahlen, wenn der Beſitz der Güter nur gewiſſen Perſonen eigen iſt? Es iſt der Einwurf ſehr falſch, wenn wir glauben, der Kaufmann ziehe das Geld erſt aus der Handlung, was er auf Land-Güter legen will; nein, es liegt ſchon müßig da, er kann es in der Handlung nicht brauchen, ſonſt wäre er ein Thor, und widmete es dem

Feldbau. Was ſollen aber die Capitaliſten thun? Sollen ſie ihr müßig liegendes Vermögen auf Zinſen legen? Ja es geſchieht, er greift dem nothleidenden Edelmann unter die Arme, er bezahlt deſſen Schulden, er lehnet ihm auch oft ſo viel, als vielleicht das Gut werth iſt; will der Edelmann ſich gerettet ſehen, ſo muß er ſeinem vermeinten Wohlthäter 8, 10 bis 12 pro Cent verzinſen, und iſt noch froh, wenn er Credit gefunden hat; er iſt zufrieden, wenn er ſein Leben friſtet, nach ſeinem Tode gehe es wie es wolle; iſt das wahre Hülfe, oder wird ihm nicht noch vollends das Fell über die Ohren gezogen? Der Kaufmann muß ſein Geld hingeben, er bekommt ſo viel, als es iſt, wieder; in der Handlung kann er es nicht nutzen, liegen laſſen kann er es auch nicht; er muß ein Vergnügen haben, einen Fremden mit ſeinem Gelde, nach deſſen Sinne wirthſchaften, auch wohl gar einmahl untergehen zu ſehen. Iſt dieſes zu ändern? Ja! man erlaube es denen Leuten, die das Geld und die Luſt haben, Güter zu kaufen, Güter, die manchmahl ſchon von ihrem Gelde bezahlt ſind. Mancher Kaufmann würde ein Gut, wo er ſo ſchon ſo tief drinne ſteckt, lieber um ein Par 1000 Thaler beſſer bezahlen, (ohne daß er es in ſeinem durch Mühe und Schweiß in der Handlung erworbenen Vermögen ſehr merken würde,) wenn er die Erlaubniß dazu hätte; wäre damit nicht dem Edelmanne ſowohl, als auch dem Kaufmanne, geholfen? Warum gelten Land-Güter jezt täglich weniger, da doch die Erkenntniß in der Wirthſchaft, die Erfahrung, und auch gewis der Fleiß, täglich höher ſteigt? Es geht hier ſo zu, als mit einer Ware, die nicht Jedem gefällt, und alſo liegen bleibt, bis ſie endlich einmahl losgeſchlagen werden muß, und wird alsdann gewiß nicht nach ihrem Werthe bezahlt; das, was bey der Ware nicht gefällt, iſt hier verbothen.

„Der

„Der Adel geht jezt mehr und mehr zu Grunde. Viele widmen ihre Söhne dem Dienſte, wo ſie mehrentheils nicht Zeit und Gelegenheit haben, ihre Wirthſchaft gehörig zu verſehen; ſie wollen oder müſſen daher verkaufen, weil ſie derſelben nicht mehr vorzuſtehen vermögend ſind, wodurch auch ihre Unterthanen zu Grunde gehen und verarmen. Kein Kaufmann, kein Bürgerlicher darf es ſich einkommen laſſen, der Käufer zu ſeyn, wenigſtens wird es ihm ſchwer und theuer gemacht. Iſt es nicht beträchtlich, Leuten, die die Land=Wirthſchaft aufrecht erhalten wollen, woran dem gemeinen Weſen ſo ſehr viel gelegen iſt, denen erlaubt man es nicht, denen macht man es ſchwer, wenn ſie auch dafür bezahlen wollen. Muß alſo ein Gut verkauft werden, ſo fehlen die Käufer: was iſt richtiger, als daß jeder ſeinen Profit ſucht, kümmerlich leben muß, und auch ein Edelmann dem andern ſeine Habſeligkeiten abdrückt? er muß es laſſen gehen, und ſo geht es. Wäre es nun nicht viel erſprießlicher, nicht der Billigkeit gemäßer, wenn jeder, der Luſt an der Wirthſchaft hätte, ſein übriges Vermögen darauf anlegen dürfte; es würden alsdann mehr Käufer ſeyn, und, alſo würden auch die Güter in ihrem rechten Werthe bezahlt werden. Würde der Edelmann nicht beſſer beſtehen, wenn er zu jederzeit, da er noch in beſſern Umſtänden ſteht, verkaufen könnte, als wenn er es bis auf die Extremité ankommen laſſen, Intereſſen über Intereſſen geben, und endlich um das halbe Geld losſchlagen muß?

„Der Landes=Herr verliert viel dabey; der Kaufmann, der ſein Geld nicht in der Handlung alles unterbringen kann, muß es müßig liegen laſſen. Nutzt er alſo jemanden damit? Nein, würde ers aber nicht thun, wenn er z. E. Güter kaufen möchte?

„Man

„Man wirft mir vielleicht ein, die Handlung würde hernach negligirt, wenn ein Kaufmann ſich auf die Land=Wirthſchaft legte; er müßte es aber mit ſeinem Schaden thun, denn, kann nicht beydes geſchehen? Kann ein Menſch dem State nur auf Eine Weiſe dienen? Iſt er ein Wirth, ſo wird er nicht mehr anfangen, als er behaupten kann, und wird ſein Intereſſe ſowohl auf eine, als die andere Art zu beobachten ſuchen; iſt er aber kein Wirth, ſo kann auch die Handlung zu Grunde gehen, ohne daß er ein Land=Wirth iſt.

„Ich will noch den Fall ſetzen, er verſtände die Feld=Wirthſchaft nicht, wie es denn keiner mit auf die Welt bringt, noch weniger einer in ſeinem Leben auslernt, (weil keine Generalia in der Wirthſchaft Statt haben können.) Warum will man denn den Kaufmann nur für unfähig halten? Kann er es nicht ſo gut lernen, als der vollkommenſte Edelmann? Und überhaupt wundere ich mich vielmahl, warum man den Adel ſo ſtrafen und die Kaufmannſchaft feſſeln will, daß nicht jedes eine Lebensart erwähle, die ihm gefällt, und wozu er Luſt hat. Man ſchaffe dem Kaufmanne ein freyes Commercium, er wird dabey bleiben, ſo lange als ſolches ſeine Mühe bezahlt; findet ſich aber auch dann und wann einer, der den Handel gar niederlegen und ein Landmann werden will, warum wollen wir ihm dieſes nicht erlauben? Iſt Handel und Wandel im Flor, ſo wird ſein Platz nicht lange offen bleiben, und iſt er es nicht, wem iſt da die Schuld beyzumeſſen? Hat aber ein Kaufmann lange genug dem gemeinen Weſen und ſich ſelbſt gedient, hat er ſich ſo viel verdient, daß er ehrlich leben kann, warum will man gegen ein ſolch wohlverdientes Glied in einem State ſo undankbar handeln, und ihm nicht die Diſpoſition über dasjenige laſſen, was er mit vieler Müh und Schweiß erworben hat? Aber

um wie viel unbilliger dürfte es ſcheinen, die Freyheit Land-Güter zu kaufen auch andern Bürgerlichen abzuſchlagen, oder doch äuſſerſt ſchwer zu machen, die bloß ihr Geld durch Zinſen nutzen, und es andern zu verwalten überlaſſen müſſen, wo ſie bey ihren guten Umſtänden viel Nützliches auf Land-Gütern zu unternehmen vermögend, und im Stande wären, wenn ſie dazu die landesherrliche Erlaubniß erlangen könnten.

„Ich überlaſſe es dem Urtheile eines Jeden, ob und wie weit meine Gedanken wahr ſind. Man ſoll zwar nicht allemahl ſagen, was man denkt; wie ſoll aber die Wahrheit an den Tag kommen, wenn man ſchweiget? Indeſſen tröſte ich mich, daß ich nicht der einzige bin, der nicht gefällt, und auch nicht der einzige, welcher ſo denkt. Ich bin nicht der, ſo es ändern kann, ich laſſe es alſo gehen, und muß mit meinem Schickſale, worin mich der Himmel geſetzt hat, zufrieden ſeyn.

„Es verlangt mich zu wiſſen, was Sie, mein Herr! zu meiner Meinung ſagen werden; ich bin Ihnen vielleicht nicht ordentlich genug geweſen, und habe Ihnen nicht alles methodice bewieſen; allein, ich ſaß nicht auf dem Katheder, ſondern ſchrieb an meinen Freund, vor den ich allezeit diejenige Hochachtung erhalte, mit welcher ich bin ꝛc.“

d. 6. März 1757.

Beantwortung vorſtehenden Schreibens, den Verkauf der adelichen Land-Güter an Leute vom Bürger-Stande betreffend.

Mein Herr!

Zweyerley hält mich ab, Dero Meinung: daß jedermann erlaubet werden ſollte, Land-Güter zu kaufen, beyzupflichten. Erſtlich, weil nicht alle Leute ihre Wohlfahrt

fahrt und Zufriedenheit in der wirklichen Erweiterung und Verbeſſerung ihrer Vermögens = Umſtände ſuchen, ſondern auch andere Neben = Abſichten haben können; und Zweytens, weil es um den mehreſten Land = Adel und deſſen zeitherige Vorzüge bald gethan ſeyn würde, wenn jedermann vom Bürger = und Bauer = Stande die unumſchränkte Erlaubniß haben ſollte, Land = Güter an ſich zu kaufen; zu geſchweigen, daß Drittens vielleicht die Land = Wirthſchaft dadurch mehr rückwärts gehen als verbeſſert werden dürfte, wenn Leute, die nicht von dem Metier ſind, im Alter das zu treiben anfangen ſollten, was ſie in der Jugend nicht gelernt oder ausgeübt haben.

Das menſchliche Herz iſt nur gar zu ſehr zu Veränderungen geneigt, und ſucht ſehr oft dadurch ſeine Umſtände zu verbeſſern und ſich glücklicher zu machen. Einigermaßen kann des Menſchen Wille ſein Himmelreich ſeyn, und eine eingebildete Glückſeligkeit kann dieſen Nahmen auch mit Recht in der That führen, wenn die darin geſuchte Zufriedenheit dauerhaft iſt, und man dabey eine wirkliche Gemüths = Ruhe erlangen kann. Allein, unſer Streit hat nicht etwa die eingebildete Wohlfahrt eines oder des andern Mitbürgers in dem State, ſondern vielmehr die Verbeſſerung und Bereicherung des States ſelbſt zum Augenmerk, wozu verſchiedene Stände erforderlich ſind, und welche allerſeits nach ihrer Verſchiedenheit aufrecht erhalten werden müſſen.

Ich gebe nach, daß die mehreſten Kaufleute aus Intereſſe handeln, und daß bey ihnen wie bey den mehreſten Menſchen mit zunehmenden Jahren auch die Begierde ihre Vermögens = Umſtände noch mehr zu vergrößern zunimmt; und ich will daher in dieſer Abſicht Ihnen zugeben, daß derjenige thöricht handelt, der ſein Geld durch die Handlung a 8, 12, 20 und mehr pro Cent, oder gar auf alterum tantum, nutzen kann, und doch ſolches aus der Handlung heraus ziehen und auf Land = Güter anlegen wolle, wo er aus höchſtens 6 und 8, aber auch wohl nur 3 und 4 pro Cent nutzen wird. Ich glaube aber wir ſchränken die Abſichten der Menſchen und auch der Kaufleute zu enge ein, wenn wir ihre Begierde zu Land = Gütern nur in den abgenommenen und geſchwächten Commercien ſuchen.

Die Vermögens = Umſtände einiger Kauf = und Handelsleute können allerdings bisher dergeſtalt zugenommen haben, daß ſie ihre ſämmtliche Capitalien in der Handlung anzulegen und zu nutzen nicht vermögend ſind. Dieſe durch die Handlung erworbene große Geld = Summen, zeigen alſo keinen Verfall und Verſchränkung der Handlung an, worüber alle Kaufleute in allen Ländern zu klagen gewohnt ſind, und dieſe Sprache, bloß zu ihrem Vortheil, nicht gern ablegen wollen, ſondern durchaus vertheidigen; könnte aber bey dieſen erworbenen Reichthümern nicht vielmehr die Begierde, ſich aus dem verachteten Bürger = Stande zu reiſſen, ſich mehr Gemählichkeit und ruhigere Tage zu verſchaffen, und ſeinen Kindern vor den Bürgern und Inwohnern in Städten einen Vorzug, wo nicht gar nach und nach den Adel = Stand zu erwerben, und ſelbſt über ganze Dorf = Gemeinden und ſo viele Inwohner von Herrſchaftswegen befehlen zu können, wo nicht ſichere, doch gleichmäßige Gründe abgeben, die Handelſchaft und das mehr eingeſchränkte ſtädtiſche Leben zu verlaſſen, und Land = Güter zu erkaufen?

Ich tadle dieſe ruhmwürdige Begierde, ſich und die Seinigen zu vergrößern, und dem State auf verſchiedene Art nützlich zu werden, ganz und gar nicht: gleich wenig aber werde ich auch behaupten, daß Kaufleute nicht auch neben der Handlung Land = Wirthſchaften beſitzen und beſorgen, oder auch Adeliche, und andere Beſitzer der Land-Güter, ohne Nachtheil ihres Standes Handlung treiben könnten, wovon in England und Frankreich unzählige Beyſpiele zu finden ſind. Darin aber bin ich der Meinung entgegen: daß in einem State, und lediglich in Rückſicht auf die Wohlfahrt des States, man einen Jeden Land = Güter kaufen laſſen ſoll, der dazu Luſt hat, und ſolche nach Würdigkeit zu bezahlen im Stande iſt.

Die ſonſt natürliche Freyheit der Menſchen kann bey dem geſellſchaftlichen Leben der Bürger und Inwohner eines States nicht ohne gar verſchiedene Einſchränkungen angebracht werden, und es kann nicht fehlen, daß bey dieſer oder jener Landes = Verfaſſung einer tadelt und verachtet, was der andere lobt, und als billig und vernünftig erhebt.

Erlauben Sie, mein Herr! Ihnen zu ſagen, daß, wie alle Sachen auf zwey Seiten betrachtet werden können

nen und müſſen, Dero Meinung von der allgemeinen Freyheit, Land - Güter zu erwerben, vielleicht auch nur bey denen Beyfall finden dürfte, welche in ſchwachen Vermögens - Umſtänden ſind, oder zahlreiche Familie auf einzelnen Gütern haben, und alſo durch einen hohen Verkauf deſſelben ſich und die Ihrigen in beſſere Vermögens-Umſtände zu ſetzen wünſchen.

Vielleicht denkt der wohlhabende Adel, und welcher ſich durch anderweiten Ankauf mehrerer Güter zu erweitern und zu vergrößern bemüht iſt, ganz anders; vielleicht haben die mächtigen Land - Stände, durch gleich ſtarke Beweggründe, Gelegenheit gefunden, die Landes - Obrigkeit zu der Ihnen, mein Herr! mißfälligen Einſchränkung (den Ankauf und Beſitz der Land - Güter betreffend) zu vermögen, und vielleicht iſt dieſes auch ein wahres Mittel, die wohl und theuer erworbenen Vorzüge des Land - Adels aufrecht zu erhalten, und vor dem ihnen beſorglichen Untergange zu retten. Ich bin in der Haupt-Sache Ihnen nicht dergeſtalt entgegen, daß ich alles, was nicht adelich heißt, vom Beſitz der Land - Güter und von der Annehmlichkeit des Land - Lebens ausgeſchloſſen, oder gar an ſeinen ehemahligen und vielleicht ohne genugſame Einſicht erwählten Stand dergeſtalt angefeſſelt wiſſen wollte, daß ſie ſolchen nicht beliebig verändern, verbeſſern, und ſich und die Ihrigen beſſer empor zu ſchwingen, nicht die Freyheit haben ſollten. Ich würde vielleicht noch mehr, als Sie, anrathen und nachgeben, daß diejenigen, welche zum Vortheil des States Land - Güter kaufen und beſitzen können, entweder bald oder doch ſeiner Zeit in den Adel-Stand erhoben werden, und ihnen die Erlaubniß zum Güter-Kaufe mit dem Adel - Stande zugleich ertheilet werden könnte. Der Adel - Stand iſt von Alters her eine Belohnung der Verdienſte geweſen, welche bey dem State auf verſchiedene Art geleiſtet worden. Da nun nicht nur Kaufleute, ſondern auch andere wohlhabende Capitaliſten und bürgerliche Perſonen, durch die Erwerbung und vernünftige Verwaltung ihrer Gelder, dem State vorzüglichen Nutzen verſchaffet haben, überdem aber auch die Ihrigen, auf ihre Koſten, vernünftiger erziehen, und dadurch dem State nützliche Mitbürger und fähige Bediente darſtellen können, ſo würde es unrecht ſeyn, dergleichen Verdienſte an ihnen und an ihren Nachkommen unbelohnt zu

laſſen; welches von dem Landes-Herrn nicht füglicher, als durch eine dergeſtaltige Erhöhung des Standes, geſchehen kann, welche zu beſſerer Beherrſchung der gekauften Inwohner und Unterthanen eines Land-Gutes faſt nothwendig ſeyn will. Ich kann aber auch darin keine Unbilligkeit finden, daß dergleichen Perſonen für dieſe landesherrliche Wohlthat, und für die Freyheit Land-Güter zu erkaufen, ein Ergiebiges an die landesherrlichen Claſſen abtragen ſollen. Kann doch ein Handwerksmann nicht in ein Mittel oder in eine Zunft gelangen, ohne ſich einzukaufen. Bey Kaufleuten und Krämmern wird es auf gleiche Art gehalten; und da ein Officier durch ſein Blut, ein wohlhabender Kaufmann und Bürger aber durch ſein Geld, ſich um den Stat verdient macht, ſo zahlt dieſer das Vorrecht des Adels mit ſeinem Gelde, wie jener mit ſeinem Blute, und beydes iſt dem gemeinen Weſen und dem Landes-Herrn gleich nützlich und unentbehrlich.

Da ſie aber, mein Herr! in Dero Schreiben ſehr umſtändlich dargethan haben, wie viele Vorzüge die Handlung und der Flor der Commercien in einem State vor allen andern Unternehmungen haben, und wie bloß durch ſolche ein Land und deren Inwohner glücklich und reich werden können; ſo werden Sie mir, nach dieſen Ihren Sätzen nicht entgegen ſeyn, daß ein Landes-Herr alle Sorge vorzüglich anzuwenden habe, damit nicht aus bloßer Ehrbegierde, oder aus Unwillen und Ueberdruß, die Anzahl der höchſt nützlichen Kauf- und Handelsleute und überhaupt des Bürger-Standes geſchwächt, oder die hierzu erforderlichen Capitalien aus der Handlung heraus gezogen, und auf Land-Güter gegeben, auch unter ſolcher Leute Aufſicht verwaltet werden, welche vielleicht noch niemahls geſunde Begriffe von der mühſamen und beſchwerlichen Land-Wirthſchaft gehabt haben, ſondern ſolche erſt auf das Riſico ihrer Unterthanen und mit Schaden des Landes unternehmen wollen.

Sobald ein Kaufmann ſich auſſer ſeinem Hauſe und Gewölbe, liegende Gründe, Gärten und Felder anſchafft, ſo wird ſein Handel ſchwächer getrieben, oder den Handlungs-Dienern überlaſſen, und viele Zeit verloren, die dem Handel ſehr koſtbar iſt.

Es iſt nicht einerley: ob der Kaufmann ſein in der Handlung überflüſſiges Geld einem Land-Wirthe auf Land-Güter leihet, ob er ſelbſt, neben der Handlung, Land-Güter verwaltet; noch größer aber iſt der Unterſchied, wenn er die Handlung gar einlegt; die Handlungs-Stadt verläßt, und dafür das Land-Leben erwählt. Es iſt auch nicht die große Anzahl der Kaufleute, ſondern die Größe des Vermögens in der Handlung, wenn es auch nur bey einigen wenigen befindlich iſt, und die eigene und ununterbrochene Application, welches die Handelſchaft in Aufnahme bringen, und ein Land glücklich machen kann. Es wird daher allemahl bedenklicher ſeyn, einem wirklichen Kaufmanne die Freyheit zu Ankaufung der Land-Güter zu ertheilen, als andern Capitaliſten und Gelehrten, deren Aufenthalt in geſchloſſenen Städten von geringerer Folge iſt, zumahl auch dieſer Leztern Gelehrſamkeit, Einſicht und Fleiß bey der Land-Wirthſchaft von großem Nutzen ſeyn kann, aber doch andere, noch wichtigere Verrichtungen (wofür Sie und ich die Kaufmannſchaft halten) im Stat, weder hemmen, noch gänzlich aufheben.

Man hat bey uns nicht erſt dermahliger Zeit angefangen, der Kaufmannſchaft die Erlaubniß, Land-Güter zu beſitzen, zu verweigern, ob man ſie gleich wegen ihrer Verdienſte um den Stat in den Adel-Stand zu erheben weniger Anſtand genommen hat. Das ſo genannte Incolat oder Indigenat iſt kein Annexum des Adel-Standes geweſen, ob man gleich jenes nicht leicht allein, und ohne zugleich den Adel-Stand zu erwerben, hat verwilligen wollen. Es ſcheint ſolches ſeinen guten Grund in der Stats-Wiſſenſchaft zu haben; und mich deucht, der Adel und Bürger-Stand hat ſich über dermahlige Verfaſſung in dieſem Stücke weniger als vorhin, zu beſchweren Urſache, da mit landesherrlicher Verwilligung bereits gar viele adeliche Güter an bürgerliche Perſonen gebracht worden ſind, welcher nach wörtlicher Vorſchrift der königl. Verordnungen nicht nur forthin bürgerliche Beſitzer behalten können, ſondern es dürfen auch andere adeliche Güter an bürgerliche Perſonen überlaſſen werden, wenn dagegen andere Land-Güter, welche dermahlen bürgerliche Beſitzer haben, wieder von dieſen an adeliche Perſonen gebracht werden; welches alles unter voriger öſtreichiſcher Regierung keinesweges verwilliget worden iſt.

Sie ſehen hieraus, daß dem wohlhabenden Kaufmanne und andern Capitaliſten, noch forthin, weniger als jemals verſchränket und verbothen iſt, ſich Land-Güter und Land-Wirthſchaften anzuſchaffen, ob ſie gleich nicht alle adeliche Güter und Ritter-Sitze erkaufen, oder ohne landesherrliche Erlaubniß den Handel-Stand gänzlich verlaſſen und zum Nachtheil des States niederlegen dürfen. Wir haben noch alle Jahre verſchiedene und merkwürdige Beyſpiele von dergleichen an die Kaufmannſchaft ertheilten Incolats-Briefen, wenn dieſe zumahlen einen Theil ihres Vermögens in der Handlung zu laſſen, ſich erklären und nachweiſen. Wir dürfen daher nicht über Bedrückungen klagen, wenn dieſe Freyheiten nicht allgemeiner und ohne Unterſchied ertheilet werden, weil ſonſt der wohlhabende Adel, vielleicht mit mehrerm oder doch gleichem Grunde, ſich von Erwerbung mehrerer Land-Güter, für billigen Preis, durch die übermäßige Bezahlung derſelben, von dem Bürger-Stande verdrängt ſehen würde.

Mich deucht, Sie ſetzen den Haupt-Grund zu Beſtärkung Ihrer Meinung in dieſem höhern Einkaufe, welcher zwar dem adelichen Verkäufer etwas helfen kann, aber in Abſicht auf das gemeine Weſen nicht ſo erheblich iſt, noch andere wichtigere Gegenſtände überwiegen kann. Wie aber, wenn ich noch überdies Ihnen bewieſe, daß die Land-Güter noch immer im Preiſe ſteigen, und z. B. von 10 Gütern gewiß 9 derſelben theurer, und dagegen etwa eines wohlfeiler, als vorhin, verkaufet worden. Man kann ſich davon in den Regierungs-Kanzelleyen überführen; und man muß auch billig in Erwegung ziehen, ob nicht öfters die ſchlechte Verfaſſung der zum Verkauf kommenden Land-Güter, beſonders wenn ſie einige Zeit ſequeſtrirt und übel bewirthſchaftet worden, an dem niedrigen Verkaufe Schuld ſind. Stats- und bürgerliche Geſetze können nicht allen gefallen, ſo wie ſie auch nicht allemahl ohne Ausnahme ihre Anwendung finden. Da aber ein weiſer Geſetzgeber, nach den veränderten Umſtänden, allemahl gebührend dißpenſiren kann, und auch ſolches nach Beſchaffenheit der Sache wirklich thut: ſo werden Sie, mein Herr! mir nachzugeben belieben, daß, in Abſicht auf das ganze Weſen eines States, eine allgemeine Erlaubniß für jeden wohlhabenden Bürger, Land-

Güter zu kaufen, eben ſo bedenklich und ſchädlich ſeyn dürfte, als wenn ſolche Freyheit, Land=Güter zu erwerben, allen vom Bürger=Stande durchaus und ohne Ausnahme verbothen und verſchränkt ſeyn ſollte; und daß es daher nicht unbillig, vielmehr ſehr weislich eingerichtet iſt, wenn dergleichen Vorfälle de Caſu in Caſum dem Landes=Herrn umſtändlich und gutachtlich vorgetragen werden müſſen. Ich überlaſſe dieſes Dero weitern Beurtheilung, und bin ꝛc.“

d. 6 Apr. 1757.

Ehemahls ſchienen in der Mark (1), in Pommern (2), Minden (3), Schleſien, beſonders zu Schweidnitz und Jauer (4), die Bürgerlichen nicht ganz von dem Beſitze der Lehen= und adelichen Güter ausgeſchloſſen zu ſeyn, ſondern hierbey bloß den Edelleuten nachſtehen zu müſſen, als welche bey einer Concurrenz das Vorzugs=Recht hatten (5). Allein, jezt iſt nicht nur der Adel=Stand (6), und zwar in Pommern und Schleſien der Beweis von 4 Ahnen, ſondern auch manchmahl die Eingebohrenſchaft, nothwendig (7). Ja, es ſollen weder dieſelben, noch

(1) Märk. Landtagsreceß von 1653, §. 12. bey Müller Reſolut. March. u. 33.

(2) *Stryck* de feudis Pomeraniae, c. 3. §. 29. 30.

(3) Mindenſch. Landesvertr. S. 313.

(4) *Stryck* de feudis Ducatus Sileſiae Suidnic. et Jaurav. Sect. 2. c. 2. §. 1. 7. *Ad Balth. Wernher* diſſ. de civ. Svidnicenſ. iure emendi feuda nob. Alt. 1703.

(5) C. C. March. T. VI. Abth. 1, Col. 461.

(6) Magdeb. Policeyordn. C. 7, §. 4. Schleſ. Recht, in Lunigii C. I. Feud. T. II. p. 264. Pommerſche Landtagsreceſſe. bey Lünig von der landſ. Ritterſch. T. II. p. 225. 228.

(7) Königl. Edict von der Incolatsgewinn. in Schleſien und Glaz, von 20 Dec. 1754. C. C. March. Nov. T. I, Col. 722.

ihre Pertinenzien (8) ſchlechterdings nicht an Bürgerliche veräußert (9), noch von dieſen ohne königliche Verwilligung erworben (10), auf den Fall aber eine Erwerbung derſelben in Kriegs = Zeiten geſchehen iſt, ſie nicht weiter an Bürgerliche verkauft werden (11), und damit ſie deſto eher wieder in adeliche Hände kommen, indeſſen nicht alle adeliche dingliche Vorrechte und Freyheiten genießen ſollen (12).

Von neuern Verordnungen hierüber, führe ich die lezte von voriger, und die erſte von jeziger Regierung, hier an.

Circulare, nebſt Cabinet=Ordre v. 14 Jun. 1785. daß kein Bürgerlicher mehr die Erlaubniß haben ſoll, adeliche Güter an ſich zu kaufen. De dato Berlin, den 16 Jun. 1785.

Von Gottes Gnaden Friedrich König von Preußen ꝛc. ꝛc. Unſern ꝛc. ꝛ. Wir haben vermittelſt ſchriftlich anliegender Cabinets=Ordre vom 14ten d. M. aus höchſteigener Bewegung von neuem zu verordnen für gut gefunden, daß kein Menſch bürgerlichen Standes mehr die Erlaubniß haben ſoll, adeliche Güter an ſich zu kaufen, ſondern alle Güter bloß und allein für die Edel=

(8) C. C. March. Nov. T. I. Col. 787.

(9) Reſcript. v. 29. Dec. 1750. im C. C. March. Cont. 3. Col. 203.; desgl. v. Jan. 1751, in C. C. March. Nov. T. I. Col. 1. Cabinetsordre v. 29 Jan. 1774, in C. C. March. T. V. P. 4. Col. 54. Inſtruction für die weſtpreuß. Regier. v. 21 Sept. 1773, in C. C. March. T. V. P. 3, Col. 2131, §. 4, n. 4. Reſcript v. 18 Febr. 1775, in To. V. P. 5. Col. 47. Schleſ. Umlauf an alle Land-Räthe v. 31. März. 1763, in der Schleſ. Samml. B. VII. S. 228.

(10) die angef. Verord. gröſstentheils.

(11) C. C. March. Nov. T. III. Col. 127. 129.

(12) Reſc. v. 18 Febr. 1775, v. aug. O. Col. 48. 49. 50.

Edelleute ſeyn und bleiben ſollen. Wir laſſen Euch ſolches daher hierdurch bekannt machen, mit dem gnädigſten Befehl: Euch Eures Orts nach dem Inhalt dieſer Cabinets = Ordre auf das genaueſte zu achten, und Uns alljährlich eine Specification der in bürgerlichen Händen befindlichen adelichen Güter nach dem hierbey kommenden Schemate, falls Ihr ſolches bisher noch nicht gethan haben ſolltet, unfehlbar einzuſenden Sind ꝛc. Gegeben Berlin, den 16 Jun. 1785.

Auf Sr. Königl. Majeſtät allergnädigſten Special = Befehl.

v. Carmer. v. Zedlitz. v. d. Reck.

An ſämmtliche Regierungen.

Cabinets = Ordre.

Da Se. Königl. Majeſtät ꝛc. aus einer von Dero Neumärkſchen Regierung eingeſandten Liſte erſehen, daß eine ſehr große Anzahl adelicher Güter in dortiger Provinz ſich noch in bürgerlichen Händen befinde: ſo haben Höchſtdieſelben, damit das nicht noch weiter um ſich greifen kann, zu reſolviren geruhet, hiermit zu verbiethen, daß kein Menſch bürgerlichen Standes, von nun an, mehr die Erlaubniß haben ſoll, adeliche Güter an ſich zu kaufen; denn die Kaufleute und andere Bürger können ihr Geld weit beſſer und mit mehr Nützen im Handel und Commerce anlegen, dagegen alle Güter bloß und allein für die Edelleute ſeyn und bleiben ſollen; und wenn es nach Beſchaffenheit der Umſtände dazu kommt, daß Edelleute Güter verkaufen, ſo muß das ſo gemacht werden, daß andere Edelleute dieſe Güter wieder erſtehen, aber niemahlen muß das zugegeben werden, daß ein Gut weiter in bürgerliche Hände kommt. Höchſtdieſelben laſſen dieſes demnach Dero Juſtiz = Departement hierdurch zu erkennen geben, mit dem Befehl, hiernach zu achten, und das Nöthige hierunter überall zu verfügen und zu beſorgen. Potsdam, d. 14 Jun. 1785.

Friedrich.

An das Juſtiz = Departement.

Rahmen

Nahmen des adelichen Gutes, welches ſich dermahlen in bürgerlichen Händen befindet.	Der bekannte Werth dieſes Gutes.	In welchem Kreiſe das Gut belegen.	Nahmen des bürgerlichen Beſitzers.	Datum der erhaltenen Conceſſion in ſo fern das Gut nicht ſchon vor dem 17 Jan. 1751 den jezigen Beſitzer gehabt, oder durch Erbgangs-Recht auf ihn gekommen.

Publicandum

wegen Verkaufs adelicher Güter an Perſonen bürgerlichen Standes. Nebſt Begleitungs-Reſcript.

de Daro Berlin, d. 30 Jul. 1787.

Nachdem Se. Kön. Maj. von Preußen ꝛc. ꝛc. Unſer allergnädigſter Herr, mittelſt Cabinets-Ordre vom 27 dieſes Höchſtdero Lehn-Departement zu erklären geruhet haben:

> daß es fernerhin bey der Regel verbleiben ſolle, daß adeliche Güter ohne höchſten Conſens nicht an Bürgerliche verkauft werden können, und von dieſer Regel nur in ſolchen Fällen eine Ausnahme nachgelaſſen werden ſolle, wo dergleichen Verkauf zur Conſervation des adelichen Verkäufers oder deſſen Familie gereichet.

Höchſtdieſelben aber zugleich zu erkennen gegeben, daß Dieſelben mit dergleichen Geſuchen nicht, wie bisher geſchehen, ſo vielfältig unmittelbar behelliget ſeyn wollen, vielmehr die auf den Conſens zu dergleichen reſpective An- und Verkauf gerichtete Vorſtellungen bey dem Lehn-Departement, wohin ſie gehören, angebracht, und von dieſem Sr. kön. Maj. nur in ſolchen Fällen darüber Vortrag geſchehen ſolle, wo hinreichende Gründe eine Ausnahme von der Regel zuläßig machen: Als wird ſolches hierdurch zu jedermanns Wiſſenſchaft bekannt gemacht, und haben demnach diejenigen, welche ſich genöthigt finden, um den königlichen allerhöchſten Conſens in den An- oder Verkauf adelicher Güter an Perſonen bürgerlichen Standes zu bitten, ihr Geſuch bey dem Lehn-Departement anzubringen, und dabey die ihr Verlangen unterſtützende Gründe nicht bloß anzuführen, ſondern auch zugleich gehörig zn beſcheinigen. Berlin, d. 30 Jul. 1787.

Königlich Preußiſches Lehn-Departement.

v. Dörnberg. v. d. Reck.

Beglei-

Begleitungs-Reſcript.

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, König von Preußen ꝛc. ꝛc. Unſern gnädigen Gruß zuvor. Würdiger, Wohlgeborner, Veſte und Hochgelehrte Räthe, Liebe Getreue! Was Wir in Gefolge Unſerer Cabinets-Ordre vom 27 dieſes, wegen Nachſuchung Unſerer Einwilligung in den An- und Verkauf adelicher Güter an Perſonen bürgerlichen Standes unter dem heutigen Dato allhier haben publiciren laſſen, ſolches communiciren Wir Euch hieneben, um Euch ſolches zur Achtung dienen zu laſſen. Sind Euch mit Gnaden gewogen. Gegeben Berlin, d. 30 Jul. 1787.

Auf Sr. Königl Majeſtät allergnädigſten Special-Befehl.

v. Dörnberg v. d. Reck.

An das Cammergericht.

Die bürgerlichen Beſitzer adelicher Güter genießen alle die adelichen Rechte, die dem Gute anhangen (*), und ſelbſt die Land-Standſchaft, wenn dieſe kein gemiſchtes Recht iſt. Es wird daher eine Abweichung vom gemeinen Rechte, wenn im Preußiſchen dieſelben von allem Sitz- und Stimm-Rechte auf Kreis- und Land-Tagen und von der Jagd-Gerechtigkeit ausgeſchloſſen ſind, die Erb-Gerichtbarkeit, nicht in eigenem Nahmen ausüben, noch die ehrenvollen Wirkungen des Patronat-Rechtes genießen dürfen, und wenn ſie zweyerley, adeliche und unadeliche Erben verlaſſen, das Gut in einem leidlichen Anſchlage jenen zugetheilt werden muß (**); dahingegen kommt ihnen

(*) Leyſer Vol. X. Specim. 665. Pufendorf T. III. obſ. 103 v. Rohr Haushaltungsrecht. C. 1, n. 3, §. 1. S. 325.

(**) Schleſ. Edicte v. 20 Dec. 1754. 11 Nov, 1755, 18 Jul. 1759, 18 Oct. 1762. 30. Jan, 1764. B. V. S. 28. B. VI. S. 122. B. VII. S. 221 Reſcript v. 18. Feb. 1775, im C. C. March. Nov. T. V. Jahrg. 5, Col, 47.

ihnen der befreyte Gerichts-Stand unter den Landes-Juſtiz-Collegien zu (*).

Von bürgerlichen Beſitzer adelicher Güter, enthält das Allgemeine Geſetzbuch für die preuß. Staaten, (Berl. 1792, gr. 8.) Th. 2, Tit. 9, §. 51 — 71. Folgendes:

§. 51 Perſonen bürgerlichen Standes können, ohne beſondere landesherrliche Erlaubniß, keine adeliche Güter beſitzen.

§. 52. Eine Frau von bürgerlicher Herkunft, die mit einem Adelichen eine Ehe zur rechten Hand geſchloſſen hat, kann zwar, ſo lange dieſe Ehe dauert, oder ſo lange ſie nach des Mannes Tode ſich nicht wieder an einen Unadelichen verheurathet, adeliche Güter beſitzen.

§. 53. Auch hat eine geſchiedene, nicht für den ſchuldigen Theil erklärte Frau, in dieſem Stücke mit einer Witwe gleiche Rechte.

§. 54. Eine ſolche Frau (§. 52. 53.) kann aber den Beſitz ihrer Güter an ihre unadeliche Verwandten auch von Todeswegen nicht übertragen. (§. 68, fgg.)

§. 55. Tritt ſie durch anderweitige Heurath, oder ſonſt, aus dem adelichen Stande wieder heraus, ſo kann ſie zwar die bis dahin ſchon erworbenen adelichen Güter behalten, denn Beſitz neuer aber nicht erwerben.

§. 56. Eine Perſon von adelicher Geburt, die ſich an einen Unadelichen verheurathet, behält nur das Recht zum Beſitze ſolcher adelichen Güter, die ihr ſchon vor der Heurath gehört haben, oder ihr nach derſelben durch Erbgangs-Recht zufallen.

§. 57. Aber auch dieſe Fähigkeit zum Beſitz ſolcher Güter geht auf ihre Verwandten vom Bürger-Stande, ſelbſt auf ihre Abkömmlinge, nicht über.

§. 58.

(*) Corp. Jur. Frid. L. 1, P. 4. 2, §. 2. 63.

§. 58. Hat der Landes-Herr einem Bürgerlichen Conceſſion zum Beſitz eines adelichen Gutes ohne deſſen Benennung ertheilt, ſo gilt dieſelbe nur auf dasjenige Gut, bey welchem davon zuerſt Gebrauch gemacht worden

§. 59. Bürgerliche Beſitzer adelicher Güter erhalten die mit dieſem Beſitze ſchon verbundenen perſönlichen Ehren-Rechte nur in ſo fern, als dieſelben in der ertheilten Conceſſion ausgedrückt ſind. (§. 41 — 50) (ſ. oben, S 717.)

§. 60. Bürgerliche Beſitzer können den Beſitz ihrer adelichen Güter an andere Perſonen bürgerlichen Standes, ohne beſondere Conceſſion, nicht übertragen.

§. 61. In wie fern die Fähigkeit zum Beſitz derſelben auf bürgerliche Anverwandten übergehe, muß lediglich nach dem Inhalte ihrer Conceſſion beurtheilet werden.

§. 62. Iſt ihnen die Conceſſion bloß in allgemeinen Ausdrücken für ſich und ihre Erben verliehen, ſo ſind darunter bloß Deſcendenten des erſten Erwerbens zu verſtehen.

§. 63. Doch iſt die Witwe eines ſolchen Guts-Beſitzers das adeliche Gut des Mannes, ſo lange ſie ihren Witwen-Stand nicht ändert, zu beſitzen fähig.

§. 64. Nehmen Erben adelichen und bürgerlichen Standes an einem Nachlaſſe Theil, ſo haben erſtere auf den Beſitz des dazu gehörenden adelichen Gutes ein vorzügliches Recht.

§. 65. Dem adelichen Miterben muß alſo das Gut, wenn er dafür eben ſo viel, und unter gleichen Zahlungs-Bedingungen, als der bürgerliche biethet, vor dieſem zugeſchlagen werden.

§. 66. Dieſes Vorrecht kommt auch der zwar bürgerlich gebornen, aber durch Heurath in den Adel-Stand übergegangenen Miterbinn, wenn ſie ſich in dieſem Stande noch befindet, ingleichem den durch ſie zur Erbfolge mitgelangenden adelichen Abkömmlingen derſelben, zu.

§. 67. Auch durch leztwillige Verordnung kann der Erblaſſer den bürgerlichen Miterben kein Vor-

recht

recht zum Beſitz des Gutes, zum Nachtheil der Adelichen, beylegen.

§. 68. Sind unter den Erben keine zum Beſitz fähige Perſonen, ſo muß das Gut innerhalb Jahresfriſt, vom Todes=Tage an gerechnet, an einen adelichen Beſitzer aus freyer Hand überlaſſen werden.

§. 69. Geſchieht dieſes nicht, ſo muß das Gut, auf den Antrag des Fiscus, durch gerichtliche nothwendige Subhaſtation an einen adelichen Beſitzer gebracht werden.

§. 70. Dabey gilt, auch wegen des Zuſchlages, alles, was bey gerichtlichen nothwendigen Subhaſtationen überhaupt verordnet iſt.

§. 71. Uebrigens finden alle in Vorſtehendem enthaltene Einſchränkungen der bürgerlichen Beſitzer adelicher Güter nur auf diejenigen Anwendung, welche dergleichen Güter erſt nach den in jeder Provinz ergangenen beſondern Einſchränkungs-Geſetzen, oder erſt nach dem 18ten Febr. 1775 erworben haben.

Nach Erkaufung eines Ritter= oder Land=Gutes, ſorge man zuvörderſt für Anfertigung eines legalen Grundriſſes deſſelben. Bey den zahlreichen Grund=Riſſen von Ritter= oder Land=Gütern, welche man zu Geſichte bekommt, findet man ſelten alle die Vorſichts=Regeln beobachtet, welche doch unumgänglich nöthig ſind, einem Grundriſſe die gehörige Legalität zu verſchaffen, und hierdurch künftigen Gränz-Streitigkeiten glücklich vorzubeugen, welches doch einer der Haupt=Vortheile ſeyn ſoll, welche man durch einen Aufwand dieſer Art zu erhalten ſucht. Die hierbei zu beobachtenden Regeln ſind folgende:

1. Der Feld=Meſſer werde hierzu beſonders eidlich verpflichtet, auch ſelbſt in dem Falle, wenn derſelbe bereits ſchon allgemein zu ſolchen Geſchäften vereidet ſeyn ſollte. Denn entſtehen nach 50 und mehrern Jahren Streitigkeiten, bey welchen auf den

Beweis der geſchehenen Vereidung des Feld-Meſſers vom Gegentheile gedrungen wird, ſo iſt es mehrentheils ſchwer, eine dergleichen allgemeine Verpflichtung durch Regiſtraturen zu beweiſen. Man hefte daher die über die gegenwärtige Verpflichtung aufgeſetzte Regiſtratur, nebſt der Eides-Formel, dem Gränz-Protokolle des Gutes ſorgfältig an.

2. Vor Aufnehmung des Riſſes halte die Guts-Herrſchaft mit ihren ſämmtlichen Gränz-Nachbarn eine förmliche Gränz-Beziehung, damit der Feld-Meſſer von beyden Theilen, und mithin nicht einſeitig, von der Lage der Gränze unterrichtet werde. Sollten hierbei Streitigkeiten entweder aufs neue entſtehen, oder ſchon vorher vorgewaltet haben, ſo gebe der Feldmeſſer die Gränze in dem zu verfertigenden Riſſe nach beyder Meinung, und alſo doppelt, an. Daß er dieſes mit aller Treue bey jedem ſich eräugnenden Falle thun wolle, ſey in ſeiner Eides-Formel eine der vorzüglichſten Clauſeln. Da aber der Unterſchied ſolcher zweifelhaften Gränzen öfters nur 1 oder 2 Schuh in die Breite betragen dürfte, welches bei dem Riſſe eines mäßigen Gutes ſelten genau bemerkt werden kann, ſo verfertigt er einen größern, ſattſam in die Augen fallenden Neben-Riß eines ſolchen ſtreitigen Platzes in duplo, zum Gebrauch beyder Gränz Nachbarn. Hierdurch wird, wenn die Sache in Weg Rechtens kommen ſollte, die gerichtliche Aufnehmung eines ſolchen ſtreitigen Stückes, und mithin ein großer Geld-Aufwand erſparet. Doch würde in dieſem Falle noch nöthig ſeyn, daß, nach der Verfertigung eines ſolchen vergrößerten Neben-Riſſes, beyde durch Nahmens-Unterſchrift, oder förmliche Regiſtratur, bekennen müßten, daß der Feld-Meſſer ihre beyderſeitigen Meinnungen von dem Laufe ihrer Gränze richtig ausgedrückt habe.

3. Die Gränz-Steine müſſen mit ausgedruckten Nummern bezeichnet werden, welche aber bey jedem neuen Gränz-Nachbar von vorn wieder anfangen können. Der Vortheil von dieſer Numerirung der Steine iſt ungemein groß. Die Gränz-Protokolle können von beyden Nachbarn mit mehr Deutlichkeit gehalten und von den Nachkommen richtig verſtanden werden. Ohne ſolche Bezeichnung gewähren dieſe Steine nur halbe Sicherheit. Bey Todesfällen, Veränderungen der Wirthſchafter, Käufen ꝛc. ſchafft oft die Bosheit einen ſolchen Mark-Stein bey Seite, beſonders wo ſtarke aus- und einſpringende Winkel ſind, und raubt hierdurch das Eigenthum des andern, da bey dem nach langer Zeit erhobenem Streite niemand weis oder wiſſen will, ob noch in der Mitte ein Mark-Stein geſtanden habe, oder nicht. Die fortlaufende Nummer entſcheidet hier wenigſtens ſo viel, ob einer fehle oder nicht; ja ſie wird ſelbſt den Habſüchtigen abhalten, einen ſo leicht zu entdeckenden Betrug zu begehen. Aber ſollte nicht der Grundriß dieſe begangene Verletzung der Gränzen entdecken? Ein Pachter einer ſehr redlich denkenden Grund-Herrſchaft gerieth mit einem angränzenden Nachbar in bittere Feindſchaft; um ſich zu rächen, ſchaffte er den in einem Strauche befindlichen Gränz-Stein bey Seite; und da der Grundriß des Gutes unter ſeinen Händen war, ſo tilgte er die mit einer Null in dem Riſſe angegebene Gränz-Marke aus. Hätten die Steine ihre eigenen fortlaufenden Zahlen und der Riß eben dieſelben gehabt, ſo wäre dieſer verworrene Handel, wo nicht ganz, wenigſtens halb entſchieden geweſen, oder vielmehr die Bosheit ſelbſt wäre gewiß nicht vorgefallen. Damit dergleichen Betriegereyen nicht vorfallen können, muß

4. der Feld-Meſſer die in ſeinem Riſſe angegebenen Gränz-Steine, wenn ſie auch auf dem Felde mit

keinen Zahlen bezeichnet ſind, entweder mit ſolchen Zahlen, oder mit den in der Ordnung fortlaufenden Buchſtaben des gewählten Alphabetes ſigniren.

5. Sollte der häufige Sand die Errichtung dauerhafter Gränz=Steine unmöglich machen, und müßte man zu Aufwerfung der Mahl=Hauſen ſeine Zuflucht nehmen, ſo gebe man denſelben einen tiefen Graben zum Umkreiſe, und vergrabe in der Mitte des Hauſens einen mit einer Nummer verſehenen eichenen Pfahl oder Gränz=Stein, und gebe in dem Gränz=Protokoll diiſes ſorgfältig an. Einen ſolchen Hauſen mit Sand=oder See=Hafer (Elymus avenar L.) zu beſäen, würde ihn nicht nur auszeichnen, ſondern auch dauerhafter und feſter machen.

6. Bey Gränz=Bäumen haue man dieſelben an, und laſſe die Zahl mit einem Meißel in dieſen Baum einſchneiden.

7. Da Gränz=Steine in ſumpfigen Wieſen ſehr leicht durch die Länge der Zeit verſinken, ſo pflänze man um dieſelben eine Strauch=Art, deren Wurzeln, auch wenn die Bosheit denſelben abgehauen hat, durch das Wiederausſchlagen die That verrathen und den Ort auszeichnen. Hohlunder und Weiden, beſonders diejenige Art, die, wegen dieſes Gebrauches, den Nahmen Sahle, d. h. Gränz=Weide erhalten hat, ſind hierzu am tauglichſten.

8. Iſt nun endlich der Grundriß vollendet, ſo muß derſelbe nach und nach von allen Gränz=Nachbarn unterſuchet werden, welches auf folgende Art geſchieht. Beyderſeitige Gerichte verfolgen mit dem Riſſe in der Hand die Gränz=Linie, wählen hin und wieder eine Entfernung von einem Steine bis zum andern, laſſen ſie vor ihren Augen durch den Feld=Meſſer, der vorher die Richtigkeit ſeiner gebrauchten Kette bewieſen hat, abmeſſen, und unterſuchen ſie nach dem verjüngten Maßſtabe auf dem Riſſe. Weis der

der Feld = Meſſer, daß er ſich, am Ende ſeiner Arbeit, dieſer Unterſuchung unterwerfen muß, ſo wird er gewiß mit der möglichſten Genauigkeit auf der Gränze, worauf die Haupt = Abſicht der Aufnehmung beruhte, arbeiten. Der Ritterguts = Beſitzer wird daher

9. in dem mit dem Feld = Meſſer zu errichtenden Accorde die Clauſel beyfügen, daß er nur in dem Falle an ſeine Zuſage und Bezahlung der Arbeit gebunden ſeyn wolle, wenn der verfertigte Grundriß dieſe Unterſuchung aushalten würde.

10. Iſt nun derſelbe richtig befunden worden, ſo iſt ſorgfältig anzurathen, daß beyde Gränz = Nachbarn denſelben durch Nahmens = Unterſchrift bekräftigen. Dieſes in einem beſondern ſchriftlichen Aufſatze zu thun, ſichert nicht gegen die Exception, daß jenes ein ganz anderer Riß, als der vorgezeigte, geweſen ſey, deſſen Richtigkeit die ausgeſtellte Urkunde beſtätigt. Es wäre auch wohl möglich, daß ein älterer unrichtiger Riß mit Veränderung der Jahrzahl und des Nahmens des Verfaſſers, dem neuern atteſtirten untergeſchoben werden könnte. Ohne eine ſolche bekräftigende Unterſchrift des Nachbarn, bleibt der ſchönſte und accurateſte Grundriß Scriptura pro ſcribente, und folglich ein ſehr mangelhafter Beweis, und das hierauf verwandte Geld vernutzt ſich oft gar nicht, ja flößt oft Leuten, die der Rechte unkundig ſind, ein gewiſſes Vertrauen ein, ihren Gränz = Streit zu gewinnen, weil die Sache durch ihren einſeitig verfertigten Riß ſchon ſo gut, als völlig entſchieden ſey. Damit aber, bei entſtandenen Streitigkeiten, derjenige Guts = Beſitzer, welcher den Riß in Händen hat, bey Provocirung auf die Vorzeigung deſſelben, nicht etwa fälſchlich, oder auch aus Wahrheit anführe, es ſey dieſe Zeichnung durch Verkauf des Gutes, Abſterben oder Brand ꝛc. verloren gegangen, ſo würde

11. es ſehr zweckmäßig ſeyn, wenn die Gränz-Linie mit den darauf befindlichen Mark-Zeichen auf einem zwar ſchmahlen, aber in die Länge gehenden Pergament-Riemen, für den Gränz-Nachbar verfertigt, und nach geſchehener Unterſchrift in deſſen Gerichts-Archiv abgegeben würde, wo derſelbe entweder in das Gränz-Protokoll eingeheftet, oder in einer hölzernen Rolle, welche mit einem Schnitte der Länge nach verſehen, aufgewunden werden könnte. Der Aufwand für eine ſolche Copie, welche nur die Gränz-Linie enthält, würde ſehr geringe ſeyn, und ſich reichlich vernutzen. Daß derjenige, welcher ihn erhält, auf ſeine eigene Koſten denſelben verfertigen laſſe, ſcheint der Billigkeit gemäß zu ſeyn.

Wenn nun aber alle dieſe Regeln der Klugheit beobachtet worden ſind, ſo ſichern ſie doch das Eigenthum der Grund-Herrſchaft gegen die Beeinträchtigungen der Unterthanen, ingleichem dieſer Lezten gegen einander, noch nicht. Wer nur einen mäßigen Begriff vom Aufnehmen ganzer Güter hat, muß geſtehen, daß ſelbſt bey dem größten angenommenen Maßſtabe, Betriegereyen von einem oder mehrern Schuhen in der Breite, welche bey einer großen Länge ſehr anſehnlich im Flächen-Raume ſeyn können, durch den ſorgfältigſten Riß nicht allemal entdeckt werden können. Fortgeſetzte Aufmerkſamkeit der Beſitzer auf ihre Mark-Zeichen und augenblickliche Herſtellung derſelben bey der geringſten Verletzung, ſind die einzigen wirkſamen Gegenmittel gegen Verrückung der innern Gränzen. Dieſe Sorgfalt muß in dem erſten Jahre des Ankaufes eines Ritter- oder Land-Gutes beſonders verdoppelt werden. Es ſetzen ſich daher diejenigen Herrſchaften einer doppelten Gefahr aus, hierin vervortheilt zu werden, wenn ſie bey einem neu gekauften Gute mit dem Pachter oder Verwalter, Gerichtshalter, Jäger, und Vögten zu-

gleich

gleich eine Verånderung machen. Erfordert dieſelbe die Nothdurft, ſo nehme man ſie einzeln und dann erſt vor, wann man ſich ſelbſt die gehörige Kenntniß aller ſeiner Grånzen verſchafft hat. Ein ſorgſamer Guts = Beſitzer wird vorzüglich im letzten Jahre des abgehenden Pachters ſowohl bey der Herbſt = als Frühlings = Saat, auf das Aufackern ſeiner Unterthanen, welche mit herrſchaftlichen Feldern grånzen, aufmerkſam ſeyn, und die beyden lezten Pflug=Striche vor dem Einegen ſorgfåltig umwenden; und nur gar zu oft wird er von dem Raine abgepflügte Raſenſtücke entdecken.

Dieſer Habſucht wird am beſten Einhalt geſchehen, wenn man die Sorge für die Erhaltung der Grånzen unter ſich zur Sache des ganzen Dorfes und aller ſeiner Einwohner macht. Unſere Vorfahren kamen durch Beobachtung dieſer Maxime oft gewiſſer zu dem Zwecke, zu welchem wir durch die ſorgfåltigſten Regiſtraturen jetzt nicht allemahl gelangen. Dieſe in manchen Dörfern, beſonders in der Gegend von Leipzig, noch beybehaltene Gewohnheit iſt folgende. Ein jeder Einwohner und Knecht wendet alle mögliche Aufmerkſamkeit an, zu entdecken, ob der andere, obſchon auch nur durch ein wirkliches Verſehen, mit dem Pfluge einen oder mehrere Raſen abgeackert, und dieſelben nicht ſogleich wieder eingeſetzt habe; führt in dieſem Falle zwey Zeugen aus dem Dorfe dahin, und nimmt es mit denſelben in Augenſchein. Alle aber beobachten noch zur Zeit ein Stillſchweigen. Nach Endigung der Sommer = Saat verſammelt ſich, mehrentheils am dritten Pfingſt=Feyertage, die ganze Gemeinde; dieſe umzieht alle Aecker und Grånzen, und ſtraft, jedoch ohne Gerichts = Verwalter und Schreiber, die angeklagten Verlezer der Grånze um 2, 6 bis 12 Kannen Bier, welche alsdann nebſt demjenigen Biere,

welches die neuen Wirthe entrichten, von der Gemeinde unter dem Nahmen Pfingſt-Bier gemeinſchaftlich verzehrt wird. Iſt es gegründet, und es iſt mehr als zu wahr, daß Gränz-Verletzungen auf friſcher That ſehr leicht, nach einigen Jahren nur durch koſtbare Proceſſe entſchieden werden können: ſo iſt dieſes eine der einfachſten und wirkſamſten Einrichtungen. Man verſuche es, und gebe dieſer Gemeinde bey ihrer Gränz-Beziehung den Gerichts-Halter mit, und gewiß niemand klagt an, ſondern alle vertheidigen vielmehr den unſchuldigen Angeklagten, ſo ſtrafbar er auch in der That ſeyn kann. Gewährt dieſe jährliche Beſichtigung der Gränzen der Unterthanen ſo viel Sicherheit, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn auf Ritter-Gütern, deren Beſitzer öfters ſeit 30 und mehrern Jahren keine Beziehung der Gränzen mit ihren Nachbarn veranſtaltet haben, ſchwer zu entſcheidende Gränz-Proceſſe entſtehen müſſen. Eine ſolche Reviſion giebt dem Grundriſſe ein verneuetes Anſehen; und im Unterlaſſungs-Fall helfen die beſten geometriſchen Grundriſſe nur ſehr wenig.

Da es ſich aber zutragen kann, daß der Gränz-Nachbar aus Eigenſinn, Geiz ꝛc. dieſe gemeinſchaftliche Meſſung nicht unternehmen, oder aus Caprice nicht vidimiren will, ſo würde ein Geſetz, welches vorſchriebe, daß vor jeder käuflichen Veräuſſerung eines Ritter-Gutes oder andern Grundſtückes, der Verkäufer ſchlechterdings verbunden ſey, ſämmtliche Gränzen mit ſeinen Nachbarn und reſp. Unterthanen gerichtlich zu beziehen, und ſolche dem Käufer bey der Uebergabe des Fundi, nach den aufgenommenen Regiſtraturen anzuweiſen, auſſerdem aber, und wenn ſolches nicht im Kauf-Contracte als geſchehen ausgedrückt zu finden wäre, derſelbe mit keiner obrigkeitlichen Confirmation verſehen, noch das Grundſtück gerichtlich tradirt, hiernächſt der Käufer, welcher das

das Gut ohne eine ſolche ſpecielle Anweiſung übernommen hätte, mit keinen Gewährs = Anſprüchen und überhaupt mit keiner Klage wegen älterer über ſeinen Beſitz zurückgehender Gränz = Streitigkeiten weiter gehört werden ſolle, ſehr vielen Proceſſen vorbeugen.

Nro. 15 des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1791, S. 120, fgg.

Man nutzt überhaupt ein Land = Gut recht, wenn man allen möglichen Ertrag jährlich davon zieht, oder, wenn dieſes wirklich noch nicht geſchieht, es doch auf die vortheilhafteſte Weiſe durch Verbeſſerungen dahin bringt. Man hat zwey Wege zu unterſuchen, ob ein Land=Gut wirklich ſchon recht genutzet werde. Der erſte iſt dieſer: Man berechnet die jährlichen Einkünfte und Ausgaben, von etlichen auf einander ununterbrochen folgenden Jahrgängen, und unterſcheidet bei den Ausgaben, welche auf die Gebäude, Werkzeuge, Arbeiter, öffentliche Abgaben ꝛc. gehen, die zur Verwaltung des Gutes unentbehrlichen von den entbehrlichen und überflüßigen, und ſieht, ob der Ueberſchuß der Einkünfte über die Ausgaben groß genug iſt, daß das im Gute und in den jährlichen Ausgaben ſteckende Capital ſo hoch, als möglich, verzinſet wird. Man kann auch einen Anſchlag von dem Werthe und Ertrage eines jeden Stückes machen, oder auch erforſchen, wie hoch der bare Ertrag wäre, wenn ein jedes Stück einzeln verpachtet würde. Auch hieraus läßt ſich abnehmen, ob ein Gut jetzt recht genuzet wird. Der zweyte Weg iſt dieſer: Man prüft das Land = Gut nach den oben angegebenen Regeln, und ſieht, ob welche Verbeſſerungen zu machen ſeyn.

Die Verbeſſerung, oder Melioration, iſt eine neue Einrichtung, wodurch das Gut beſſer, als zuvor, genutzet wird, daß entweder mehr eingenom=

men, oder weniger ausgegeben, und dadurch der jährliche bare Ueberſchuß beträchtlicher wird, als vorhin.

1. Man muß nie ſo feſt an den alten Vorurtheilen kleben, daß man glaubte, es ſey keine Verbeſſerung mehr möglich. Die alten Römer, und auch unſere Vorfahren in Deutſchland vor dem dreyßigjährigen Kriege, hatten die meiſten der heutigen Verbeſſerungen der Land = Wirthſchaft, wie ſich leicht zeigen läßt. Nach dem weſtphäliſchen Frieden trafen unſere Voraltern wüſte Felder an, die lange nichts getragen hatten, und da die Anzahl der Menſchen nicht ſo groß war, ſo hatten ſie die Wahl, für ſich anzubauen, was ihnen gut dünkte. Sie mochten auch bauen, wie ſie wollten und wußten, ſo trug das Feld leicht für ſie die Nothdurft, mit der ſie ſich begnügten. Wenn wir nun bey unſern ſo ſehr veränderten Umſtänden ihnen blindlings nachfolgen, und ſchließen wollen: „wäre es möglich, wäre es gut, ſo hätten es „die Alten, die auch keine Narren waren, ſchon ſo „gemacht," ſo iſt dieſer Schluß theils falſch, theils offenbar ungereimt. Man muß alſo immer nachforſchen, worin Verbeſſerungen bey dem Gute, nach deſſen Art, Lage des Bodens, u. ſ. w. möglich ſeyn, und ob ſie auch rathſam und nützlich ſeyn. Vorher, ehe man dieſe zwey Puncte gewiß weis, muß man nichts altes durch Verbeſſerungen abändern, und, als ein blinder Verehrer der Neuerungen, auf neue Arten von Werkzeugen, Korn, Gräſer, Pflanzen, Vieh, und neue Handgriffe, fallen.

Die Quellen, woraus man die Kenntniſſe der Verbeſſerungen ſchöpft, ſind folgende. Man ſtellt eigene Ueberlegungen, nach der Beſchaffenheit und den Umſtänden des Ortes, an. Man wird aber durch Andere meiſtens zum Nachdenken gebracht. Daher betrachte man das Verfahren Anderer und ihre

ihre Handgriffe, beſonders der Nachbarn, und zwar, vornehmlich derjenigen, die mit uns einerley Lage oder Grund und Boden haben. Allein, ſie haben oft mit uns einerley Vorurtheile. Man erforſche alſo durch Reiſen, oder von Reiſenden, das Verfahren fremder Länder und Nationen, und urtheile, ob ſolches bey uns angehe. Endlich ziehe man auch gute Bücher zu Rathe.

Die Möglichkeit einer bekannt gewordenen Verbeſſerung und ihre Nutzbarkeit, beurtheilt man nach eigenen Beobachtungen und Verſuchen im Kleinen. Man kann nicht ohne Unterſchied Andern trauen und folgen. Will man Anderer Urtheil zu Rathe ziehen, ſo ſagt der eine dieſes, der andere jenes, und man wird voll Zweifel. Daher ſind eigene Verſuche das beſte Mittel zur Beurtheilung. Sie müſſen aber recht angeſtellt werden. Man mache die Verſuche zuerſt im Kleinen, aber a) mit gehöriger Einſicht, daß Geſinde und Andere nicht denken, man verſtehe es nicht, und fange an, was man nicht ausführen kann. b) Mit Vorſicht und Ueberlegung aller Neben-Umſtände, um ſicher zu beurtheilen, ob der Verſuch nur zufällig gerathen, mißgerathen, ob und was dabey zu ändern und zu verbeſſern iſt. Kleine Verſuche ſchaden nicht viel, man lernt die Handgriffe, bekommt deutliche Begriffe und Fertigkeit. Es läßt ſich nicht alles beſchreiben; manches giebt der Verſuch erſt zu empfinden. Man muß nicht gleich verwerfen, was 2 oder 3 Mahl im Kleinen mißlingt, ſondern die Hinderniſſe aufſuchen, ſehen was ſie gethan haben, und ob ſie zu heben oder zu entkräften ſind. Doch muß man auch nicht mit Gewalt durchſetzen wollen, was nicht gelingen will. Man muß aber nicht zu viel darauf trauen, wenn es 1 oder 2 Mahl im Kleinen, etwa im Garten oder Miſtbeete, gerathen iſt, ſondern, damit man einen

ſichern

ſichern Schluß daraus ziehen und die Urſachen einſe-
hen könne, überlegen, was ſich am Verſuche äuſſern laſſe, und ihn hernach mit veränderten Umſtänden etliche Mahl wiederhohlen, nnd jedes Mohl genau bemerken, was ſich zuträgt, auch wohl gar nach allen Theilen in Abſicht auf Ort, Zeit, Dauer, Größe, Quantität und Qualität, genau aufſchreiben. Dasjenige, ohne welches, wenn es wegbliebe, der Erfolg ganz, oder doch zum Theil fehlte, und bey welchem, wenn er beybehalten würde, der Erfolg ſich einfand, oder doch vollkommener ward, iſt nothwendig, und eine Urſache des guten Erfolges. Auf dieſe Weiſe kann man durch klüglich veränderte Verſuche, oder Beobachtung deſſen, was andern begegnet iſt, wenn ſie dieſes oder jenes bey ihrem Verfahren unterlaſſen oder verändert haben, lernen, was der Grund und die Urſache von einem guten Erfolge ſey, was von mehrern Urſachen eine jede, und wie ſie es beytrage, u. ſ. w. Alle dieſe nöthigen Umſtände und Urſachen nimmt man zuſammen, und ſagt: unter dieſen Bedingungen erhält man dieſen oder jenen Erfolg, den man nach ſeiner Größe und Beſchaffenheit genau angiebt; ſo bekommt man einen richtigen Schluß aus Verſuchen. Will man daraus eine Regel machen, ſo ſagt man: wer dieſen Erfolg, den man beſchreibt, haben will, der muß Folgendes beobachten; da man dann alle Theile aus der Bedingung des obigen Schluſſes her erzählt, und zwar α) in der Ordnung, wie ſie bey der Ausübung aufeinander folgen müſſen; β) und ſo, daß man alle nöthige Umſtände, und auch Maß, Gewicht und Größe, zugleich angiebt. Bey den Verſuchen im Kleinen muß man auch die Koſten berechnen, und ſie von dem Ertrage abziehen, damit der Nutzen richtig beſtimmet werden könne.

So gut immer ein Verſuch im Kleinen ausfällt, ſo darf man doch nicht gleich den Schluß machen: alſo iſt

es auch im Großen möglich und nützlich, und die Sache wirklich auf dem Land-Gute einführen. Ob die Einführung möglich und nützlich, und der Nutzen richtig, nach ſeiner Größe der Mühe und Koſten werth, gewiß und beſtändig ſey, muß man auf folgende Art beurtheilen. Man muß den Verbeſſerungs-Vorſchlag nach ſeinem Einfluſſe auf das Ganze, in Abſicht auf die Folgen, die nach mehrern Jahren kommen können, in Abſicht auf Unglücksfälle, desgl. auf Koſten der Arbeit, der Werkzeuge, und des Nutzens, z. B. der abgehenden Frucht- oder Heu-Aernden, den man bis zur völligen Einführung entbehren muß, wohl betrachten. Die Haushaltung iſt ein aus vielen zuſammenhangenden Theilen beſtehendes Ganze, da die Aenderung eines Theiles einen Einfluß auf alle übrige Theile hat, und der Nutzen in einem Theile zweifach in andern Theilen ſchaden kann; z. B. eine neue Beſtellung der Aecker gebe zwar mehr Nutzen an Körnern, aber weniger brauchbares Stroh, ſo muß man weniger Vieh halten, bekommt weniger Dünger, und endlich weniger Frucht. Man führe eine andere Gattung Vieh ein, ſo ändert ſich der Dünger, und die Natur und der Trieb des Landes. Wer auf einem Gute, welches ſandigen Boden hat, ſtatt Ochſen, Pferde hält, der zerrüttet durch ihren hitzigen Miſt ſeine Felder. Man muß ſich alſo vorher die ganze Verfaſſung ſeiner Haushaltung und aller ihrer Theile, und deren beſondere Einrichtung, und auch das bekannt machen, was für beſondere Umſtände eine ganz widrig, und oft ungereimt ſcheinende Einrichtung entſchuldigen, rechtfertigen, oder gar nothwendig erfordern. Es zieht oft größern Schaden nach ſich, wenn man geringe einzelne Fehler abthun will. Beſonders hat man auf das auf dem Land-Gute nothwendig zu haltende Vieh, deſſen Anzahl und Beſchaffenheit, auf Getreidebau und Gras-

Bo-

Boden zu ſehen, und den gegenwärtigen und künftigen Einfluß der Verbeſſerung auf dieſelben zu erwegen. Uebrigens muß das Publicum bey keiner Verbeſſerung leiden. Doch dafür wird die Landes=Polizey ſchon ſorgen, daß, indem ein Jeder durch Verbeſſerungen ſein Gut ſo hoch, als möglich, zu nutzen ſucht, nicht ganze Syſteme erſchüttert werden, und der Staat von Nachbarn in Abſicht auf ſeine Erhaltung abhängig werde. Die Möglichkeit der Einführung einer Verbeſſerung auf dem Land=Gute erſieht man, wenn man die beſondere Landes=Art, den Schlendrian, die Gebräuche, von denen die Leute nicht abzubringen ſind, ferner was für Leute man zur Ausführung habe, erweget, ob man Arbeiter genug dazu haben könne, und wie theuer, ob ſie nicht Stolz oder Eigennutz antreibe, die Neuerung zu verhindern, ob ſie ſich zur Ausführung ſchicken und Freude daran haben. Man hat ferner darauf zu ſehen, ob man die Werkzeuge ꝛc. dazu haben, die nöthigen Koſten aufbringen, die indeſſen abgehenden Nutzungen entbehren könne, u. d. gl.

Findet man, daß die Verbeſſerung möglich und nützlich einzuführen ſey, ſo nehme man die Veränderung nicht auf ein Mahl, zu ſchnell und zu ungeſtüm, ſondern zur bequemen Zeit, vor, fange an dem gelegenſten Theile an, und vollziehe ſie nach und nach. Zu viel auf ein Mahl verwirrt, und wird nicht pünctlich gethan. Nach und nach wird man in der Ausübung geſchickter und behutſamer.

2. Alle anzubringende Verbeſſerungen gehen entweder auf das Gut überhaupt, oder nur auf einen oder den andern Theil deſſelben.

a) Gehen ſie auf das Gut überhaupt, ſo betreffen ſie entweder die Verwaltung ſelbſt, oder die oben erzählten Eigenſchaften deſſelben. In jenem Falle verwechſelt man die Selbſt=Verwaltung mit dem

Pachte,

Pachte, oder umgekehrt. Dieſe Veränderung erfordert reife Ueberlegung, weil ſie eine gänzliche Veränderung in der Wirthſchaft nöthig macht, welche bey entſtehender Reue nicht ohne Nachtheil plötzlich aufzuheben iſt. Will man dem Gute die Eigenſchaften eines nutzbaren Grundſtückes verſchaffen, ſo verbindet man die mangelnden Stücke, die man in der Nähe füglich haben kann, und die das Gut melioriren, damit; kauft z. B. Wieſen, Wald, oder zieht Holz und Gras-Boden ꝛc.; man giebt die entfernteſten und zerſtreut liegenden Stücke weg, und kauft oder tauſcht dagegen fremde Stücke ein, die zwiſchen unſern nahen Stücken liegen, damit das Gut arrondirt werde. Man ſondert überflüſſige und ſchädliche Stücke ab; dergleichen ſind diejenigen, die zu weit entlegen ſind, deren Beſtellung beſchwerlich iſt, oder die Beſtellung der übrigen aufhält, und über die man nicht die nöthige Aufſicht führen kann; ferner diejenigen, deren Grund zu ſchlecht iſt, und den übrigen Stücken den Dünger ohne Nutzen entzieht; und endlich, wenn man zu viel Land hat, welches man mit den vorhandenen Leuten und Zugviehe nicht gehörig beſtellen kann. Man ſondert ſie ab durch Vertauſchen, Verkaufen, Verpachten, oder daß man darauf kleine Häuſer für Tagelöhner erbauet, und ihnen gewiſſe Dienſte andinget, oder aus ſolchen Stücken ein Neben-Gut zuſammenſetzt, welches man ein Vorwerk nennt. Man hebt die etwa vorhandenen Gemeinheiten auf. Man verwechſelt die Stücke, und führt Koppeln und Schläge ein, verwandelt Aecker in Wieſen, Wieſen in Weiden, Weiden in Aecker, und umgekehrt. Man führt eine neue Proportion der Stücke gegen einander ein; kann man z. B. nicht allen Acker mit Vortheil beſtellen, ſo läßt man ihn zu Gras liegen. Man breche Wieſen um, halte 10 Kühe weniger, und 100 Stück Schafe dagegen

gegen mehr. Wo mehr Ackerfeld iſt, als man mit dem auf dem Gute zu haltenden Viehe düngen kann, ſo laſſe man Aecker zu Wieſen liegen, und umgekehrt. Wo mehr Waldung iſt, als man vortheilhaft nutzen kann, rode man etwas aus, u. ſ. f. Man mache die Stücke mehr artbar, daß ſie beſſern Trieb bekommen, und mehr und beſſer tragen. Man leite z. B. aus niedrigen Gegenden das Waſſer durch Gräben ab, dünge ſaure Felder mit Märgel oder Kalk, häge, wo Vieh gefährlich iſt, den Platz ein, lege lebendige Hecken, ſtatt todter, an, erhöhe tiefe Felder; ebne die ungleichen, dünge mit Teich- und Schlamm-Erde dauerhaft auf mehrere Jahre. Man ſuche das geringſte Plätzchen zu nutzen, verbeſſere die Felder des Bodens, die es unbrauchbar machten, als: Moräſte, Pfützen, wo ſich den Winter über das Waſſer ſammelt; offene, ungebauete, an Wegen liegende Winkel, trockne Teiche aus, Torf-Mohre, moraſtige Wieſen, worauf das ſchönſte Heu zu gewinnen iſt. Man wende jeden Platz dazu an, wozu er ſich am beſten ſchickt, wenn hierin ein Fehler vorhanden iſt. Man ziehe von den Stücken doppelten Nutzen; z. B. man pflanze hohe Bäume auf Weiden und in Hecken, Obſt-Bäume an Wegen ꝛc. baue Rüben nach der Winter-Aernde auf Stoppel-Aeckern, und ſömmere einen Theil der Brache, ſäe Klee unter Getreide, halte Bienen, wo viel Reps, Buchweizen, weißer Klee und andere Pflanzen gezogen werden, brenne Branntwein, mäſte zugleich Vieh, welches fetten Dünger giebt, u. d. gl.

b) Einige Verbeſſerungen gehen nur auf einen oder den anderen Theil; z. B. Man zieht überflüßige Gebäude ein, richtet die beibehaltenen dauerhaft und überhaupt, ſo ein, daß ſie nicht koſtbar zu unterhalten ſind, bauet ſtatt der baufälligen alten neue maſſive, die in vielen Jahren nicht zu repariren, und

zur

zur Wirhſchaft bequemer ſind. In Anſehung des Acker=Feldes beſtelle man das Land, daß es weniger koſte, man z. B. wenigere Pferde, wenigere oder keine Tagelöhner nöthig habe; brauche leichtere Pflüge, deren drey mehr thun, als ſonſt vier, lerne das Land genau kennen, und lerne, wie viel Menſchen und Vieh an Einem Tage arbeiten. Man verbeſſere den Ackerbau, damit man mehr Korn ärnden und verkaufen könne: α) durch abzuwechſelnde Saaten; β) einzuführende neue Gattungen von Pflanzen, inſonderheit neuer Getreide=Gattungen; γ) ſäe Samen von fremden Orten; δ) verbeſſere jeden Acker insbeſondere durch einzuführende neue Werkzeuge, neue Bau=Art, flächeres, tieferes Pflügen, ſorgfältigere Beſtellung, Auffahren von Märgel oder andere Verbeſſerungs=Erden; baue in der Brache burgunder Rüben, Handels=Kräuter ꝛc. Man ſuche die Arbeiten leichter, wohlfeiler, ſchneller und nützlicher zu thun, den Ertrag der Aecker zu vermehren, und von ihnen noch Neben=Nutzungen zu ziehen. Eben ſo eifrig muß man auf Verbeſſerung der Wieſen und Weiden, überhaupt auf Vermehrung eines guten Graswuchſes, bedacht ſeyn, und zugleich auch die Verbeſſerung der Viehzucht betreiben, daß man den Viehſtand vermehrt und verbeſſert, beſſer Vieh hält, das dem Gute angemeſſener und nützlicher iſt, in Milch, oder Zug, oder Zucht, oder Maſtung, es im Stalle, und zwar recht gut füttern kann, u. ſ. w. Man darf ſagen, daß der Anfang zu allen Verbeſſerungen hiermit müſſe gemacht werden (*), daß man die vorhan=
dene:

*) Eine Entſcheidung der problematiſchen Frage: Bey welcher Wirthſchafts=Rubrik muß man, wenn man ein Landgut verbeſſern will, damit den Anfang machen? ſt. in (Hrn. v. Benekendorf) Oeconomia controverſa, 1 B. (Berl. 1787, gr. 4.) S. 54 — 60.

denen Wieſen und Weiden ergiebiger macht und ſie vermehrt, im Sommer mehr grünes Futter bauet, insbeſondere Klee, und dieſes alles mit Gyps ꝛc. treibt. Dies äuſſert bald ſeinen Einfluß auf das Ganze. Man hat mehr und wohl gefüttertes Vieh, mehr und fettern Miſt, beſſer gedüngte Aecker, ſtärkeres Zugvieh, beſſere Arbeit, mehr Stroh, mehr Körner. Eben ſo wichtig iſt es auch, daß man den Miſt beſſer behandle und anwende, Verbeſſerungs-Erden herbei ſchaffe und brauche, überhaupt die Dünger verbeſſere und vermehre. Sind Holzungen da, ſo verbeſſert man auch dieſe, und befördert den Holz-Wuchs; wo ſie nicht ſind, ſucht man doch wenigſtens zur Feuerung das Holz ſelbſt zu pflanzen, durch Weiden, Erlen, und andere ſchnell wachſende Bäume, die man anpflanzt, durch Birken-Wälle, und dergleichen. Endlich verbeſſert man auch die innere Haushaltung ſelbſt; man ſchneidet unnöthige Koſten und Abgaben ab, verkauft vortheilhafter, veredelt die gewonnenen Naturalien; man ſieht, daß alle Arbeiten am leichteſten, geſchwindeſten, mit den wenigſten Koſten, in der rechten Zeit, Ordnung und auf die beſte Weiſe geſchehen, ſo daß der größte Nutzen herauskommt; man verſichert ſich der Arbeiter und Handwerksleute, beſonders, wo ſie nicht leicht wegen der Lage zu haben ſind, wenn ſie z. B. zur Zeit der Aernde, des Heuens, am rarſten ſind, durch die ſchon erwähnte Anbauung kleiner Häuſer auf dem Gute, und Vermiethung an ſie, oder auf andere Weiſe. Man ſieht, ob man nicht ohne Nachtheil, weniger Geſinde halten könne. Zu viel Geſinde hindert einander, verläßt ſich auf einander, und verurſachet unnöthigen Aufwand durch Koſt und Lohn. Man bewirke, daß diejenigen, welche da ſind, mehr arbeiten, und richte daher die Arbeit ſo ein, daß ein jeder den ganzen Tag in Arbeit iſt, und zwar das

ſchaffe,

ſchaffe, wozu er ſich am beſten ſchickt. Man führe Ordnung im Arbeiten ein, daß eine der andern die Hand biethe. Man trage genaue Aufſicht; wozu nöthig iſt, daß man wiſſe, wie viel Zeit ein jeder zu ſeiner Arbeit braucht, und weiſe, wenn eine Arbeit fertig iſt, gleich wieder die andere an. Man ſchiebe nichts auf, ſondern ſey mit der Arbeit allemal vor andern voraus. Man ſehe auf alle Umſtände, auch die kleinſten in der Haushaltung, ob nichts abzuwenden oder zu verbeſſern iſt; man ſuche vor allen Dingen das Gut in gutem Stande zu erhalten, und ſorge für die ordentliche Beſtellung der Ländereyen, für die Bewahrung derſelben vor Einreiſſung und Ueberſchwemmung der Flüſſe und Bäche, für die Erhaltung ſeiner Gränzen, die man von Zeit zu Zeit beſehen und erneuern muß, für die Ausbeſſerung der Gebäude und Geräthſchaften, u. ſ. f.

c. Von den Verbeſſerungen iſt noch eine Haupt-Regel übrig: Man beſorge und verbeſſere nicht nur ein Stück, woran man etwa ſein beſonderes Vergnügen hat, ſondern überſehe ſein Hausweſen und ſeine Wirthſchaft völlig, und erhalte alles überhaupt und im Großen, in ſeiner Ordnung. Ein jedes Stück iſt ein Rad von dieſem Uhrwerke, worin alles zuſammen paſſen muß, worinn nichts ſtille ſtehen darf, ſondern eines das andere im Gang erhalten helfen muß.

Die in Nro. 34. des leipz. Intell. Bl. v. J. 1789, aufgeworfenen Anfragen: **Was heißt Güter-Melioration? und was heißen eigentlich wahre Meliorations-Koſten?** werden in No. 50 und 51. deſſ. v. e. d. J. nachſtehend beantwortet.

„Güter-Meliorationen ſind Verbeſſerungen an Aecker, Wieſen, Gärten, Teichen, Hütungen, Forſten, auch ſo gar zuweilen an Gebäuden. **Wahre Meliorations-Koſten** ſind die, welche zu wirklichen Verbeſſerungen an einer Sache oder mehrern Dingen dergeſtalt mit Nutzen ver-

verwendet werden, daß der beſſere Ertrag, der durch die Melioration heraus kommt, die Procente des darauf gewandten Capitales liefere.

Mein Grundſatz iſt der, daß ein Jeder, welcher bei einem Gute eine Verbeſſerung vornimmt, zuvörderſt einen genauen und richtigen Anſchlag des bisherigen Ertrages von dem quäſtionirten Stücke Acker, Wieſe, Garten, Teiche, oder was es ſonſt ſey, und das verbeſſert werden ſoll, anfertige, welches um ſo leichter iſt, als man aus der Erfahrung weis, wie hoch ſich der Uſusfructus bis hierher belaufen habe. Ein zweyter Anſchlag, der aber ſchwerer als jener iſt, iſt der, von dem künftigen nach geſchehener Verbeſſerung, erfolgen ſollenden Nutzungs-Ertrage, welchen der dritte, von den Koſten ſelbſt, die zur Verbeſſerung des Grundſtückes erfordert werden, folgen muß.

Dies ſind in der That zwey wichtige Dinge, die von der Kenntniß des Sachverſtändigen, in wie fern er die Anſchläge trifft oder nicht trifft, und daß er die Koſten weder zu niedrig, noch den Ertrag zu hoch in Anſchlag bringt, abhangen; denn wenn darin gefehlt wird, ſo entſteht daraus, und aus der vermeinten Verbeſſerung, ein wirklicher Schade, der, wenn die Sache ins Große geht, den Guts-Beſitzer zurück ſetzen, auch wohl gar ruiniren kann.

Das richtige Verhältniß zwiſchen dem nach gemachter Melioration zu hoffenden Gewinne, und dem darauf, um dies zu erlangen, nothwendig anzulegenden Capital, muß man allemal vor Augen haben, und, ehe man es anfängt, berechnen, ob der Gewinn ſo viel bringen möchte, daß die Zinſen von dem anzuwendenden Capitale nothwendig heraus kommen; denn wenn dies nicht möglich iſt, ſo iſt die ganze Sache nichts, und ſteht Jedem zu rathen, ſich mit Dingen, die nichts einbringen, nicht zu befaſſen.

Um ganz deutlich zu reden, will ich ein Exempel anführen. Geſetzt, es habe ein Grundſtück bisher jährlich 20 Thaler eingebracht, nach gemachter Melioration aber würde es 30 Thlr. genutzet werden können, der Koſten-Anſchlag hingegen und wodurch die Verbeſſerung erfolgen ſoll, belief ſich auf 300 Thlr. und darüber, ſo wäre mein Rath, wenn kein ander Mittel auszufinden iſt, die

Me-

Melioration wohlfeiler zu bewerkſtelligen, daß man ſich ſolcher ganz begebe, denn mein Grundſatz bleibt immer der: Die Ausmittelung des richtigen Verhältniſſes vom Koſten-Aufwande mit dem davon zu erwartenden Nutzungs-Ertrage, als eine Norm und Richtſchnur.

Jede Regel hat in gewiſſen Fällen ihre Ausnahme, und dieſe findet auch zuweilen darinn Statt, daß man an einer Sache mehr wendet, als der Klugheit nach verwandt werden müſſe, und worüber ich weiter hin meine Meinung ſagen werde. Nunmehr aber wird zu zergliedern nöthig ſeyn: I. Was man unter Meliorations-Koſten rechnen kann. II. Auf wie viel Procente man rechnen müſſe, wann die Koſten mit Nutzen angewandt werden ſollen. III. Was nicht unter Meliorations- ſondern Wirthſchafts-Koſten gehört. IV. Was weder zu beyden gehört, ſondern zum Vergnügen eines Guts-Beſitzers angewandt wird, und endlich, V. Was man unter ſo genannter guten Wirthſchaft an ſtatt Melioration, für offenbaren Schaden rechnen kann. Ohne Noth möchte ich nicht gern weitläuftig ſeyn, die Sache iſt aber zu wichtig, als daß man nur etwas ſagen, und der Anfrage, die zu dem, wovon jezt die Rede ſeyn wird, wahrſcheinlich Anlaß gegeben haben mag, nicht völlig Genüge leiſtete, daher und in Rückſicht deſſen ich für nöthig finde, mich darüber aufs Deutlichſte zu erklären.

I. Unter Meliorations-Koſten kann man rechnen:

1. beym Ackerbau. a) Haupt-Graben anzulegen, wodurch bey niedrigen und der Ueberſchwemmung ausgeſetzten Aeckern alles Schädliche abgewendet, und die Tragbarkeit vermehrt wird: oder wenn auch dergleichen Graben bereits exiſtirt haben, durch Vernachläſſigung aber eingegangen, und dadurch der wenigere Getreide-Ertrag entſtanden, und zu deren Wiederherſtellung die Koſten ins Große ſich belaufen. b) Aecker, die an den Furchen, weil ſie zu niedrig liegen, auswäſſern oder ausſäuern, mit Erde auszufüllen, welches öfters, wenn Höhen dabey befindlich, oder ausgeworfene Erde von Graben in der Nähe vorräthig iſt, damit geſchehen kann, worauf denn freylich viel ankommt, ob die Ausfüllung ganz mit Menſchen-Händen, d. h. mit Schubkarren fahren, oder aber mit Wägen, geſchehen kann, denn das erſtere Mittel erfordert

dert mehrere Koſten, es ſey denn, daß die Erde ſehr nahe, z. B. an einen Graben, bey welchem meiſtentheils die Niederungen ſich befinden vorhanden iſt, in welchem Fall man wohlfeiler dazu kommt, wenn es mit Menſchen-Händen geſchieht. c) Mancherley Verbeſſerungen an Aeckern, die an großen und auch kleinen Flüſſen liegen, und die durch Ueberſchwemmungen leiden, z. B. Dämme anlegen, oder ſonſtige Vorkehrungs = Anſtalten, je nach dem, es die Local = Umſtände, und die ein anderer nicht ſo leicht beſtimmen kann, nothwendig machen. Dergleichen Verbeſſerungs = Koſten ſind zwar koſtbar, doch aber wenn ſie dem Zwecke entſprechen und ſich verintereſſiren, höchſt nothwendig, auſſerdem aber gar nicht zu empfehlen, da ſie gemeiniglich ins Große gehen, und einen Guts = Beſitzer leicht ruiniren können, wenn nicht mit Gewißheit voraus zuſehen iſt, daß die Anlegung dazu practicabel ſey. d) Wüſte Ruinen, die zwiſchen den Aeckern liegen, und mit Sträuchern und Dornen bewachſen ſind, urbar zu machen, und davon zu reinigen. e) Brombeer-Ranken, Weiderkrieg, und dergleichen dem Feldbau nachtheiliges Zeug auszurotten, wenn nämlich ſolches nicht in Kleinigkeit beſteht, ſondern ins Große geht. f) Steine ausgraben, verſenken oder ſprengen.

2. Bey Wieſen. a) Haupt = Graben durch ſumpfige und ſaure Wieſen anzulegen, beſonders durch ſolche, von welchen das Gras heraus getragen werden muß, und worin man mit Wagen zu fahren nicht im Stande iſt, die alſo viel Arbeits = Koſten erfordern, und dennoch wenig und ſchlechtes Heu liefern. b) Dergleichen durch ſolche Wieſen, die der Ueberſchwemmung zu der Zeit ausgeſetzt ſind, da man ſie bearbeiten muß. c) Verbeſſerungs = Anſtalten, von welcher Art ſie mit Nutzen anzulegen ſchicklich, wodurch hohe Wieſen bey trockner Zeit zu wäſſern möglich, und dadurch der Heu = Gewinn vermehrt werden kann. d) Wieſen von Sträuchern, Holz, Maulwurf-Haufen, und andern ſchädlichen Dingen mehr, zu reinigen, und ſie dadurch tragbarer zu machen.

3. Bey Gärten. a) Verbeſſerungen an Gärten ſelbſt, die wenig oder nichts eingebracht haben, und die entweder, weil ſie zu naß liegen, ausgefüllet und erhöhet werden, oder aber welche zu ſchlechten Boden haben, durch beſſere Erde zu verbeſſern möglich, und wodurch ſowohl die Gräſerey

ſerey als der Gartenfrüchte = Ertrag, je nach dem und wozu ſie beſtimmt ſind, vermehret und erhöhet, und in beyden Fällen die Baumzucht verbeſſert und der Früchte = Gewinn ergiebiger zu machen iſt. b) Schlechte, und wenig oder gar nicht zu nutzen geweſene Ländereien in tragbare Gärten verwandeln zu können, es ſey durch rajolen, planiren, ausfüllen, oder auf was Art es ſonſt möglich, kurz, wenn Induſtrie und Koſten = Aufwand das mit Nutzen zu vermögen im Stande ſind, was die Natur verſaget hat.

4. Bey Teichen. a) Vergrößerungen der Teiche ſelbſt, in wie fern entweder durch Auskarren oder Ausfahren möglich zu machen iſt, ingl. die Reinigung von verwilderten Teichen, die mit Holz, Strauchwerk, Schilf und andern Schaden bringenden Dingen verwachſen ſind, und wodurch der Karpfen = Beſatz dergeſtalt erhöhet werden kann, daß alles, was daran geſchieht, mit Nutzen zu verwenden, möglich. b) Ganz wüſte und eingegangene Teiche zu reinigen, es ſey auf was für Art es wolle, ingl. Graben-Hebung und was dazu nothwendig, wie nicht weniger die dabei nöthige Baue und Dämme = Anlegung. c) Ganz neue Teiche anzulegen.

5. Bey Hütungen. a) Die Anlegung neuer Haupt Abzugsgraben durch ſumpfige Hütungen, worin das Vieh einzufallen pflegt, daß es oft herausgezogen werden muß. b) Schaf = Hütungen, die zuweilen der Ueberſchwemmung ausgeſetzt ſind, dergeſtalt zu verwahren, daß dem Uebel auf immer abgeholfen ſey, es geſchehe auf was für Art es möglich, wenn der Zweck nur erlangt werden kann.

6. Bey Forſten. Wüſte Sand = Schollen, die nichts einbringen, mit Holz = Samen zu beſäen, und, wenn es nöthig, mit Graben zu umgeben. Dies iſt zwar eine Sache, wovon man den Nutzen nicht genau und im voraus berechnen kann, und wozu die Koſten Jahre lang vorgeſchoſſen werden müſſen, dem ungeachtet aber, und wenn man nur ſeinen Zweck erlangt, iſt das Geld immer nicht ſchlecht angewandt, da die Anlegung dergleichen Holzes öfters die dabey gelegenen Aecker, Wieſen und Hütungen vor Verſandungen ſchützt, und dadurch großen Nutzen ſtiftet, wie denn auch das Wild ungemein dabey profitiret.

7. Bey Gebäuden. Baue ein oder mehrer neuen Wirthſchafts = Gebäude, die wegen gemachter Meliorationen und dadurch ſich vermehrten und ergiebigern Ge-

treide-Gewinnes auch mit demſelben höher angewachſenen Viehſtandes, Vermehrung der Schäferey, u. d. gl. deswegen angeleget werden müſſen, weil das Getreide oder Heu nicht in die Scheunen zu bringen, und der Viehſtand, der dadurch ſtärker geworden, in die bisherigen Ställe nicht untergebracht werden kann.

II. **Auf wie viel Procente man rechnen müſſe, wenn die Koſten mit Nutzen angewandt werden ſollen.** Wenn die Melioration gut angelegt, und alſo auch gut gerathen iſt, ſo bringt ſolche freylich mehr Procente, als eine andere, womit man weniger glücklich geweſen iſt. Es trifft ſich zuweilen, daß die ganzen Koſten in 2 bis 3 Jahren wieder herausgenommen werden können; dieſe Art von Meliorationen ſind unſtreitig die glücklichſten, doch aber auch die ſeltenſten. Andere verintereſſiren ſich zu 6, 8, 10, 15 bis 20 Procent; dieſe gehören mit unter die guten, auch gar vorzüglichen, und die der Mühe werth ſind. Allein, ganz anders verhält es ſich mit denen, die 2, 3, 4 oder höchſtens 5 Procent Nutzen bringen. Ob nun wohl ſolche deswegen nicht zu verwerfen ſind, ſo muß man die Sache nur aus dem Geſichts-Puncte betrachten, wie ſie betrachtet werden muß, wenn man mit Vortheil agiren will. Es kommt hier nur darauf an, ob der Guts-Beſitzer reich, bemittelt oder arm iſt; der eine kann Sachen unternehmen, die dem andern die Klugheit wiederräth, und dem leztern nur das Zuſehen geſtattet. Der Reiche, wenn er das Geld bar liegen hat, oder es zu 4 Procent nicht ſicher ausleihen kann, wendet bey jetzigen Zeiten keinesweges ſein Geld übel an, wenn er eine Melioration macht, die ſich nur mit 3 Procent verintereſſiret, dahingegen der weniger Reiche, doch aber Bemittelte, beſtändig ſein Augenmerk darauf richten muß, wie er ſein an Verbeſſerungen zu wendendes Capital, wenn auch die Melioration ſchlecht ausfällt, und gleichſam faſt mißlingt, dennoch zu 4 Procent nutze; welches die ſchlechteſten Meliorationen, in dieſem Fall aber doch nicht zu verwerfen ſind, da, obgleich der Vortheil nicht groß, doch kein offenbarer Schaden iſt. Ganz anders verhält es ſich aber mit demjenigen, der das Meliorations-Capital aufnehmen muß, ob er es gleich nur zu 4 Procent verintereſſiren dürfe. Wenn dieſer Meliorationen unternimmt, und die nur

nur die Procente bringen, die er geben muß, ſo hilft ihm ſeine Arbeit nichts, und er thut wohl, ſich mit ſolchen Dingen nicht zu befaſſen, zumahl er noch dazu das Riſico von Unglück, welches ſeine Verbeſſerung treffen kann, über ſich hat. Die ſchlechteſte Ausbeute einer Melioration, die derjenige, der das Geld dazu borgen muß, unternehmen will, muß wenigſtens ſich mit 6 vom Hundert verintereſſiren.

III. Nicht unter Meliorations- ſondern **Wirthſchafts-Koſten**, gehört Folgendes. a) Für bares Geld anzuſchaffende Düngung, ſie beſtehe in dazu gehörigen Sachen, oder in Dünger ſelbſt, oder andern künſtlichen Düngungen, es ſey auf Aecker oder Wieſen. b) Die Inſtandehaltung der Feld- und Wieſen-Graben. c) Teiche in demjenigen Stande zu erhalten, worin ſie erhalten werden müſſen, wenn der Nutzen ſich nicht verringern ſoll, worunter auch das Ausſchlämmen und Grabenräumen zu rechnen iſt. d) Die Anſchaffung mehererer Zugviehes um beſſerer Cultur willen. e) Die Anſchaffung mehrerer Kühe oder jungen Viehes. f) Veredlungs-Koſten bey Schäfereyen. g) Die Anlegung nöthiger Futter-Kräuter für Stall-Fütterung. Alles dies ſind Geld-Ausgaben, gehören aber keinesweges unter Meliorations-Koſten; denn da der Nutzen davon in kurzer Zeit und meiſtentheils das Capital mit reichlichen Zinſen wieder kommt, ſo gehört es unſtreitig unter die Wirthſchafts-Koſten, denn wer an ſolche Sachen etwas wendet, wo die Gelegenheit dazu iſt, daß es mit Nutzen angewandt werden kann, wird nicht leicht fehl gehen. Da aber eine jede Regel ihre Ausnahme hat, ſo iſt auch hier der Fall, daß, wenn der Guts-Beſitzer an ſolchen nützlichen Dingen Geld verwandt hat, er inzwiſchen und ehe der Nutzen kommen kann, ſein Gut verkauft, allerdings darauf rechnen muß; denn er kann mit allem Rechte ſagen: ich habe zu Verbeſſerung meines Gutes eine Meliorations-Summe vorgeſchoſſen, worunter aber nur die bey a, d, e, f und g, zu rechnen ſind.

IV. Weder zu Meliorations- noch Wirthſchafts-Koſten, ſondern **zum Vergnügen eines Guts-Beſitzers**, gehört: a) Die Anlegung der Luſt-Gärten, Orangerien, Springbrunnen, und dergleichen das Auge vergnügender Din-

Dinge, und die nichts einbringen. b) Schöne Wohn-Häuſer und andere Gebäude, die der Wirthſchaft keinen Nutzen bringen. c) Die Abreiſſung verſchiedener guten und noch zu nutzen geweſenen Wirthſchafts-Gebäude, um entweder ſolche ſchöner, oder um eine gewiſſe Egalität mit andern Gebäuden zu erlangen, neu zu bauen, kurz, was zu Befriedigung des Vergnügens oder auch des Eigenſinnes an Sachen gewandt wird, was in allem Betracht nicht nothwendig geweſen iſt. Die Koſten, die auf dieſe und dergleichen Art verwendet werden, können weder zu Meliorations- noch Wirthſchafts-Koſten gerechnet werden. Hat der Beſitzer das Geld im Ueberfluß, ſo kann man ihm gern gönnen, daß er zu ſeinem Vergnügen, oder um ſeinen Willen zu haben, es anwendet; nur iſt der Unterſchied der, daß man nicht geradezu behaupten kann, er habe ſo viel Tauſende in ſein Gut mit Nutzen verwendet. Doch findet auch hierbey und alsdann eine Ausnahme Statt, daß, wenn der Beſitzer dergleichen Gut verkaufen will, und er einen Käuſer trifft, der gerade in das Auge fallende Dinge, oder Vergnügungen in der Art, ſucht und deswegen kauft, um ein prächtiges Wohn-Haus und ſchöne Luſt-Gärten u. d. gl. zu haben, er alsdann darauf rechnen, und mit gutem Fug ſeine Bau- und Verbeſſerungs-Koſten in Anſchlag bringen kann, da hingegen ein anderer, der nur deswegen kauft, um ſein Geld nach Procenten mit Vortheil zu nutzen, für alle dergleichen Dinge nichts zu geben im Stande iſt, da ihm dieſe mehr zur Laſt als zum Nutzen gereichen, und die er entweder eingehen laſſen muß, oder Gefahr läuft, wenn er nicht reich genug iſt, ſich durch die Inſtandehaltung derſelben zu ruiniren.

V. **Unter ſo genannter guten Wirthſchaft kann, ſtatt Melioration, zum offenbaren Schaden gerechnet werden:** a) Alle Verbeſſerungen, die wenig oder nichts einbringen, ſie haben Nahmen wie ſie wollen und beſtehen worin ſie wollen; kurz ſolche, von deren angelegten Capital die Zinſen nicht herauskommen; oder b) auch ſolche, wovon man bloß den in das Auge fallenden Nutzen als einen Gewinn betrachtet, ohne den Aufwand, der dazu erfordert wird, und der gemeiniglich nicht ſo ganz klein zu ſeyn pflegt, in Rechnung zu bringen, z. B. wann die

Kühe,

Kühe, die Schweine, das Maſtvieh auſſerordentlich Nutzen bringen, da pflegt es gemeiniglich nicht ſo ganz richtig zu ſeyn, und heißt mehrentheils, das Vieh bekommt ſchlecht Futter, obgleich ſolche Producte, die man ohnedies ſchon ins Geld ſetzen kann, hinein geſtochen werden, und die erſt dann heraus kommen ſollen. c) Ein übermäßiger Viehſtand, woran Futter und Koſten gewandt werden, deswegen aber wenig einbringen kann, weil das, was 2 Stück bekommen ſollen, unter 3 oder wohl gar 4 Stück vertheilt wird, und wobey man ſich wundert, daß eine Menge Vieh nur wenig einbringt, ohne in Betrachtung zu ziehen, daß dieſe Procedur nicht Stall = Fütterung, ſondern Stall = Hunger, heißt; beſonders trifft bey ſolchen Wirthen, die gern viel Vieh haben wollen, oder die nicht Kenntniß genug haben von dem, was zur Erhaltung einer Anzahl Vieh gehört, das üble Schickſal. d) Der Schäferey, daß ſolche nicht hinlänglich verſorgt wird; daher es denn ganz begreiflich iſt, warum 1000 Stück Schaafe nur kaum ſo viel bringen, als bey andern, die das Handwerk beſſer verſtehen und richtig r . uen können, 500 Stück. Von nichts kann nicht etwas, noch weniger viel werden, daher von Dingen, woran wenig gewandt wird, auch nur wenig Nutzen zu erwarten ſteht, nur muß alles verhältnißmäßig geſchehen, worüber ich mich, Kürze halber, auf das beziehe, was ich ſchon geſagt habe, jedoch noch anmerken will, daß wohl ſelten der Fall ſich eräugnen mag, daß auf die Schäferey zu viel gewandt wird, ungeachtet das Schaf unter allen Thieren das meiſte einbringt; denn wenn nicht gar eine Verſchwendung vorgeht, hierin wohl nur ſelten zu viel geſchehen kann, beſonders bey jetzigen auſſerordentlich hohen Woll = Preiſen. Unter ſo genannter guten, im Ernſte aber Schaden bringenden Wirthſchaft, kann man noch unzählige, wenigſtens doch viele Dinge rechnen; ich will aber die ſpeciellen Fälle, die mir davon bekannt ſind, daß Guts = Beſitzer einige Tauſend Thaler geborgt, damit Meliorationen gemacht, und, wenn man es beym Lichte beſehen hat, das Gut um einige tauſend Thaler ruinirt haben, ganz übergehen, und nur noch etwas anmerken, das zwar Nutzen bringen kann, gleichwohl aber, wenn es verkehrt angefangen wird, zum offenbaeen Schaden gereichen muß; z. B. e) Holz ausroden, um Aecker und Wieſen davon

zu machen, iſt nützlich, aber auch ſchädlich. Nützlich iſt es, wenn Holz im Ueberfluß vorhanden, dahingegen der Ackerbau und Wieſewachs, beſonders lezterer, nöthig, und der Boden zu beyden oder einem von dieſen geſchickt iſt, und mehr als das Holz ſelbſt einbringt. Schädlich iſt es, wenn man Mangel an Holze hat, und ſolches nicht wohlfeil, ſondern theuer kaufen muß, beſonders wenn der Boden zu dem, wozu er in der Folge beſtimmt iſt, nicht einmal geſchickt iſt. Ferner f) Teiche anlegen, und gute Aecker und Wieſen dazu zu nehmen, iſt gemeiniglich eine Sache, die viel Geld koſtet, und nur ſelten anders als offenbaren Schaden bringt; worunter man noch rechnen kann g) Meliorationen, die nur kaum 1 oder 2 Procent einbringen, und wovon man nicht mit Rechte ſagen kann, man habe das Gut um 1000 Thaler verbeſſert, ſondern nur um ſo viel, als Procente, nämlich wenigſtens 4 vom Hundert, heraus kommen, das übrige kann der Verwender rechnen wozu er will, nur nicht dazu, um einem Käufer oder Pachter damit Staub, für reelle Sachen, in die Augen zu blaſen."

Es giebt 3 Nutzungs-Arten eines Land-Gutes, indem man daſſelbe 1. entweder ſelbſt verwaltet; 2. oder durch andere auf Rechnung verwalten läßt; 3. oder es verpachtet. Man kann nicht allgemein beſtimmen, welche Nutzungs-Art die beſte ſey. Es kommt meiſtens auf die Lage und Beſchaffenheit des Ortes und auf die Umſtände des Beſitzers an. Die Selbſt-Verwaltung taugt am beſten, das Gut zu erhalten, zu nutzen und zu verbeſſern, wenn der Beſitzer gegenwärtig iſt, ſein Land-Gut kennt, eine gründliche, theoretiſche, vornehmlich aber eine vollſtändige praktiſche Kenntniß aller landwirthſchaftlichen Arbeiten beſitzt, ſie zu gehöriger Zeit auf das beſte anordnen kann, in der Aufſicht unverdroſſen iſt, tüchtiges Geſinde und Arbeiter haben und regieren kann, und die Wirthſchaft überhaupt verſteht. Läßt man ſein Gut auf Rechnung verwalten, (adminiſtriren), ſo beruhet alles auf einem

der

der Sache kundigen und geſchickten, aber auch treuen und fleißigen Verwalter, den man genaue Inſtruction giebt, wie er das Gut verwalten ſoll. Es giebt ſolche, doch auch viele von der entgegengeſetzten Beſchaffenheit; Joh. 10, 12. 13. 12, 6. Der Beſitzer muß alſo vornehmlich alle Unterſchleife zu verhüten wiſſen, ſich von der Einnahme und Ausgabe monathliche Auszüge geben laſſen, die jährlichen Rechnungen zur beſtimmten Zeit abnehmen, ihre Fehler bemerken, und über deren Verbeſſerung halten. Der Nutzen der Verpachtung beruhet auf einem ſichern und gewiſſenhaften Pachter. Sie hat aber auch ihr Nachtheiliges. Man muß allen Verbeſſerungen des Gutes entſagen. Der Pachter wird das Gut eher, beſonders gegen das Ende der Pacht = Zeit, deterioriren, als melioriren. Verbeſſerungen nutzen erſt in der Folge; man erſetzt dem Pachter den Vorſchuß nicht, nimmt ihm den Pacht, oder ſteigert ihn. Wo alſo Verbeſſerungen möglich ſind, muß man nicht verpachten. Bey Erb = Beſtand, oder auch Pacht auf ſehr lange Zeit, in welcher der Pachter gewiß noch ſeinen Vorſchuß nebſt den Zinſen aus Verbeſſerungen genießen kann, möchte eine Ausnahme Statt finden.

Daß Männer, die nicht Bauern von Profeſſion ſind, aus Land-Gütern bey der Selbſtverwaltung keinen Gewinn, ſondern eitel Schaden haben müſſen, ſ. Hrn. Pfarrer Mayer 10te Fortſ. der Beyträge und Abhandlungen zur Aufnahme der Land- und Hauswirthſchaft, (Frf. M. 1782, 8.) S. 276 — 296.

Eine der Land = Wirthſchaft verſtändige Perſon, welche die Aufſicht über ein oder mehrere Vorwerke und Land = Güter führt, und dem Eigenthümer die Einkünfte davon berechnet, wird ein Verwalter, oder Adminiſtrator, genannt. Es muß derſelbe vor allen Dingen ſich chriſtlich und billig gegen jedermann erweiſen, und ſorgfältig, munter und wachſam ſeyn;

alles,

alles, was in der Haushaltung zu thun vorkommt, fleißig überlegen, und über alles, was täglich vorzunehmen iſt, oder ſonſt vorgeht, ein richtiges Tagebuch halten; die Reviere oder Güter, nebſt den darauf haftenden Gerechtigkeiten ſich wohl bekennt machen, und darüber mit allem Ernſt halten; des Morgens und Abends das Geſinde zuſammen fordern, und mit ihnen Betſtunden halten; auf ſämmtliche Wohn- und Vorwerks-Gebäude, wie auch Ziegel-Oefen, Fiſch-Hälter, Waſſer-Schleuſen u. d. gl. fleißige Aufſicht haben, ſie in baulichen Würden erhalten, und allen Schaden dabey verhüten; die Feuer-Eſſen allenthalben zu rechter Zeit gebührend kehren laſſen; über die Zinſen, Pacht-Gelder und andere Einkünfte richtige Regiſter halten, jene zu rechter Zeit eintreiben, und davon nichts zurück ſtehen laſſen; die Dienſte ebenfalls in einem ordentlichen Verzeichniß haben, die Leute zu rechter Zeit dazu fordern, ſie gebührend an- und abtreten, und ihre Arbeit fleißig verrichten laſſen; auch die Handwerksleute und Tagelöhner richtig bezahlen. Er muß dem Ackerbau gebührend obliegen, dem Meier (Hof-Meier, Hof-Meiſter) den Samen richtig zumeſſen, und Aufſicht halten, daß derſelbe richtig ausgeſäet, und nichts untergeſchlagen werde; bey den Dreſchern ſich oft in den Scheunen finden laſſen, und daſelbſt das Stroh viſitiren, ob das Getreide auch rein ausgedroſchen werde, das aufgehobene nicht lange auf der Scheun-Tenne liegen laſſen, ſondern daſſelbe ſofort abtragen, und auf einen verſchloſſenen Boden bringen laſſen, den Schlüſſel dazu aber allein behalten; bey dem Aufheben ſelbſt richtig abſtreichen und aufſchreiben, auch fleißige Aufſicht halten, daß die Schlöſſer an den Korn-Böden und Scheunen allzeit recht zugeſchloſſen, und nicht etwa heimliche Löcher, woraus das Getreide geſchleppt wer-

werden kann, gemacht, oder die Haſpen ausgezogen werden. Er muß auf das Malzen, Darren und Brauen, auch auf die Ausſchrotung und Verzapfung des Bieres Aufſicht haben, und fleißig zuſehen, damit allenthalben der Gebühr nach umgegangen, inſonderheit dahin getrachtet werde, daß immer Malz in Vorrath ſey, und es nie an Bier mangle. Er muß ferner Teiche zu rechter Zeit gehörig beſetzen, fiſchen, und wenn ſie ledig ſind, beſäen; im Sommer, wenn jählinge Fluthen entſtehen, den Ueberfluß des Waſſers und das Ausreiſſen der Dämme, ſo viel möglich, verhüten, ingleichem auf die wilde Fiſcherey wohl Acht geben, damit derſelben von den Unterthanen und Nachbarn, beſonders in den Häge-Waſſern kein Schade zugefüget, und den landesherrlichen Fiſcherey-Ordnungen nachgelebt werde, den Verkauf der Fiſche gebührend veranſtalten. Er muß ſich auch den Wieſewachs empfohlen ſeyn laſſen, die Wieſen einhägen, damit ſie nicht durch Betreibung des Viehes, oder von den Leuten durch Graſen beſchädiget werden, das Heu und Grummet zu bequemer Zeit machen und einbringen laſſen, es wohl verwahren und hauswirthſchaftlich damit umgehen; was nicht zu Heu gemacht wird, mit Vortheil verkaufen, oder fleckweiſe vermiethen; übrigens über die Wieſen ſowohl, als über die Felder, keine Fußſteige oder Fahrwege, wo keine gewöhnlich ſind, verſtatten. Er muß die Weinberge zu rechter Zeit mit genugſamen Dünger und Weinpfählen verſorgen, und wohl zuſehen, daß die Winzer, nach Inhalt der ihnen ertheilten Inſtruction, das Ihrige thun; das Obſt, Eicheln und Hopfen zu rechter Zeit brechen, ſchlagen und abnehmen laſſen und aufs beſte aufheben, die Luſt-Baum- und Küchen-Gärten durch den Gärtner nach deſſen Inſtruction warten laſſen, und, daß derſelben allenthalben nachgelebt werde, gute Obſicht

halten. Er muß auf das Vieh genau Acht geben, und dahin ſehen, daß es von dem Meier und dem Geſinde, inſonderheit aber zur Winterszeit von dem Stroh, Spreu und Ueberkehr mit fleißiger Wartung unterhalten, und die Kälber nicht vor der Zeit abgeſetzt, ſondern ſowohl im Sommer als Winter mit der Fütterung wohl in Acht genommen werden. Iſt ein Stück zur Zucht nicht mehr tauglich, ſo muß er es ſofort berichten, damit es ausgemärzt, und entweder zur Küche geliefert, oder, wenn es zum Schlachten nicht dienlich iſt, verkauft werde. Gleichergeſtalt muß er auf die Schäferey genaue Aufſicht haben, daß dieſelbe nicht nur mit einer gewiſſen Anzahl Vieh beſetzt, ſondern auch ſo erhalten, inſonderheit aber von den Schäfern kein fremdes oder eigenes Vieh über die nachgelaſſene Zahl gehalten werde; die Schaf-Schur zu rechter Zeit anſtellen, die Wolle ſofort abwägen, und dieſelbe, damit nichts davon entwendet werde, verwahrlich halten; wie er denn nicht weniger darauf zu denken hat, daß gedachte Wolle mit gutem Nutzen verkauft werde; mit Fütterung des Schwein- und Feder-Viehes jederzeit rathſam umgehen, und vom Getreide nichts Uebriges darauf wenden laſſen, damit die Ausgabe diesfalls den Nutzen nicht überſteige. Uiberhaupt muß er ſich einer mit Freundlichkeit vermengten Schärfe gegen das Geſinde bedienen, damit er daſſelbe in Furcht und Liebe erhalte, welche beyde Stücke bey einer ordentlichen Haushaltung ſehr nöthig ſind; nichts Wichtiges ohne ſeiner Herrſchaft Vorbewußt vornehmen, ſondern jederzeit deswegen die nöthigen Befehle erſtlich einhohlen, die Jahrs-Rechnungen richtig halten, und dieſelben zu gehöriger Zeit richtig ſchließen, bey Ausgang eines Monathes ſeine Monath-Rechnungen gehörig überliefern; das ihm ausgeſtellte Inventarium, ſowohl über die Vorwerks-Gebäude, als

als auch Getreide, Vieh, u. d. gl. jährlich durchgehen, was davon abgegangen oder dazu gekommen iſt, anmerken, ſich an dem Orte ſtets gegenwärtig halten, und auſſer der Herrſchaft Vorwiſſen, oder ohne dringende Noth, nicht wegreiſen; dem Geſinde ſeinen verdienten Lohn zu rechter Zeit auszahlen, und ſie damit nicht lange aufhalten, oder ihn ohne Urſache verkürzen ꝛc. und übrigens ſich in allen Stücken der ihm anvertrauten haus- und landwirthſchaftlichen Geſchäfte mit aller Sorgfalt annehmen.

Gleichwie nun der Verwalter unter den Wirthſchaft-Bedienten der vornehmſte iſt, der den andern zu befehlen hat, alſo iſt hingegen bey weitläuftigen Land-Wirthſchaften eine verſtändige Verwalterinn höchſt nöthig, welche der Meierinn (Hofmeiſterinn oder Käſemutter) und den Mägden vorgeſetzt iſt, dieſelben zur gebührenden Arbeit anhält, und auf ihr Thun und Laſſen fleißig Achtung giebt. Sie muß ſich fromm, ſorgfältig, ämſig, ſparſam und verträglich erweiſen; nicht unnöthig herum laufen, ſondern fleißig daheim bleiben; gegen das Geſinde ſich gelinde, und, wo es nöthig iſt, ſcharf erzeigen. Sie muß, als ein Haushälterinn, im Hof, Keller, Küche, Stuben, Kammern, Böden und Ställen, alles ordentlich, und rein halten; desgleichen allen Hausrath und was ſie ſonſt für Geräth täglich braucht oder nöthig hat, an ſeinen gehörigen Ort und gewiſſe Stelle zu ordnen wiſſen, damit man ein jedes in bedürfendem Falle finden könne. Sie muß keine Liebhaberinn von Klatſchen ſeyn, ſich aller ärgerlichen Reden, Fluchens und Schwörens enthalten, und in allem dem Geſinde mit gutem Beyſpiele vorgehen. Sie muß ſtets auf die Mägde, ob ſie die Haus- und Feld-Arbeit fleißig vrerichten, ein wachſames Auge haben, die Ställe viſitiren, und zuſehen, ob dem

Viehe ſein Recht geſchehe, nnd ob daſſelbe fleißig gewartet werde: ab auch die Mägde in den Ställen, oder wo ſonſt Heu und Stroh befindlich iſt, mit dem Lichte behutſam umgehen; die Haus-Thüren und andere verwahrliche Sachen, ehe ſie ſchlafen geht, fleißig beſichtigen, und bisweilen des Nachts der Mägde Kammer viſitiren. Sie hat auf die Wartung des Rindviehes, Kälber, Schweine, Ziegen, Tauben, Gänſe, Aenten, Hühner, Truthüner ꝛc. auf das Brodbacken, Hanf- und Flachs-röſten, brechen und hecheln, auf das Schlachten des in die Haushaltung nöthigen Viehes, Einſalzen und Räuchern des Fleiſches, Anſetzen der Brut-Gänſe, Hühner, und Erziehung des jungen Federviehes, genau Acht zu geben, das ſchwarze Tiſchzeug, Quehlen, Bett-Tücher und Ueberzüge über die Geſinde-Betten zu rechter Zeit waſchen zu laſſen; kurz, der Guts-Beſitzerinn Stelle, ſowahl in dem Vieh-Hofe, als auch in der Küche und im Keller, auch bey den Mägden, vertreten, und deren Nutzen möglichſt zu befördern.

Franz Jac. Kislings freundliches Geſpräch zwiſchen einem Oberamtmann und Burggrafen über die Verwaltung eines Landgutes. Wien, 1783, 8.

Es giebt auch unredliche Verwalter. Vor einigen Jahren hatte ein Ritterguts-Beſitzer, welcher nur ſelten auf das Gut kam, einige Meilen von Leipzig, einen Verwalter, der ihm viele Jahr gedient hatte, und mit dem er wohl zufrieden war. Nach dem Tode des Verwalters wurden von ihm unterſchiedene Unterſchleife offenbar, wovon nur nachſtehende bekannt gemacht werden. 1. Er lies das ſchlechteſte Getreide in den Scheunen oben aufbanſen. Nach vollbrachter Aernde lies er von jeder Getreide-Sorte einige Schocke ausdreſchen, und in Gegenwart der Gerichtsperſonen aufheben, und von ſelbigen den

den Schutt atteſtiren. Nach dieſem gerichtlichen Probe = Druſch berechnete er die ganze Aernde. 2. Er ließ Getreide bey geringen Preiſen, z. E. nach Schmiedeberg ꝛc. fahren, ſchüttete es dort auf, nahm ein gerichtliches Atteſtat über den Markpreis damit, und berechnete den Verkauf darnach. Er gewann auf dieſe Art oft 8 bis 12 Gr. auf den Scheffel. 3. Unter 20 bis 24 zu verkaufenden Schweinen verkaufte er die 2 beſten, und berechnete die übrigen in gleichen Preiſen der Herrſchaft, behielt aber die 22 Stück noch ein Vierteljahr auf dem Hofe, fütterte ſelbige vom herrſchaftlichen Futter recht gut, und verkaufte ſie erſt ſodann mit reichlichem propren Gewinnſt.

No. 44 des Leipz. Intell. Bl. v. 1786, S. 559.

Sowohl die Verwaltung oder Adminiſtration, als der Pacht, gewähren nicht die Vortheile, die ein Eigenthümer von der eigenen Bewirthſchaftung ſeines Land = Gutes zu erwarten hat. Auch bey dem größten Fleiße und Redlichkeit derjenigen, die dergleichen von den Beſitzern nicht ſelbſt zu bewirthſchaftende Land = Güter in Verwaltung oder Pacht haben, geht einem Eigenthümer von den Einkünften, die er ſonſt genießen könnte, vieles verlohren, und ſehr oft wird er wohl gar in die Gefahr, ſein Eigenthum in ſchlechtere Umſtände geſetzt zu ſehen, gerathen. Wenn indeſſen kein anderes Mittel übrig bleibt, als daß er eine von dieſen Nutzungs = Arten wähle, ſo entſteht natürlicher Weiſe die Frage: welche davon die beſte und nützlichſte ſey? indem eine hierunter unrichtig getroffene Wahl ſehr leicht zum Verderben des Eigenthümers gereichen kann. Auch hierin denken dienigen, welche Kenntniſſe der Land = Wirthſchaft beſitzen, nicht auf einerley Art. Einige halten den Pacht für vortheilhafter; andere hingegen geben der Adminiſtration den Vorzug; ja, man trifft ganze

Länder und Gegenden an, wo man die eine oder andere dieſer Nutzungs-Arten allgemein vorzieht, und dagegen die andere verwirft. In Schleſien z. B. weis man nur wenig von Zeit-Pachten, diejenigen ausgenommen, die auf den königlichen Aemtern zu neuern Zeiten eingeführt ſind, wie denn gegenwärtig auch nur von Privat-Landgütern die Rede. In den brandenburgiſchen Marken, Pommern, und faſt überall in den andern unter dem kön. preußiſchen Scepter ſtehenden Provinzen hingegen wird der Zeit-Pacht für Eigenthümer, die ihre Land-Güter nicht ſelbſt bewirthſchaften können oder wollen, für rathſammer gehalten, und die Adminiſtration derſelben findet daſelbſt nur ſelten Statt. Die Wichtigkeit der Sache ſowohl, als auch dit verſchiedene Denkungs-Art hierunter, die ſich ſo gar auf ganze Länder und Gegenden erſtreckt, verdient es daher wohl, die Gründe, welche diſen beyden Nutzungs-Arten empfehlen oder verwerflich machen, näher zu prüfen, und daduch den Grund zu einer gutachtlichen Entſcheidung, welcher davon der Vorzug gebühre, zu legen. Es müſſen hierbey theils die Lage und Beſchaffenheit der Land-Güter ſelbſt, theils aber auch die Umſtände des Eigenthümers, die ihn an der eigenen Bewirthſchaftung hindern, mit in Betrachtung gezogen werden, indem ſolche bey der Beſtimmung einer hierunter zu treffenden Wahl einen großen Einfluß haben, und es werden hierbey zugleich mancherley Ausnahmen zu bemerken ſeyn.

A. Gründe, warum der Zeit-Pacht, vor der Adminiſtration den Vorzug zu verdienen ſcheint. Es ſcheint, daß dem Zeit-Pachte der Vorzug vor der Adminiſtration, bey Privat-Landgütern, deren Eigenthümer an der eigenen Bewirthſchaftung gehindert werden, hauptſächlich deshalb zugeſtanden werden

den müſſe, weil er eine beſtändige, und zu allen Zeiten gleiche, weit ſicherere und zugleich promtere Einnahme der Land = Güter, als dieſe, gewährt. Denn a) das Pacht = Geld, wozu der Pachter ſich anheiſchig gemacht hat, bleibt, wofern nur in dem Pacht-Contracte, in Anſehung der in gewöhnlichen Unglücksfällen gebräuchlichen Remiſſionen, die nöthige Vorſicht genommen worden iſt, unveränderlich, und muß zu allen Zeiten unverkürzt gezahlt werden; hierdurch aber wird der Eigenthümer in den Stand geſetzt, auf ſeine Einnahme allemahl ſichere Rechnung machen, und auch ſeine Ausgaben darnach einrichten zu können. Sollte es gleich nicht allemahl möglich zu machen ſeyn, die Pächter auch zur Uebernehmung der auſſerordentlichen Unglücksfälle vrrbindlich machen zu können, ſondern ihnen deshalb jederzeit eine gewiſſe Vergütung vorbehalten werden müſſen, ſo wird doch ſolches kein hinreichender Bewegungs-Grund ſeyn, die Adminiſtration dem Pachte vorzuziehen, weil die Eigenthümer der Land = Güter auch bey der Adminiſtration ihrer Güter, in dergleichen auſſerordentlichen Unglücksfällen eine geringere Einnahme ſich gefallen laſſen müſſen.

b) Weit ſicherer ſcheint ferner die Nutzungs = Art der Land = Güter durch Pacht für einen Eigenthümer zu ſeyn, weil es jederzeit eine nothwendige Bedingung bey der Verpachtung iſt, daß der Pachter ſowohl in Anſehung der richtigen Abführung des verſprochenen Pacht = Geldes, als auch wegen Wieder = Ablieferung des erhaltenen Feld = und Vieh = Inventarii dem Verpachter gehörige Sicherheit ſtellen muß, und nach der Regel, hierzu ſonſt niemand, als der ſolches zu leiſten vermag, angenommen werden kann. Bey der Adminiſtration iſt dieſes theils nicht gewöhnlich, theils ſind auch die wenigſten zu dergleichen

Wirthſchafts = Verwaltung tüchtigen Perſonen vermögend genug dazu. Wäre ſolchemnach gleich bey dem Pachte mehrerer Verluſt, als bey der Adminiſtration, zu befürchten, ſo würde doch auch dagegen der Eigenthümer bey jenem durch die von dem Pachter ihm geſtellte Sicherheit weit mehr, als bey dieſer, gedeckt ſeyn.

c) Endlich iſt es bey der Verpachtung ein ſehr wichtiger Vortheil, daß der Pachter in den beſtimmten Terminen jederzeit richtige Zahlung leiſten muß, und der Eigenthümer dabey auf die Bequemlichkeit deſſelben keine Rückſicht nehmen darf, dahingegen ein Adminiſtrator beſtändig Ausflüchte findet, warum er dergleichen Termine nicht halten kann, und auch ein Guts = Beſitzer, wenn er nicht ſeine Einnahme ſchwächen, und den Verkauf der gewonnenen Producte übereilen laſſen will, darunter billig Nachſicht haben muß. Ueberdies kann von einem bloßen Adminiſtrator, der an den mehrern oder wenigern Ertrage des Land = Gutes, welches ihm zur Verwaltung übergeben worden iſt, keinen Antheil hat, niemahls derjenige Fleiß und Aufmerkſamkeit, wozu ein Pachter durch ſeinen eigenen Nutzen von ſelbſt angetrieben wird, vermuthet werden, ſondern man hat die meiſte Zeit unter der Adminiſtration nur eine ſehr ſchläfrige und beynahe vernachläſſigte Wirthſchafts = Führung zu erwarten. Sollten gleich bey dem Pacht mancherley Handlungen, die den Wohlſtand des Gutes ſelbſt untergraben können, von einem Adminiſtrator aber nicht ſo leicht zu befürchten wären, möglich ſeyn, ſo wird er doch allemahl die Schuld des Eigenthümers und Verpachters bleiben, daß er dagegen in dem errichtetem Pacht = Contracte nicht die gehörige Vorſicht genommen hat. Uebrigens bleib der Pachter wegen des Schadens, der

durch

durch ſeine contractwidrigen Unternehmungen der Subſtanz des Gutes ſelbſt zugefüget worden iſt, dem Eigenthümer mit der zur Sicherheit des Pachtes beſtellten Caution allemahl verhaftet, da hingegen bey einem bloßen Adminiſtrator, der ſich als ein ungerechter Haushalter erwieſen hat, gemeiniglich aller Regreß, ſo recht und billig er auch an und vor ſich ſelbſt ſeyn möchte, von ſelbſt wegfällt, dergleichen Adminiſtratoren auch ſich die meiſte Zeit durch unrichtige Anfragen, und darauf erſchlichene Reſolutionen der Eigenthümer, gedeckt zu haben pflegen. Die Umſtände des Gutes ſowohl, als auch des Eigenthümers ſelbſt, mögen ſolchemnach beſchaffen ſeyn wie ſie wollen, ſo wird doch, aus vorgedachten Gründen, dem Pachte der Vorzug vor der Adminiſtration niemahls ſtreitig gemacht werden können, und es werden die Zweifel, die dabey vorfallen, ihren Grund gemeiniglich nur in den unrichtig verabredeten Pacht = Bedingungen, folglich in der eigenen Schuld des Eigenthümers, haben.

B. Gründe, welche die Adminiſtration der Land = Güter rathſammer, als den Pacht, machen. So viel Wahres auch in den itzt angeführten Gründen für den Pacht angetroffen werden mag, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß dieſer Nutzungs = Art auch auf der andern Seite ſehr vieles entgegen ſteht, und gleich wichtige Urſachen, die ihm dieſen Vorzug benehmen, und dagegen die Adminiſtration rathſamer zu machen ſcheinen, vorhanden ſind. Die viele Gefahr und der mannigfaltige Verluſt, dem ein Eigenthümer bey bloß eigennützigen Pächtern ausgeſetzt iſt, ſind Urſachen genug. Da es aber höchſt ungerecht ſeyn würde, wenn man alle zur Zunft der Pächter gehörige Mitglieder eines zum Verderben des Eigenthümers gereichenden Eigennutzes und Gewiſſen=

ſenloſzigkeit fähig halten wollte, indem es unter denen, die ſich mit Erpachtung der Land-Güter abgeben, auch allerdings redliche und rechtſchaffene Männer giebt, ſo will ich jetzt den Zeit-Pacht der Land-Güter, ohne die perſöhnlichen Eigenſchaften der Pächter damit zu vermiſchen, in Betrachtung ziehen, und in wie weit derſelbe der Adminiſtration nachzuſetzen oder vorziehen ſey, näher beſtimmen.

In dieſer Rückſicht nun iſt unſtreitig, 1. daß die Unterhaltung eines Zeit-Pachters einem Eigenthümer von dem wahren Ertrage ſeines Land-Gutes weit mehr weg nimmt, als auch bey dem Freygebigſten auf die Salarirung und Beköſtigung eines Adminiſtrators gerechnet werden kann. Der Zeit-Pacht iſt ein Erwerbungs-Mittel, mit welchem ſowohl Vortheil als auch Schade verknüpft ſeyn kann. Demjenigen, der ſich in ein ſolches zweydeutiges Erwerbungs-Mittel einläßt, kann es gar nicht verarget werden, wenn er ſich durch einen höhern Gewinn gegen den davon ebenfalls zu befürchten habenden Schaden zu decken und ſicher zu ſtellen ſucht. Ein Adminiſtrator, der, ohne von ſeiner Verwaltung weder Vortheil noch Schaden zu haben, bloß Einnahme und Ausgabe richtig berechnen darf, hat hierauf, in Anſehung ſeines Gehaltes, Rückſicht zunehmeu nicht Urſache; daher muß ſich Letzterer mit einem verhältnißmäßigen Salario nnd einer anſtändigen Beköſtigung begnügen.

2. Bey der Bewirthſchaftung eines Land-Gutes auf eigene Gefahr und Koſten, ſind verſchiedene Vorſchüſſe und Ausgaben nöthig. Ein Adminiſtrator ſodert ſolche entweder von dem Eigenthümer ſelbſt, oder beſtreitet ſie aus den in Händen habenden bereitetſten Einkünften des Gutes; ein Pachter aber muß ſie, weil in einer Land-Wirthſchaft nicht

nicht alle Tage bares Geld eingenommen wird, die meiſte Zeit aus ſeinen eigenen Mitteln vorſchießen, und daher beſtändig eine dazu erforderliche bare Geld-Summe, die er ſonſt auf eine andere Art nutzen könne, vorräthig halten. Daher kann ein Zeit=Pachter für ein Land=Gut niemahls ſo viel an Pacht geben, als von einem geſchickten und ehrlichen Adminiſtrator berechnet werden kann. Er muß, wenn er ſich auch, in Anſehung ſeines Aufwandes, in den Schranken ſeines Standes hält, zu ſeinem und ſeiner Familie, ohne welcher er nicht füglich wirthſchaften kann, Unterhalt nicht allein weit mehr übrig behalten, als ein Adminiſtrator, wozu man lieber einen ledigen, als beweibten, Mann zu wählen pflegt, nöthig hat, ſondern es kann auch keinem, der ſchon einmahl aus dem Güterpachten auf ſeine ganze Lebenszeit ſein eigentliches beſtimmtes Nahrungs=Gewerbe gemacht hat, verarget werden, wenn er ſeine Pacht=Gebothe dergeſtalt einrichtet, daß er dabey nicht verarme, und ſeine Frau und Kinder in dürftigen Umſtänden hinterlaſſe. Dieſer Fall trifft bey übereilten Pachten ſehr oft ein; und beynahe giebt es mehr Beyſpiele von verarmten, als reich gewordenen, Pächtern, wenn man davon die General=Pächter der landesherrlichen Aemter ausnimmt.

3. In der Wirthſchaft eines Zeit=Pachters fallen viele Irregularitäten vor, die nicht ſowohl dem böſen Willen des Pacht=Beſitzers, als vielmehr der Natur der Zeit=Pachten ſelbſt, zugeſchrieben werden müſſen; hauptſächlich iſt die kurze Zeit, die gemeiniglich zu dem Pacht beſtimmet wird, und gewöhnlicher Weiſe in 6 Jahren zu beſtellen pflegt, Schuld daran. Von dem Fleiße und Mühe, den der Pachter in den erſten drey Pacht=Jahren an-

wendet, kann er nur allein die völlige Nutzung erwarten; von dem jenigen aber, was er in den drey letzten Jahren an das Gut wendet, kömmt ihm entweder gar keine, oder doch nur eine ſehr unvollſtändige Nutzung zu Statten. Beſonders hat man hierunter an der Düngung der Felder ein ſehr einleuchtendes Beyſpiel. Da ein Pachter von dem Miſte, den er in den drey erſten Jahren fährt, die völlige Nutzung in allen Trachten zu erwarten hat, ſo iſt auch keine Urſache vorhanden, warum er nicht die ſonſt auf einem ſolchen Gute eingeführte Düngungs = Ordnung ebenfalls beobachten, und den von dem Viehe gewonnenen Dünger, ſo viel möglich, bloß für das Brach = Feld beſtimmen ſollte. In den letzten drey Pacht = Jahren aber wird ihm die fernere Beobachtung dieſer Ordnung nachtheilig, und er ſucht daher den Miſt, wider die eingeführte Ordnung, auf diejenigen Felder zu bringen, in welchen er davon auch den meiſten Nutzen zu erwarten hat. Die Pacht = Jahre gehen z. B. auf Trinitatis 1794 zu Ende; wollte er nun den von 1792 bis 1793 gewonnenen Miſt, der Ordnung gemäß, hauptſächlich auf das Brach = Feld fahren, ſo iſt offenbar, daß ein Nutzung davon, die erſte von 1793 bis 1794 zu erwarten iſt, nicht mehr ihm, ſondern dem Eigenthümer oder dem neuem Pachter zu gute kommen würde. Der eigenen Nutzen treibt ihn daher natürlicher Weiſe an, den ſämmtlichen zwiſchen 1792 und 1793 gewonnenen Miſt, ſo viel möglich, auf das Gerſt = Feld zu bringen, weil er davon noch vor Abtretung des Pachtes die Nutzung hat. Daß aber hierdurch die Düngungs = Ordnung der Felder unterbrochen werde, und eines von den Feldern zu viel, das andere aber zu wenig bekomme, folglich dem Eigenthümer in der nachherigen Nutzung dadurch ein beträchlicher Schade geſchehe, iſt einleuchtend. Es kann zwar dieſem durch ver-

vernünftige in dem Pacht = Dontracte genommene Vorſicht und Bedingungen einiger Maßen vorgebeuget werden; wie ſchwer es aber halte, die Pächter in der richtigen Erfüllung ſolcher Bedingung, beſonders wenn der Eigenthümer ſich abweſend, oder unter Vormundſchaft, befindet, gehörig zu beobachten iſt bekannt genug, und gemeiniglich richtet der Eigenthümer, wenn es deshalb zu Weitläuftigkeiten kommt, wenig aus.

4. Mit der Behandlung der Unterthanen in ihren Dienſten hat es unter den Zeit-Pachten faſt gleiche Bewandtniß. Die mancherley Arten von Schonungen und Erleichterungen, die der Gut = Beſitzer ſelbſt ſeinen Unterthanen wiederfahren läßt, und auch öffters, wofern er ſie in dienſtbarem Zuſtande erhalten will, wiederfahren laſſen muß, können einem Zeit = Pachter nicht auf gleiche Art angemuthet werden. Soll dieſer zur richtigen Zahlung des verſprochenen Pacht = Zinſes angehalten werden, ſo iſt er auch in dem Gebrauche der ihm zur Nutzung des gepachteten Gutes angeſchlagenen Dienſte nicht einzuſchränken oder zu hindern, weil ſolches nothwendige Werkzeuge ſind, ohne welche die gehörige Nutzung des Gutes nicht Statt finden kann. Auch der billigſte Pachter wird die Unterthanen nicht auf eine gleich nachſehende Art, als dem Guts = Herrn ſelbſt möglich iſt, behandeln können, wenn er bey ſeinem Pacht beſtehen will. Die Dienſt = Bauern ſind z. B. das herrſchaftlichen Getreide 10 bis 12 Meilen weit zu erfahren ſchuldig. Durch nichts können ſie mehr in ihrem Nahrungs = Stande zurück geſetzt und zu Grunde gerichtet werden, als wenn dergleichen weite Fuhren mehrmahls geſchehen müſſen. Eine Herrſchaft, die ihre Bauern gern im Wohlſtande erhalten wiſſen will, muthet denſelben dergleichen weite

Fuh=

Fuhren ſo wenig, als möglich, an, ſondern verkauft lieber in den nahen belegenen Städten ihr Getreide einige Groſchen wohlfeiler. Die Ueberlegung, daß ihr ein dergleichen geringer Verluſt an den Getreide-Preiſen weit weniger, als die Zugrundrichtung ihrer ganzen Bauern=Gemeinde, nachtheilig ſeyn werde, bewegt ſie hierzu. Einem Pachter aber, dem die Wiederherſtellung der durch ihre Dienſte geſchwächten Bauern niemahls zur Laſt fallen kann, wird ſolches kein Beweggrund werden, um die Bauern mit den weiten Getreide=Fuhren zu verſchonen, wenn er durch die weiten Fuhren von ſeinem Getreide einen höhern Preis verlangen kann. Eine Herrſchaft gewinnt dasjenige, was ſie am Preiſe verliert, durch die Erhaltung ihrer Unterthanen öfters mehr, als doppelt, wieder. Mit dem Pachter hingegen hat es diesfalls eine ganz andere Bewandtniß; denn ihm iſt die Erhaltung der Unterthanen gleichgültig; da er dadurch nichts wieder gewinnen kann, ſo kann ihm auch, aus einer bloßen Gutwilligkeit einen dergleichen Verluſt zu leiden, nicht zugemuthet werden. Will man den Pachter durch in dem Pacht-Contracte angebrachte Bedingungen hierunter einſchänken, ſo iſt ganz natürlich, daß dieſer dagegen das Pacht-Quantum, wozu er ſich ſonſt verſtanden haben würde, ebenfalls geringer ſtellen werde. Ja, in den entlegenen Provinzen, wo es an einer nahen Gelegenheit, das Getreide abſetzen zu können, mangelt, wird öfters einem Pachter die Schuldigkeit der Bauern, das Getreide nach weit entlegenen Orten verfahren zu müſſen, dergeſtalt wichtig werden, daß er darunter keine Einſchränkungen annehmen kann, wofern er den Pacht erfüllen ſoll.

Vorſtehendes ſind ſchädliche Folgen des Zeit-Pachtes, die ein Eigenthümer auch bey dem beſten

und redlichſten Pachter zu befürchten hat, weil ſie, bereits erwähnter Maßen, in der Natur des Pachtes ſelbſt gegründet ſind. Die Gefahr, der ein Guts-Herr, wenn er in die Hände eines eigennützigen und gewiſſenloſen Pachters fällt, in Anſehung der Einkünfte ſowohl, als auch der Subſtanz ſeines Gutes ſelbſt, ausgeſetzt wird, iſt unüberſehlich. Das Schlimmſte hierbey iſt, daß dieſe Gefahr auch durch die genaueſte Vorſicht ſehr ſchwer anzuwenden iſt. Ein Land-Gut, welches eine Zeitlang in den Händen der Pächter geweſen iſt, und welches hernach der Eigenthümer ſelbſt wieder verwalten will, kann, ohne an deſſen Wiederherſtellung wichtige Koſten zu wenden, nur ſelten in der gehörigen Maße, als es ſeine innere Beſchaffenheit mit ſich bringt, genutzet werden. Glücklich genug iſt ein Guts-Herr, wenn er mit einer ſechsjährigen geringen Nutzung eines ſolchen Gutes davon kommt; denn als einen faſt erfahrungsmäßigen Satz kann man annehmen, daß ein verpachtet geweſenes Land-Gut eben ſo viele Jahre, als es unter Pacht geſtanden hat, erfordert, um wieder in völlig tragbaren Stand geſetzt zu werden. Gemeiniglich ſind auch die Wirthſchafts-Rubriken ſelbſt unter einem ſolchen Pacht dergeſtalt vernachläſſiget worden, daß ſie dadurch einem weſentlichen Schaden, der nicht allemahl, auch mit den größten Koſten, wieder erſetzt werden kann, erlitten haben. Die Felder ſind theils durch übermäſſige Benutzung, theils aber auch durch unrichtige und ſchlechte Beſtellung, verheeret, die Wieſen verſtrauchet, die Gräben verfallen, der Viehſtand geſchwächt, und faſt alle Wirthſchafts-Artikel befinden ſich in ſchlechtern Umſtänden, als ſie dem Pachter überliefert worden ſind. Und wenn auch dieſes alles nicht wäre, ſo wird doch ein Eigenthümer, der ſein Gut eine Zeitlaug verpachtet hat, dem allgemeinen Schickſale,

die

die auf demſelben befindlichen Wirthſchafts⸗Gebäude in einem zu Grunde gerichteten Zuſtande wieder zurück zu bekommen, faſt niemahls entgehen. Iſt gleich deren Wiederherſtellungen nicht unmöglich, ſo fallen ſie doch einem Eigenthümer um ſo empfindlicher und ſchwerer, als ſie gleichſam eine todte Ausgabe ſind, wodurch in dem Ertrage des Gutes nicht das mindeſte gewonnen wird. Von allem dieſen hat man bey der Adminiſtration eines Land⸗Gutes nichts zu befürchten. Es ſind keine Urſachen vorhanden, warum ein Verwalter eine unrichtige Düngungs⸗Ordnung einführen, die Felder durch übermäßige Benutzung ausſaugen, die Wieſen verſtrauchen und die Gräben verfallen laſſen, den Viehſtand ſchwächen, den Unterthanen in ihren Dienſten ſchwer fallen, und die nöthigen Reparaturen der Gebäude vernachläſſigen ſollte, weil alle Koſten, die hierzu erfordert werden, nicht aus ſeinem eigenen, ſondern dis Eigenthümers Beutel genommen werden. Bloß der Untreue, Nachläſſigkeit und Unwiſſenheit desjenigen, dem die Adminiſtration eines Land⸗Gutes anvertrauet worden iſt, kann dem Eigenthümer Nachtheil bringen. Die Untreue eines Verwalters iſt um ſo gefährlicher, als ſie ſehr ſchwer zu entdecken iſt, und ein untreuer Haushalter unzählige Wege hat, ſolche vor dem Guts⸗Herrn zu verbergen. Gemeiniglich hat er das ſämmtliche Geſinde und alle Unterthanen darein mit verwickelt; und ein Verwalter, der das ganze Dorf zum Freunde hat, iſt faſt immer verdächtig, weshalb auch ein vernünftiger Guts⸗Herr, wenn er dieſes bemerkt, auf des Verwalters Betragen doppelt aufmerkſam zu ſeyn, Urſchache hat. Die meiſten Güter⸗Beſitzer beurtheilen die Treue ihrer Wirthſchafter bloß nach der Genauigkeit und Richtigkeit ihre abgelegten Rechnungen; und aus dieſer Urſache werden die guten Rechen⸗Meiſter gemeiniglich

lich für die beſten und treueſten Verwalter gehalten, und man ſucht ſie in dergleichen Fällen vor allen andern. Allein, ein betriegeriſcher Wirthſchafter wird wohl niemahls ſo unbeſonnen ſeyn, daß er dasjenige, was er dem Eigenthümer durch ſeine heimlichen Praktiken entwendet hat, mit in Rechnung bringt. Die Richtigkeit ſeiner Rechnung kann daher kein Beweis ſeiner Treue ſeyn. Hierzu werden andere Mittel erfodert, deren Anwendung aber deſto mehreren Schwierigkeiten unterworfen iſt, als ein ſolcher Verwalter oder Wirthſchafter dadurch gemeiniglich bey dem Geſinde und den Unterthanen die nöthige Autorität, ohne welche er die Befehle und Anordnungen ſeines Guts-Herrn mit Nachdruck durchzuſetzen nicht im Stande iſt, faſt gänzlich verliert, und öfters wohl gar bewogen wird, ſich mit den Betriegern des Dorfes, woran es nur ſelten zu fehlen pflegt, deſto genauer zu verbinden, um dadurch ſeine Unterſchleife vor den Augen des Eigenthümers deſto undurchdringlicher zu machen. Dem allen ungeachtet wird ein Guts-Herr auch von einem untreuen Adminiſtrator niemahls ſo viele Gefahr, als er bey unrichtiger Bewirthſchafung eines eigennützigen und gewiſſenloſen Zeit-Pachters ausgeſetzt iſt, zu befürchten haben. Man nehme an, daß der Adminiſtrator, wegen ſeiner vielfältigen Veruntreuungen, das Gut nicht höher, als der dafür gebothene Pacht betragen haben würde, berechnet, ſo bleibt doch das Gut ſelbſt in ſeinen Würden, und ein Eigenthümer darf, wenn er ſolches über kurz oder lang wieder ſelbſt bewirthſchaften will, auf deſſen Wiederherſtellung keine ſo anſehnliche Summe, als gemeiniglich nach geendigtem Pacht erfordert wird, verwenden. Schon dieſes allein iſt hinreichend, der Adminiſtration, der Gefahr, in die Hände eines Untreuen zu fallen, ungeachtet, vor dem Zeit-

Pacht den Vorzug zu geben. Bey Adminiſtration der Land-Güter kann man eben ſo leicht einen faulen, unbetriebſamen und nachläſſigen Wirthſchafter, als einen untreuen, bekommen, und es wird allemahl zweifelhaft bleiben, bey welchem ein Eigenthümer den meiſten Schaden zu befürchten hat. Der Nachtheil, den der Letztere durch ſeine Untreue der Herrſchaft verurſachet, wird ſehr oft dem Schaden, der aus der nachläſſigkeit eines unbetriebſamen Verwalters entſteht, nicht nur gleich kommen, ſondern auch dieſen ſehr weit übertreffen; der letztere Fehler eines Verwalters oder Wirthſchafters kann aber weit leichter, als der erſte, entdeckt, und folglich demſelben mit weniger Mühe vorgebeuget werden. Die Abſchaffung eines ſolchen trägen und ſchläfrigen Haushalters iſt, wenn er ſich nicht beſſern will, ein ſicheres Mittel dagegen. Dieſes ſo wirkſame Mittel findet bey den Zeit = Pächtern nicht Statt, ſondern der Eigenthümer iſt, den Pachter die beſtimmten Jahre in dem Gute ſitzen zu laſſen, ſchlechterdings verbunden. Können gleich rechtliche Gründe, warum der Pachter ſich zur Fortſetzung des Pachtes unfähig und unwürdig gemacht hat, angeführt werden, ſo hat doch ein Guts-Herr, eines ſolchen unwürdigen Pachters nicht anders, als durch einen langwierigen Proceß, der nicht ſelten die ganze Pacht-Zeit über dauert, los zu werden, Hoffnung. Wie verderblich aber dergleichen Pacht-Proceſſe gemeiniglich für den Eigenthümer zu ſeyn pflegen, iſt bekannt genug; und man thut allemahl weit beſſer, das Ende eines ſolchen Schickſales, welches man ſich durch eine begangene Uebereilung zugezogen hat, geduldig abzuwarten, als ſich deshalb in dergleichen koſtbare, und das Gut nur noch immer mehr und mehr zu Grunde richtende Weitläuftigkeiten einzulaſſen.

Unter

Unter allen Fehlern eines Wirthſchafters, dem man die Adminiſtration eines Gutes anvertrauet hat, iſt die Unwiſſenheit und Unerfahrenheit in landwirthſchaftlichen Dingen der nachtheiligſte. Ein ſolcher Menſch ſetzt, ohne dabey böſe Abſichten zu haben, und ſtrafwürdig zu ſeyn, den Eigenthümer in den größten Schaden, und ein Guts=Beſitzer, der ſolche unglückliche Wahl getroffen hat, muß ſich dieſes alles ſelbſt beymeſſen. Indeſſen kann auch hier dem Uebel durch deſſen Abſchaffung, leicht vorgebeuget werden, da es hingegen bey dem Pacht, in dergleichen Falle mit dem vorhergehenden gleiche Bewandtniß hat, und der Eigenthümer die Fehler, die ein unwiſſender und unerfahrner Pachter die Pacht=Zeit hindurch zum Schaden des Land=Gutes begeht, geruhig geſchehen laſſen, und ſich bloß an einer ihm gegen denſelben zuſtehenden Entſchädigungs=Klage begnügen laſſen muß.

Durch ſo vielfältige, aus der Vergleichung des Zeit=Pachtes mit der Adminiſtration von ſelbſt hervorgehende, Gründe ſcheint es beynahe, daß jener dieſer mit Recht vorgezogen werden könne, unmöglich zu ſeyn; indeſſen können, bereits erwähnter Maßen, theils die Lage und Beſchaffenheit der Land=Güter, theils aber auch die Umſtände des Eigenthümers, die ihn an der eigenen Bewirthſchaftung hindern, hierunter verſchiedene Ausnahmen veranlaſſen.

C. Bemerkungen der Ausnahmen, wo den Zeit=Pacht der Adminiſtration, aller ſonſt mit der leztern verbundenen Vortheile ungeachtet, ſchlechterdings vorzuziehen, rathſam iſt. Die Hinderniſſe, wodurch ein Guts=Beſitzer von der eigenen Verwaltung abgehalten wird, ſind von verſchiedener Art. Er iſt darinn entweder ganz und gar, oder nur zum

Theil, eingeſchränkt. Zu der erſten Claſſe gehören alle diejenigen, die entweder wegen ihrer allzu weit entfernten Abweſenheit, oder in Anſehung ihrer Gemüths- und Verſtandes-Beſchaffenheit, die Wirthſchaft auf ihren Land-Gütern und Vorwerken weder anordnen, noch auch von Zeit zu Zeit unterſuchen und revidiren können. Zu der zweyten Claſſe können ſolche gerechnet werden, die zwar, wegen ihrer Abweſenheit und Amts-Verrichtungen, ſich mit der eigenen Bewirthſchaftung ihrer Land-Güter ſelbſt abzugeben, nicht im Stande ſind, denen aber in Anſehung der Anordnung ihrer Wirthſchaft, und deren von Zeit zu Zeit vorzunehmenden Revidirung, nichts unüberwindliches im Wege ſteht. Die Adminiſtration erfordert, ihrer Natur nach, nicht allein eine nähere Beſtimmung des Eigenthümers, in welcher Ordnung die Wirthſchaft eingerichtet und geführt werden ſoll, ſondern es iſt auch eine öftere Unterſuchung, ob die Ordnung gehörig befolgt worden ſey, nöthig, weil ſonſt der Adminiſtrator ſeiner Willkür gar zu ſehr überlaſſen, und der Eigenthümer nicht ſo, wie bey einem Zeit-Pachter gegen muthwillige Uebertretung der ihm ertheilten Vorſchriften durch eine hinlängliche Caution gedeckt iſt. Aus dieſem Grunde iſt in allen Fällen, wo der Eigenthümer die einzelnen Wirthſchafts-Geſchäfte zwar nicht anordnen, doch aber ſolche von Zeit zu Zeit revidiren und unterſuchen kann, die Adminiſtration, in denjenigen hingegen, wo der Eigenthümer die Wirthſchafts-Geſchäfte weder ſelbſt anzuordnen noch auch zu revidiren im Stande iſt, der Zeit-Pacht rathſamer.

Hieraus folgt, daß: 1) für die Güter der Unmündigen, Raſenden und Blödſinnigen, auch für Verſchwender erklärten, 2) für die dergeſtalt entfernt Abweſenden, daß ſie, in vielen Jahren ihre Güter wie-

wieder zu ſehen, keine Hoffnung haben, zugehörige, und 3) auch wohl gar ſolche Land-Güter, deren Eigenthümer gar keine Kenntniß von der Land-Wirthſchaft beſitzen, ſolche auch zu erlangen, weder Luſt noch Willen haben, der Zeit Pacht vor der Adminiſtration den Vorzug habe, folglich dergleichen Fälle aus Ausnahmen von der ſonſt für die Adminiſtration ausfallenden Regel, angeſehen werden müſſen.

Ferner kann auch die Beſchaffenheit der Land-Güter, und ihre Einrichtung ſelbſt, zu ſolcher Ausnahme öfters Anlaß geben, indem die Einkünfte einiger Land-Güter in lauter ungewiſſen, ſteigenden und fallenden Nutzungen, wohin beſonders der Ackerbau, Viehzucht, Brauerey, Fiſcherey, u. d. m., zu rechnen ſind, andere hingegen größten Theils aus beſtimmten und gewiſſen Gefällen, als: Grund-Zinſen, Mieth-Zinſen, Dienſt-Geld, Getreide-Pacht, u. d. m., beſtehen. Der größte Vortheil, den ein Eigenthümer von dem Zeit-Pacht zu erwarten hat, und welcher auch gemeiniglich dabey der Haupt-Endzweck zu ſeyn pflegt, beruhet auf eine allemal ſichere und beſtimmte Einnahme des in Pacht ausgethanen Gutes; und es iſt nicht zu läugnen, daß ſolche, bey vernünftig genommener Vorſicht, von dem Pachte jederzeit weit eher, als von der Adminiſtration, zu erwarten iſt. Bey Gütern, deren Einkünfte aus lauter beſtimmten Gefällen beſtehen, fällt dieſer Endzweck weg; bey denjenigen hingegen, deren Einnahme hauptſächlich auf ſteigendeu und fallenden Nutzungen beruhet, iſt es von ſelbſt einleuchtend, daß dieſe Abſicht des Eigenthümers durch die Verpachtung weit leichter, als durch die Adminiſtration, erreichet werden könne, und man rechnet daher dieſe Art Güter mit Recht zu den Ausnahmen. Vermuthlich iſt dieſes die vornehmſte Urſache, warum in

Schleſien der Zeit-Pacht nur wenig gewöhnlich iſt, und man daſelbſt faſt durchgehends die Adminiſtration für die beſt- und vortheilhafteſte Nutzungs-Art der Land-Güter, beſonders der im Gebirge belegenen, auf beſtimmte bare Gefälle, die bloß berechnet werden dürfen, ankommen. In der That ſind auch dergleichen Land-Güter für die Natur des Zeit-Pachtes nicht paſſend. Ein jeder Pachter will auf dem gepachteten Gute durch ſeinen Fleiß und Induſtrie etwas gewinnen; hierzu findet ſich aber auf einem Land-Gute, deſſen Haupt-Einnahme in ſchon vorhin beſtimmten baren Gefällen beſteht, keine Gelegenheit, indem er dasjenige, was er davon einnimmt, dem Eigenthümer unverkürzt wieder auszahlen muß. Ich habe zwar bey Beſtimmung dieſer Ausnahmen bloß theils die Umſtände, wodurch ein Eigenthümer an der eigenen Bewirthſchaftung gehindert wird, theils aber auch die verſchiedene Beſchaffenheit der Land-Güter, zum Grunde gelegt; indeſſen kann die längere oder kürzere Dauer der Hinderniſſe, die der eigenen Bewirthſchaftung eines Land-Gutes entgegen ſtehen, ebenfalls eine Urſache, den Pacht der Adminiſtration, oder dieſe jenem vorzuziehen, werden. In Vormundſchafts-Fällen, wo den Unmündigen noch viele Jahre an ihrer Majorennität fehlen, wird der Zeit-Pacht wohl jederzeit den Vorzug behalten müſſen, weil Unmündige, die Wirthſchaft auf ihren Gütern anzuordnen und zu revidiren, unfähig ſind. Bey einem in Concurs gekommenen Land-Gute hingegen wird ohne Zweifel die Adminiſtration jederzeit die beſte und angemeſſenſte Nutzungs-Art ſeyn, indem, bey der jetzt in allen Ländern herrſchenden Juſtiz-Verbeſſerung, nicht zu vermuthen iſt, daß ein Concurs-Proceß 6 Jahr dauern werde, alle Zeit-Pachten aber, deren Dauer auf eine kürzere Art beſtimmt iſt, ſchon an und vor

ſich

ſich ſelbſt ſchädlich ſind, und überdem mancherley Weitläuftigkeiten zwiſchen den Gläubigern und Päch= tern verurſachen.

Gutachtliche Entſcheidung. Aus demjenigen, was bisher in dieſer Materie vorgetragen worden iſt, ergeben ſich, ſowohl in Anſehung der Regel, als auch der Ausnahmen, folgende Sätze, wonach alle hierbey vorkommende Fälle ganz ſicher beurtheilet und entſchieden werden können.

1. Ueberhaupt gebührt der Adminiſtration vor dem Zeit=Pachte hauptſächlich deshalb der Vorzug, weil der Eigenthümer bey jener allenfalls nur eine Verminderung der jährlichen Einkünfte, niemals aber eine Deterioration des Gutes ſelbſt, zu befürchten hat, dieſes aber die gewöhnliche Folge der Zeit=Pachten zu ſeyn pflegt.
2. Beſonders findet bey ſolchen Land=Gütern, wo die Haupt=Einkünfte auf bare und beſtimmte Gefälle beruhen, weder in Anſehung des Pachters, noch auch des Eigenthümers, der Zeit=Pacht füglich Statt, ſondern es iſt die Adminiſtration, da der Pachter ſelſt in den meiſten Stücken bloß die Stelle eines Adminiſtrators oder Rechnungs=Führers vertreten kann, der Natur derſelben weit gemäßer.
3. Wenn aber ein jeder Adminiſtrator von dem Eigenthümer wenigſtens eine allgemeine Vorſchrift wegen Führung der Wirthſchaft erhalten, auch, wenn die Adminiſtration nicht auf die bloße Willkür des Wirthſchafters geſtellet werden ſoll, der Eigenthümer deſſen Unternehmungen von Zeit zu Zeit zu revidiren, und, ob die gemachte Anordnung gehörig befol=

befolget worden ſey, zu unterſuchen im Stande ſeyn muß, ſo wird in allen Fällen, wo der Eigenthümer daran gehindert iſt, eine Ausnahme von der Regel zu machen, und die Verpachtung der Adminiſtration, der damit verknüpten mehrern Gefahr ungeachtet, vorzuziehen ſeyn.

4. Dieſes findet beſonders bey den oben, S. 772, erwähnten dreyerley Güter = Beſitzern Statt; gleichwie hingegen bey den in Concurs gerathenen Land = Gütern die Adminiſtration, wegen der allzu kurzen Dauer eines in ſolchem Falle gewählten Pachtes, allemahl weit zuträglicher bleiben wird.

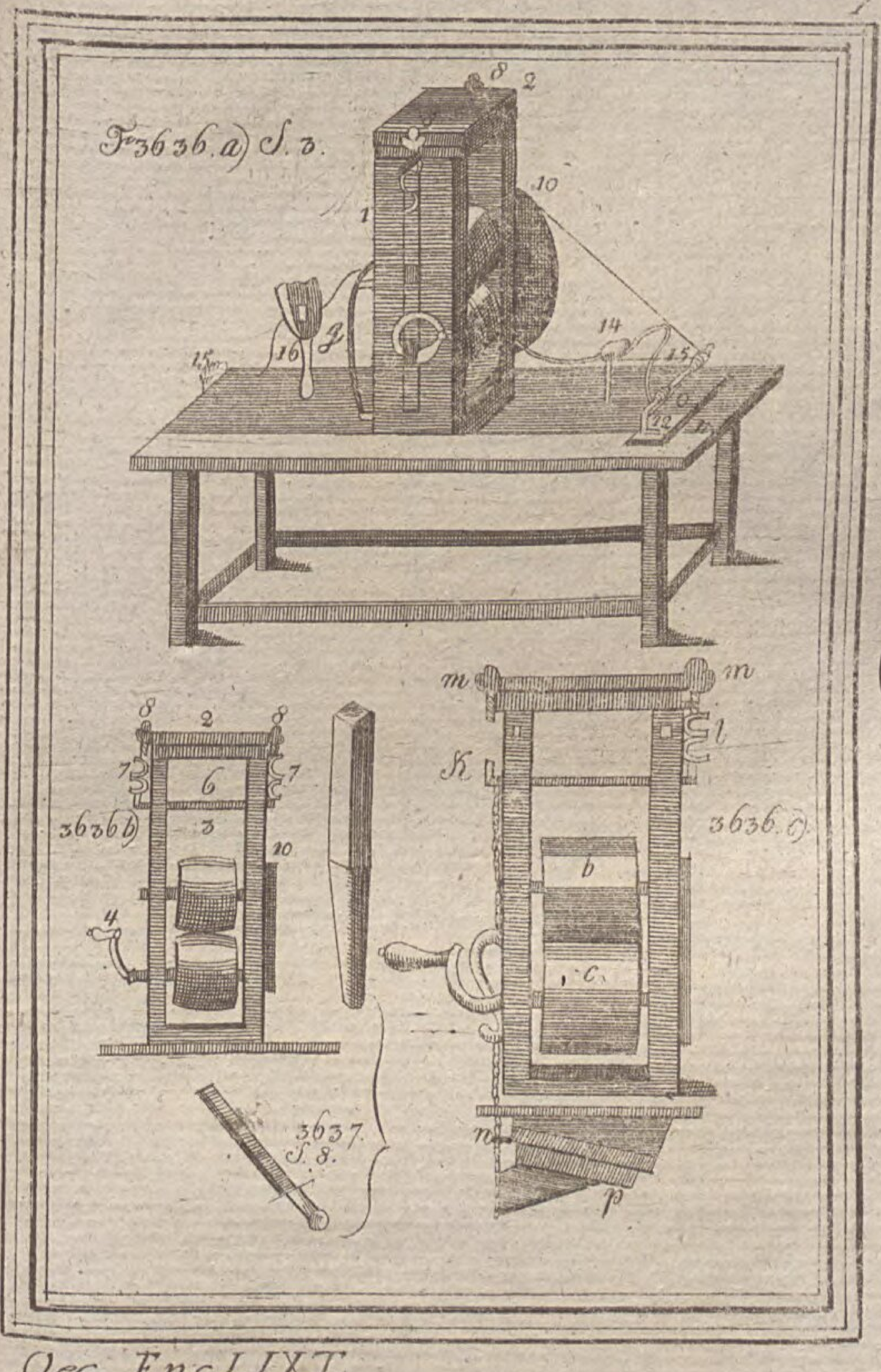
Oeconomia controverſa, 2 B. (Berl: 1788, 4.) S. 70, fgg:

Von den verſchiedenen Arten des Pachtes, und was dabey zu bemerken iſt, werde ich im Art. **Pacht** handeln.

Bey Kaufleuten iſt das **Landgüter = Conto**, ein Conto über eine beſondere Gattung der Effecten. Wenn nähmlich ein Kaufmann Land = Güter oder Häuſer hat, ſo giebt er jedem ſein Conto mit Nahmen, debitirt daſſelbe für den Ankauf, Verbeſſerungen, und alle Unkoſten; creditiret es hingegen für die Zinſen und andere Ertrags = Rubriken. Wenn die Bücher geſchloſſen werden, trägt er den Gewinn oder Verluſt an das Gewinn = oder Verluſt = Conto, und ſaldiret den Werth durch das Bilanz = Conto.

Siehe auch **Land = Haus**, **Meierey**, **Vorwerk**.

Ende des neun und fünfzigſten Theiles.



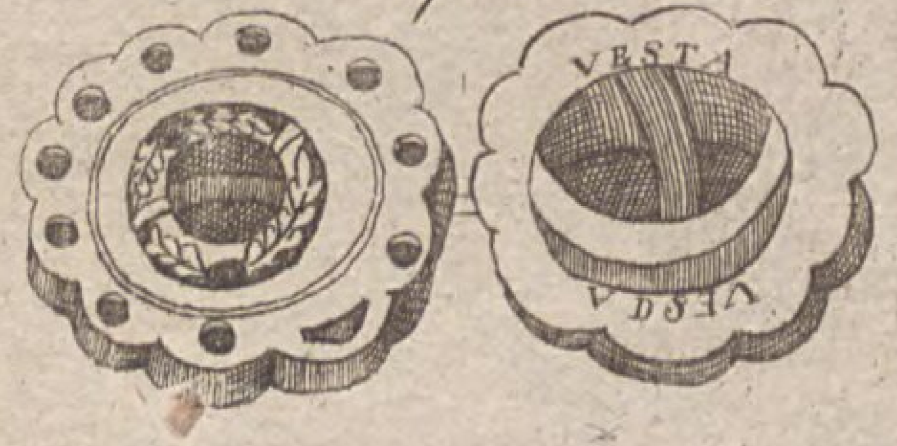
Oec. Enc. LIXT.

F.3638.b) S. 64

F.3638.a) S.63

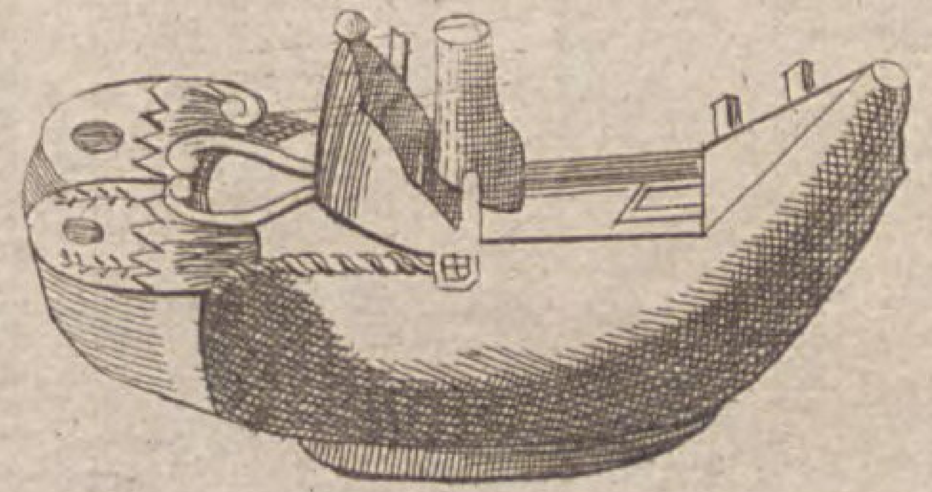
Der güldene Leuchter
aaa der Schafft
bb eine Blume
cc ein Becher oder Schale
dd ein Arm oder Röhre.
ee Lampen
ſſ ein Knauſſ
F. 3639. a) ſq.
3639. b).
3639. c).

F. 3640 S. 95.



F. 3641. S. 112

F. 3642.



F. 3643.

F. 3644.

F. 3645.

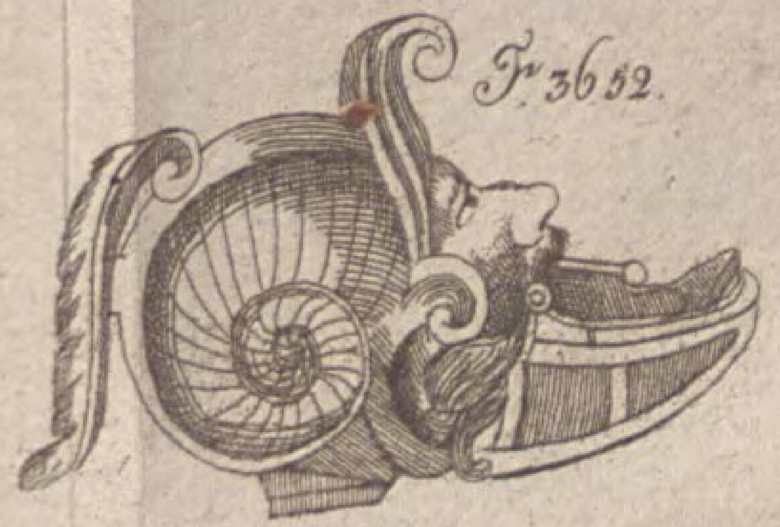
F. 3646

F. 3647. S. 113.

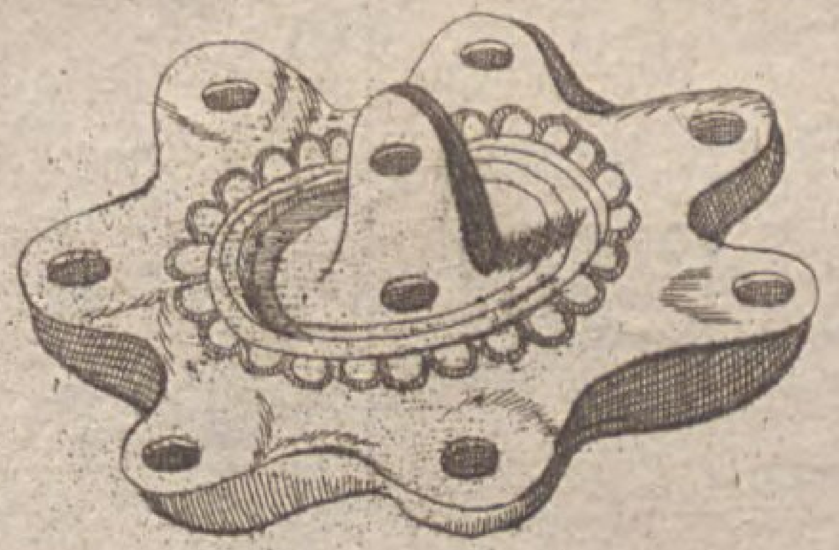
F. 3649.

F. 3651.

F. 3652.



F. 3648

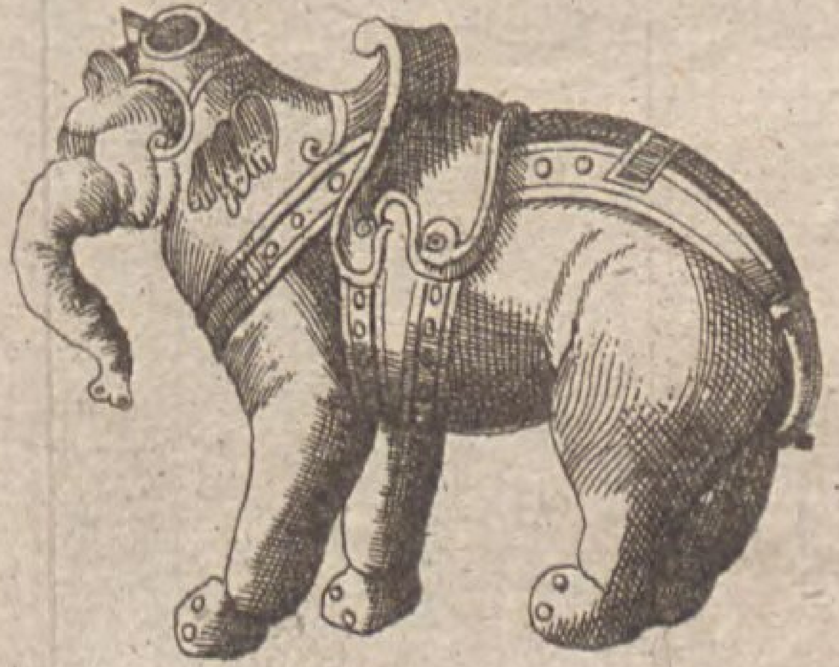


F. 3658.

F. 3650.

F. 3653.

F. 3655.



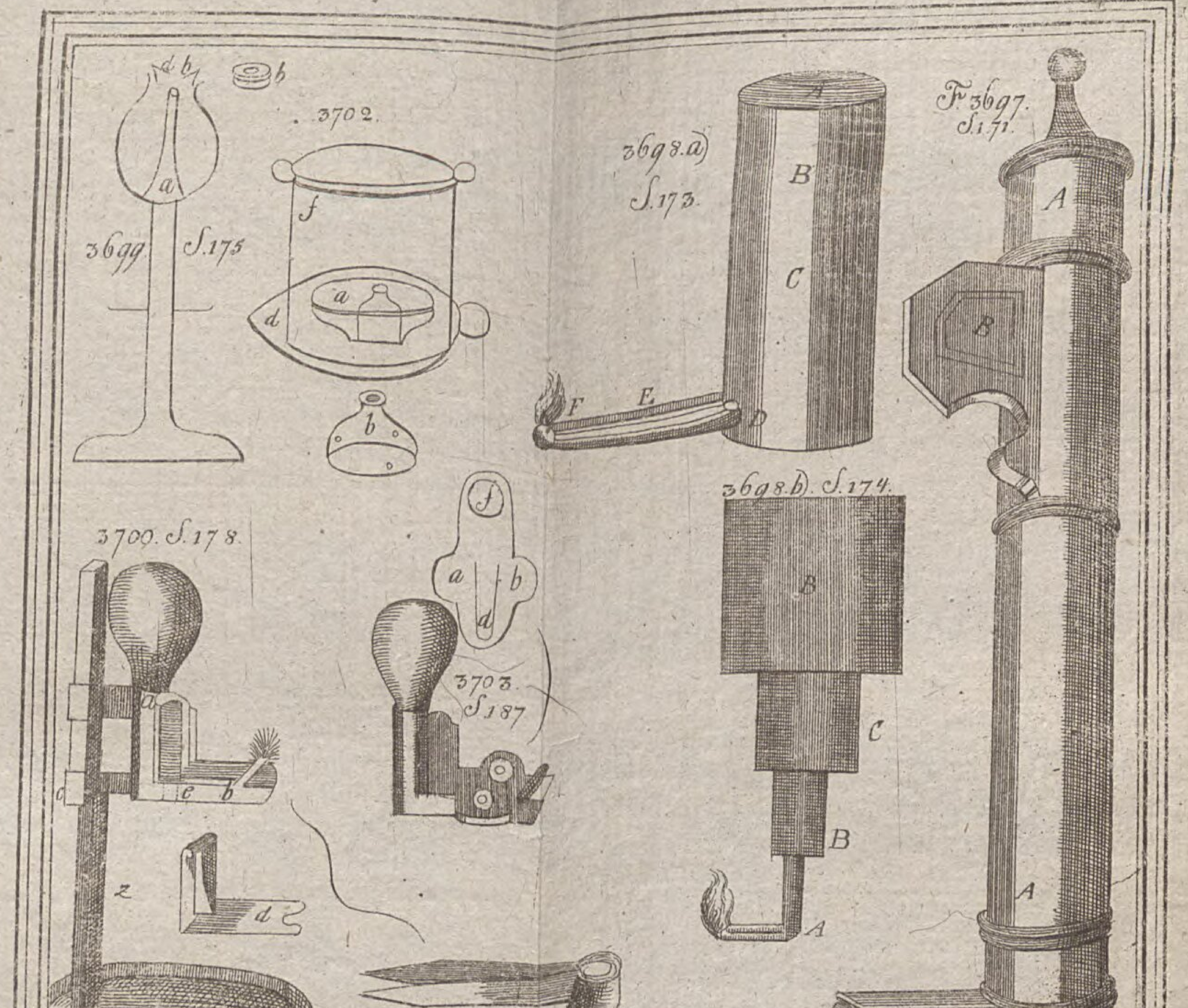
F. 3654.

F. 3656.

F. 3657.

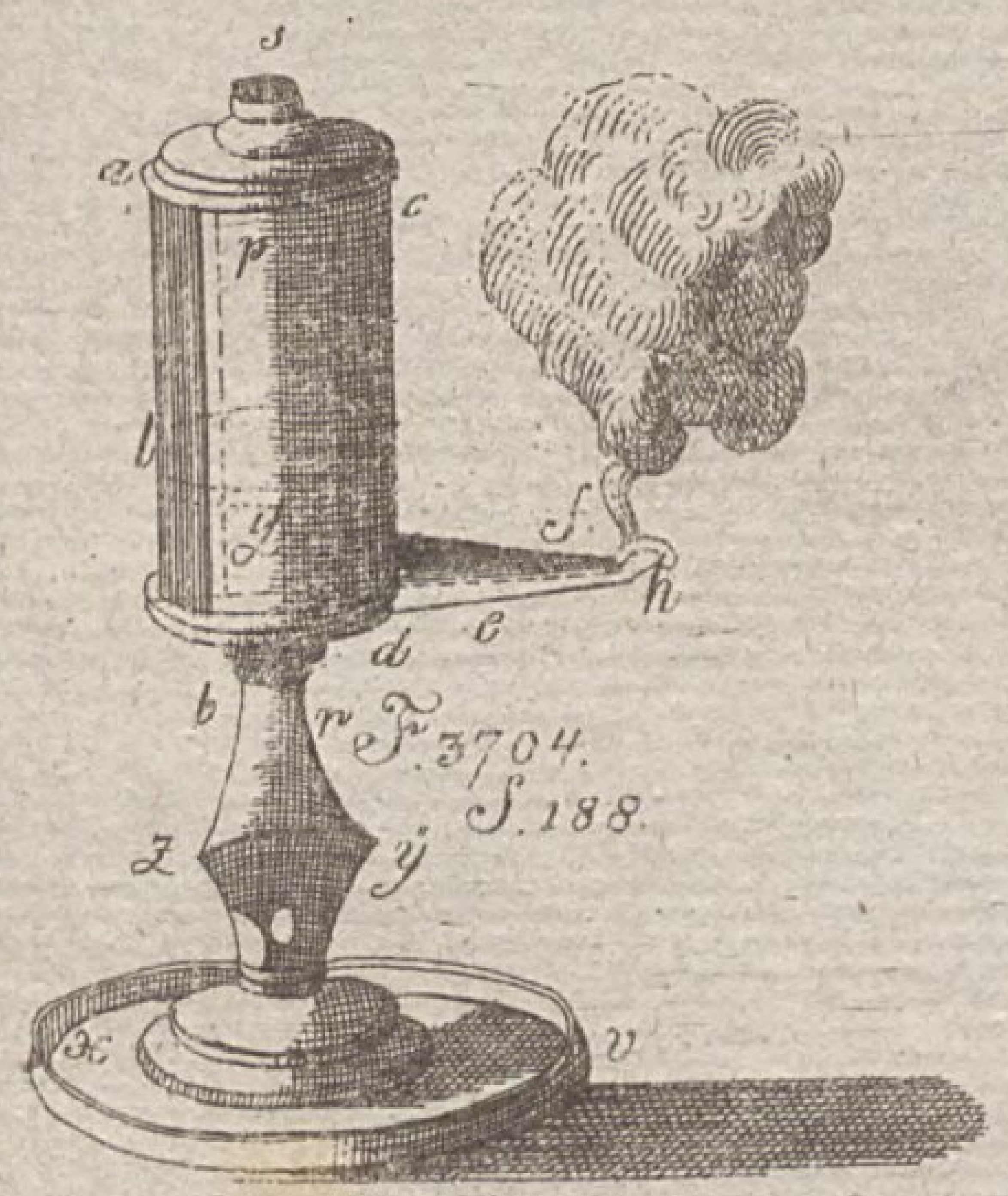
F. 3659. S. 114.
F. 3660.
F. 3661.
F. 3662.
F. 3663.
F. 3664. S. 115.
F. 3665.
F. 3666.
F. 367.
F. 3668.
F. 3669.
F. 3670.
F. 3671.
F. 3672. S. 116.
F. 3673.
F. 3674.
F. 3675.
F. 3676.
F. 3677.
F. 3678.

F.3679. S.117.
F.3680.
F.3681.
F.3682.
F.3684.
F.3687.
F.3683.
F.3685.
F.3686.
F.3688.
F.3690. S.118.
F.3689.
F.3691.
F.3692.
F.3695.
F.3694. S.119.
F.3696.
F.3693.



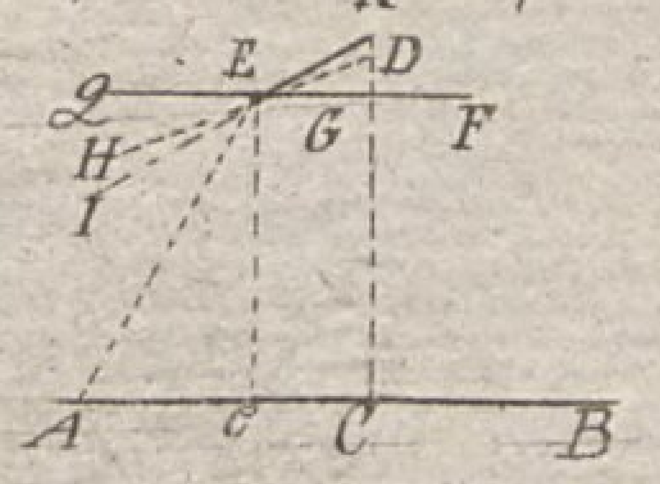
3699.
S.175
3702.
3698.a)
S.173.
F.3697.
S.171.
3698.b). S.174.
3700. S.178.
3703.
S.187
3701. S.179.

Oec Enc LIXT

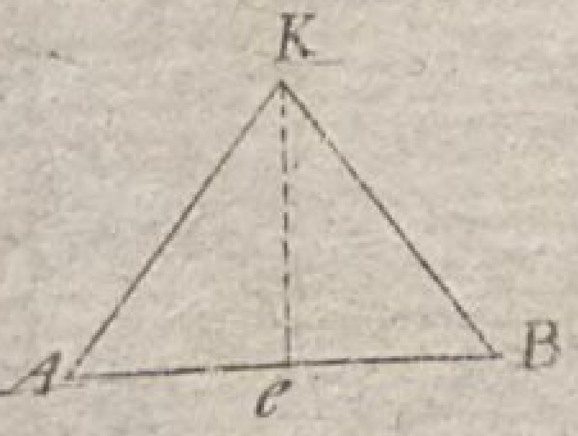


F. 3704. S. 188.

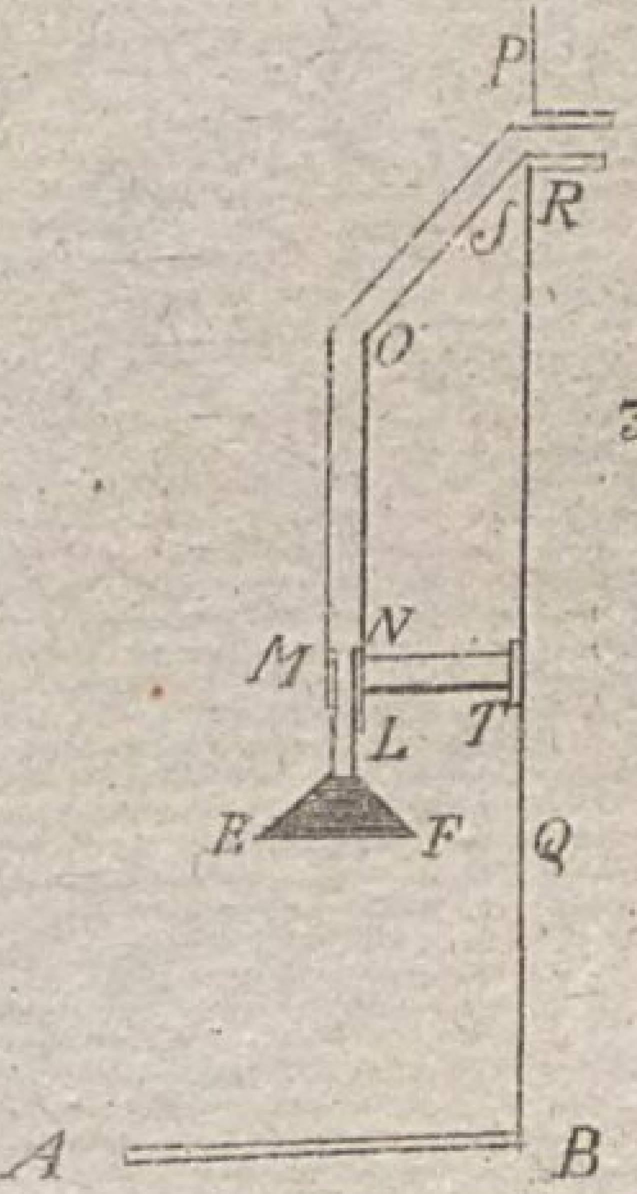
3705. a) S. 191.



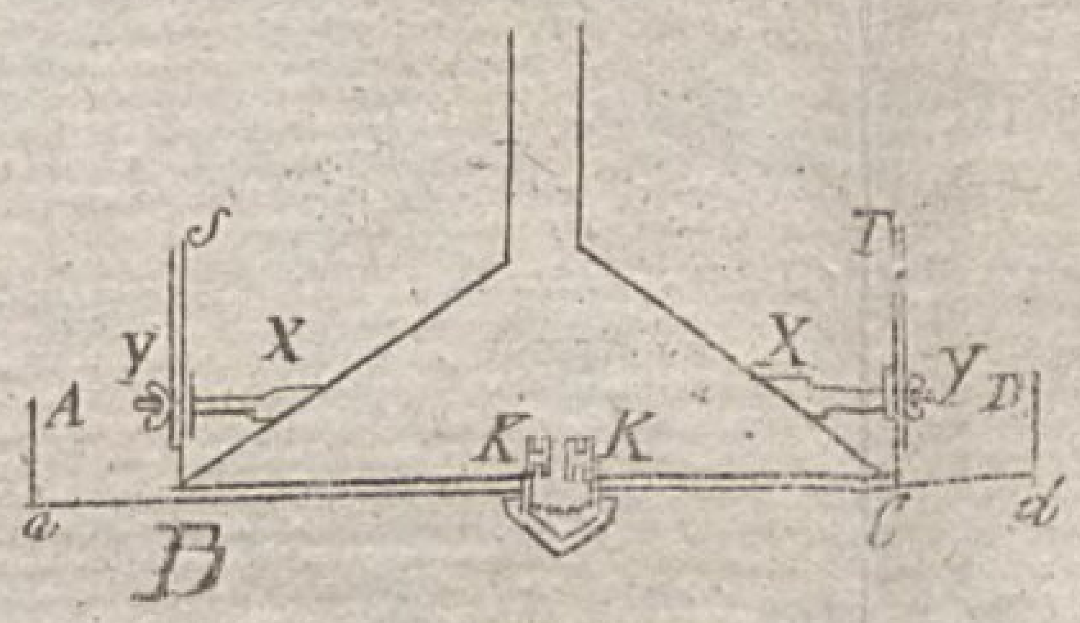
3705. b)



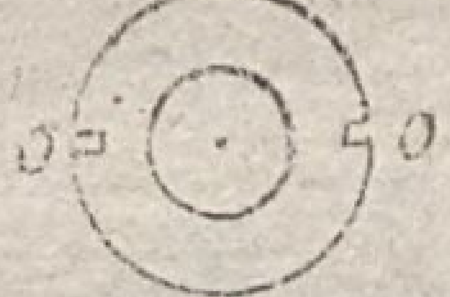
3705. c)



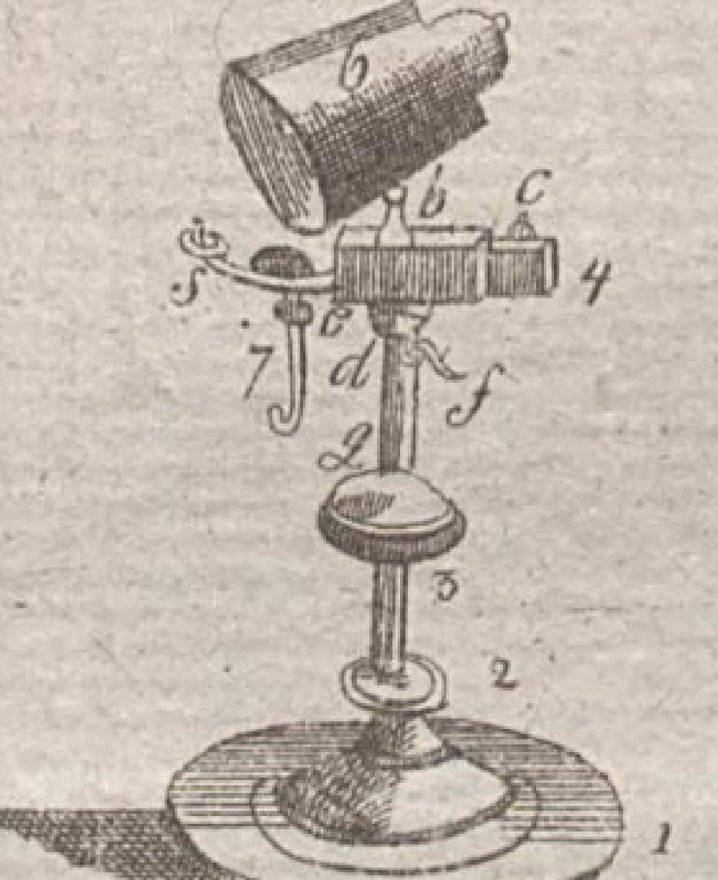
3705. d)



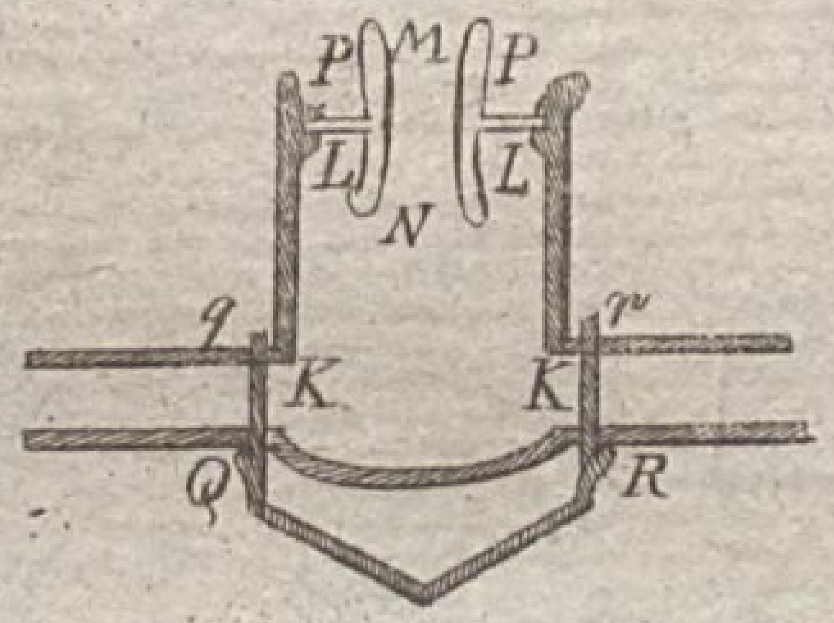
3705. g)



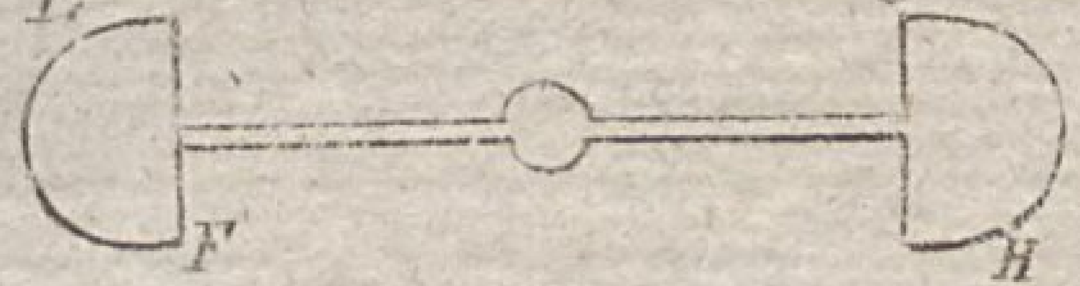
3706. S. 201



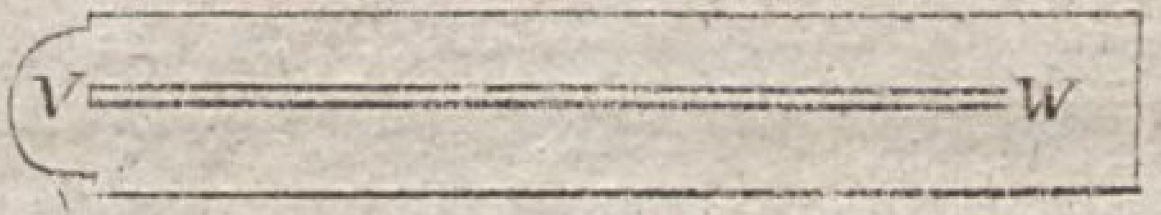
3705. f)

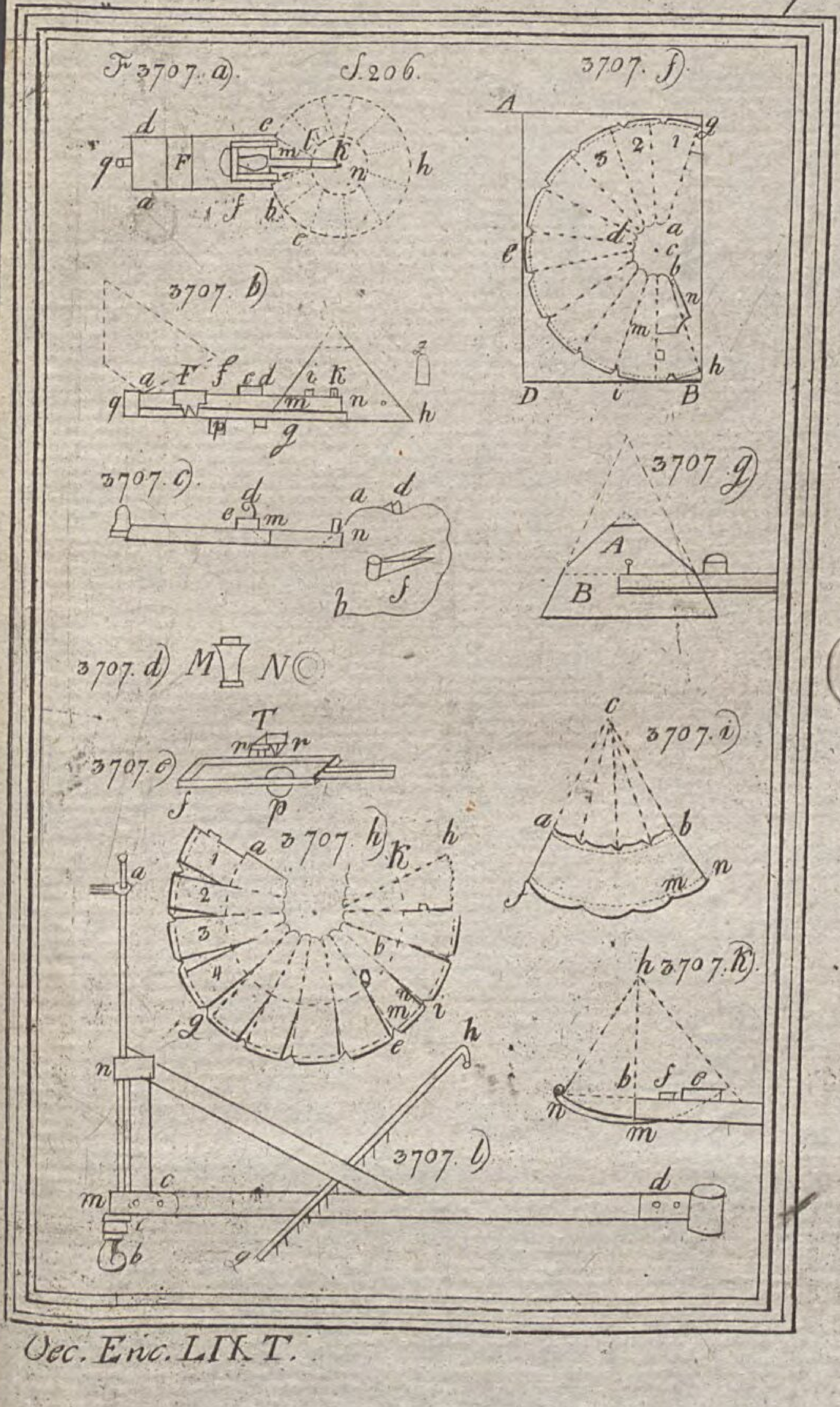


3705. e)

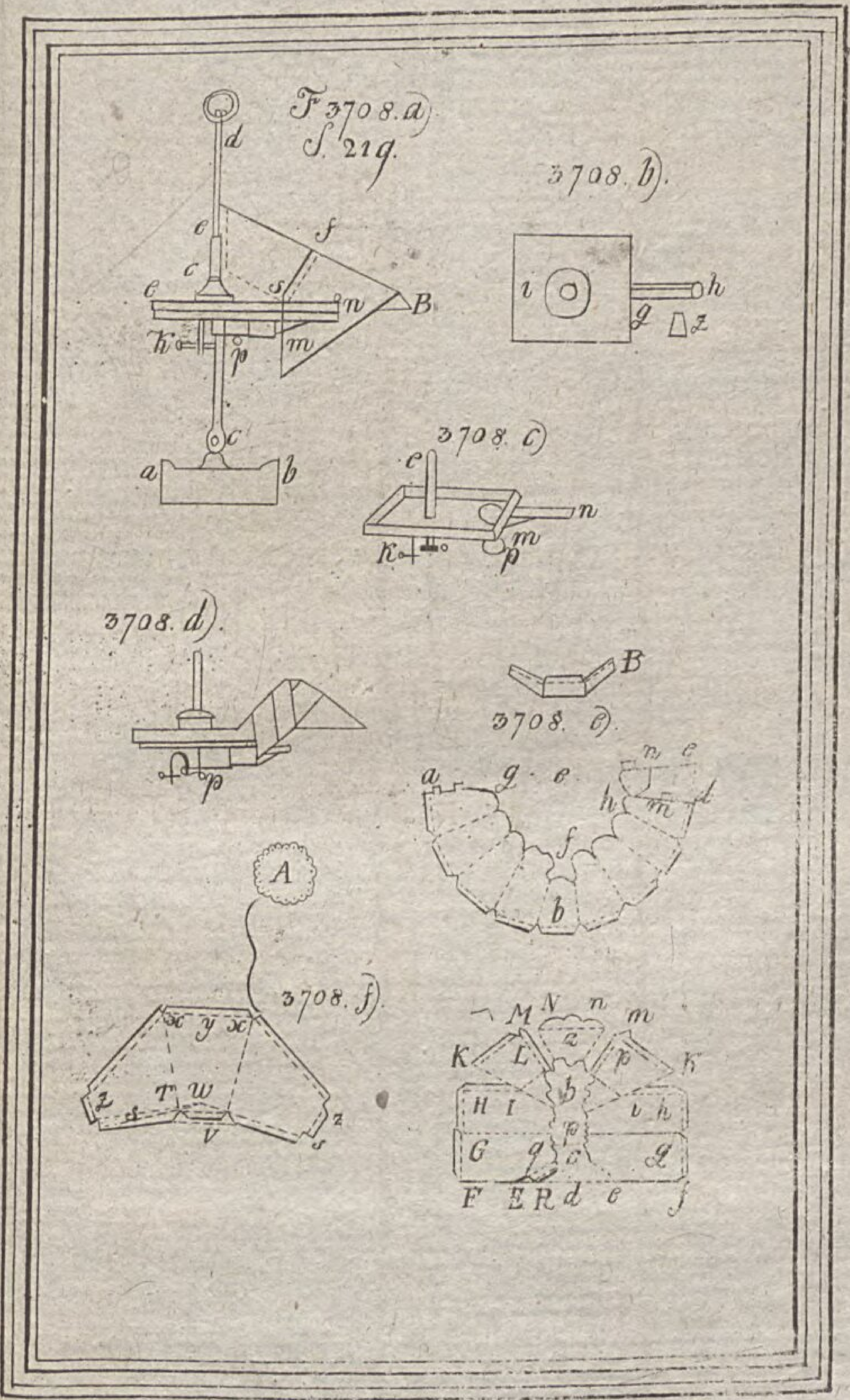


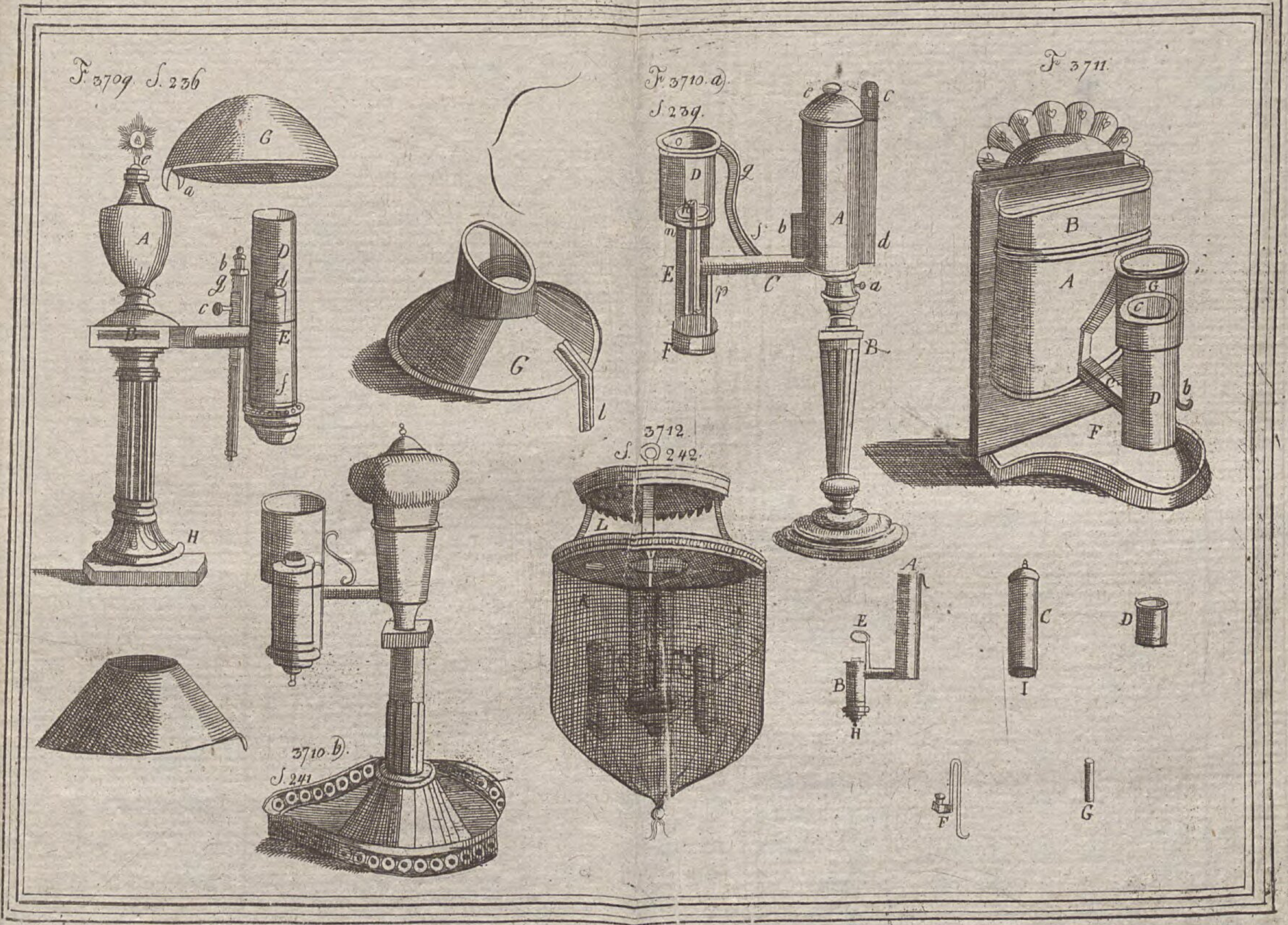
3705. h)



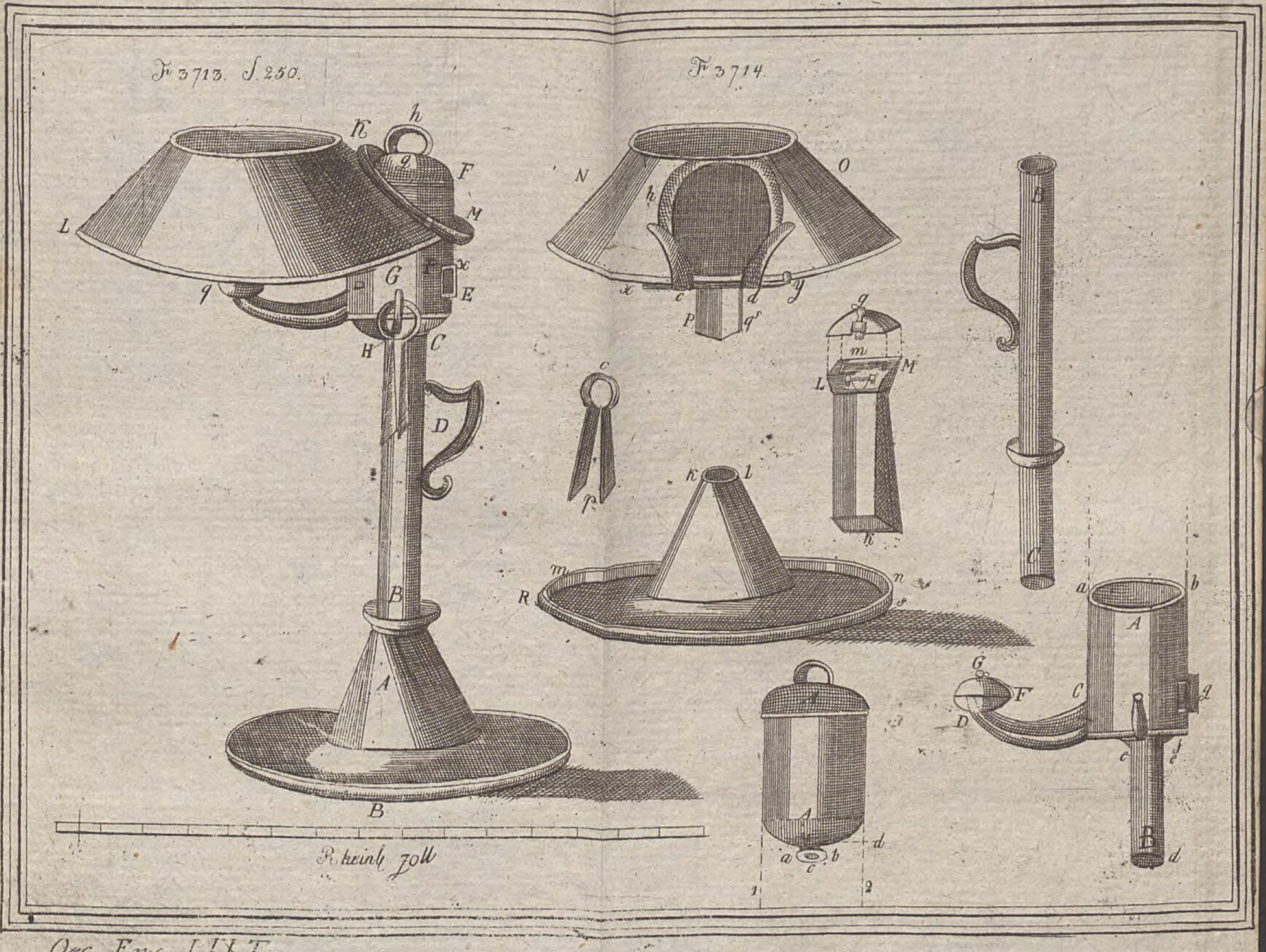

F 3707. a)
S. 206.
3707. f)
3707. b)
3707. c)
3707. g)
3707. d) M N
3707. e)
3707. i)
3707. h)
h 3707. K)
3707. l)

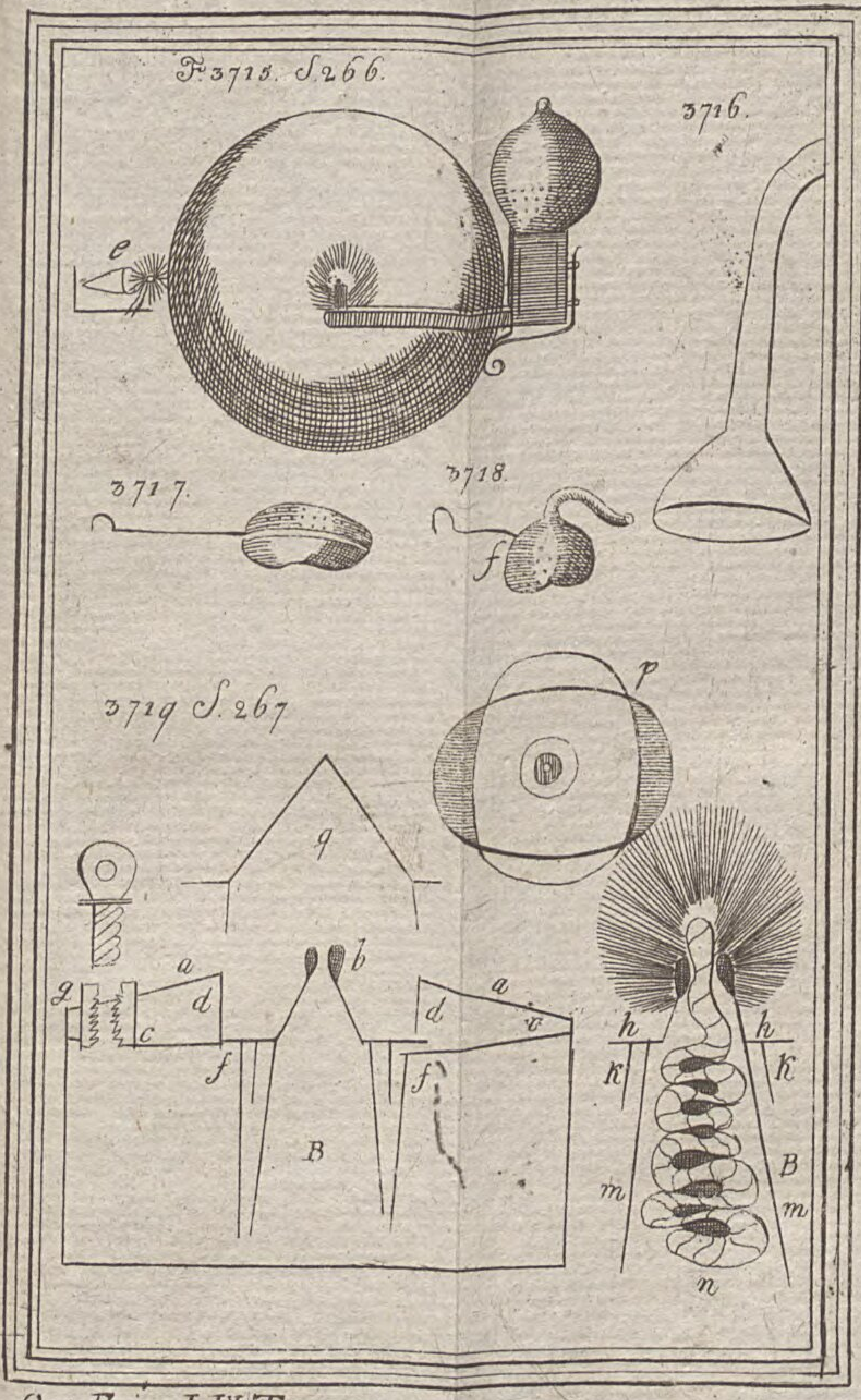
Oec. Enc. LIX T.

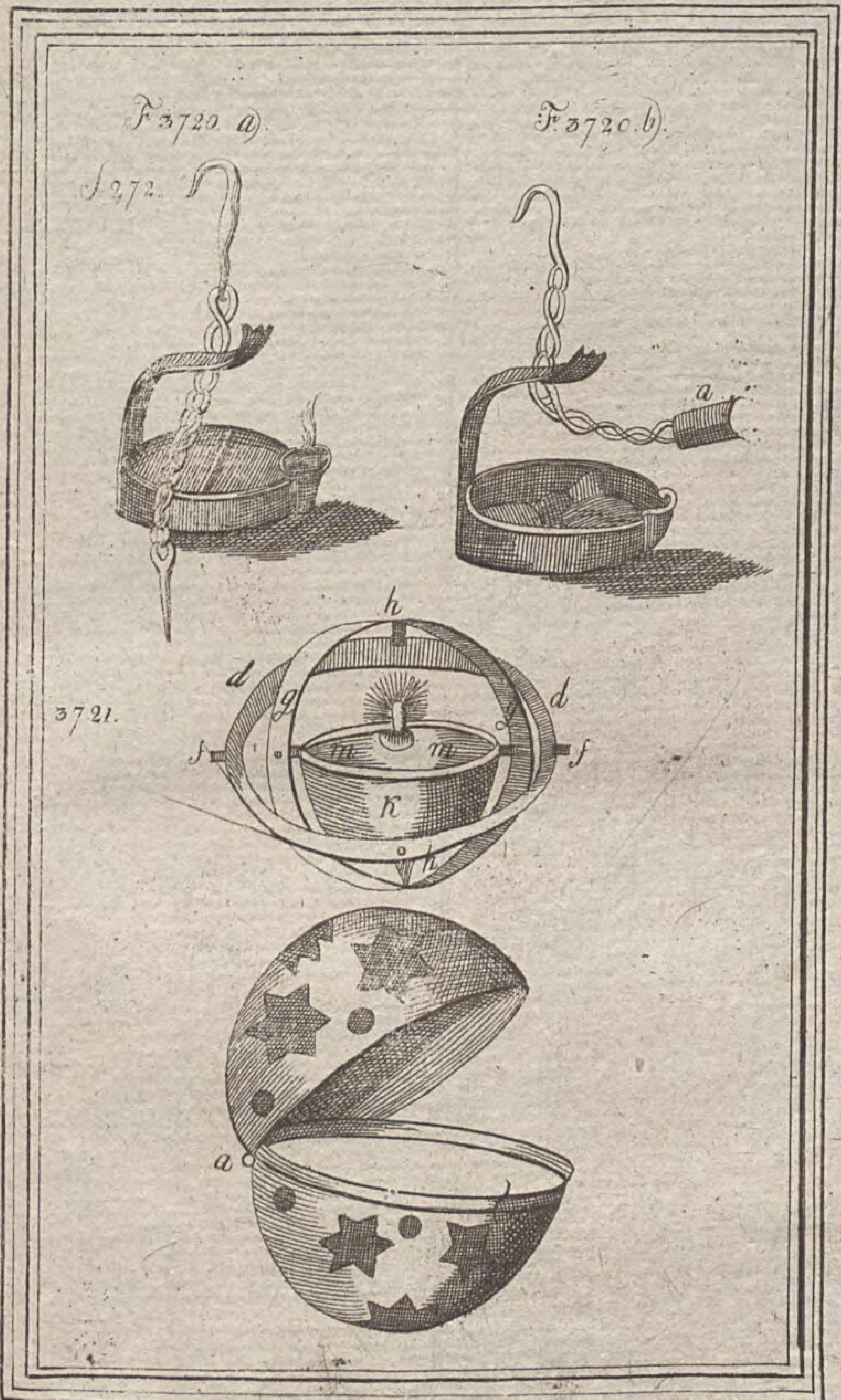

F 3708. a)
S. 219
3708. b)
3708. c)
3708. d)
3708. e)
3708. f)
A
B

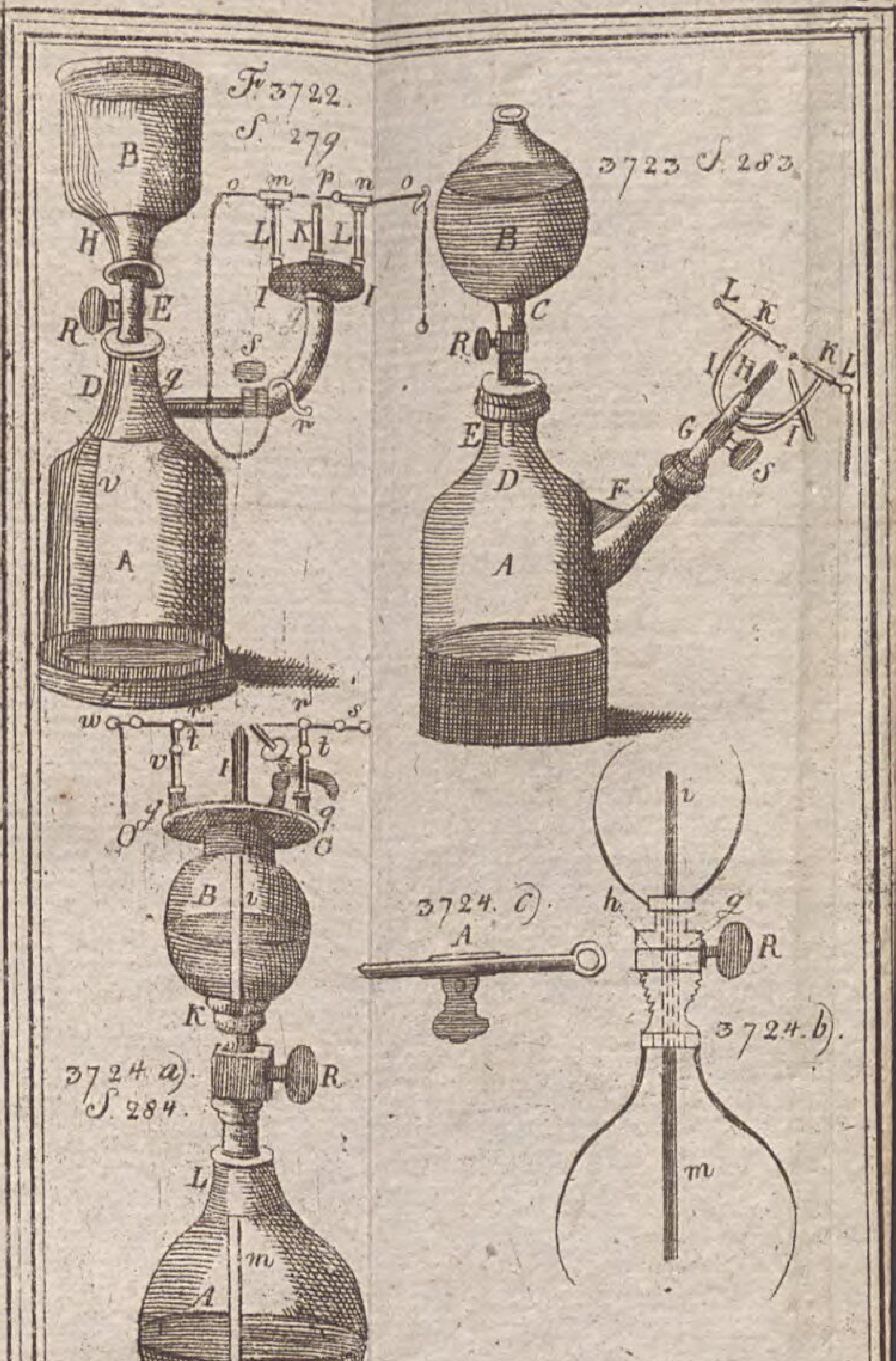

F. 3709. S. 236
F. 3710. a). S. 239
F. 3711
3712. S. 242
3710. b). S. 241

F 3714


F. 3713. S. 250.
F. 3714.
Rheinl. Zoll

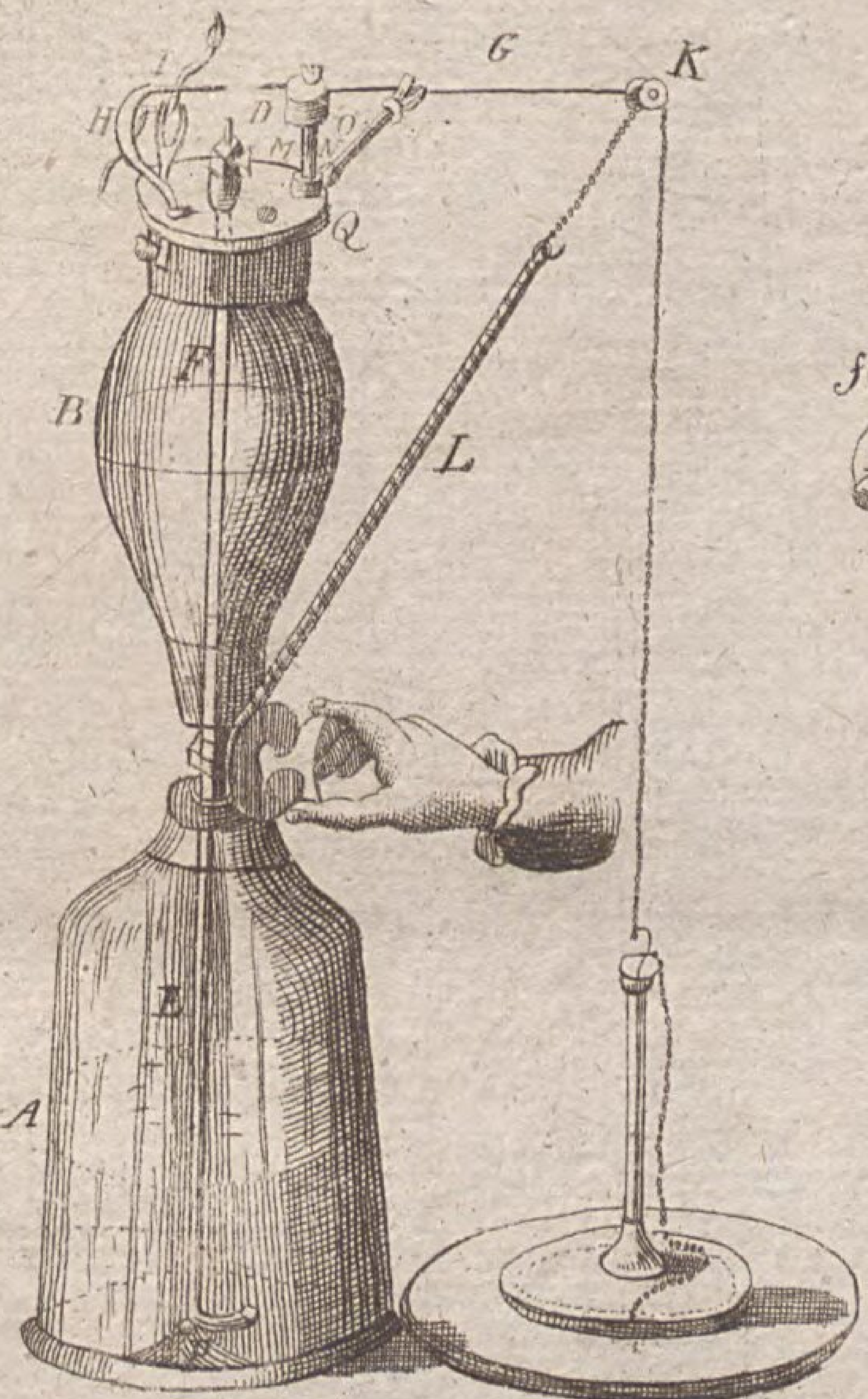

F. 3715. S. 266.
3716.
e
3717.
3718.
f
3719 S. 267
p
q
a
b
d
g
c
f
v
h
K
B
m
n


F. 3720. a)
F. 3720. b)
a
3721.
h
d
g
d
f
m
m
f
K
h
a

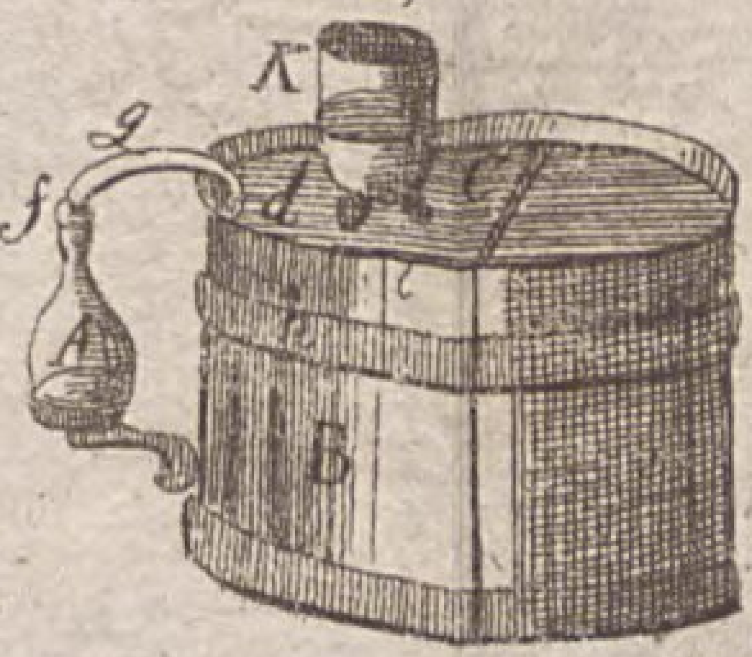


Oiv. Enc. LIX.T.

F. 3725. S. 287.

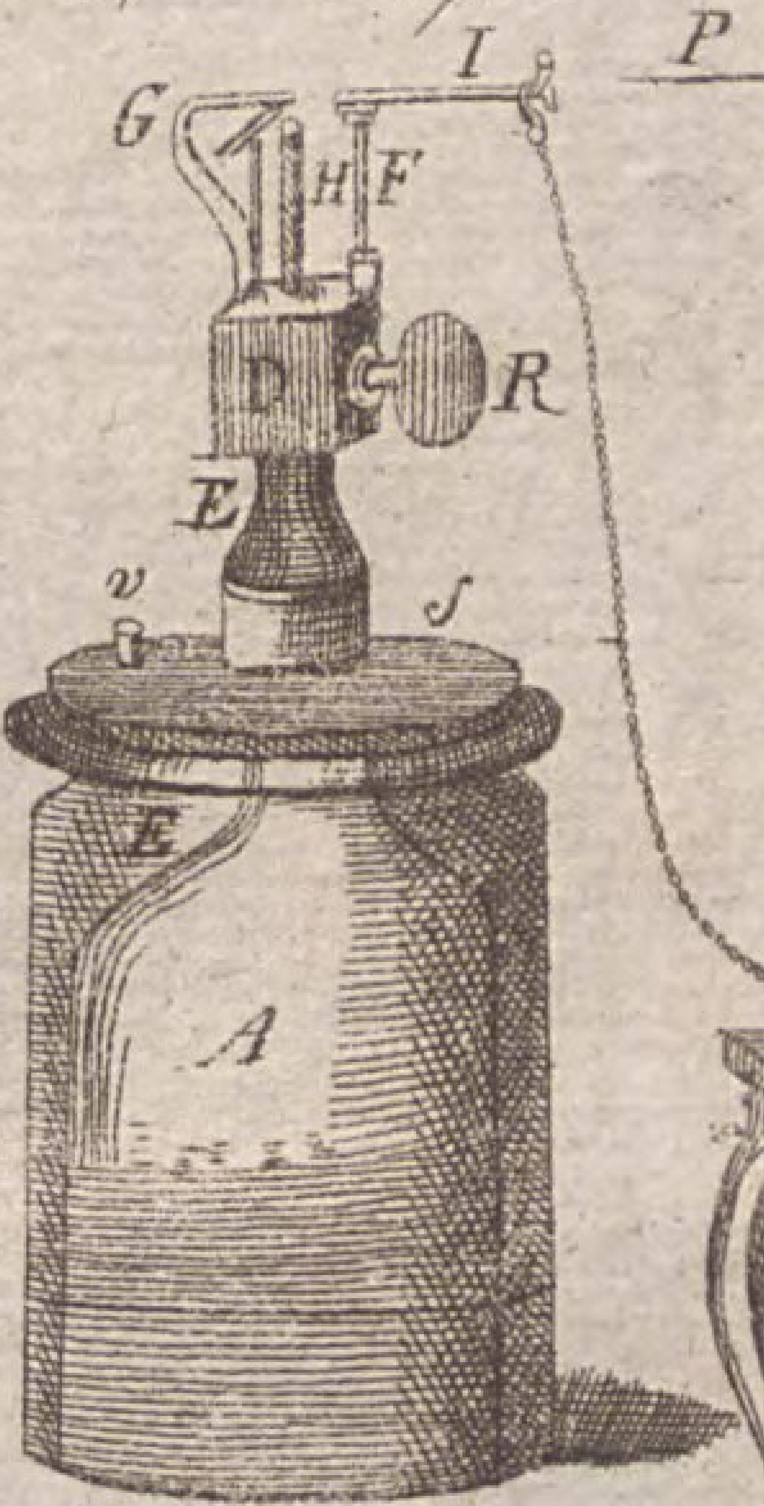


F. 3730.

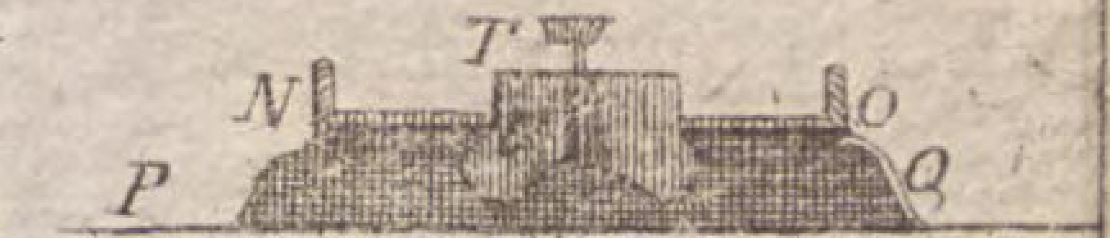


F. 3729. S. 297.

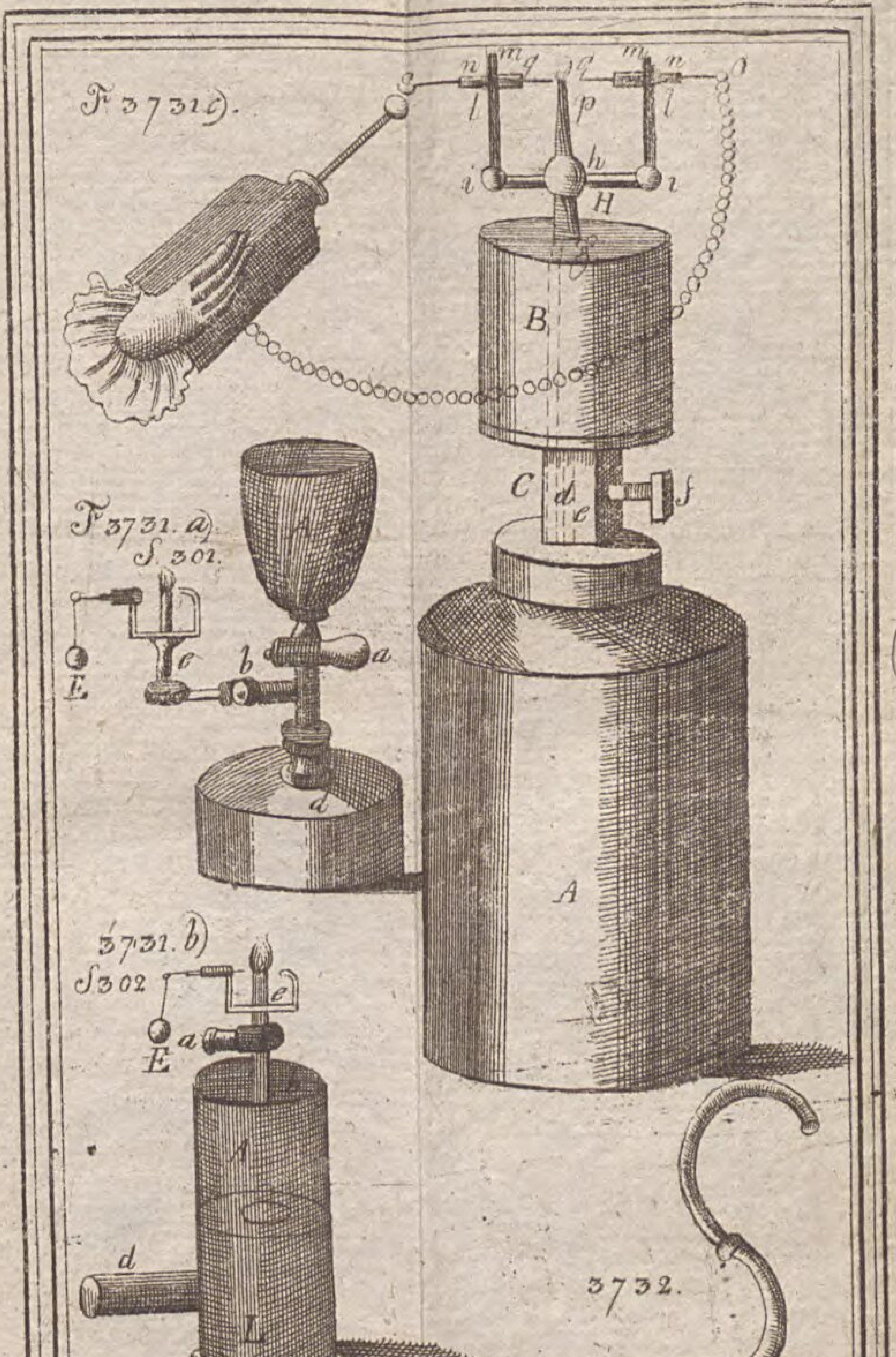
F. 3726. S. 294.



F. 3727. S. 296.

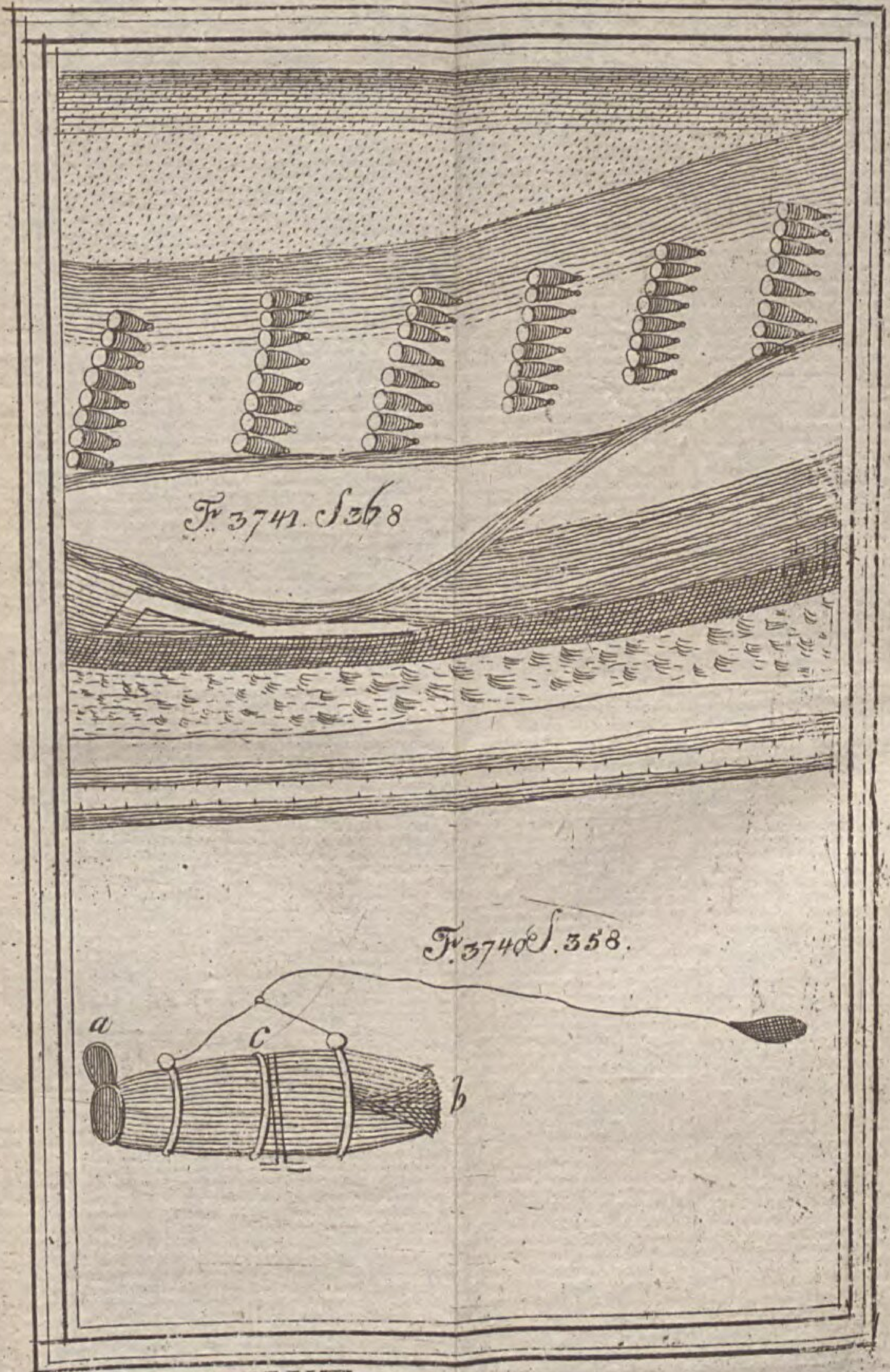


F. 3728.


F 3731 c).
F 3731. a)
S. 301.
3731. b)
S 302
3732.
A
B
C
E
H
L

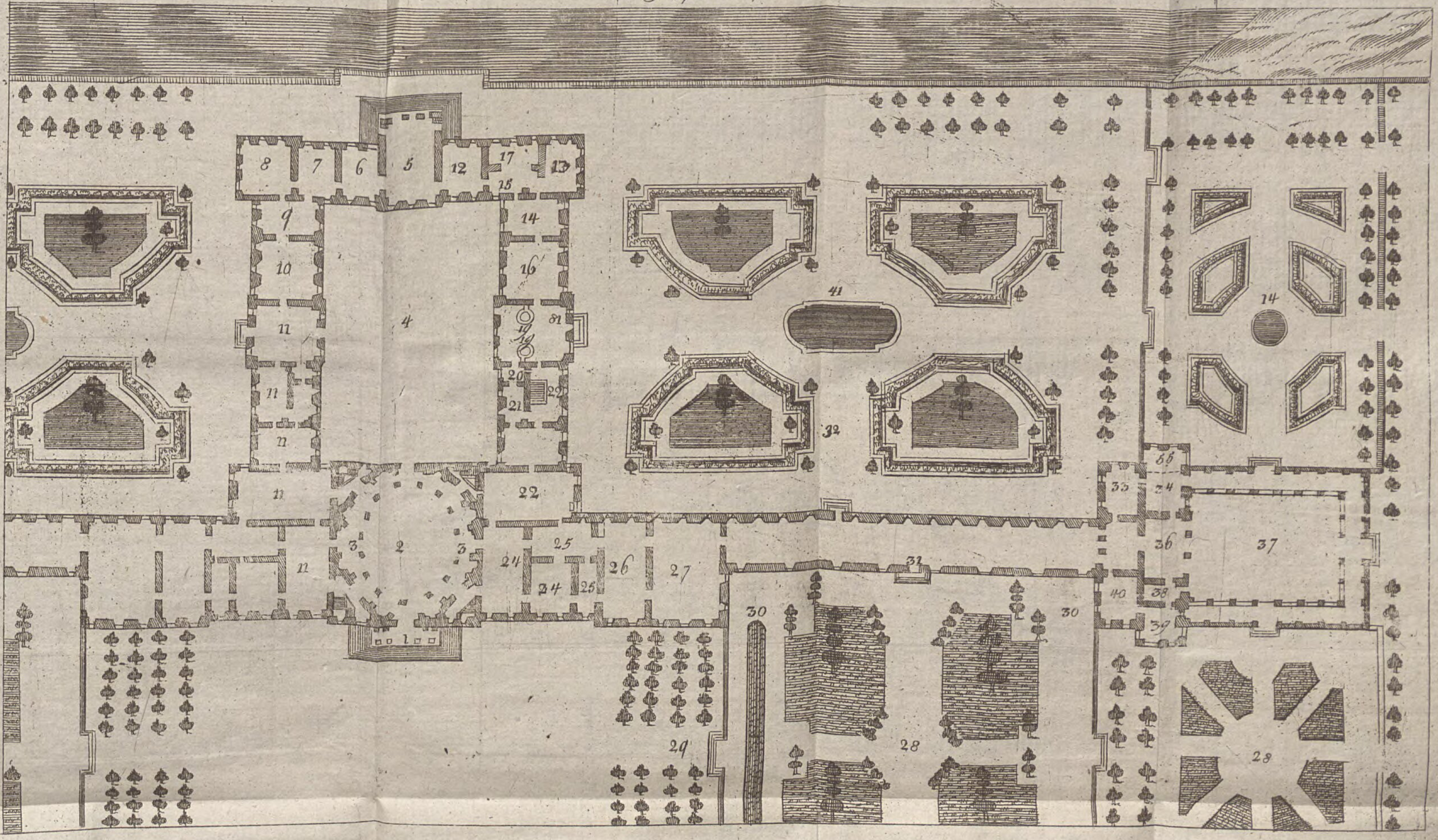
F. 3733. a). S. 306.
3733. b)
3734
S. 348.
3736
3735. S. 311.

F 3737 a). S. 313.
3737 b).
3737 h).
3737 l).
3737 m).
3738 a) S. 320.
3737 d).
3737 k).
3737 f).
3737 g).
3738 b).
3738 f).
3738 c).
3738 d).
3739 a). S. 336.
3739 b).
3739 c).
3739 d).



Oec. Enc. LIX T.

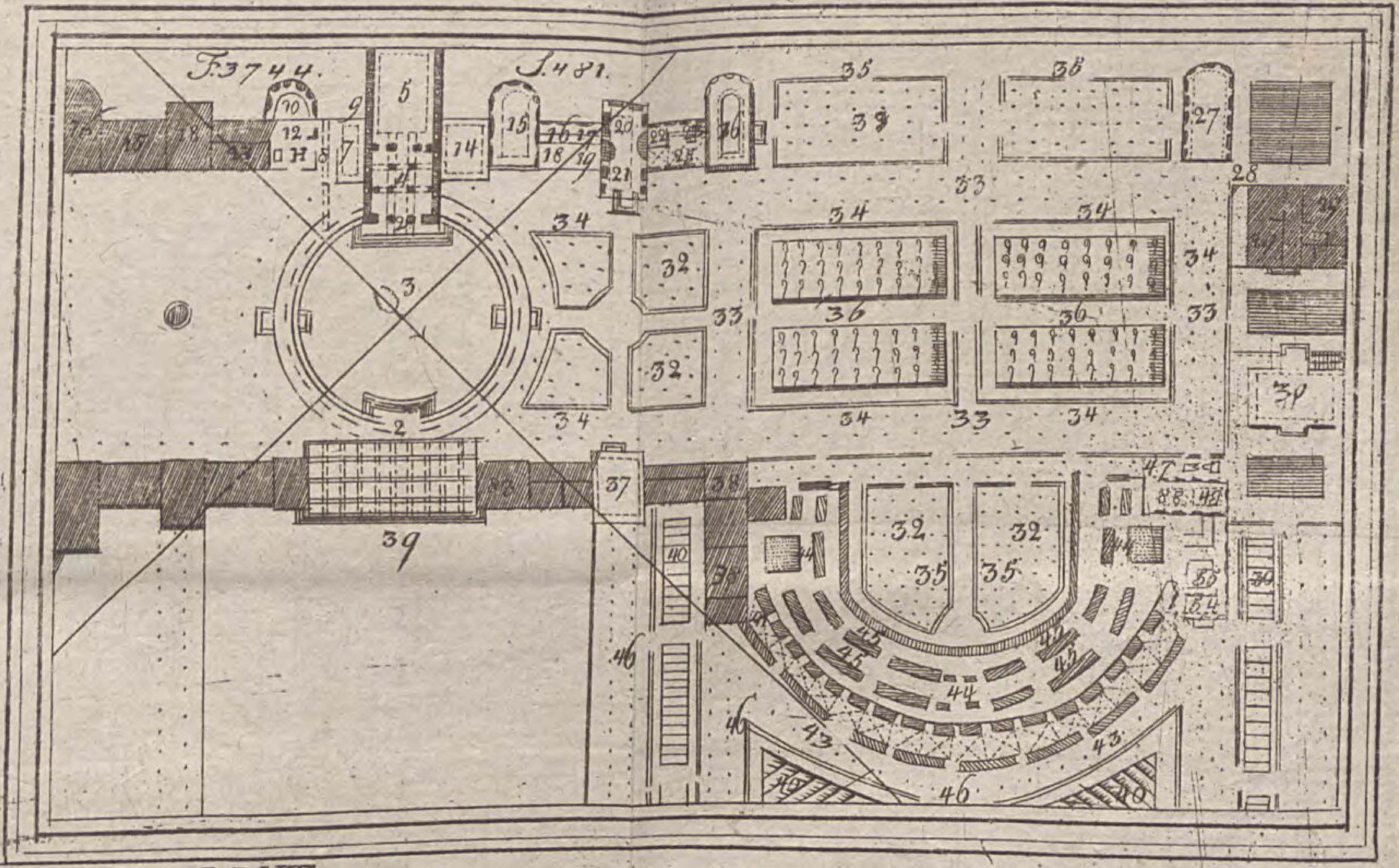
F. 3742 S. 471.



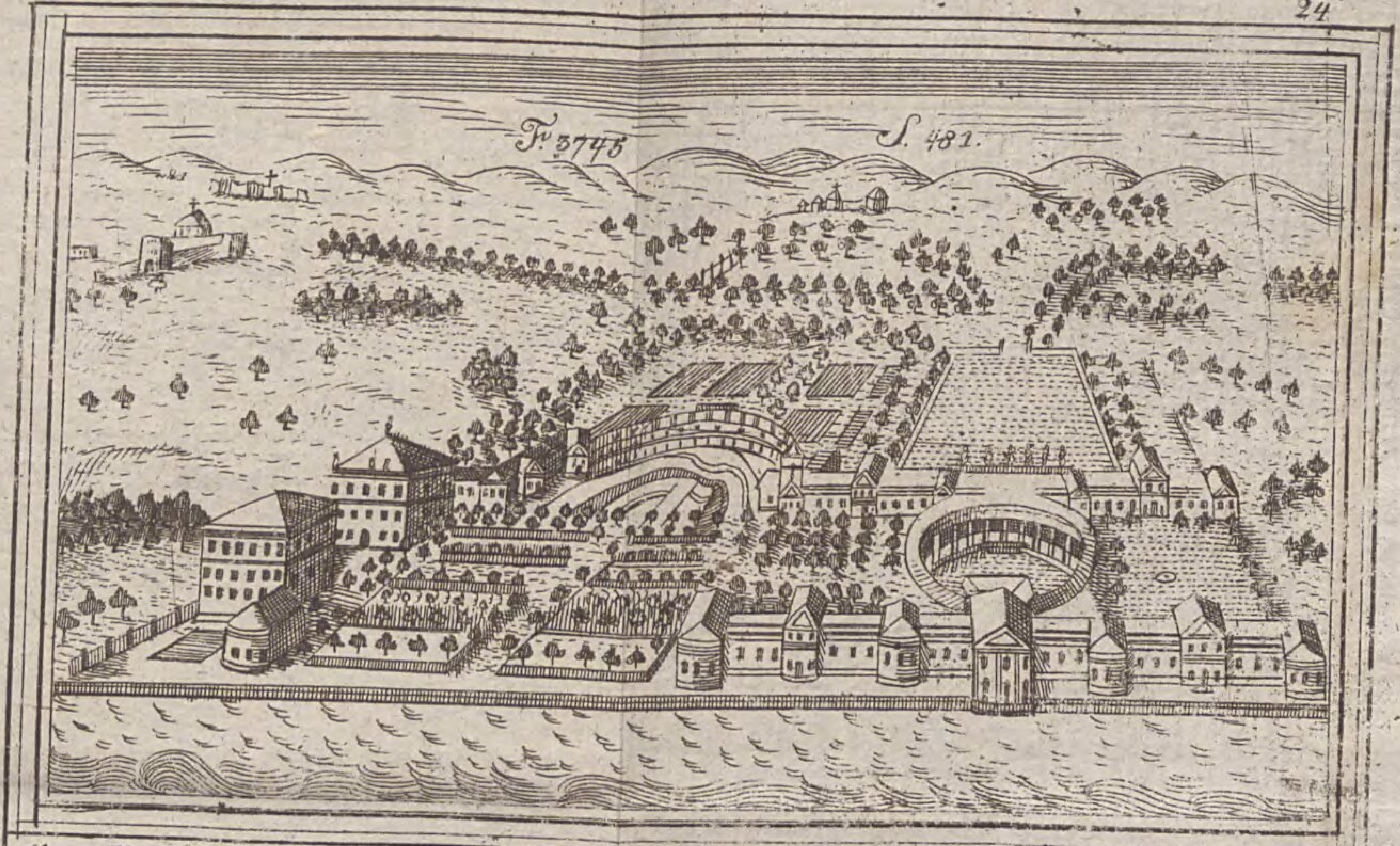
Oec. Enc. LIXT.

F. 3743 S. 28

27
26
28
29
33
30
32
34
36
9
10
24
25
35
8
11
12
6
23
5
20
19
18
17
13
3
16
37
22
21
2
4



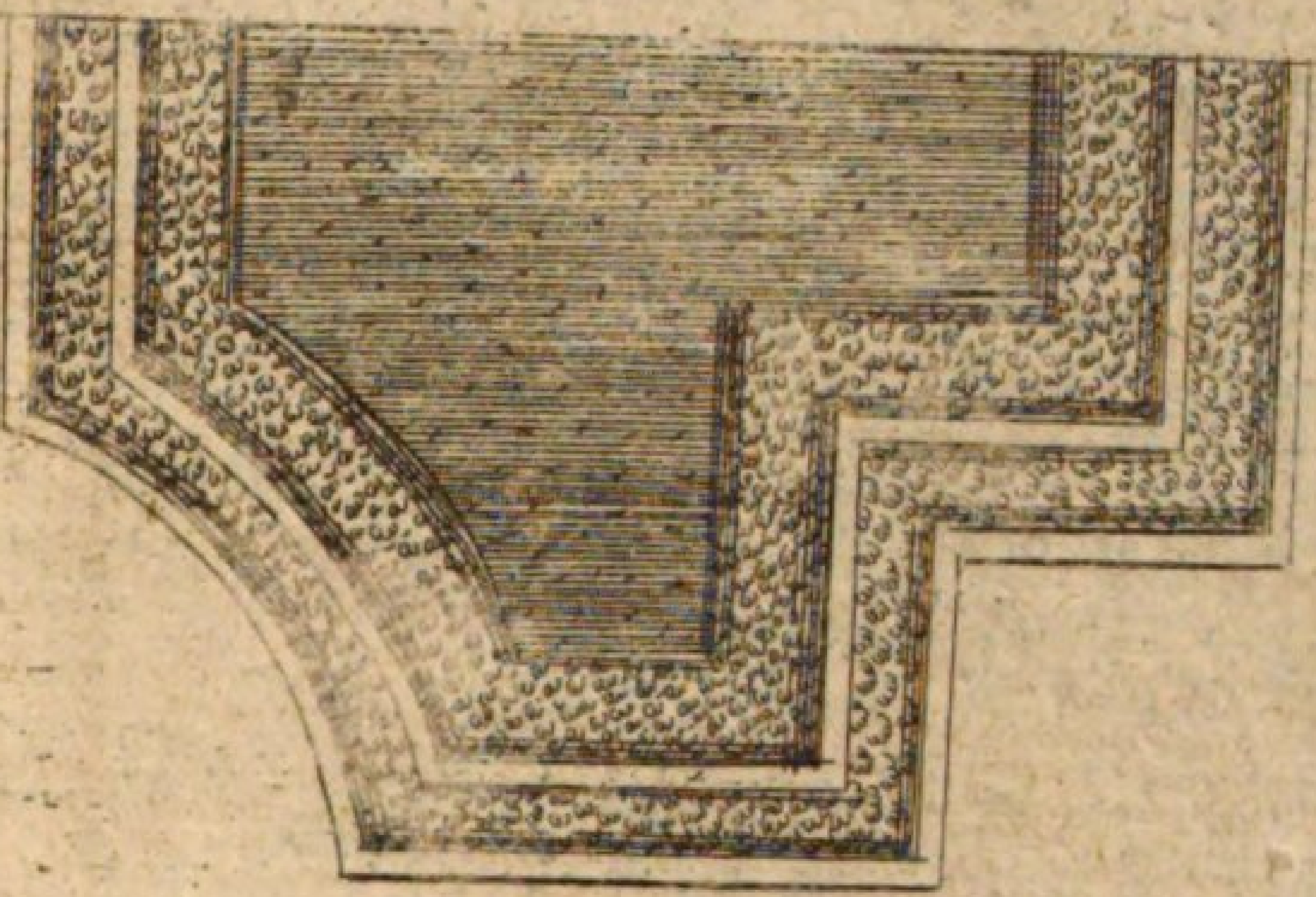
Oec. Enc. LIVT.

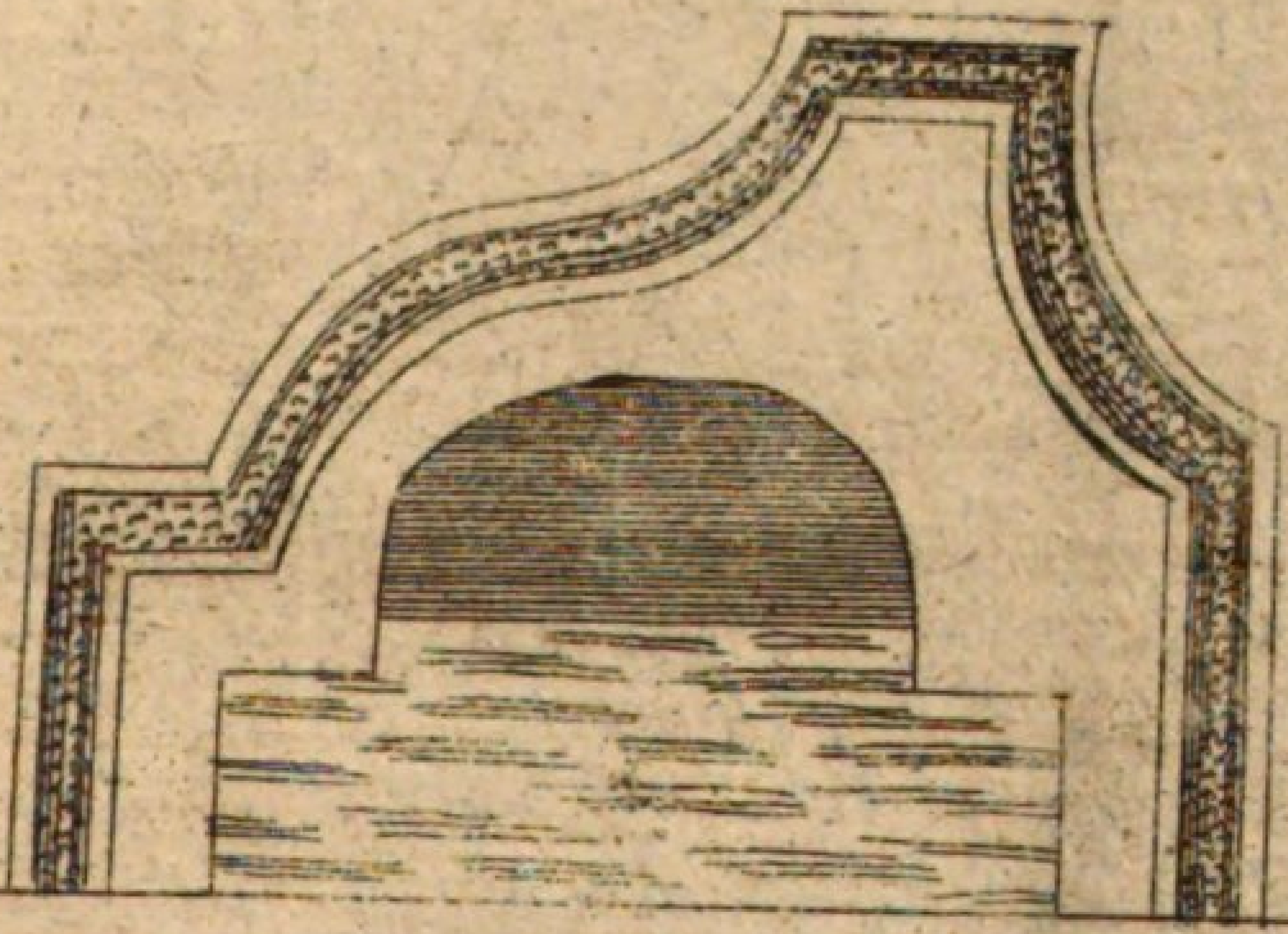


Oec. Enc. LIVT.

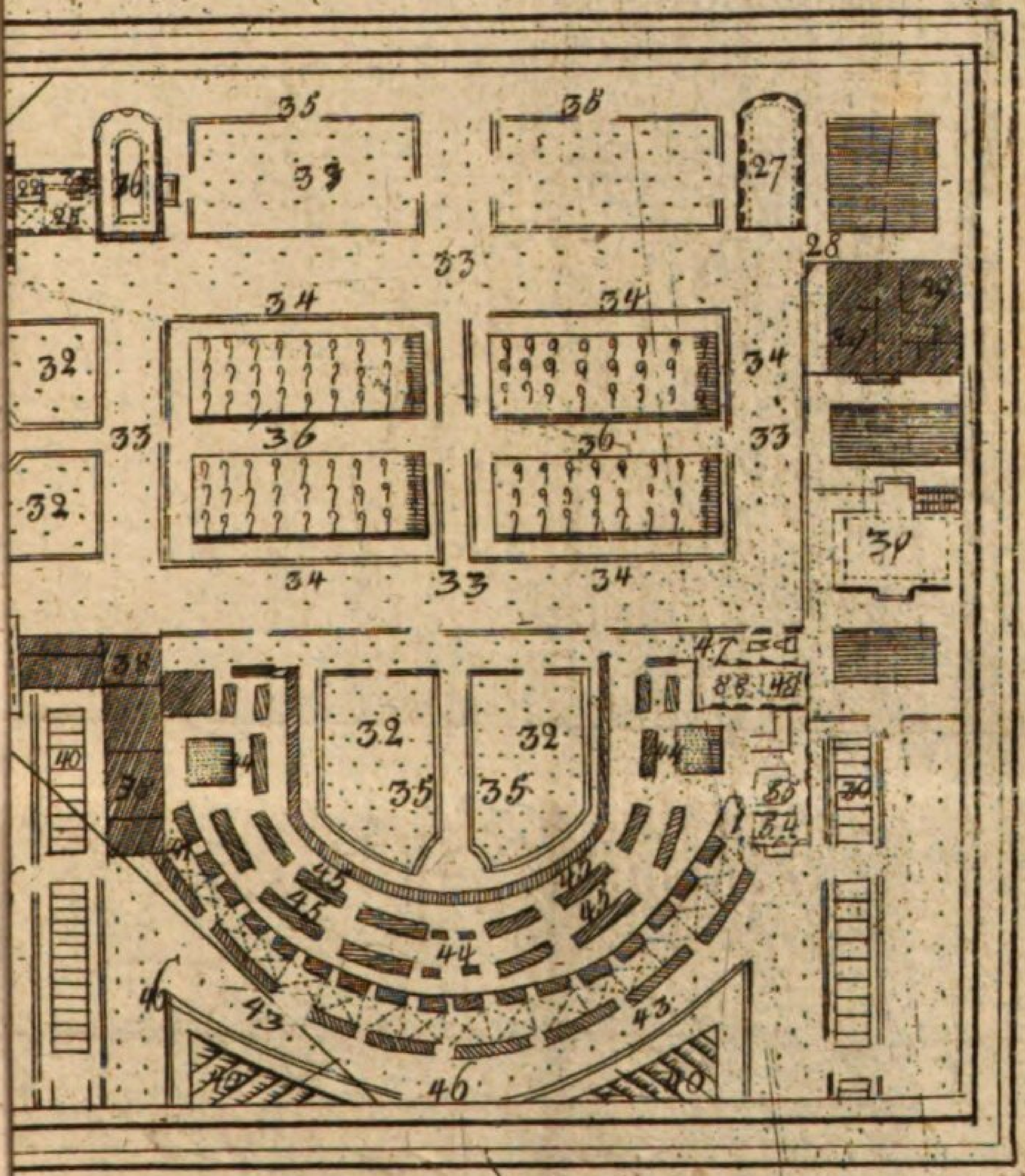
478

27

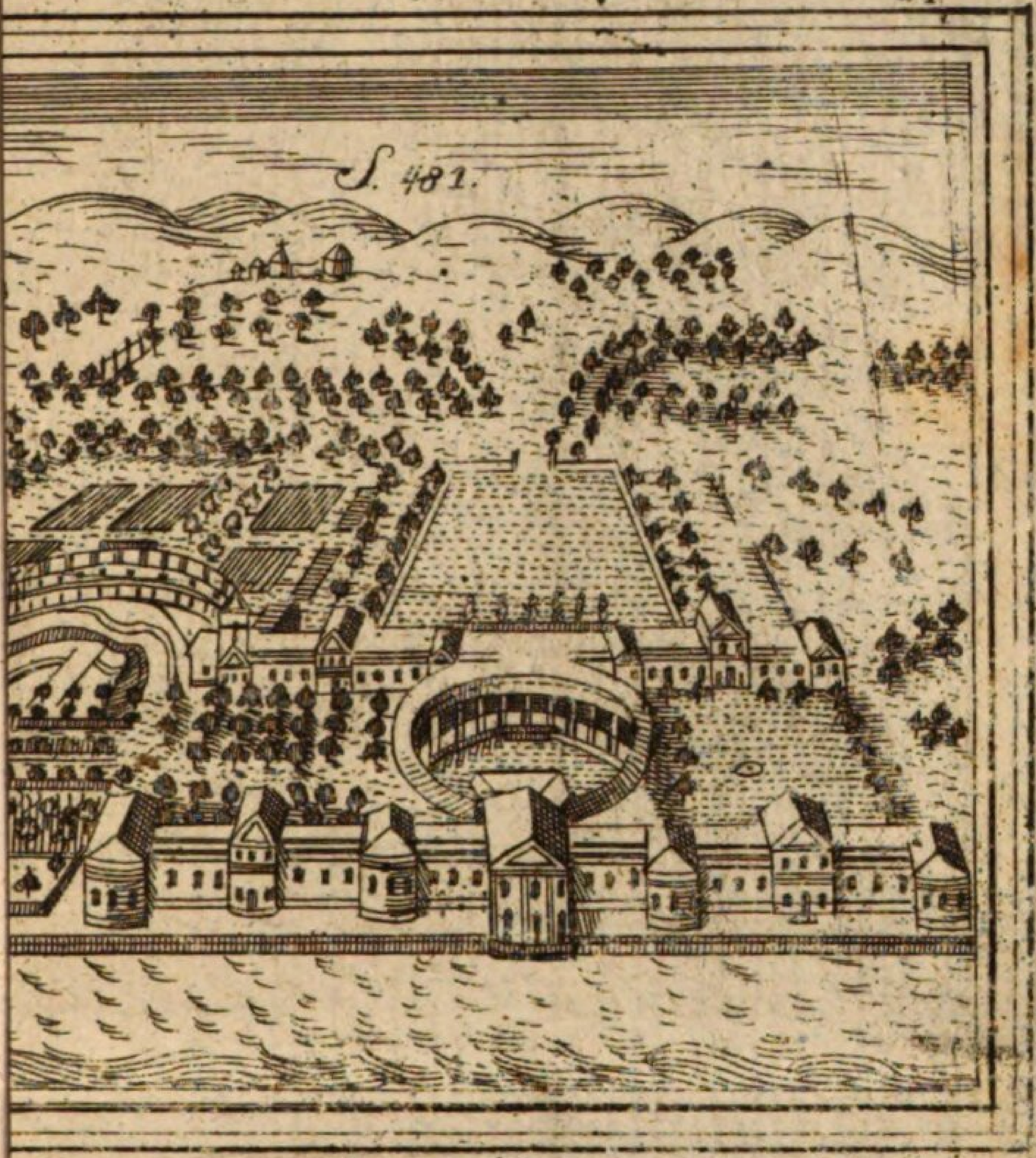




23.



24



Oec. Enc. LIII T.

F. 3747. S. 540.

Zeichnung eines Adelichen, oder Amthauſes, bey dem die Wirthſchaftsgebäude wie in F. 3746 gezeichnet und angehängt werden.

Inhalt des Erdſtokwerks

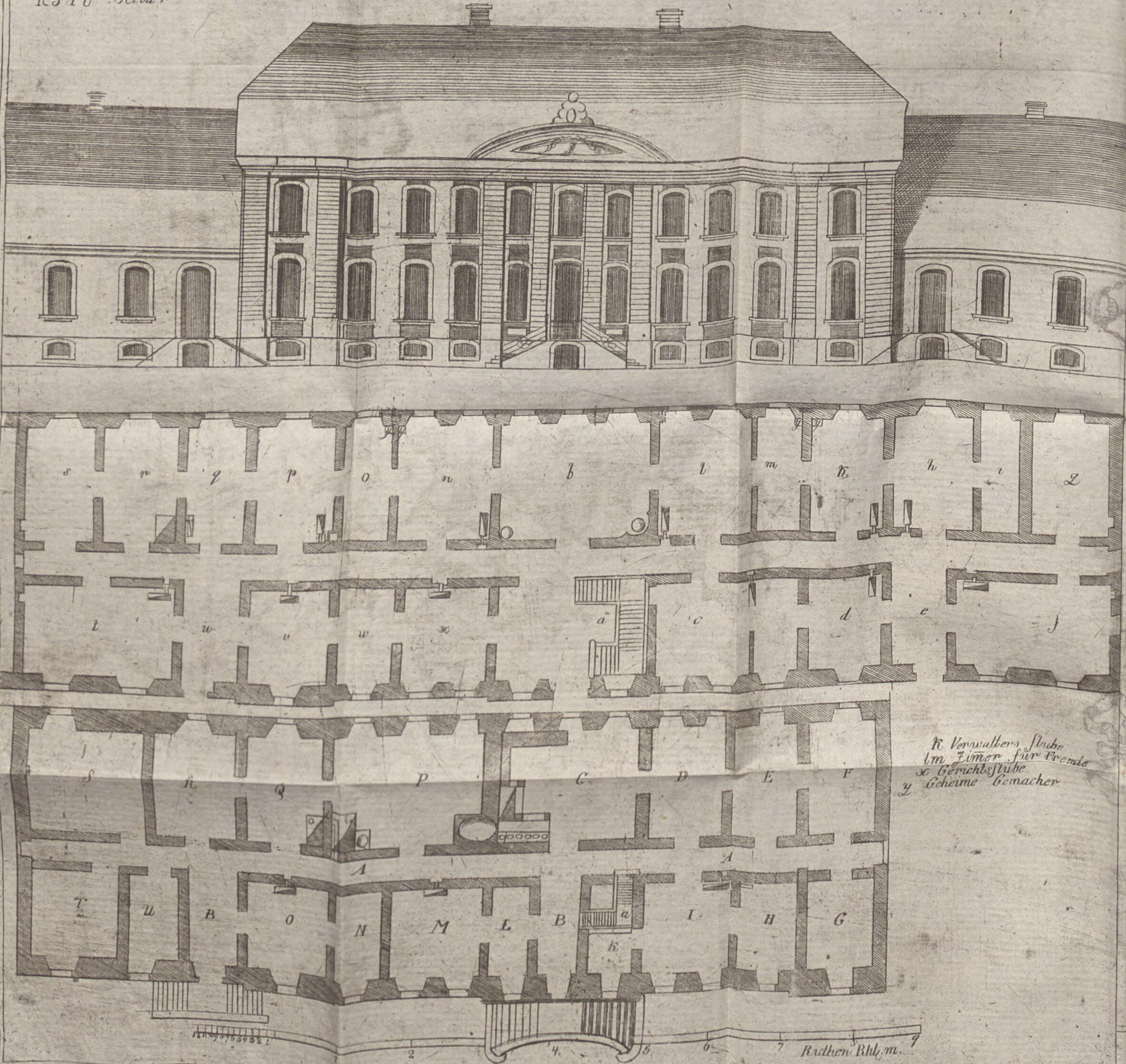
A Gang
B 2 kleine Gänge
C Küche
D Speiſe Kamer
EF Wein Keller
GH Gefängniſſe
IK Wohnung des Gerichtsknechts
LM .... Kochs
NO .... Brauers
PO Brau und Brenhaus
RSTU Keller

Inhalt der 1ten Etage.

a Flur und Gang
b Sahl
c des Herrn Stube
d Bedientenſtube
e Kleine Flur
f Geſindeſtube
g Knechtekamer
h Wohnung des Schäfers.
no Wohnung der Hausfrau.
p Wohnung der Kamer-jungfer
q Milchkamer
r Küche für das Geſinde
s Magdekamer
t Wirthſchaftsſtube
u Eingang
vu Wohnung des Gerichtshalters.

Inhalt der 2ten Etage die hir nicht gezeichnet iſt

Aa Hausflur
Bb Cc Zimer für den Herrn
Dd Ee für Madame und Kinder
Ff Gg .... Fremde
Hh Sahl
Ii Kk zimer für Hofmeiſter und Kinder
Ll Gang
Mm Privete.
Nn Treppe.

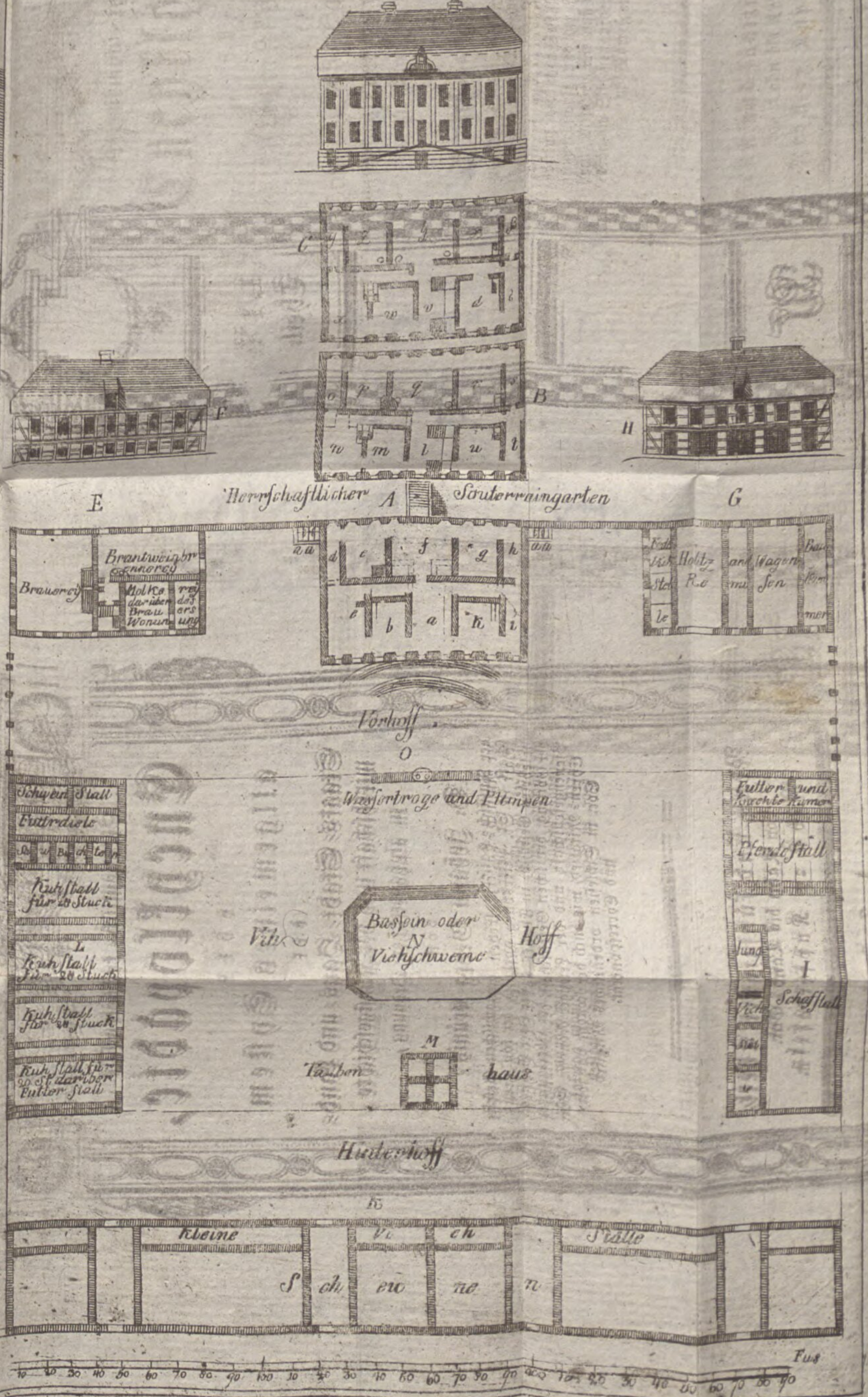


R Verwalters Stube
lm Zimer für Fremde
x Gerichtsſtube
y Geheime Gemacher

Ruthen Rhl. m.

Grund und Aufriſs der Herrſchaftlichen Wohn — und Wirthſchafts-Gebäude des Herrn General v B z B nebſt der Grundlage des ganzen Gehöftes.

A Grundriſs des Souterrains. a die Flur. b Bedientenſtube. c Kochsſtube. d. Milchkeller. e Molkenſtube. f Küche. g Speiſskamer. h. Keller zu den Speiſen i Weinkeller. k. Bier Keller. B. Hauptetage l Flur darzu die Rampe oder Auffarth führt m herrſchaftliche Wohnſtube. n Schlafſtube mit Alcoven o Kamer p Wohnſtube der Frau vom Hauſe. q Speiſeſahl. r Viſitenſtube. s Cabinet. tu Verwalterſtube und Kamer die Abtritte a a können an die Mitte des Hausgiebels gebaut werden. C obere Etage. v Flur. w x Wohnung für den Hoffmeiſter und Kinder y z Logir Stube mit Kamer für Fremde. tz Speiſe und Tanzſahl aß Logir- und Viſiten-Stube und Kamer γ δ dergleichen für den Gerichtshalter D Aufriſs dieſes Hauſes EF Das Brauhaus die Brandweinbrenerey und Molkerey G H Federviehſtälle Holz- und Wagenremiſe nebſt Baukamer.



Oec. Enc. LIV T.

Krünitz, Johann Georg,

Oeconomische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft in alphabetischer Ordnung

Bd.: 59

Brünn 1794

Oecon. 1033-59
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296891-1
VD18 90040562